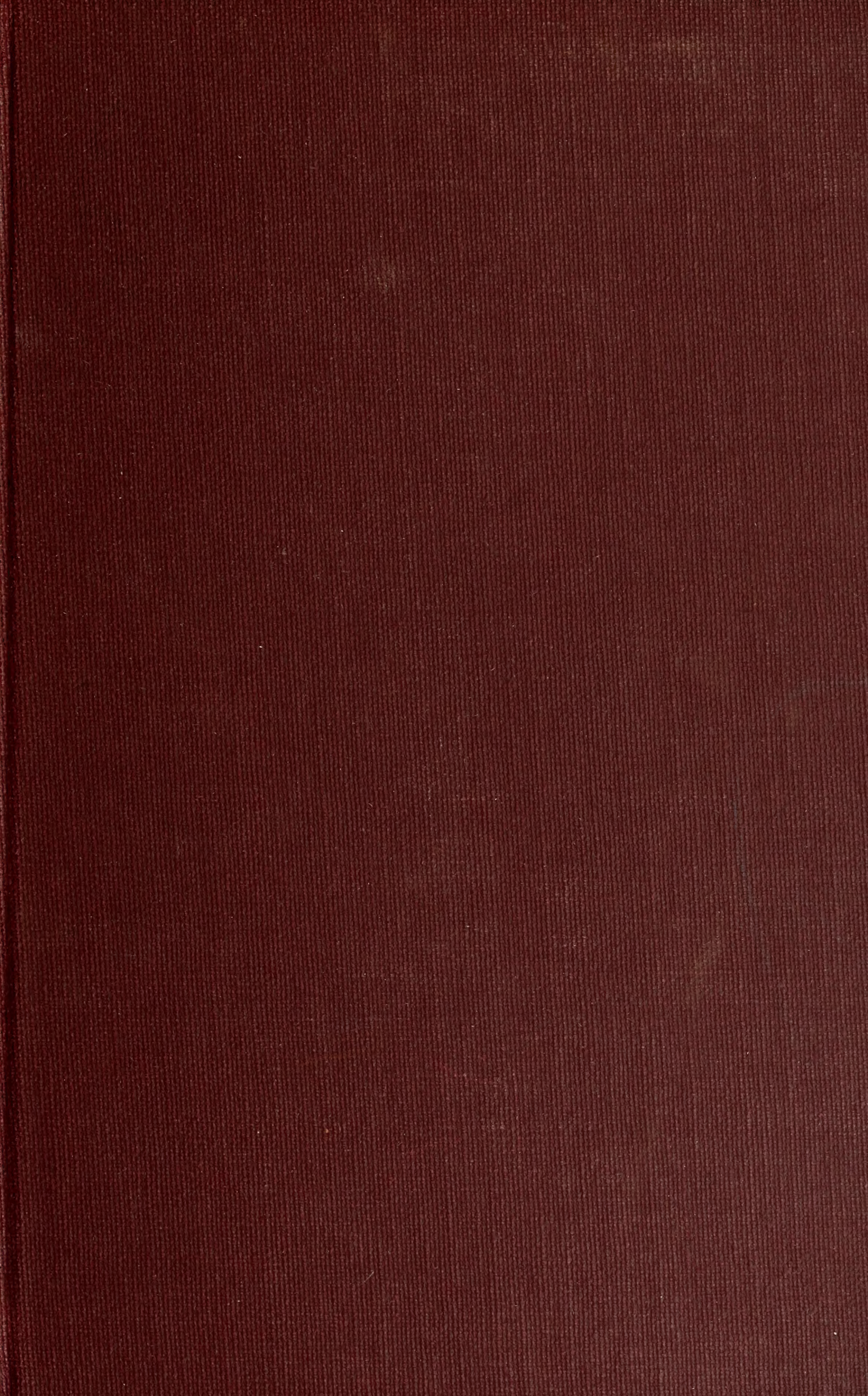


Die neue Rundschau

XXI ter Jahrgang der freien Bühne

1910

Band 4



Berlin / S. Fischer / Verlag



Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Gedichte:

Aufsätze:

Rundschau:

Anmerkungen:



Der Beamte/ von Alfred Weber

Was hier gesagt werden soll, richtet sich nicht an jene notwendig immer große Masse von Menschen, für die das gute Geordnetsein des Daseins, wie es auch sei, zugleich dessen letztes und höchstes Etwas ist, die, wenn sie sich ins Philosophische erheben, darin das göttliche System des Lebens sehn und, wenn sie im Alltäglichen verbleiben, das warme Plätzchen spüren, das dabei nicht nur für andere, sondern auch für sie bereitet ist. Es könnte sich schon eher richten, wird aber wohl auch nicht verstanden werden von der zweiten Kategorie, den anderen, die — selber kräftige Naturen — diese gute Ordnung nicht für sich selbst, sondern deshalb wollen, weil sie in ihr die Grundlage der Kulturentfaltung zu spüren glauben oder vielleicht auch nur — eine heute immer größere Schar — die Garantie der Anteilnahme der schwächeren Schichten der Bevölkerung an der Kultur; und die von dieser Stellung her „Ordnung", welche sie auch sei, vertreten. Gesprochen ist das hier zu Sagende zu Leuten, die ganz anders fühlen, die fühlen, daß im Leben und Geschichte nicht der Mechanismus, sondern die Auslösung der Kräfte die Grundlage des Großen ist, dessen, was der einzelne und dessen, was die Gesamtheit schafft. Und ganz verstanden — ich meine nicht nur äußerlich verstanden werden wird das, was hier gesagt wird, nur von denen, die fühlen, daß außerdem die großen Leistungen des Einzelnen und der Gesamtheit immer irgendwie zusammenhängen, daß auch das ganz Inkommensurable und Einzige, das geschaffen wird, in irgendeiner Weise doch nur Höhepunkt in Wahrheit kollektiver Kraftentfaltung ist, — und die, wenn sie es auch noch nicht wissen, w i e es das ist, wie eigentlich die Kraftentfaltung der Nation und ihrer ganz großen Kinder innerlich zusammenhängen, doch weil sie glauben, daß zwischen beiden ein Konnex besteht, die psychische Entfaltung jedes Teils des Ganzen als wichtig und das geistige Absterben irgendeines Teils als gefährlich ansehen.

Für Leute, die so fühlen — es handelt sich um ein gemeinsames Kulturgefühl, mehr nicht bis jetzt — wächst heut ein ungeheures Problem herauf. Sie sehen, wie sich ein riesenhafter „Apparat" in unserem Leben erhebt, wie dieser Apparat die Tendenz besitzt, sich immer weitergehend über früher — sagen wir es zunächst einmal unklar — frei und natürlich gewachsene Teile unsrer Existenz zu legen, sie in seine Kammern, Fächer und Unterfächer einzusaugen, — sie fühlen, wie ein Gift der Schematisierung, der Ertötung alles ihm fremden,

individuellen, selbstgewachsenen Eigenlebens dabei von ihm ausstrahlt, wie er an Stelle dessen ein riesenhaftes rechnerisches Etwas setzt, ein System, das mit einem toten Vor- und Nacheinander, brockenweisen Miteinander, seelenlosen Füreinander sich über alle Arbeit, alles Schaffen breitet. Und wenn sie sich dann sagen, daß man ja imstande sei, sich von dieser neuen Daseinsform doch innerlich zu distanzieren, sie, mag man auch äußerlich mit ihr verflochten bleiben, durch geistige Abstandnahme wenigstens von innen her zu überwinden, so sehen sie mit Entsetzen, wie die Psyche der Bevölkerung sich diesem „Apparate" anpaßt, wie sie in seine Kammern, Fächer und Unterfächer einkriecht, sich dort als in bequemen warmen Plätzchen häuslich festsetzt, wie sie die Leitern aufkriecht, die von einem zum andern warmen Plätzchen führen, wie sie mit anderen Worten einschrumpft zu der Sehnsucht nach Versorgtsein aus dem und zum Streben nach Karrieremachen in dem Apparat.

Kräfteabsorption durch einen toten Mechanismus sehn sie vor sich —, und Kräftelösung für das freie Leben, das fühlen sie als Unterlage jedes künftigen, jedes denkbaren weiteren kulturellen Schaffens.

Nur eine Seite des riesigen Problems, das darin liegt, soll hier besprochen werden; auch sie nur zum Teil. Nur die Frage der Möglichkeit sich vor dem neuen Mechanismus irgendwie zu retten, nicht seine Konstitution und seine innere Form soll behandelt werden; — nur die Frage also, die von ihm zu den außer ihm liegenden Kulturgrundlagen unseres Lebens hinüberführt. Und auch sie nur in der Begrenzung auf die Bedeutung, die das Hineingesogenwerden der mittleren und oberen Schichten der Bevölkerung in ihn hat, der Schichten, die er als Angestellte und Beamte in sich hineinzieht und durch deren Einsaugen er die heutige Bureaukratisierung der Gesellschaft schafft. Denn Bureaukratisierung der Gesellschaft ist ja nichts anderes als Verwandlung ihrer oberen Schichten in Beamte.

I.

Schon lange hatten wir in Riesenformen organisierte Teile der Gesellschaft. Wir hatten sie im Staat und in der Kirche. Und schon lange, anfangend vom vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, hatten wir die so organisierten Teile der Gesellschaft auch bereits als festgefügte rationale Organismen. Und solange wir sie derart hatten, hatten wir auch schon den „Apparat", der dann ihr Rückgrat bildet, der sie innerlich zusammenhält, sie gehen und funktionieren läßt; und hatten wir mit diesem Apparat die Bureaus und also Bureaukratisierung.

Aber nur wie ein schwaches, dünn gestaltetes Gestänge zog sich dieser auf die alleraligemeinsten Existenzgrundlagen der Gesellschaft eingeschränkte rationale Mechanismus damals über das Leben, gewissermaßen nur wie etwas, das, ohne es in seinen Einzelheiten zu berühren, nur ganz im allgemeinen drüber hinlief.

Das ganze tätige Dasein, alles Schaffen in der Wirtschaft, alles Tun in der Gesellschaft, alles Einzelwirken in der Gemeinschaft, die ganze Tagesarbeit blieb, mochte sie der bureaukratische Apparat auch zu regulieren suchen, doch in ihrem inneren Wesen, ihrem eigentlichen Inhalt ihm gänzlich entzogen. Sie blieb ihm entzogen, denn sie ging in Formen vor sich, die nicht bureaukratisierbar waren: Kleinorganisiert, „unrechenhaft", von Bluts- und Nachbarschaftsbeziehungen, von Gefühlskomplexen und nicht vom ökonomischen Prinzip beherrscht, lag sie, ein noch „ungepflügtes Land", gewissermaßen in der Tiefe, ganz unterhalb und außerhalb noch von jedem Mechanismus, der sie in sein Getriebe hätte einziehen wollen.

Wenn einmal später eine Soziologie sich fragen wird, was wohl die ungeheuerste geschichtliche Veränderung der äußeren Einfügung des Menschen in das Leben gewesen ist, diejenige, die alle seine Lebensinhalte am tiefsten umgewälzt hat, so wird sie sicher stets von neuem den Vorgang zeichnen, der von diesem Zustand hinübergeführt hat zum heutigen, von dem „gewachsenen" Zustand aller Lebensformen in den rationaler Organisiertheit, — den Vorgang, der die eigentliche gesellschaftliche Revolution des neunzehnten Jahrhunderts darstellt. Dessen erste längere dies Jahrhundert bis in sein letztes Viertel füllende Etappe sehen wir alle in der ausgeprägten Großbetriebsumformung unseres Lebens heute abgeschlossen vor uns, und dessen zweite eben angebrochene Etappe hüllt uns heut ein und schafft das Problem der bureaukratischen Verwandlung, von dem ich rede.

Es war ein einziger ungeheurer Rationalisierungsvorgang, der die Umschichtung des Lebens in die Großbetriebsgestaltung schuf, die wir heute im Gebiet der Technik Herrschaft der Maschine und der Arbeitsteilung, im Gebiet der Wirtschaft „kapitalistische Gesellschaft" nennen. Er warf die Menschen unserer unteren Schichten aus ihrer alten freien Existenz heraus und sog sie rücksichtslos als bloße Arbeitskräfte in jene grauen öden gleichartigen Gehäuse ein, die heut die Basis unseres Lebensfeldes überziehen. Alles was wir bislang „die soziale Frage" nannten, ist nichts anderes als die Spiegelung dieses Vorgangs im Lebensinhalt und im Lebensschicksal der dadurch vom Mechanismus aufgesogenen unteren Schichten.

Das ist vollendet oder nahezu vollendet. Aber was wir heute weiter vor uns haben und wovon wir sprechen müssen, ist ganz deutlich das Hinaufwachsen der rationalen Organisationen im Gebiete der Wirtschaft und in allen anderen Sphären unseres Daseins zu einer zweiter Phase, wo sie auf einer höheren Stufenleiter die unten schon geschaffenen ökonomisierten Mechanismen nun nach oben weiterführen, sie dort zu einheitlichen Riesenorganismen konsequent zusammenfassen und schließlich monopolisierend ineinander schließen.

Das zu vollziehn, ist die äußere Eigentümlichkeit, das äußere Bild der heutigen

Phase, ihre innere Funktion ist dabei selbstverständlich die: nun auch noch den mittleren und oberen Schichten der Gesellschaft ihre freie Existenz zu nehmen, auch sie als Arbeitskräfte in den großen rationalen Mechanismus einzugliedern und naturgemäß (parallel dem, was diese Arbeitskraft einst als freie Existenzen taten) als die Arbeitskräfte einzugliedern, die den technischen, kaufmännischen, den schreib- und anordnungsverwendeten, den bureaukratischen Kopf des Ganzen bilden.

Es ist das ein Vorgang, der mit der modernen Form, in der er sich vollzieht, dem modernen Kapitalismus nur von außen her verknüpft ist: er ist Folge der von St. Simon einst so genial entdeckten generellen Intellektualisierung alles unsres praktisch relevanten Handelns, Folge des Zwanges, der auf der Menschheit liegt: zu „denken", und mit dem Denken überall das Maß des kleinsten Aufwands ihrer Kräfte für ihr Handeln aufzufinden, womit sie das Prinzip der Arbeitsteilung einst entdeckt hat. Daß sich das Kapital dieser Intellektualisierung als eines Mittels der Profiterzielung heut bemächtigt hat und so der Durchführer der Neuorganisation geworden ist, ist „historischer Zufall"; — es hätte grad so gut (wie es ja teilweise auch der Fall gewesen ist) der Staat sein können, der die generelle Rationalisierung vornahm. Daß sie aber da ist, führt heut zur generellen Bureaukratisierung. Und alles, was wir heut in der sozialen Frage an zusätzlichen Problemen zu den alten haben, ist nichts anderes als die Spiegelung dieses Vorgangs im Lebensinhalt und im Lebensschicksal der durch ihn betroffenen, durch ihn nun gleichfalls in den Mechanismus einbezogenen mittleren und oberen Schichten.

Wir haben wirklich diesen Vorgang und diese Bureaukratisierung. Um da nur an einiges zu erinnern: Das Verkehrssystem ist ein kompliziertes Netz von Riesenmechanismen, das erste, das sich aus der früheren Kleinorganisiertheit der Gesellschaft mit einem raschen Sprung auf der Basis einer neuen Technik plötzlich aufgebaut hat, ist bekanntlich hier heute die Basis unserer ganzen Existenz. Folge: Nicht weniger als 150000 bureaukratische Funktionäre müssen neben einer halben Million Arbeitskräfte sich in diesem Apparat in Deutschland heut betätigen. — Die Produktion: wie kristallisierte ungeheure Phantasiegebilde sind die festen Formen der Kartelle, Syndikate, Trusts über unsere alten Großgestaltungen in der Industrie emporgewachsen, und in ungeheuren Massenhäufungen von Kräften haben sie wie ineinander übergehende Gebirge diese Sphäre heut in außerordentlich weiten Teilen mit ihren Einheitsorganisationen überdeckt. Was ist die Folge? Wir haben jene 8½ Millionen reine Arbeitskräfte, die in der Industrie schaffen; — aber gleichzeitig nicht weniger als 686000 Menschen (1882 noch erst 90000), die als Angestellte und Beamte durch das bureaukratische Gebäude eingesogen worden sind, das sich über jenem bloßen „Arbeitskörper" als sein Oberbau jetzt aufbaut. Und so weiter. Jene 50000 „Angestellte und Beamte" die die Banken haben — es sind die Exponenten

der ungeheuren Apparate weniger zentraler Institute, die sich wie ein Staat im Staat durch das ganze Leben unsres Kapitalbetriebs hinziehen. Aber lassen wir. Ganz deutlich steht es vor uns: mammutartige Einheitsorganisationen, die schon nicht mehr nur in einer Sphäre wirtschaftlichen Lebens bleiben — nein, die ganz verschiedene Sphären miteinander kombinieren und sie überdeckend ineinanderschließen; Einheitsorganisationen — mögen sie nun in den Händen von Privaten bleiben, staatlich sein oder (was zunimmt) öffentliche und private Elemente miteinander mischen: immer mit dem Resultat der Bureaukratisierung. So in Deutschland, um das Resultat hier in einer einzigen Ziffer vorzuführen: noch vor 25 Jahren waren wenig mehr als 700000 Menschen durch die bureaukratischen Apparate (öffentliche und private) bei uns eingesogen. Heute sind es etwa zwei Millionen (860000 in den öffentlichen, 1120000 in den privaten Sphären). Das will gar nichts anderes sagen als dieses: die freie Existenz, die früher in den mittleren und oberen Klassen der Gesellschaft Regel war, ist hier bereits zu einer Sekundär- ja beinahe Ausnahmeerscheinung degradiert. Denn die Statistik sagt uns weiter, daß im nicht agraren deutschen Wirtschaftskörper sich in Mittel- und in Großbetrieben nur noch 2 bis 300000 Stellen für ein freies Unternehmertum auftun. Das Fazit ist, es sind nun auch die mittleren und oberen Klassen der Gesellschaft in Schichten abhängiger Existenz im toten Mechanismus umgewandelt.

II.

Es war eine ungeheure Revolution voll Zuckungen und Schmerzen, als das Gleiche bei den unteren Schichten der Gesellschaft eintrat, als sie ihre Selbständigkeit verloren. Wütend schlugen sie auf die Maschinen, die sie als deren Räuber ansahen. In ökonomischen Revolten, in sozialistischen Versuchen, in politischer Gewalttat suchten sie sich das, was sie verloren hatten, wieder zu erobern. Und erst eine Lehre, die ihnen sagte, daß es die Entwicklung selbst sein werde, die sie schließlich durch dies Leben voller Sklaverei zu einer schöneren Freiheit führen werde, hat ihnen eigentlich die Kraft gegeben, den neuen Zustand leiblich ruhig zu ertragen.

Der Prozeß bei den oberen Schichten ist, da er doch der Sache nach der gleiche war, still, beinahe lautlos abgelaufen. Er ging, er geht anders vor sich, weil er ungleich weniger grausam ist, von außen her gesehen, weil er nicht mit sozialer Deklassierung, nicht mit Verpovertwerden durch Maschinen, nicht mit Hinausgestoßenwerden in völlige Unsicherheit der Existenz verbunden ist; — sondern grade umgekehrt im ganzen mit Gewinnung größrer Bequemlichkeit, größrer Sicherheit des Lebens, ja vielfach größrer sozialer Achtung in den statt freier Lebensstellung angebotenen nun abhängigen Arbeitsposten. Ist er darum weniger tiefgreifend, weniger entscheidend? Glücklich, wer so blind sein kann,

das zu glauben. War es etwas Ungeheures, als den unteren Schichten der Bevölkerung die Freiheit der Gestaltung ihres Arbeitslebens genommen ward, so ist es sicher etwas ungleich Folgenschwereres, daß das gleiche Los nun auch die oberen Schichten trifft. Denn ebensoviel mehr an Werten der Persönlichkeitsentfaltung, als in der höheren Leistung dieser oberen Schichten steckte, ebensoviel mehr geht auch verloren. Es war gewiß schlimm, als die Selbstbehauptung des braven kleinen Handwerksmeisters im Leben überflüssig ward, dadurch daß er angestellter Mann, Aufseher im Fabriksaal wurde — als seiner und der Gesellen Arbeitsfreude an ihrem Werk verdorrte, weil es nicht mehr ihr eigenes war. Und nichts wird den Verlust im Arbeitsleben der Masse je ersetzen. Aber: wenn das zwar eine dünnere Schicht der Bevölkerung betreffende, doch sicher größre Maß an Selbstbehauptung des größeren Unternehmers nun auch als Faktor der Charakterbildung der Nation verschwindet? — wenn die sicher größere Ausstrahlung von Kräften, die seine selbstgeformte Arbeit gestattete, im Schematismus der Bureaus versickert? Ist das weniger? Man wird sagen müssen: Sofern die Arbeits- und Berufsgestaltung der oberen Gesellschaftsschicht den Typus dieser Schicht mitgestaltet, und sofern ihr Typus etwas ist, das für das Leben der Nation Bedeutung hat — und wie hat er das! denn diese oberen Schichten sind ja doch (das ist nun einmal so) die Träger der Kultur des Volkes —, sofern das so ist, kann man vorerst überhaupt noch nicht ermessen, was es bedeuten wird, daß nun auch aus dem Arbeitsleben dieser oberen Schichten alle jene Elemente der Unabhängigkeit und freien Männlichkeit, der ungeduckten Kraftentfaltung, des nur vor sich selbst verantwortlichen Handelns gestrichen werden, — alle jene Dinge, wegen deren Streichung — aus ihrem Arbeitsleben die Massen einst die Gesellschaftspyramide umdrehen wollten.

Die unteren Schichten der Bevölkerung haben es verstanden als Menschen aus der Zerstörung ihrer Arbeitswerte sich zu retten, indem sie den entwerteten Beruf, die Arbeit, die sie tun, als das behandeln, was sie nur noch ist: „Gegebenheit", nicht mehr; indem sie im übrigen sich von ihr distanzieren und außerhalb des Arbeitsmechanismus, in dem sie stehn, den geistigen Schwerpunkt ihres Daseins legen; indem sie im Leben suchen, was es in der Arbeit nicht oder nur noch teilweis gibt: Persönlichkeit und Freiheit. Alles, was sie heute sind, die ganze Frische, Kraft und Unverbrauchtheit, die sie trotz der öd gewordenen Arbeit haben, ihre Aufgeschlossenheit für alles, was Kultur heißt, ihr politischer Sinn, ihre Aufopferungsfreudigkeit im Kampf, ihr wundervolles kräftiges Sehnen nach dem, was sie für das Gute, das Gerechte und Schöne halten, ihr ganzes geistiges und Charakter-Rüstzeug, das sie haben, ja sogar ihre Leistungsfähigkeit und Pflichterfüllung in der Arbeit selber — alles fließt aus dieser Quelle. Sie haben sich gerettet, als Menschen sich gerettet, indem sie, da sie eine Welt verloren, sich eine andere eroberten.

Die zu Beamten und Angestellten transformierten mittleren und oberen Schichten der Gesellschaft aber?

Man sucht sie mit allen Mitteln, die es gibt, an den Apparat und den Beruf zu ketten, so, daß sie in ihm aufgehn. Man bietet ihnen Sicherheit, Bequemlichkeit der Existenz statt ruhelosem unsicherem Kampf im Strom des Lebens: — dafür aber verlangt man Lebensbindung an den Apparat: „Gehorsam" in ihm. Man bietet ihnen die Möglichkeit im Apparat von Platz zu Platz zu steigen, die Aussicht auf „Karriere" und auf künftige Macht; — verlangt dann aber als Entgelt die ganze Arbeitskraft. Man bietet ihnen „Achtung" und soziale Stellung, wenn man Staat und Kommune ist, hübsche Titel; — verlangt dafür aber zusätzlich zur Arbeitskraft auch noch den Menschen selber — seine „Seele".

Und was tun die so in den Apparat hineingesogenen Menschen?

Beantworten wir das später. Sagen wir zunächst: die Gefahr besteht, daß sie vergessen, zu tun, was die viel ungebildeteren aber kräftigeren unteren Schichten taten: daß sie vergessen sich von dem Apparat zu distanzieren, — daß sie vielmehr beginnen, das Leben, das er ihnen bietet, für das Leben, die eingeschränkte arbeitsteilige und befohlene Leistung, die er ihnen zuweist, für die Leistung, das Interesse an dieser Leistung und das Vorwärtskommen durch sie im Mechanismus für das Interesse ihres Lebens und den toten leeren Geist des Apparates für den Geist der Zeit zu halten. Diese Gefahr besteht, — sie ist das letzte entscheidende Problem, vor dem wir stehen, das von dem reden müssen.

Vorher noch ein Wort. Man spricht heut soviel von Dezentralisation, von Auflockerung des Apparats, Garantie der Selbstverwaltung usw.; man hofft durch das alles wohl hier und dort, in der öffentlichen oder privaten Sphäre etwas von dem generellen Bureaukratisierungsvorgang zu vermeiden, ihn herabzusetzen, gar zu verhindern. Alle derartige Bestrebungen in großen Ehren; — besser ist ein aufgelockerter in den unteren Stellen größre Freiheit, Raum für eigene Entschließung, Möglichkeiten individuellrer Leistung gewährender als ein tadellos zentralisierter Körper. Besser? — Ja: werden das Leben und die Praxis sagen, wenn er gleichgut, gleich exakt, gleich billig, gleich gewandt funktioniert, wie jener andere. Und wie wird er schon dadurch für das Leben eingeschränkt! Denn alle wirklich ganz aufs Strengste ökonomisierten Sphären werden ihm, das zeigt jede Praxis, tatsächlich dadurch entzogen. Aber geben wir ihm Raum, verbreiten wir ihn, wo es geht. Es heißt immerhin, daß wir dadurch etwas, wenn auch nicht so gar viel „Menschliches" im Apparat verbreiten. — Diesen selbst aber dadurch vermeiden? Man muß deutlich sehen: In keiner Weise können wir von ihm etwas ersparen, wenn wir nicht an Stelle einer durchgebildet rationalen eine weniger rationale, einer durchgebildet arbeitsteiligen eine weniger arbeitsteilige, einer fortgeschrittenen eine weniger fortgeschrittene Verfassung

setzen. Denn hat einmal ein Gesellschaftskörper einen Umfang von bestimmter Größe angenommen, hat er ein gewisses Maß von Kräften in sich zu beherrschen, ist ein Umschlag seiner Elemente von bestimmter Größe zu vollziehen: nichts, auch nicht die größte Auflockerung der Verfassung kann ihn dann davor behüten, daß sich die Funktionen der Leitung, Ordnung, Aufsicht in ihm von den reinen Arbeitstätigkeiten absondern und daß sie, einmal gesondert, in dem Maße, als man rationalisierte und das heißt gelernte Arbeitskräfte für sie einstellt, auch „beamtlich" werden. Das kann nur vermieden werden, wenn die Rationalisierung selbst vermieden wird. Und gewiß mit Recht hat daher Schmoller immer überall hervorgehoben, daß die Bureaukratisierung technisch einfach ein Symptom entwickelter Gesellschaftsordnung ist. Es ist ihr in einer solchen nie und nimmer zu entfliehen. — Nun zu den Gefahren.

III.

Es ist ganz verschieden, wie stark die Gefahr des Untergehens der Bevölkerung im Apparat ist, verschieden nach der Bevölkerung, nach der Ausprägung, die Naturanlage und Geschichte ihr in einem Land gegeben hat.

Es gibt Völker, bei denen schon das Temperament unmöglich macht, daß sie im Apparat versinken. Ihr Naturell ist so, daß es auf jenes eintönige Geklapper der „Maschinerie", in negativer Weise, sich von ihr distanzierend reagiert. Nie wird es gelingen den Franzosen, ein so guter Bureaukrat er, wenn nicht ist, doch sein kann, zum bloßen Bureaukraten abzustempeln. Denn Monsieur kann wohl sehr gut kalkulieren, formulieren, dekretieren, ja sogar parieren. Aber freilich, er kann darin ganz unmöglich aufgehen, denn für gewöhnlich „pfeift" er auf das alles, es langweilt ihn, und er braucht anderes: Wärme, Wechsel, Erregung, er kann sonst nicht leben. Eben deshalb kann er nicht im Apparat versinken.

Ich bin weit entfernt zu glauben, daß wir Deutschen — mögen wir mit engerer oder weiterer Psyche leben — unter uns nicht Elemente hätten, deren Reaktion zum Apparat, wenn nicht die gleiche, doch verwandt ist. Bismarck hat man zweimal versucht in ihn hineinzuspannen; sein Temperament hat so reagiert, daß er jedesmal hinausgelaufen ist, ganz grob hinausgelaufen; und er hat sein Lebenlang die Abneigung gegen die, so sagt er, „Eintrocknung der Säfte im Bureau" nicht verloren. Aber dennoch: wieviele von uns sind so? Wie stark sind die Wellen unseres Wesens, die sich gegen das Geklappere und die Langeweile jenes Riesenmechanismus wehren? Seien wir ehrlich. Ungeheuer groß, zu groß, um nicht als die Gefahr der Einspannung unserer geistigen Kräfte in den Mechanismus vor uns dazustehen, ist die Verwandtschaft zwischen der so großen Schwerbeweglichkeit unseres Fühlens und der fühllosen Bewegungslosigkeit des Apparats. Das ist, was wir erstens fürchten — die Naturanlage!

Die Geschichte: Es gibt Völker, deren Ausprägung durch ihr historisches Geschick sie vor dem Aufgesogenwerden viel besser schützt als unsre Persönlichkeitsgestaltung, denen das Geschick in der Gestaltung des Kulturtyps ihrer oberen Schichten günstig war, weil es ihnen früh vergönnt hat, einen von Kleinlichkeit und Enge freien Massentyp für diese oberen Schichten zu entwickeln; so früh, daß sie mit ihm als einem ziemlich fest gefügten breit fundierten Etwas schon in die kulturell gefährliche gesellschaftliche Revolutionsperiode des neunzehnten Jahrhunderts eintreten konnten. Es sind Völker mit früh gelungener nationaler Einigung, die bereits vom sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert zu großen menschenreichen Mittelpunkten der Kultur gelangten. So die Franzosen, die Engländern: in ihren Hauptstädten ist im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ein genereller großstädtischer Kulturtyp aufgewachsen, der aus Elementen alter Aristokratie, aus bürgerlichem Unternehmungsgeist und höfischer Verfeinerung gemischt, in beiden Ländern und für beide Völker ein Bild geschaffen hat, nach dem man lebt, — nach dem man, mag es sich auch inhaltlich verändern, heute lebt wie damals. Das wirkt dann wie ein „goldenes Geländer", das vor dem blinden Eifer des Hinuntergleitens in Berufsverstumpfung sichert.

Auf der anderen Seite gibt es Völker, die bis zur revolutionären Welle des neunzehnten Jahrhunderts die kleinorganisierte Form des Daseins nirgends überwunden hatten, in denen daher jener Typus fehlt — wie bei uns Deutschen. Das heißt dann, daß bei dem Zusammenbruch des höfischen Lebens der „Typus" des Berufsphilisters, des gediegnen Spießers, des Pantoffelhelden als die einzige breite Massenform oder Massenunform des die Führung an sich ziehenden Bürgertums verblieben ist. Das sind Völker, für die das Schicksal, man kann sagen, auf den Kampf mit dem kommenden bureaukratischen Zeitalter nicht gut vorgesorgt hat.

Das muß man recht deutlich sehn und von verschiedenen Seiten. Unzweifelhaft, jener Dunst des alten Spießertums, das Parfüm der Behaglichkeit und Enge, ist auch bei jenen anderen Völkern, über deren Leben schon das Ancien regime etwas Größeres und Freieres ausgebreitet hatte, niemals ganz verflogen. Es hat sich auch trotz aller weiteren Befreiung, die dann die Revolutionierung der Wirtschaft, der Gesellschaft und des Staats im neunzehnten Jahrhundert noch weiter brachte, dort erhalten. Und die Tendenzen, die der neue bureaukratische Mechanismus schafft, die wieder auf das Enge, Warme, das Sichschmiegen, die „Pensionsversicherung des Lebens" gehen, finden auch in der geistigen Atmosphäre jener Völker immer noch Chemismen, mit denen sie versuchen können, den Menschen wiederum in ein Paradies der braven Enge einzufangen. Aber, wird man sagen müssen, wie wenige und wie stark zersetzte! Man lasse Dickens, Thackeray und andere Humoristen und Satiriker beiseite. Man ver-

wechsle auch nicht das Tüchtige, Leistungsfähige mit dem Engen, Braven. Man wird sehn: nicht nur die Rouget, Brideau, Grandet, jene Bösen, die uns Balzac zeichnet, auch die anderen Kleinbürger jener Länder, ja, sie alle lassen sich in jenem Paradies des Kleinen, Guten nicht mehr ganz unterbringen. Sie alle haben Brot vom Baum der Zeit und Früchte eines Wissens und Verstehens gegessen, das sie für immer aus der bloßen Bravheit forttreibt.

Dagegen ist, was Seidel bei uns schildert, Wirklichkeit. Unser Leben hat die Elemente dieser alten Atmosphäre so gut konserviert, es hat so wenig in der kurzen Zeit der Lockerung und Lösung aller Dinge durch die Konkurrenz daran zerstört, es hat die Fenster unseres Daseins wirklich nur so kurz und nur so schwach geöffnet, daß für uns die Gefahr besteht: wir wandern ruhig aus der Stickluft einer alten Enge in unverwandelter Verfassung in die Stickluft einer neuen Enge, aus den warmen dunstigen Stuben alter Kleinorganisiertheit mit Behagen, und ohne daß wir uns nach etwas Besserem sehnen, in jene wohlgeheizten, so gut assortierten doch aber mit dem gleichen geistigen Dunstkreis angefüllten Räume neuer bureaukratischer Großorganisiertheit; und so aus der einen Kleinlichkeit der Psyche und Ängstlichkeit des Daseins in die andere. Denn es fehlt jenes Etwas, das ein festgefügter Typus in den oberen Klassen liefern könnte, jenes freie Etwas, das man liebt und nachahmt, und das dann den Durchschnittsmenschen jene „Engen" des Daseins unerträglich macht.

Weiter und von einer anderen Seite: Alle Völker haben in der ungeheuren Umwälzung des neunzehnten Jahrhunderts die Persönlichkeit vereinfacht — sie alle sind dazu gezwungen worden. Denn das Zusammenbrechen alles Alten, die Notwendigkeit aufzubauen, was zerstört ward, die neuen Mittel, welche von allen Seiten dazu dargeboten und in immer neuen Formen ausgebildet wurden, die Schwierigkeit sie richtig zu beherrschen, der Kampf, den gleichzeitig dieser ganze Vorgang zwischen alle, gegen alle setzte, die ungeheure Menschenfülle die dann beinahe urplötzlich aus dem Schoß der europäischen Erde aufquoll, und der demokratische Gedanke, der diese Massen von unten gegen oben und von Volk zu Volk in Ringkampf stellte, — das alles, was man für gewöhnlich als das Wichtigwerden wirtschaftlicher und politischer Interessen zu bezeichnen pflegt, und von dem man philosophisch eine Zeit der Willenshaftigkeit des Menschen mit Recht hergeleitet hat, — es mußte überall in dem Maße, als es eintrat, dahin tendieren, die geistigen Kräfte von der inneren auf die äußere Existenz zu richten, dazu, das geistige Gepäck im Kampf ums Dasein zu erleichtern, sich mehr auf das Praktisch-Brauchbare einzuschränken, sich zu vereinfachen. Alle Völker, die der Strudel faßte, mußten so verfahren und sind so verfahren. Es ist der eigendliche Grund, warum die tiefe und breite Kulturpsyche des achtzehnten Jahrhunderts überall so weitgehend eingeschrumpft ist. Und gewiß: vor der Entwicklung aller Völker unserer Zivilisation stand und

steht so das Menetekel, lediglich Geschäftsmensch und damit ein bloßes Material des heute langsam aus den Wellen der Verwirrung sich erhebenden einfach ökonomisierten gesellschaftlichen Apparats zu werden. Es stand und steht vor der Entwicklung aller. Aber wieder: wohl bei keinem Volk hat die Entwicklung soweit daran herangeführt wie bei uns. Es fehlte uns, wir sahen, das positive Etwas eines generellen Typus, der die Vereinfachung immerhin doch hätte hemmen können. Es drangen auf der anderen Seite auf uns stärker ein, als auf alle anderen die Aufgaben, die zu lösen waren; denn wir mußten nicht allein die Wirtschaft: auch den Staat mußten wir neu aufbaun. Es drängten sich die Elemente dieses neuen ökonomisierten Daseins auch gewissermaßen enger bei uns aneinander und mehr in den Vordergrund, als anderswo; denn wir mußten auf einem ungeheuer engen Boden und mit riesenhafter Schnelligkeit, um noch nachzuholen was verloren schien, das Organisationsgebäude unseres neuen Lebens schaffen. Und so warf dies neue Leben uns mit einfach ungeheurer Stärke auf die Arbeit, auf die Disziplin, kurz auf alles in das praktische Leben eingefügte oder einzufügende Verhalten: Nur mit ihm schien unsere ganz und gar nur künstlich, nicht natürlich aufgebaute eigene und starke Position in der Welt zu halten. Und das Resultat ist, daß wir wie in einem Paroxysmus das Persönlichkeitsgepäck verfeinerter Kultur, das, wenn nicht in einem festen, generellen Massentypus, doch in vielen und zeitweise unermeßlich reichen Einzeltypen bei uns aufgespeichert war, einfach fortgeworfen haben, jene Elemente eines feinen inneren Kritizismus, einer reich entfalteten Phantastik, eines immerhin doch tief fundierten idealen Optimismus und so vieles andere, alles nacheinander in den Straßengraben der Geschichte . . . bis der neue Deutsche unserer Tage dastand, jener wunderbarste, sonderbarste „Realist", den die Geschichte sah. „Modern" und innerlich doch ganz und gar von primitiven ältesten Substanzen, ältester Gemütlichkeit, inkrustrierter Bravheit und geistiger Enge angefüllt. Der Mensch, den grade jener neue auf den Realismus auf der einen Seite und die streberhafte Engigkeit auf der anderen Seite eingestellte bureaukratische Mechanismus braucht. — An irgendeiner Stelle seiner Briefe sagt Ibsen, daß die Juden deswegen heut das kulturell überlegene Volk sind, weil der Apparat des heutigen Lebens sie — mögen sie in den Geschäften stehen — im ganzen doch zurückstößt, sie nicht in sich hineinläßt, und sie dadurch zu einem individuellen, komplizierten, mit Mannigfaltigkeit der Situationen und Entschlüsse und demnach auch mit innerem Reichtum ausgestatteten Durchschnittsdasein zwingt. Wahrhaftig, welche Weisheit, wenn man sieht, wie jene Existenzen sich bei uns vermehren, die so einfach sind, daß sie es schon nicht mehr empfinden, wie ihr ganzes Dasein eine Form annimmt, die unwillkürlich eine dänische Rutschbahn in Erinnerung bringt. Am Beginn, dort an dem Tor, aus dem man ausfährt, steht das geheimnisvolle Wort „Matura"; und von diesem Tor fliegt man mit einigem

Auf und Ab auf festen Schienen fort. Dort wird man auf der glatten Reise enden, wo das andere große Tor ist, über dem mit goldenen Lettern steht die Inschrift: „Herr Geheimrat".

IV.

Zweitens: Es ist verschieden, wie groß die Gefahr des kulturellen Aufgesogenwerdens durch den Apparat ist — verschieden auch nach den geistigen Kräften die man ihm verleiht, nach der suggestiven Stärke, die er darnach ausübt. Das geht zunächst den öffentlichen Apparat an; man wird ohne weiteres an die ungeheuren Differenzen denken, die in dessen Stellung da sind in verschiedenen Ländern, nicht nach seiner äußeren Ausdehnung allein, mehr noch und vor allem nach dem Einfluß, dem geistigen Gewicht, das man ihm im Leben gibt. Man wird daran denken, daß er unmöglich in demokratisch oder irgendwie vom Parlament regierten Ländern, wo der Apparat das Instrument bald dieser Majorität bald jener, dieses Präsidenten oder jenes ist, jenen Nimbus um sich ziehen kann, den er doch in anderen Ländern hat, in denen eine Staatsgewalt fingiert wird oder existiert, die über der Bevölkerung steht, die von sich sagen kann, sie sei der Staat, daß eigentliche „Rückenmark" desselben. Daran wird man denken, wie in solchen Ländern dann den Beamten jene ganzen Werte als Erhöhung der Persönlichkeit zufliegen, die in diesem Nimbus liegen, — wie sie ihnen aus der Stellung, aus ihrer Arbeit, dem Beruf zufliegen, und wie ungeheuer groß die suggestive Stärke und die Kraft, mit der der „Dienst" sie in sich einsaugt, dort dann sein muß. Und von da aus wird man wieder die besondren Gefahren unsres deutschen Schicksals sehn, — ganz freilich nur, wenn man dann noch einige besondere Dinge hinzunimmt, die wir ganz allein besitzen, und von denen wir noch reden werden.

Schaut man hin: wir haben erstens das was alle autokratisch-bureaukratischen Länder haben: Jener Mensch, der in den anderen Ländern, mag er da und dort im öffentlichen Apparat stehen, deshalb an sich gar nichts, vielmehr in der Gesellschaft alles nur durch das gilt, was er als Persönlichkeit bedeutet, — er bedeutet bei uns nichts als solche, alles aber als Beamter; er wird angeredet nur mit seinem Titel, rangiert nur nach seiner Stellung, ästimiert nach seinem Rang; das Leben kennt ihn gar nicht anders. Und wenn der Unglückliche einmal versuchen sollte sich von dem, was er als solches Schiboleth darstellt, zu lösen und nur Mensch zu spielen, es würde ihm dann wohl herzlich übel gehn . . . Immerhin, auch wo das da ist, — es gelingt auch da doch immer dem und jenem noch, sich vor gänzlichem Hineingestoßenwerden in die bloße Stellung der Berufsrepräsentanten irgendwie zu retten. Wir aber haben dazu etwas Zweites: wir haben nicht bloß jenen ganz „vulgären" bureaukratischen Nimbus und die Kräfte, die allein von ihm ausstrahlen, — nein, wir haben ferner etwas, was Max Weber treffend als eine Metaphysik des Beamtentums bezeichnet

hat, was man vielleicht besser noch die Theokratisierung des Beamten nennen sollte, seine ideelle Transsubstantiation ins Absolute. So stark ist noch die Empfindung jener künstlichen Bedingtheit unserer Existenz durch Organisation, so groß der Dank für alle jene Elemente, die sie staatlich schaffen halfen, daß dies eine Stimmung bei uns brachte und auf Basis dieser Stimmung eine Lehre, von der man zutreffend allein das eben Angeführte sagen kann, — die — man muß ehrlich reden — einem Götzendienst vor dem Beamtentum verrichtet, ihn, den so viele unserer ersten Staatsrechtslehrer, angesehensten Historiker, wirkungsreichsten Volkswirtschaftler gleicher Art betreiben. Einen Götzendienst! Da aber jeder solche stets der Sache gilt — er will das wenigstens —, so heißt das Bestehen jener Lehre, daß in Wahrheit nicht der einzelne Beamte, sondern tatsächlich der „Apparat" erhoben und gesteigert wird; daß ein mystisch wunderbares Etwas aus ihm hergestellt wird, höchst merkwürdige Wolken um ihn ausgebreitet werden, daß er ausgestattet wird mit Kräften, die er sonst selbst in bureaukratischen Ländern doch nicht hat. Und das heißt wieder, daß der einzelne Beamte nur noch hoffnungsloser, unbedingter in ihn gänzlich eingezogen und verstrickt wird. Es ist diese Mystik, die zu jener grenzenlosen Übersteigerung des Autoritätsbewußtseins und des Autoritätsbedürfnisses der Organisation hinaufführt, die wir bei uns alle Tage spüren; — sie, aus der jenes ängstliche Zusammenschließen aller Teile des Beamtentums nach außen folgt, die Fiktion der „Einheit", die für die Unfehlbarkeit notwendig scheint; — sie, die darnach die Tendenzen der Zerstörung der Selbständigkeit der Unterglieder, praktisch die Verkümmerung der Selbstverwaltung und die Tatsachen der abgesetzten Bürgermeister, der versetzten Lehrer usw. auslöst. Machen wir uns klar, wie es dann eben das Gleiche ist, was den gesamten so zu einer uniformen Menschenmasse eingepreßten Körper der Beamten ganz in eine Hand zu bringen sucht, was Dienst und Leben in die allerengste Form preßt, was mit einer generellen Treupflicht den Beamten nicht nur dienstlich, auch noch außerdienstlich bindet, ja was sich am Schluß dahin auswächst, von ihm einen ganz bestimmten „Tonfall", eine deutliche Kadenz des ganzen Daseins zu verlangen, was ihn „rüffelt", wenn es ihm nur einfällt sich dem einmal klar zu widersetzen. Machen wir uns das alles nur deutlich und wir werden — „wissen".

Alles das geht an sich nur den öffentlichen Apparat an. Aber damit ist die Sache nicht erschöpft. Dies „Wesen", das an einer Stelle, einer wichtigen, der sozial sichtbarsten Stelle unseres Lebens ausgebildet ward, — es strahlt aus auch auf die sonstigen Organisationen, die wir haben, und die Arbeit, die in ihnen vorgeht. Das „Funktionieren", die Berufshingabe, das Aufgehen in der wesensfremden objektiven Arbeit, das Verschwinden der Persönlichkeit in solcher, — es hat eine generelle „Weihe" bei uns, die der religiöse Faktor, der das auch in anderen Ländern heiligt und der heute auch bei uns noch dafür nach-

wirkt, nicht allein erklärt; — die erklärt wird nur, wenn wir die Weihrauchswolken fühlen, die von den Altären des Staatsbeamtentums ausgehen und die durch unser ganzes Leben sich hindurchziehen. Man opfert sich bei uns, und es wird dabei geopfert, wo man solches Opfer sieht. Denn überall dort, wo man solches Opfer sieht, fühlt man das Götzenbild des Staatsbeamten.

„Man opfert sich?" Nein: man schrumpft ein. In Wahrheit ist es Jobst der gerechte Kammacher, was herauskommt, jene geniale Projektion der ganz vertrockneten Beamtenseele in das Handwerksstübchen. Jener Mensch, der sagt: „Ja, um die Politik (er könnte auch sagen, um die Kunst, das ganze Leben) ist es eine schöne Sache, wenn man ein Liebhaber davon ist". Jener Mensch, der stets sich fragt, ob alles Leben auch die frische Wäsche wert sei die man dabei braucht, der Sklave seiner kleinen dummen Arbeit, und — ein Streber.

So auf den unteren Stufen. Auf den oberen aber gibt es jenen Pflichtmenschen, der für Vaterland und für Nation sich „opfert" und bei dem so respektablen Opfer, das er überall und fortgesetzt von jedermann gerade so wie du verlangt, gar noch bedenkt, wie eben durch dieses verlangte Opfern der Persönlichkeit ja doch das Objekt desselben, die „Nation", geistig schließlich selbst verschwinden muß.

Doch genug. Wir sind ein Volk, das nicht sein Naturell, auch nicht die historische Prägung, die es bekommen hat, davor behütet, in jenen Abgrund der Verstumpfung, der sich auftut, einzusinken; wir sind ein Volk, das eben diesen Abgrund mit Blumen und Girlanden ausgeschmückt hat, das durch eigenen Entschluß ihm eine beinahe unbedingte Herrschaft über sich verschafft hat, das den Menschen, der in ihm versinkt, bewundert. Wir sind ein Volk, das wirklich Besseres könnte. — Sprechen wir von diesem.

V.

Sicherlich auf keine Weise ist der bureaukratischen Organisation zu entfliehen. — Es ist gleichgültig, ob wir die Untergründe und Bedürftigkeiten unseres Lebens, das, was an ihnen organisatorisch ausgestaltet werden muß, dem Staat und seinen Untergliedern in die Hände legen oder, ob wir es dem überlassen, der es als Organisator und privater Unternehmer an sich zieht und es für seine Geld- und sonstigen Zwecke zu verwerten weiß. In jedem Fall ist's jene gleiche Maschinerie, jener gleiche ungeheure Bau, der herauskommt, in dessen öden ungezählten Kammern unsere Seele wie in Katakombenhöhlen ihres Daseins stirbt. Es ist gleichgültig, wer ihn schafft, wem er gehört, — der Käfig wird gebaut; er ist nun unser Schicksal. — Reden wir von dem, was wir wollen.

Das Ziel ist einfach: Wir wollen suchen uns vor dem Apparat als Menschen, als Personen, als lebendige Kraft zu retten. — Gut. Zerstören wir also zunächst einmal den Nimbus, den er heute bei uns hat. Betrachten wir ihn nüchtern als technische Gegebenheit des Daseins, abstrahieren wir von allen Pietäts-

gefühlen, mit denen wir vor allem seine „öffentlichen" Teile schmücken, kurz nehmen wir ihm jene Metaphysik, die ihn heut umgibt. Ja mehr seien wir mutig, konsequent, wirksam und ehrlich. Gehen wir weiter und nehmen wir die metaphysische Verkleidung, die uns bindet, dem Untergrund des ganzen, dem Beruf als solchem.

Der Berufsgedanke, den wir haben, ist, das wissen wir heut unzweideutig, herausgewachsen aus der Basis jener innerweltlichen Askese, die das Puritanertum verlangt. Die Selbstaufopferung, die er forderte, das Untergehen in einer Sache ohne Rücksicht auf ihren Inhalt und auf das eigene Dasein, sind gewachsen auf dem Boden eines Glaubens, der das ganze Leben und das Sein im Diesseits nur als eine Prüfung und als Vorbereitung für ein anderes Leben ansah. Und von dieser Basis waren sie und war der Berufsgedanke, der heut lebt, auch gänzlich rational. Aber er wird Unsinn für den Menschen, für den jenes andere Leben keine volle Wirklichkeit mehr hat. Wer von diesem Menschen noch verlangt, daß er sein Leben kurzerhand dazu verwenden solle, um sein Selbst an irgendeine Sache, sei es welche immer, die für ihn unmittelbaren Inhalt nicht besitzt, einfach sich an ihr bewährend fortzuwerfen, ist ein Narr. Und da das so ist, ist die alte Basis des Berufsgedankens und ist dieser auch in seinem alten Inhalt heut zerstört. Es kommt zu dem großen kulturellen Unheil, das er heute schafft, auch noch seine ganze groteske innere Sinnlosigkeit hinzu.

Also fort mit ihm? — Nein! Offenbar: wir müssen eine neue Basis, einen neuen Inhalt und neue Grenzen für ihn schaffen. — Neue Grenzen, das aber ist augenscheinlich wichtiger als alles andere. Die Aufgabe, die sich uns stellt, ist, daß wir den Menschen, wenn ihn jene andere Lehre für das Jenseits vor dem Leben retten wollte, nunmehr vor dem von dieser Lehre einst geschaffenen Berufsgedanken für das Leben und für das Diesseits retten. Nun, man rettet nicht, indem man einreißt, sondern indem man aufbaut. Pflicht und Arbeit, Schaffen für das Ganze, all jene tausend Einbezogenheiten in das größere Leben, — es ist lächerlich zu glauben, daß wir sie zerstören wollten oder könnten. Lächerlich aber auch zu meinen, daß wir heute jene alte theologische Fundierung für sie brauchten. — Sei es aus welchem Grunde immer: unser Dasein wirft sie uns mit innerer Notwendigkeit von allen Seiten unaufhörlich zu, — weniger den Großen vielleicht, aber uns gewiß, der breiten Mittelmasse, die die wichtige ist und deren Leben, wenn nicht ganz wie bei den unteren Schichten, so doch weit genug, um uns zur Pflicht zu „zwingen", auf ein Arbeitswerk gestellt ist. Unser Leben ist ja auch solch ein Arbeitswerk und auf die Pflicht doch auch durch jene ganz primäre biologische Moral gestellt, die wir in uns tragen und die von selbst die große Skala der Gemeinschaftsgefühle in uns schafft, bis aufwärts zu den natiolen und allgemeinen humanen, die uns schon in die Arbeit für das Ganze treiben. Was wir brauchen ist nicht Zwang zur Arbeit

und zur Pflicht, es ist ein weitergehender als der genannte Sinn, mit dem wir sie zu füllen und in dem wir sie zu tun vermögen, und ein Maß, in dem wir uns an sie weggeben sollen. — Ein solcher Sinn! Er mag wohl wieder sein, er wird wahrscheinlich immer sein: Bewährung der Person im Leben durch Tätigkeit im Leben. Aber wir werden heute sagen: Bewährung der Person, nicht eines irgendwelchen Glaubens, oder einer Sache; — der Person als letzten einzigen Bodens, einziger Kraft im Leben, als Quelland aller großen Dinge, für die wir uns opfern können. Denn das mit solchen großen Dingen angefüllte Leben wollen wir, nichts weiter. Die Entfaltung der Person im Beruf als Ziel aber, das wird uns zugleich die Grenze jeder Hingabe an den Beruf ergeben.

Was hier gesagt wird, ist nicht neu; und zum Glück auch einfach. Aber es kann manchmal ganz gut sein in das Selbstverständliche zurückzukehren und von da die Konsequenz ins Wirkliche zu ziehen. Wir sollten vielleicht einmal Ernst machen mit jenem vielen Sprechen vom Wert der Persönlichkeit,und von der nur metaphysischen Betrachtung ihrer „Zwecke" dazu weiter schreiten uns konkret Beruf und Leben anzusehn, und uns zu fragen, wie wir für sie beide aneinander binden oder voneinander lösen wollen. Tun wir das, so gewinnt jenes simple Selbstverständliche, das wir den Menschen vor die Arbeit setzen, ihn vor den Beruf, und daß wir diesen lediglich als eins von den Mitteln zu seiner Entfaltung ansehen, sofort sehr weittragende Bedeutung für das Wirkliche von heut. Denn da wir ja wissen, daß von unserm „Menschentum" in den verapparateten Beruf nur noch kleine Teile, nicht mehr seine großen Werte einzubetten sind, so ergibt sich, daß der Sinn der Berufsbeschäftigung heut nur noch sein kann, unter vielen eine und gewiß nicht mehr die wichtigste Ausstrahlung unserer Lebendigkeit im Leben darzustellen, daß er nur noch ein und zwar ein sekundäres Mittel bilden kann, uns zu entfalten.

Man mißverstehe nicht. Wir werden jeder Arbeit ihr Verdienst belassen. Wir wissen, was es wert ist, stets mit Überwindung innerer und äußerer Widerstände täglich grade das zu tun, was einem ganz von innen fremd ist, daß das stählt. Und wir möchten diese Stählung, die zugleich der letzte Rest des alten Arbeitsinhalts ist, sein verflüchtigtes Gespenst, mit dem wir heute den Tribut an die Gesamtheit leisten, nicht entbehren. Aber diese Arbeit werden wir als Unterlage unseres Lebens, nicht als Ziel empfinden, als Selbstverständliches, von dem man schweigt, wie vom Moralischen im engeren Sinne, das man auch einfach „so" tut. Und wir werden, wenn wir einen Menschen werten, nicht nach ihr und ihrem Inhalt fragen, höchstens vielleicht danach wie er sie erledigt, ob er sich an sie verliert, oder ob er innerlich bei guter Durchführung doch geistig von ihr frei bleibt, ob er, was dasselbe ist, lebendig bleibt. Und das Maß, in dem letzteres bleibt, wird wohl unsere „goldne Elle" sein, an der wir messen. —

Sind wir einmal soweit, so haben wir die Grundlagen verändert; alle weiteren

Dinge sind dann vom Ganzen her gesehn, nur Konsequenzen, allerdings sehr wichtiger Art.

Es wird eine wichtige Folge sein, wenn durch eine neu geschaffene Wertung der lebendigen Kraft im Menschen, durch die neue Lebensatmosphäre, die sich daraus ergibt, die metaphysische Verkleidung des Beamten in sich zusammenbricht. — Sie muß das; denn sie ruht ja auf der dann zerstörten Transponierung aller Werte in bloßes Objektives. Und sie muß viel mit sich hinunterziehen, — für uns vor allem jenes Götzenbild, das sonst nur eine demokratische Revolution beseitigen könnte, jenen deutschen theokratisierten Bureaukraten.

Wir wollen milde sein, nicht ihn, nur seinen falschen und erborgten Königsmantel, dies Gebilde aus Verdiensten früherer Zeiten und aus Wünschen heutiger politischer Romantik. Sein Fall wird sicher viel bedeuten; denn er setzt den Menschen, den wir brauchen, innerlich aus seiner bureaukratischen Verkleidung frei, gibt ihn uns wieder. Und zwar dort, wo er am stärksten bisher eingehüllt und vom Beruf verschlungen war. Er zerstört damit den eigentlichen Herd der Einspannung in den toten Mechanismus im Gesellschaftskörper überhaupt.

Doch das ist nicht genug. Wenn wir den Menschen wieder haben wollen, müssen wir auch äußerlich die Ketten brechen, die ihn binden, ihn auch realiter freimachen von dem Apparat. Das ist mehr und schwieriger als das bisher Besprochene. Es ist kompliziert und weittragend, weil es die ewige Frage der Geschichte: Staats- und Gemeinnotwendigkeiten gegen Rechte der Person von neuem aufrollt, und von einer andern als der gewohnten Seite alle alten Kämpfe des Verfassungs- und Verwaltungslebens, ja die generellen Grundprobleme des Gemeinschaftslebens aufreißt.

Einfach ist daran nur etwas mehr Peripheres, wenn auch wichtiges Äußerliches. Wenn man uns fragt, sollen wir dem Zentrum der Berufseinspannung, dem Staat und seinen Untergliedern noch in großem Umfang weitere Gebiete unseres Lebens übertragen und dadurch die stärksten Bindungsstellen der Person noch mehr verstärken, so werden wir darauf jetzt wohl ohne weiteres sagen: nein. Mögen Kommunalisierungen, Verstaatlichungen usw. diese und jene Vorteile besitzen, zu größrer Bequemlichkeit und Sicherheit der Funktionäre, besserem Versorgtsein der Gesamtheit führen, — die Gefahr der Tötung des Persönlichen in unserem Leben ist zurzeit so groß, so alles überragend, daß wir von der Form des Daseins, die den stärksten Ausdruck von ihr darstellt, heut genug besitzen. Das ist einfach.

Aber es ist nur etwas Äußerliches. Es tritt dies hinzu: wir haben erstens jene ungeheuren Menschenmassen, die der öffentliche Apparat nun einmal in sich eingesogen hat. Was mit ihnen? Und dann: auch für jene anderen, die wir seinem zahmeren privaten Bruder überlassen müssen, besteht das Problem: wie setzen wir sie in der äußeren Rechtsgestaltung ihres Lebens frei? — Es ist das

Problem, das für die Arbeiter bisher der Inhalt unseres Denkens war, daß dort zur Schaffung eines weit verzweigten komplizierten Rechts der Abgrenzung der beiden Lebenssphären der Person und des Berufs geführt hat. Es ist das Problem genau wie dort, nur in der neuen Sphäre der Beamten; freilich dadurch hineingestellt in sehr veränderte Bedingungen, ausgefüllt mit wesentlich veränderten natürlichen Tendenzen, hingewiesen auf eine prinzipiell wohl ähnliche doch konkret im einzelnen notwendig andere und ganz sicher eine noch viel kompliziertere als die dortige Lösung. Dies Problem muß erst ganz allgemein gesehen sein. Es hier schon erledigen zu wollen, wäre Dünkel. Man kann bloß das Allerallgemeinste heute sagen; und ich will daher nur bemerken:

Erstens: Es ist mir unzweifelhaft, es wird einer späteren Zeit, uns wird es dann in diesem neuen Zustand unverständlich werden, daß es eine Periode modern verfassungs- und verwaltungsmäßiger Verhältnisse gegeben hat, in der der Staat wie heut zu den Beamten sagen konnte: Du bist mein, wenn du dich einmal mir verkauft hast; ich kann dich befördern, — du hast keinen Einfluß; ich kann dich versetzen, — du hast keinen Einfluß; ich kann dir den Inhalt deiner Arbeit geben oder nehmen, — du hast keinen Einfluß; ich verlange, daß du außerhalb des Dienstes gleichfalls mich vertrittst, denn du bist mein; du bist — so sagt ja das Verwaltungsrecht unseres „modernen" Staats noch — mein Vasalle. Es wird unverständlich werden, daß zu Hunderttausenden von Menschen, die tatsächlich nur dies eine Brot, das ihnen da geboten wird, besitzen, durch die nötige lebenslange Ausbildung auf den Beruf auch nur besitzen können, dies vom heutigen Staat gesagt werden konnte. — Unverständlicher wohl noch, daß man es, ohne weiter darüber nachzudenken, ruhig ansah, wie die Scharen dieser Menschen solcher Lebenssituation unaufhörlich im Gesellschaftskörper durch Verstaatlichung und Kommunalisierungen sich vermehren durften, wie sie derart zahlenmäßig wachsen durften, daß sie mehr und mehr den Typus ganzer großer Klassen der Gesellschaft bilden. — Man wird einsehn, daß es wohl für einige wenige Funktionen, die der öffentliche Apparat hat, nötig ist, ein ihm glatt ad nutum übergebenes Menschenmaterial zu haben; daß das aber nur die wenigen ältesten sind, die er überhaupt hat (die der Polizei und Ordnung). Während all jene ausgedehnten neuen Sphären und Funktionen, die ihm die Geschichte weiter aufgeladen hat, jene wo er für die Wirtschaft, die Erziehung, für das körperliche Wohlergehen sorgt, in keiner Weise diese Sklavenüberantwortung der Menschen an ihn fordern. Es wird sich ergeben, wie es unter jenen neueren Sphären einige gibt, die als äußerlich gemeinnotwendige Unterlagen unserer heutigen Existenz ihrerseits auch noch vielleicht ein etwas nuanziertes Recht der Angestellten fordern, andere aber wieder, die ganz einfach allerregulärste Arbeit unseres Lebens ohne irgendwelche nötige Sonderstellung leisten. Man wird sehn; es ist demnach für diese ganzen großen und wohl auch noch wachsenden Gebiete und für

ihre Funktionäre erst ein „Recht", ein Recht, das diesen Funktionären „Menschenrechte" gibt, das sie aus lebenslänglicher Versklavung loslöst und dem Einfluß auf ihr Leben wiedergibt, zu schaffen. Wirklich ein sehr großes wundervolles Werk. Das wird man einsehen; und dies Recht wird man schaffen.

Und dann zweitens: Es ist mir unzweifelhaft, alle diese öffentlichen Funktionäre werden sich einmal mit den anderen, den privaten, „finden". Jene ganzen durch Bureaukratisierung transformierten Schichten unserer Mittelklasse, die mit jeder Stufe der Mechanisierung und der Rationalisierung unseres Daseins weiterwachsen müssen, der Komplex der Ingenieure, Techniker, Kaufleute usw., die im Apparat stehen und in ihm heut wohl die wichtigste, modernste Arbeit tun, sie alle sind schon heut organisiert und ihre Organisaton, die ihre neue Lebensstellung zu untermauern sucht, wird irgendwann einmal der Attraktionsschwerpunkt der Organisationen auch der Staatsbeamten werden. Dann wird als ein tatsächlich geschlossener Körper die ungeheuer große, breite Mittelmasse der Bevölkerung da sein, die ein neuerer Schriftsteller bereits den „Staat von künftig" nennt, und die dann irgendwann einmal in anderer Weise als bis heute zum Bewußtsein ihrer Einheit, des Gewichts und der Bedeutung, die sie hat, gelangen wird. Es wäre wunderbar, wenn sie sich dann nicht auf sich selbst und auf die eigene Kraft besinnen sollte, jene ungeheure Kraft, die sie in Wirklichkeit in der Gesellschaft hat, und wenn sie dann nicht, statt wie heut, um die Pensionsversicherung und um andere Dinge beim Staat zu betteln, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen sich entschließen sollte und damit jenen wichtigen Schritt tun sollte, den wir hier einmal die rechtliche Emanzipation der Beamten, der Staats- und der Privatbeamten nennen wollen. Tritt das ein — es wird einmal eintreten — streift jene neue Klasse damit also nicht nur die inneren, sondern in den Grenzen, die der Zwang und das Leben der Gemeinschaft, „die uns alle bindet", zuläßt, auch die äußeren Ketten ab, so stehen wir vor einer beinah grenzenlosen Perspektive; das ist wohl nicht fraglich.

Lassen wir hier die Geschichte reden. Von unserem Standpunkt des Betrachters wollen wir notieren: uns ist auch dieser Schritt nur vorbereitend. Er ist uns nur dies, daß damit die Substanz für kulturelles Werden, die wir schon im Mechanismus untergehen sahn, endgültig gerettet scheinen kann und daß wir daher hoffen können: es wird in den oberen Klassen künftig vielleicht einmal wieder menschlich groß gefühlt und daher groß gelebt und auch geschaffen werden. Daran glauben, das ist alles was wir brauchen. Kultur wird ja doch nicht „gemacht", wie Narren heut wohl denken, sie wächst. Das Beste was wir leisten können, ist dahin zu wirken, daß der Boden, der sie tragen soll, nicht ganz vertrocknet und daß unsere geistigen Glieder für einen künftigeren „Tanz" noch lebendig bleiben.

***

Emanuel Quint/ Roman von Gerhart Hauptmann

(Neunte Fortsetzung)

Noch lag der kleine Marktflecken, in die Hügelsenkung hinein verbreitet, wie von seinen Bewohnern verlassen und jedenfalls in tiefer Verschlafenheit. Im Osten funkelte jener Stern mit vollem Glanz, der die Sonne verkündet. Es war während der langen Wanderung allerlei Abgerissenes unter den Jüngern oder Genossen Quints geflüstert worden. Man würde indessen fehlgehen, wollte man annehmen, daß ihre Meinungen und Vermutungen, gegen die Tage der Talmühle gehalten, sich im wesentlichen gewandelt oder an Überspanntheit irgend eingebüßt hätten. Soviel ihnen Quint auch immer von einem inneren Himmelreich gesprochen und versucht hatte, sie von der grob-materiellen Genugtuung durch einen Weltengerichtshof, durch einen Kerker für Gottlose und durch ein Tausendjähriges Reich auf Erden in Saus und Braus, dessen Herzöge sie sein wollten, abzubringen, herrschte dennoch in ihnen, so stark wie nur je, diese und keine andere Vorstellung. Und wie sie jetzt untereinander sich mit Schwatzen die Zeit vertrieben, war es ihnen weniger als irgendwann zweifelhaft, daß Quint, der sich ja nun öffentlich überdies als den Heiland bezeichnet hatte, der heimliche König des nahenden Zions und also des Tausendjährigen Reiches sei und sie selbst seine nächsten Teilhaber.

Sie sahen nach einiger Zeit Quint und den Pfarrherrn aus dem Hause treten — dieser war ein sechzigjähriger, noch sehr stattlicher Mann! — und gegen den Platz, wo sie saßen, heranschreiten. Als sie nahe gekommen waren, blickte der Pfarrer, der vielleicht innerlich nicht so ruhig war, als er zu scheinen beabsichtigte, mit festem Blick die Wartenden an. Nach alter Gewohnheit erhob sich Schwabe mit einem „Gelobt sei Jesus Christ!", worauf der Pfarrer „In Ewigkeit, Amen!" antwortete. Er trug den üblichen, schwarzen Priesterrock, aus dessen Tasche er, scheinbar gelassen, jetzt eine Schnupftabakdose hervorholte. Er bot Emanuel Tabak an und schnupfte selber, als dieser es ablehnte.

„Wer sind diese Leute?" fragte er dann.

Quint sprach:

„Es sind die Mühseligen und Beladenen!"

Der Pfarrer, der, wie man recht wohl merken konnte, eine heimliche Angst vor Quinten empfand, blickte ihn schnell und aufmerksam von der Seite an: dann wies er, wie um abzulenken, mit einer gleichsam segnenden Handbewegung in die Landschaft hinein, während seine Wirtschafterin befremdet und forschend aus dem geöffneten Küchenfenster herüberschaute. Die Hähne huben von allen Seiten zu krähen an.

Der Pfarrer sprach: „Von hier aus kann man die gesegneten schlesischen Auen bis zum Zopten und bis zum Streitberg, ja, bei klarem Wetter sogar bis

zur Schneekoppe übersehen." Quint gab zur Antwort: „In einem Gefängnis nahe bei jenen fernsten Bergen bin ich zum erstenmal mit Christo Jesu ein Leib und ein Geist geworden."

„Hm, hm," sprach der Pfarrer, „hm, hm! So, so!" —

Er fuhr dann fort, nachdem er einige von den hundert Stufen zur Kapelle behäbig hinaufgestiegen war: „Wohin wirst du dich von hier wenden, mein Sohn?"

Emanuel gab eine zögernde, ungenaue Antwort, die etwa so lautete:

„Ich schreite in einem doppelten Wandel. Meinet ihr, wohin ich nach dem Leibe schreite, so ist es dorthin, wohin ein jeder nach der Geburt im Fleisch schreiten muß: nämlich Golgatha! Golgatha heißt die Schädelstätte. Aber ich schreite nicht wie das Lamm, verbundenen Auges zur Schlachtbank geführt, sondern mit fröhlichem Herzen schreite ich, offenen Auges, freiwillig."

Der Pfarrer sagte:

„Aus welcher Ursache hättest du wohl solche schwere Todesgedanken, mein Sohn? Willst du dein Herz und dein Gewissen erleichtern? Obgleich du nicht in unserer Religion erzogen bist, wenn du beichten willst, komm hinauf, komm in die Kirche zu mir."

Quint fuhr in seinen Gedanken fort:

„Meine Seele ist leicht! Mein Herz ist voll Frohlocken, weil die Welt und weil der Tod durch den Vater in mir überwunden ist! Ja, ich habe die Welt überwunden!" — Wieder traf Quinten des Pfarrers Seitenblick! — „Des Menschen Sohn aber, sofern er im Geist wandelt, ist nichts Geringeres, als ein Kind, überall daheim im Hause des Vaters, überall geborgen im Reiche seines Königs und Herrn, überall fremd in dieser Welt."

Alles dies hörten die Talbrüder, die langsam Quint und dem Pfarrer von Stufe zu Stufe nachstiegen.

Der Pfarrer sagte:

„Man könnte vielleicht, wenn du meinem Rate folgen wolltest, da du zu körperlicher Arbeit keine Neigung zu haben scheinst, dir noch jetzt irgendeine Möglichkeit im Bereich unserer Kirche eröffnen. Deinen geistigen Kräften fehlten vielleicht bis jetzt zu gedeihlicher Arbeit nur das klar begrenzte, wirklich fruchtbare Ackerfeld."

Der Pfarrherr, der mit seiner Bemerkung schwerlich ganz unrecht hatte, schien durch Quinten befremdet, beunruhigt, aber auch angezogen zu sein. Ja, er machte sich im geheimen Vorwürfe, daß er mancherlei in der Vergangenheit unterlassen hatte, was er vielleicht zu tun doch verbunden gewesen wäre und was möglicherweise einigen Segen gezeitigt hätte. Hatte doch diesem mit Schlapphut, offenem blauen Hemd, weitem Jackett und weitem Beinkleid aus Manchestersamt, wie ein etwas phantastischer Gärtner wirkenden Mann, höchstwahrscheinlich selbst nur der sorgsame Gärtner gefehlt.

Quinten war ein Band seiner derben Schnürstiefel aufgegangen. Sogleich stürzten sich, als er selbst es bemerkt hatte, zum Staunen des Pfarrers, einander wegdrängend, alle sieben Begleiter darauf, jeder leidenschaftlich bemüht, der besonderen Ehre, dem grotesken Menschen das Schuhband zu binden, vor den anderen teilhaftig zu sein.

Quint stand still, wie wenn er an solche Dienst gewöhnt wäre, und fing von neuem, aber nur seine eigenen Gedanken weiter spinnend, als ob er die Worte des Pfarrers gar nicht gehört hätte, zu sprechen an.

„Ich bin ein König! Ich bin der Herr der Welt, der die Welt überwunden hat! Denn ich und der Vater, ich und der König, ich und der Herr sind eins. Wer es fassen mag, fasse es."

„Wer ist denn der König und Herr, von dem du sprichst?" fragte der Priester, der nun wieder einen armen Irrenhauskandidaten in seinem Besucher zu sehen schien. „Der Herr ist der Geist!" sagte kurz Emanuel.

Sie waren inzwischen mit sachtem oben vor der offenstehenden Kirchtür angelangt. Sie traten ein, in den heiligen Raum, der noch dunkel war, so weit er nicht durch die ewige Lampe, die wie ein Blutstropfen über dem Hauptaltare hing, und durch einige Opferkerzen auf einem eisernen Ständer, spärlich beleuchtet wurde. Der Schneider Schwabe bekreuzte sich. Wie üblich, war über dem Altar und dem Altarbilde, das die Geburt zu Bethlehem darstellte, die Taube des heiligen Geistes, in einem goldenen Strahlenlimbus herniederflatternd, angebracht. Man sah auch Mosen, oder war es Gott der Vater? als eine weiße Barockfigur mit vergoldetem Chiton, sitzend und das Weltzepter in der Hand. Hauptsächlich aber trat überall die Gestalt des Gottessohnes aus dem Dämmer der Dunkelheit: hier als Hirt, das Lamm auf dem Arm, die Fahne mit dem Kreuzessymbol in der rechten Hand! Dort, überlebensgroß, an ein Kreuz genagelt! und ferner in einer Anzahl verschiedenartiger Kruzifixe, diese in Marmor, jene in Holz oder in Metall! ja es gab auf den Seitenaltären solche aus Porzellan darunter. Wie üblich, waren die Altäre mit spitzenumrandeten Altardecken, mit Papierblumen, Vasen, Bildchen, Leuchtern und Kerzenstöcken ziemlich trödelhaft ausgeschmückt. Man sah in einer besonderen Nische das falsche Grab irgendeines Heiligen. Auf einem Altar, nicht weit davon, stand ein metallener Reliquienschrein, der ein Knöchelchen aus dem Skelett irgendeines vor mehreren tausend Jahren gestorbenen Kirchenmannes enthalten sollte. Auf dem Hauptaltar leuchtete das mit edelsteinartig bunten Glasstücken geschmückte Ciborium.

Alles dieses nahm der seltsame Morgenbesuch des Pfarrers, nahmen Meister und Jünger, unter Führung des jovialen Klerikus in Augenschein. Diese Vormorgenstunden erschienen später allen, mit Ausnahme Quints, wie etwas, von dem sie nicht wußten, ob es wirklich erlebt oder ob es die Einbildung überreizter Nerven, ob es ein Traum oder eine Erzählung war?

Quint sagte plötzlich: „Gott ist ein Geist, ihr sollt euch kein Bild machen!"

„Schweig still, mein Sohn," gab der Pfarrer ungehalten zurück, „vergiß nicht, daß du in einem Gotteshause bist."

„Soll man in einem Gotteshause nicht für Gott Zeugnis ablegen dürfen?" sagte Quint.

„Vor allen Dingen sollst du im Hause Gottes bescheiden, demütig und ehrfürchtig sein!"

Diesen Worten des Pfarrers gab Quint zur Antwort:

„Meint ihr, das sei in Wahrheit ein Gotteshaus, was um eure Schmach und um einen Galgen errichtet ist? Gott thronet weder auf Leichen, noch auf Schädeln. Habt ihr aber Gott ans Kreuz geschlagen, die ihr Gotteskinder heißt, so nehmt ihn herab."

Der Pfarrer sprach: „Weißt du nicht, daß Jesus vom Kreuze herabgenommen, begraben, von den Toten auferstanden und gen Himmel gefahren ist?"

„Nein!" sprach Quint. „Hättet ihr wenigstens", fuhr er fort, „euren alten Adam gekreuzigt, hättet ihr ihn, samt dem Galgen, daran er hing, in ein Haus gesetzt, und hättet ihr beides bis in die Fundamente mit Feuer verbrannt!"

Der Pfarrer sprach: „Was meinst du damit? Ich verstehe dich nicht."

Quint dagegen:

„Ehe man nicht in eure Folterkammern Gottes die Brandfackeln werfen wird, so daß sie vertilgt werden von der Erde, bis man die Stätte nicht mehr erkennt, wo sie gestanden haben, werdet ihr Gott täglich hinrichten."

„Mein Sohn," sprach der Pfarrer mit halber Stimme, „solche Gedanken sind nicht bloß närrisch: sie sind verbrecherisch."

„Aber es muß die Zeit kommen," fuhr der Tor in Christo mit Härte fort, „wo man Gott weder auf diesem, noch auf jenem Hügel, weder auf diesem noch auf jenem Berge, noch in diesem oder in jenem Hause, noch in dieser oder in jener Kirche, weder in dieser Kathedrale noch in jenem Dom anbeten wird, sondern allein im Geist und in der Wahrheit."

Mit diesen Worten fiel im Dunkel des Raumes ein Geräusch vieler harter Schläge zusammen, deren Ursache, wie sie bald von einem stürzenden Gefäß, dem Geklirr eines auf die Steinfließe fallenden Metalleuchters und dem Klingklang von Porzellan und Glasscherben begleitet wurden, dem Pfarrer so wenig wie den Begleitern Quints sogleich deutlich ward. Dann freilich war nicht mehr zu verkennen, daß der persönliche Wahn des Narren einen tobsuchtartigen Ausbruch genommen hatte und er mit seinem derben Schäfer- oder Gartenstock, wie rasend, unter die heiligen Gegenstände auf den Altären schlug.

„Mensch, hebe dich weg," schrie der Pfarrer, sprang hinzu und suchte die Arme des Tobenden festzuhalten. „Fluch über dich! der du ein entsetzlicher, gottverworfener Kirchenschänder bist!"

„Ich bin Christus!" schrie dagegen Emanuel laut, ja gewaltig, so daß es von allen Gewölben widerklang. „Ich sage dir," — und er schlug mit einem mächtigen Schlage das Standkreuz des Hauptaltares herunter — „dies ist kein Bethaus, sondern es ist eine Mördergrube!"

Jetzt hatte der Pfarrer, hatten die Jünger den wütenden Schwärmer und Bilderstürmer angepackt und nachdem im Dunkel der hallenden Kirche ein längeres, stummes Ringen sein Ende erreicht hatte, schien auch der Kirchenschänder gesättigt zu sein.

„Geh! Laß dich nie wieder blicken! Geh! Du bist vom höllischen Dämon besessen! Geh! Gott straft mich durch dich! Geh! Ich befehle es dir!"

Diese Worte des Pfarrers, mit starker, befehlender Stimme gesprochen, duldeten keinen Widerspruch. Quint sagte: „Kommt!" und ging, hochatmend, starken Schritts, mit den Seinen davon. Die Sonne war eben heraufgekommen. Sie traten in das blendende, alles überflutende Licht hinaus, wo Quint den Staub seiner Schuhe mit einem Tuche abstaubte. „Geh, geh!" schallte die Stimme des Pfarrers nochmals aus der schwarzen Höhlung der Kirche heraus, und der Verwiesene streckte die Arme in Kreuzesform, nachdem er sich wiederum aufgerichtet, gegen das gewaltige, herrliche Blutlicht des Tagesgestirnes auf und schritt ihm, von den sieben armen Leuten gefolgt, mit einem lauten Aufschrei entgegen.

Als der Pfarrer, bleich und mit zitternder Hand, die Kirchtür diesmal sorgsam mit dem Schlüssel verschloß, sah er die Rotte seiner Besucher bereits weit draußen durch die Felder fürbaß schreiten. Es bedeutete eine Frist für Quint, daß die Freveltat, die er an diesem Morgen verübt hatte, aus irgendeinem dunklen Grunde durch den klugen Priester verschwiegen blieb.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Ohne aufzuhören, ja ohne sich umzublicken, lief nun Emanuel Quint einige Stunden lang und zwar in einer Gangart, der seine Begleiter nicht ohne Mühe folgen konnten. Da sie seit nahezu vierundzwanzig Stunden weder gegessen noch geschlafen hatten, siegten sie manchmal nur gewaltsam über Hunger und Müdigkeit. Gleichsam im Fluge gelang es ihnen, aus dem Planwagen eines Müllers, der ihnen auf der Chaussee begegnete, ein Brot zu erwerben, wovon sie starke Keile abschnitten und im Gehen kauten, nachdem sie ihrem Meister vergeblich davon angeboten hatten.

Dieser spürte, wie es schien, nichts von Hunger und nichts von Müdigkeit. Er schien mit Ungeduld einem bestimmten Ziele zuzueilen. So strebt der Wasservogel, der monatelang nur auf dem Spiegel eines stillen Sees schwamm und der plötzlich Luft unter seine Flügel bekommen hat. Er hielt erst inne, als man am fernen Horizonte die Schornsteine und die Kirchtürme Breslaus zu sehen bekam, und es ward eine längere Rast gehalten.

Der Himmel war nicht mehr wolkenfrei. Meister und Jünger hatten am Rande einer feuchten Wiese, die von Erlen und Weidengebüsch umgeben, ja eingeschlossen war, unweit eines niedrigen Bahndammes, Platz genommen. Von Zeit zu Zeit klirrte in der Nähe ein Draht, der längs der Strecke auf eine weite Entfernung von dem Häuschen des Wärters bis zu einer Bahnbarriere gezogen war, mit Hilfe dessen er, je nach Bedürfnis, den Bahnübergang eines Feldweges öffnen und schließen konnte. Das Vorhandensein vieler alter Erlen, Weiden und Rüstern, etwa steinwurfsweit vom Rande der Wiese entfernt, so wie der rastlose Lärm vieler Rohrsperlinge, zeigte die Nähe eines Weihers an. Es schien eine wildreiche Gegend zu sein, denn es traten nicht nur Rehe, sorglos äsend, auf die Wiesenflächen heraus, sondern man hörte den Laut der Wildente und sah Fasanen aus den erst schwachbegrünten Büschen hervor- und wieder hineinschlüpfen.

Quint saß mit dem Rücken an einen Grenzstein gelehnt und die Seinen, die sich im Kreise gelagert hatten und, trotz des ermüdeten Ausdrucks ihrer Gesichter, gespannt nach ihm hinblickten, schienen auf eine Eröffnung gewichtiger Art gefaßt zu sein.

Diese Eröffnung sollte nicht ausbleiben.

Nachdem er nämlich etwas gesagt hatte, dessen Bedeutung ihnen vollständig dunkel war, fügte er andere, wichtige Dinge an, die sie ebensowenig begreifen konnten. Man wird aber annehmen müssen, daß sich seine erste Bemerkung auf den jüngsten Zwischenfall mit dem Priester bezog: „Beinahe dreißig Jahre," sagte er, „haben wir gemeinsam gelebt und sind doch all die Zeit einer dem anderen nicht geboren worden. Als wir einander geboren wurden, an demselben Tage, Morgen und Augenblick, starben wir einander für alle Ewigkeit." Quint fuhr fort und ermahnte die Seinen, sich fortan über sein Tun und Lassen nicht zu wundern. Er habe sie auserwählet, damit sie bis zur letzten Stunde, ja womöglich bis zum letzten Hauch, Zeugen seines Wandels sein sollten. Er wiederholte von jetzt ab oft und sagte es hier zuerst seinen Anhängern, wie er großen Leiden und Martern entgegenginge. Er wies auf die Türme am Horizont, als nach dem Schlachtfeld, zu dem er hinmüsse, und meinte, seine Feinde, die Kinder der Welt, warteten sein. Des Menschen Sohn, erklärte er weiter, müsse immer wieder in der Menschen Hände überantwortet werden. „Ihr sollt nicht glauben," hieß es weiter, „sie werden des Menschen Sohn, der sich Gott allein zum Vater erlesen hat, auch diesmal anders erhöhen, als an den Galgen. Einstmals werden sie des Menschen Sohn anders erhöhen, aber erst, wenn die letzte Auferstehung geschehen ist! Dann werden selbst Blinde seiner gewahr werden."

Alles dieses sagte Emanuel nicht mit Trübsinn, sondern mit einem schwer zu verbergenden Rausche innerer Glückseligkeit.

Ein gewaltiger Donner unterbrach aber diesen Redestrom. Es war ein Schnellzug, dessen Wagen untereinander durch Gänge verbunden waren und dessen eiserne Räder über die Schienen, die sich darunter bogen, vorüberschmetterten. Der Luftzug riß Staub und verdorrte Blätter des letztvergangenen Herbstes in einer wild gen Himmel taumelnden Wolke hinterher. Beide, Meister wie Jünger, hatten die Köpfe herumgewendet und es schien, daß im Augenblick alles, ausgenommen das ungestüme und lärmende Wunder der Zivilisation, vergessen war. Als Quint, dessen staunend geöffnete Augen sich gewaltsam gesammelt hatten, längst aufs neue in das Gehäuse seines Wahnes verkapselt weiter und weiter sprach, konnten die Jünger, mit Flüstern und Zeichenmachen, über die tafelnden Menschen im Speisewagen, über die vornehmen Damen und Herren an den Fenstern nicht hinwegkommen, die ihren Trupp, dieses Feldbiwak armer Landstreicher, keines Blickes gewürdigt hatten.

Quint fuhr fort:

„Ich habe nicht recht getan, daß ich Gewalt geübt habe im Hause der Gewalttäter. Oder meinet ihr etwa, daß ein Pfaffe" — er gebrauchte zum erstenmal dieses Wort — „daß ein Pfaffe kein Gewalttäter ist? Jeder Pfaffe ist ein Gewalttäter! Und alle zusammen, die sich fälschlich als Diener Gottes bezeichnen, möchten vom Geringsten bis zum Höchsten unter ihnen, lieber heute, als morgen, Beherrscher des Himmels und der Erde, Herrscher nicht nur der Menschen, sondern auch Gottes sein."

Quint sprang auf, wie wenn er durch den vorüberbrausenden Eisenbahnzug selbst zur Eile gemahnt worden wäre. Es war nichts mehr in seinem Wesen von der ihm früher eigenen, scheinbar leidenschaftslosen Betrachter-Ruhe, sondern eine ungeduldige Streitbarkeit. Im Gehen sprach er: „Ich lege einen Stein des Anstoßes, einen Stein des Ärgernisses, einen Felsen des Hindernisses in die Welt: daß die Kinder der Welt sich die Räder ihrer Wagen und ihrer Maschinen, ja ihre eigenen Füße und Stirnen zerstoßen sollen! Daran sollen die Kärrner anlaufen und nicht minder die Könige!" Und einige Male im kraftvollen Fortschreiten wiederholte er: „Ich bin bereit."

Aus allen diesen Reden wußten die Jünger wenig zu machen. Ihr Wesen war erfüllt von dem immer steigenden Fieber ihrer Phantasterei. Ihre Müdigkeit ließ himmlische Vorstellungen einer künftigen Ruhe entstehen. Die Anstrengungen der rastlosen Wanderung machten, daß sie immer wieder von jenem Asyl sprechen mußten, darin das Ende aller Leiden gekommen und das, wie sie meinten, nicht mehr ferne war. Sie fühlten recht wohl die Veränderung, die mit ihrem Meister vor sich gegangen war und wie sie einer Entscheidung zustrebten. Dies, ihre nun entschlossenere Nachfolge, dazu die auf ein dunkles Schicksal deutenden Reden Quints, die er weniger mit ihnen, als mit unsichtbar

gegenwärtigen, feindlichen Mächten zu führen schien, erregten in ihnen eine gewisse, allgemeine Besorgnis, Furcht und Bangigkeit.

„Wo habt ihr den böhmischen Josef gelassen?" fragte mit einem Male Quint.

Sie sahen einander betreten an, schwiegen und keiner wollte antworten.

„Ängstet euch nicht und fürchtet euch nicht," sagte Quint, der wohl merkte, daß sich Josef nicht im guten von ihnen getrennt hatte und daß die Anhänglichkeit der Seinen nun in ihren Augen zu einem bewußten Opfer geworden war. „Fürchtet euch nicht, denn ihr werdet von dem Hasse der Welt nicht zu leiden haben, wie ich, der ich gegen sie zeuge, der ich überall Zeugnis ablegen werde — wie ich denn schon begonnen habe — daß die Werke der Welt böse und ruchlos sind."

Er fuhr fort:

„Josef hat sich von euch abgesondert und ist abtrünnig geworden aus Unglauben. Er hat geglaubt, ehe er Taten sah, und ist abtrünnig geworden, als ich selbst von mir zeugte, wer ich sei und durch meine Tat für mich zeugte. Euer Vertrauen, euer Glaube ist groß, obgleich etliche unter euch sind, deren Glaube fester gewesen ist, eh ich sie berief, mir in meinen Fußstapfen nachzufolgen."

„Herr, sage uns, wo führst du uns hin!" rief der Weber Zumpt und stand vor Quint mit zitternden Kinnbacken. Mit diesen Worten hob sich ein Durcheinander von Fragen und Bitten an, die jeden verständigen Menschen erschreckt haben würden, die aber Quint nur mit halbem Ohre zu hören schien: er solle ihnen den Glauben stärken, es würde schon das allergeringste Zeichen, das allerkleinste Wunder, das er täte, vollauf dazu hinreichen. Er solle ihnen sagen, nur ihnen, niemand sonst, an welchen geheimen Umständen sie den Ort und die Stunde des neuen Zion und damit den Beginn des großen Gottesjahres, des tausendjährigen Reiches merken könnten. Es war ersichtlich aus allen diesen Fragen und Bitten, die ebensoviele Torheiten darstellten, wie verwirrend, ja verblendend, für diese Leutchen Lehre und Leben des blinden Blindenleiters gewesen war. Oder war nicht er, sondern waren die anderen es gewesen, die ihn verwirrt, verführt und in die Bahn seines Schicksals getrieben hatten?

Was gab er nun wieder für eine Antwort? Er sagte und zwar mit Heftigkeit: „Ich habe euch an mich gezogen, damit ihr nicht sehet und doch glaubet, damit ihr hoffen lernet, wo nichts zu hoffen ist: nämlich auf die Gerechtigkeit! nicht aber auf die Gerechtigkeit, die vor den Menschen gilt, sondern auf die, die vor Gott gültig ist! Glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht!" Dann schloß er so: „So lange bin ich bei euch: warum kennet ihr denn meine Sprache noch immer nicht?"

In der siebenten Stunde des Abends erreichten Quint und die Seinen Breslau und die kleine Herberge zum Grünen Baum. Der Meister wurde

durch die Wirtsfrau, deren Mann eine Schlächterei betrieb, in einem Dachkämmerchen, nach der lehmig und schnell fließenden Oder hinaus, für sich allein, die anderen Männer in einem Verschlag des Heubodens untergebracht. Alle gingen, nachdem sie, schon während des Kauens beinahe einschlafend, etwas zu sich genommen hatten, sofort zur Ruhe, um erst nach etwa sechzehnstündigem Schlaf gegen Mittag des folgenden Tages wiederum aufzuwachen.

Um diese Zeit sendete Quint Dibiez, den ehemaligen Soldaten der Heilsarmee, mit einigen Zeilen von seiner Hand an Hedwig Krause, die seit etwa einem Monat nach Breslau übergesiedelt war und in einem neu errichteten städtischen Krankenhause jenseit der Oder arbeitete. Keiner der Jünger, Dibiez ausgenommen, der einigermaßen in der Welt herumgekommen war, würde für eine solche Sendung im labyrinthischen Lärm einer Großstadt zu brauchen gewesen sein.

Dibiez hatte die Schwester Hedwig indessen bald ausgemittelt und es traf sich so gut, daß ihre Erholungsstunden soeben begonnen hatten und sie bereits nach Verlauf einer Stunde, an der Seite Dibiezens, im „Grünen Baum" und in Quintens Dachkammer erschien.

Zwischen Marie und Hedwig Krause bestand, und zwar verschärft um Emanuels willen, seit lange ein merkbarer Gegensatz: die eine neigte zu einem mehr betrachtenden, innerlich innigen, die andere zu einem mehr tätigen Gottesdienst. Beide aber waren durch die Erscheinung „des heiligen Menschen Gottes", wie sie ihn nannten, Quint, gleicherweise in einen unentrinnbaren Bann verstrickt worden. Schwester Hedwig besaß eine Anzahl eigentlich ziemlich trockener Briefe von Quint und hatte sie, nach Mädchenart, mit mancher langen Epistel beantwortet, die übrigens nicht mit Kindereien, sondern mit den Schilderungen vieler bittrer Erfahrungen angefüllt waren, die sie in ihrem Berufe gemacht hatte. Übrigens hatte sie Quinten wiederholt nach der Stadt zu ziehen versucht.

Quint merkte sehr wohl, wie aus dem Mädchen hier in der Stadt eine durchaus neue Persönlichkeit geworden war und daß eine geistige Frische und Beweglichkeit, ja, daß eine Tatkraft von ihr ausströmte, die von dem etwas schleppenden, mißmutig unbefriedigten Daseinszustand, den er draußen auf dem Lande an ihr gespürt hatte, durchaus unterschieden war. Aber auch Schwester Hedwig sah einen neuen Menschen in Quint. Er war ausgeruht und sein Wesen besaß, gegen früher gehalten, mehr männliche Frische, Festigkeit, ja Heiterkeit.

Das schöne dreiundzwanzigjährige Mädchen, dessen ein wenig strenges Madonnengesichtchen zwei große verzehrende Augen besaß und dessen ganze Erscheinung durch die einfache Schwesterntracht überaus reizvoll zur Geltung gebracht wurde, fühlte sogleich, wie ihre Illusion von dem seltsamen Menschen durch seine Gegenwart noch übertroffen wurde.

Er ist eher häßlich als schön, sagte sie sich. Er ist zu lang! Er hält sich

nicht gerade! Es hat etwas kamelhalsartiges, wie sein Haupt auf dem Rumpfe sitzt: dagegen ist er von seinem Haar wie von heiligen Flammen umgeben und in seinem meeresfarbig schillernden Blick scheint ein vulkanisches Feuer unter blauem Wasser verborgen zu sein.

Sie hatte ganz ohne Umstände auf Quintens Feldbettstelle Platz genommen und erzählte, gerötet und merklich beglückt durch seine Anwesenheit, vielerlei aus ihren eigenen Erlebnissen, nachdem sie ebenso vielerlei und mehr aus der Heimat zu wissen begehrt hatte. Sie berichtete schließlich, ein wenig zögernd, aber von Quint sogleich ermutigt, daß ein Bericht seines Auftretens, sie meinte damit seine verunglückte Feldpredigt, von allen Zeitungen der Provinzialhauptstadt gebracht worden sei.

Wirklich las Emanuel dieses in einem Blatte, das Schwester Hedwig aus einem kleinen Handtäschchen genommen und ihm dargereicht hatte:

Religiöser Wahnsinn. In der Nähe von Miltzsch wurde am ersten Feiertag ein Mensch sistiert, der eine Art religiösen Meetings mitten auf freiem Felde abhalten wollte. Man weiß, daß die Gegend von Miltzsch noch heute als eine Domäne der Orthodoxie zu betrachten ist. Der Verrückte, der, wie einige wissen wollen, sich als den wiederauferstandenen Heiland selbst bezeichnet haben soll, hat schon seit längerer Zeit und zwar an verschiedenen Plätzen der Provinz sein Unwesen getrieben. Man sagt, daß eine gewisse vornehme Dame und prominente Persönlichkeit, die ihr ungeheures Vermögen in liberalster Weise für ländliche Kirchenbauten zur Verfügung stellt, eine Vorliebe für den sonderbaren Heiligen gefaßt und damit seine Narrheiten unterstützt habe. Er wurde übrigens auch von der Volksmenge, die Gott sei Dank bei uns aufgeklärter, als in den Ländern religiöser Heuchelei und hysterischer junger und alter Weibchen, Amerika und England ist, in gebührender Weise zurückgewiesen.

Lächelnd, obgleich erbleichend, gab Quint das Blatt an Hedwig zurück und sagte dabei: „Ich bin frei geworden von Menschenfurcht. Wenn ich sagen wollte," fügte er an und zwar mit der größten Einfachheit . . . „wenn ich sagen wollte: ich sei nicht Christus, Gottes Sohn, so müßte ich mich von meinem Vater lossagen, müßte mich und Christum und Gott vor ihm verleugnen."

Schwester Hedwig, die dem Berichte nur teilweise Glauben geschenkt und die nun durch die Bestätigung, die er in seinem schlimmsten Teile unmittelbar erhalten hatte, nicht wenig erschrocken war, konnte sich doch von einem einigermaßen betörenden Schauder mystischer Wollust beim Anhören solcher Worte nicht frei machen. Der Stich, den die ihr nun einmal sympathische Schwärmernatur dieses, sie zu einer ständigen, rätselvollen Wallung des liebevollen Mitleids erregenden Menschen, zu haben schien, machte ihn, wie zum Trotze ihrer eigenen Vernunft, ihrem schwer bezähmbaren Trieb nur noch anziehender.

Am folgenden Tage hatte sie, weil Emanuel manchmal leicht hustete und

dann zuweilen etwas Blut in seinem vor den Mund gehaltenen Schnupftuch fand, einen ihr befreundeten Assistenzarzt mitgebracht, einen kräftigen, blauäugig-blonden jungen Mann, der von der pommerschen Küste herstammte. Er stellte mit Quint, dessen Geschichte er teilweise durch Hedwig erfahren hatte, eine geduldig hingenommene, eingehende Untersuchung an. Er hatte am Schluß allerdings, da sein Patient, so oft seine Fragen über die körperlichen Angelegenheiten hinausgingen, zurückhaltend blieb, nichts Eigentliches über seine Geistesverfassung herausbekommen, aber er sagte doch, als er einige Stunden später die Schwester im Dienste wiedertraf, daß man es in Quinten mit einem Degenerierten zu tun habe. Sie antwortete ihm: „Degeneriert oder nicht degeneriert! Wer bliebe heut noch auf freien Füßen, wenn man euch Ärzten und euren Diagnosen Gehör schenkte? Übrigens sind Sie Atheist und in Religionssachen ohne Verständnis."

Der junge Arzt wollte das nicht bestreiten. Sein Name war Doktor Hülsebusch. Allein er meinte, wenn er auch für das Religiöse in der Erscheinung vielleicht kein rechtes Verständnis habe, so ginge ihm doch, als einem demokratisch gesinnten Manne, wenigstens nicht das Interesse, von allem ärztlichen zu geschweigen, für die soziale und menschliche Seite der wunderlichen Erscheinung ab. Die Frage, in welchem Berufe Emanuel arbeite, brachte die Schwester in eine gewisse Verlegenheit. Sie wollte nicht sagen, daß er überhaupt nicht arbeite und konnte nicht hoffen, dem Arzt begreiflich zu machen, wie er, mit seinem ausschließlichen Sinn für Gott und das Göttliche, dennoch kein Müßiggänger sei. Der Arzt aber schloß, Quint sei von hektischer Konstitution, brauche reichliche Nahrung und eine gesunde Beschäftigung.

Es mochten seit Quints und der Seinen Ankunft im „Grünen Baum" vier bis fünf Tage vergangen sein, da geriet die gute Stadt Breslau eines Tages durch ein ungewohntes Ereignis, allerdings nur vorübergehend, in eine gewisse Aufregung. Man sah gegen vier Uhr, Sonntags nachmittags, unter dem Gewimmel der Spaziergänger, auf der sogenannten Liebigs-Höhe plötzlich einen Mann auftauchen, seinem Aussehen nach aus dem ländlichen Arbeiterstand. Er stieg auf die Rampe einer dort befindlichen, mächtigen Freitreppe und machte, über den aufwärts und abwärts flutenden Strom geputzter Herren und Damen hoch emporragend, Zeichen, aus denen man seinen Wunsch zu reden entnehmen sollte und auch entnahm. Ein Sonntagnachmittag ist, auch wenn die Sonne eines Vorfrühlingstages scheint, nicht immer kurzweilig. So trat denn mit einer gewissen Bereitwilligkeit, nach kurzem Gelächter, eine verhältnismäßige Stille ein. Da schrie nun aber der bäuerische Mensch nichts weiter als dreimal dieselben Worte in die lauschende Menge hinunter: „Ich sage euch, daß Jesus Christus erstanden ist!" Darnach sprang er herab und verschwand in der Menge, die mit lautem Gelächter und einem Hagel von Witzen antwortete

und ohne zu fragen, wo der Verrückte geblieben war, zu anderen Dingen überging.

Dieser Vorgang hätte nun wohl kaum seinen Weg bis in die Spalten irgendeiner Zeitung gemacht, wenn nicht das gleiche von der Rampe des königlichen Schlosses herab, über der Menschenmenge, auf dem sogenannten Exerzierplatz, ferner auf dem Ring und der Rampe der Rathaustreppe und an mehreren anderen Orten genau um die gleiche Zeit passiert wäre. Unmöglich konnte der Unfugstifter ein und derselbe Mann gewesen sein, denn erstlich deuteten die Beschreibungen, die gemacht wurden, auf verschiedene Menschen hin und zweitens war dasselbe, und zwar um die gleiche Zeit, unter der Menschenmenge im Scheitniger Park, in Pirscham und auf der Ziegelbastion, sowie auf dem Tauenzienplatze geschehen, Orten, die weit voneinander entlegen sind.

Da alles so kurz verlaufen war, hatte die Polizei weder Anlaß noch Möglichkeit gefunden, einzuschreiten und als die Berichte in ihren Bureaus und den Redaktionen der Zeitungen zusammenliefen, schien der Vorfall jedenfalls sonderbar, aber weder genügsam verbürgt noch gefährlich zu sein. So war er am Mittwoch bereits vergessen, trotzdem die Zeitungen am Montag abend und Dienstag früh eine Notiz darüber gebracht hatten.

Doktor Hülsebusch hatte sogleich, als ihm die Zeitungsnachrichten zu Gesicht kamen, seinen bestimmten Verdacht gefaßt, und als er Schwester Hedwig auf dem Korridore des Krankenhauses begegnete, meinte er: dies wäre doch ein bedenklicher Streich, und man müsse sich fragen, ob nicht vielleicht noch größeres Unheil, durch vernünftige Einwirkung auf den Freund und Schützling, zu verhüten wäre. Schwester Hedwig, obgleich sie rot wurde, leugnete nicht, daß die sonderbare Tat durch Quinten angeordnet und durch seine Begleiter ausgeführt worden war. Sie sagte, es sei die Absicht Quints, um jeden Preis die Menschen aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln, weshalb er auf dieses Mittel verfallen sei.

Der Arzt behauptete, Schwester Hedwig Krause sähe seit der Anwesenheit ihres Familienheiligen, wie er Quint gutmütig spottend nannte, selber kränklich, wie eine durch Wachen und Fasten angegriffene heilige Hedwig, Agnes oder Therese aus. Und er warnte das Mädchen davor, sich von dem „pathologischen" Geist dieses Menschen umnebeln zu lassen.

Schwester Hedwig war schweigend vorübergegangen und hatte nur mit den Achseln gezuckt.

Sie war auch an diesem Tage, wie an jedem, seit er im Gasthaus zum Grünen Baume war, während ihrer Freizeit bei Quint gewesen und hatte, vor kaum einer Stunde, die Frage nach dem Grund seiner seltsamen Maßnahme an ihn gestellt, worauf er mit einem grimmigen Weinen in der Kehle, die Faust auf den Tisch schlagend, die Worte der Schrift, nicht anders, als

wären es seine eigenen, gebraucht hatte: „Wahrhaftig, wo diese nicht redeten, müßten die Steine schreien!"

Inzwischen sah es seit dem Ereignis recht wunderlich im „Grünen Baum" und um Emanuel aus. Erstens war die Gegenwart eines Mannes, dem man gewisse Heilkräfte zutraute, unter den kleinen Leuten ruchbar geworden, und zwar hatten Quintens Begleiter, obgleich er jemals ein Wunder getan zu haben leugnete, teils aus Überzeugung, teils aus einer gewissen Wichtigtuerei, ihn als Wundertäter bekannt gemacht. Emanuel nahm einen tiefen Anteil an der im Grunde kranken Menschenwelt. Es war ihm, als trüge er selbst ihre Krankheit. Deshalb gelang es ihm auch jetzt noch nicht gegen die Leiden des einzelnen Menschen gleichgültig und gefühllos zu sein. Trotzdem hatte er, sich auf Behandlung Kranker einzulassen, im „Grünen Baum" von vornherein abgelehnt: was natürlich nicht hinderte, daß die Leidenden kamen, den Wirtsleuten zu verdienen gaben, ja sich mit Geschenken, um nur mit Quinten reden zu dürfen, an sie heran machten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Anton Scharf hatte von seiner Bekennertat auf der Rathaustreppe einen achtzehnjährigen Menschen, Sohn eines Postbeamten und Primaner, mit nach Hause gebracht. Der dürftig gekleidete, stark im Wachsen begriffene, schöne Jüngling hieß Dominik. Er war ziemlich groß, hatte den ersten dunklen Bartflaum, wie einen feinen Schatten, um Oberlippe und Kinn, dunkle, melancholische Augen und eine zarte, bräunliche Haut. Er trug schadhafte Schuhe mit ausgeweitetem Gummizug, Beinkleider und Rockärmel waren zu kurz geworden, sein Vorhemd und Kragen, der ohne Schlips war und den niemand ihm wusch, konnten unmöglich sauber sein. Es lag ein schmerzlicher Idealismus in diesem Kopf, der etwas Edles und dabei unsäglich Anziehendes hatte.

Dominik hatte die Worte Anton Scharfs: „ich sage euch, Christus ist auferstanden!" gehört, er war dem Bekenner nachgeschlichen und hatte ihn über Absicht und Grund seiner Handlung ausgefragt. Als er aus einem dunklen Zuge des Herzens Anton begleitet hatte und vor dem Meister dieses grobschlechtigen Jüngers stand, wußte er fast auf den ersten Blick, daß sein Schicksal fortan unlöslich mit dem dieses Menschen verknüpft sein würde.

Er wurde Emanuels rechte Hand.

Eine solche Hilfe brauchte Emanuel, denn er hielt bereits einige Tage nach der Aussendung der Sieben gleichsam regelmäßige Sprechstunde. Es zeigte sich, daß im geheimen viel mehr Menschen, als es den Anschein gehabt hatte, durch das Bekenntnis, Christ sei erstanden, berührt worden waren, und diese hatten den Weg bis zum Herde des neuen Irrglaubens zu finden gewußt.

Unter denen, die Dominik empfing, ehe sie eines Gespräches mit Emanuel

Quint gewürdigt wurden, waren keineswegs nur Mädchen, Frauen und Männer aus niederen Volksschichten, sondern auch Baronessen und Gräfinnen, Militärs in Zivil, kurz Leute von Stand und darunter manche prominente Persönlichkeit; sie scheuten sich nicht vor dem übelriechenden, ziemlich verrufenen Platz, der, obgleich über ihn eine Straße führte, nur wie ein Hof wirkte, an dem das Gasthaus zum Grünen Baum gelegen war. Sie traten über die schmierige Schwelle, mutig, wenn auch nicht ohne Schaudern, in den schmierigen, engen, von Fliegen überkrochenen Hausflur hinein und durch die Tür rechts in das von Käsegeruch und Alkoholdunst gesättigte Gastzimmer, was für diesen und jenen aus dem Kreise der Vornehmen zum Warteraum und zur Geduldprobe ward.

In wenigen Wochen tat sich vor Quint der ganze Jammer auch der mittleren und oberen Stände auf, die eine den Neid so stark erregende, glänzende Außenseite zur Schau trugen. Er blickte in ein über alle Begriffe bitteres, inneres Elend hinein, und es kam ihm vor, als wenn dies das echte Antlitz der Zeit wäre.

Da war ein Weib, das ihr vornehmer Mann, nachdem er ihr ewige Liebe und Treue geschworen, physisch vergiftet, geschlagen, um ihr Vermögen gebracht, mit einer anderen betrogen und dann verlassen hatte. Eine Tochter, die von ihrem vergötterten Vater sittlich entehrt worden war. Eine andere Tochter, die ihr würdeloser und deklassierter Papa zum Handelsobjekt erniedrigt und an Kavaliere verschachert hatte. — („Er hat meine Seele zehnmal zertreten", sagte sie.) — Da war eine andere Tochter, durch ihre Eltern von einem jungen, gesunden, geliebten Mann hinweggerissen und an einen reichen und kranken Roué von Stand zur Ehe verkauft. Da war ein Mann, der vor dem Schlafzimmer seiner vergötterten Frau fast jede Nacht die Stiefel eines anderen Verehrers fand. Ein anderer, den ein geliebtes Weib zu Betrug, Diebstahl und Todschlag verführt hatte. Das Weib eines vornehmen Mannes, der seine Seele vor Quint ausschütten wollte, war eine Trinkerin und kam, zur Landstreicherin erniedrigt, zuweilen bettelnd vor seine Tür, wo ihre eigenen Kinder, die sie von ungefähr sahen und sie nicht kannten, sich vor der eigenen Mutter entsetzten und ekelten.

Es kam ein Vater zu Quint, der sich auf seinen Sohn jeden erdenklichen Fluch zu häufen für berechtigt hielt: der Sohn hatte an der Kassa seines Vaters Diebstahl, Betrug und Einbruch verübt. Es kamen Leute ohne Zahl, die waren in ihren Berufen unglücklich, das heißt, ihr Beruf erschien ihnen wie ein Zwang, ein Kerker, ein Unglück, ein Seelenmord, dem sie doch nicht entrinnen konnten, weil er das einzige Mittel war, ihr tägliches Brot herbeizuschaffen. Unter diesen Unfreien, diesen Gefesselten waren hohe und niedrige Militärs, hohe und niedrige Beamte, Vertreter der allermeisten Berufsarten: und keiner

wollte gerade das, was zu sein ihn die Verhältnisse zwangen, sondern etwas ganz anderes sein.

Es mußte Emanuel und auch Dominik auffallen, welcher Grad von Demut, Furcht, ja Feigheit, der Mehrzahl dieser Menschen eigen war, die in ihren Kreisen und in ihrer Öffentlichkeit meist mit unbeugsamer Härte und mit nicht minderem Hochmut auftraten. Und weshalb suchten sie eigentlich bei seiner Armut und in seinem schmutzigen Winkel Rat, da ihnen doch ganz andere Ratgeber zu Gebote standen? Sie selber meinten, ihre Welt sei bis obenan von Tücke, Lüge, Heuchelei, Haß und Niedertracht angefüllt. Einer belaure des andern Schritte und sei, sofern dieser auch nur das geringste Zeichen von Schwäche, etwa durch irgendein offenes Bekenntnis, merken lasse, sofort mörderisch über ihn herzufallen bereit; „denn", sagten sie, „die moderne Gesellschaft ist auf den rücksichtslosen Kampf der Interessen aller gegen alle gestellt. Wehe dem, der auch nur einen Augenblick feindlich um sich zu blicken und um sich zu schlagen nachlasse".

Es kamen auch viele Leute zu Quint, die über eine widernatürliche Anlage ihrer eigenen Natur, die sie vergeblich zu bekämpfen suchten, zu klagen hatten. Es waren solche darunter, deren übrige Wesensart von ganz besonderer edler Feinheit und Zartheit war, Menschen, die jeden Mut zur Schönheit, zur Treue und auch zum Tode hatten. Manche von ihnen gingen mit dem Gedanken, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, um: eine Absicht, über die sich auch der junge Dominik zuweilen mit Quint, in dem er eine ähnliche Neigung zu spüren glaubte, auseinander zu setzen pflegte.

Die Martern der meisten aber, die zu Quint kamen, drehten sich um den Erwerb und Verlust von Geld. Die Sorge darum vergiftete ihnen Tage und Nächte, verdarb und zerrüttete ihnen Jahr um Jahr ihrer Lebenszeit. Quint glaubte zu sehen, wie die gesamte moderne Zivilisation nichts weiter als eine erzwungene Orgie ohne inneren Sinn, verbunden mit einem faden oberflächlichen Rausche, war, darin sich keiner der Teilnehmer wohlfühlte. „Der Zweck," sagte Dominik, „der Gesamtheit ist entweder der Einzelne oder der Einzelne braucht die Gesamtheit nicht." Seine Meinung war ferner: die ganze Menschheit sei augenblicklich zu einer schwitzenden, ächzenden, fluchenden Bedienungsmannschaft des großen Molochs Maschine herabgewürdigt, ja sie sei selbst ein Maschinenteil und stünde mit Rad, Achse, Schiene, Kohle und Öl auf gleicher Stufe.

„Das würde nichts schaden," meinte Quint, „wenn nur nicht der ganze Körper, zu dem wir gehören, schlecht und verseucht wäre. Ein schlechter Sauerteig hat das ganze Brot, von innen heraus, verdorben und ranzig gemacht. Außerdem sitzen wie ebensoviele Krebsgeschwüre, verdeckt unter buntem Tuch, blanken Knöpfen, Seide, Hermelin und Spangen von Edelstein, Geschlechts-

sucht, Ehrsucht, Mordsucht verbunden mit Menschenfurcht in dem Leibe der Zivilisation. Wer will ihn gesund machen?"

In diesen Tagen und allen seinen Besuchern gegenüber empfahl Quint immer wieder dasselbe Heilmittel: „Segnet die, die euch fluchen! bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen! tut wohl denen, die euch hassen! liebet euren Nächsten wie euch selbst! wer dich bittet, dem gib! und wer dir das Deinige nimmt, von dem fordere es nicht wieder! und wer dich schlägt auf eine Backe, dem reiche die andere auch dar! wer dir den Rock nimmt, dem schenke auch noch dein Hemd."

So weit waren die Antworten Quints im ganzen harmlos gewesen. Eines Tages aber kam ein Mensch zu ihm, der fragte, was er tun solle, da er es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren könne, eine Waffe zum Menschenmord in die Hand zu nehmen, aber leider zum Militärdienst ausgehoben sei. Quint sagte: „Du sollst nicht schwören! So verweigere dem König den Treueschwur." Er fuhr dann fort: „Du sollst nicht töten! So lege den Säbel ab, den sie dir umbinden wollen, und nimm das Gewehr, wenn sie es dir reichen, nicht in die Hand!" „Sie werden mich in den Kerker werfen", sagte der Mann. „Dann liege im Kerker," gab Quint zur Antwort. „Sie werden mich anspeien, mich verfluchen, mich verachten, mich auf jede erdenkliche Weise mißhandeln, mich aus der Gesellschaft der Menschen ausstoßen." Quint sprach: „Das haben sie Jesu Christo auch getan." „Wenn sie mich aber töten?" fragte der Mann. „Dann mußt du sterben," sagte Emanuel.

Quint und Dominik, zuweilen mit Hedwig Krause als der dritten im Bunde, machten oft weite Spaziergänge. Dann streiften sie an den Ufern der Oder hinauf oder bewegten sich über die melancholischen Wiesenflächen der scheinbar stillstehenden Ohle, wo sie gelegentlich einen Kahn losmachten, den sie in tiefster Einsamkeit vorfanden, etwa an eine Weide gebunden, die mit ihren Zweigen ins Wasser hing. In diesem Jahr war der Frühling zeitig eingetreten und es gab Vollmondnächte von einer unendlichen Schwermut und Schönheit in dieser Flußniederung.

Emanuel nahm in den ersten vierzehn Tagen seltsamerweise keine Veranlassung, Hedwig und Dominik gegenüber auf seinen Messiaswahnsinn zurückzukommen. Er ging ausschließlich auf die Sorgen und Kümmernisse des durch ihren Beruf nicht befriedigten Mädchens und auf die Philosophie der Lebensmüdigkeit des ihm mit Leib und Seele ergebenen Primaners ein.

Dominik trug sich mit Selbstmordgedanken.

Menschen, die das Leben bis ins hohe Mannesalter getragen haben, erinnern sich meist gewisser Krisen der Jünglingsjahre nicht und sind nicht geneigt, sie wichtig zu nehmen. Dennoch hat das Leben in jedem Alter die gleiche Wichtigkeit. Schon deshalb, weil immer der gleiche Einsatz, nämlich die ganze Persön-

lichkeit, zu Gewinn und Verlust auf dem Spiele steht. Tragik und Heroismus, das beweisen zahllose Beispiele, stehen dem Jünglingsalter ebenso nahe, ja vielleicht näher als jedem späteren. Und jener Augenblick, in dem die reine und eigentümliche Gefühlswelt eines keusch erwachten Idealismus hochbegabter Jünglingsnaturen von der Erkenntnis der herrschenden Niedertracht und platten Gemeinheit der Welt wie mit einem vergifteten Speer tödlich getroffen ist, wird dieser selbe Speer, nicht selten von der Hand des Betroffenen, mutig und entschlossen weiter bis ins Herz des eignen, körperlichen Lebens weitergeführt. Jahr um Jahr kommen Schiffe mit schwarzen Segeln von den Labyrinthen des Minotaurus zurück.

Die Lehrer hatten es Dominik eröffnet, daß er von dem sogenannten Abgangs- oder Reifeexamen würde zurücktreten müssen, nicht eigentlich mangelnder Kenntnisse wegen, sondern weil er moralisch nicht von der nötigen Reife sei. Der Anlaß, den er für dieses Urteil gegeben hatte, bestand in Freundestreue und kameradschaftlicher Aufopferung. Er war, ohne daß er selbst zum allergeringsten Verrat zu bewegen gewesen wäre, überführt worden, bei gewissen Arbeiten unter Klausur, seinen Nachbarn rücksichtslos mit Rat und Tat hilfreich gewesen zu sein.

Keineswegs war er aber durchdrungen von der eigenen Unmoral, sondern, da er in dieser ekelerregenden Schulmoral den herrschenden, schmutzigen Unsinn der Welt verkörpert wähnte, so kam ihn vor dieser Welt ein tödliches, mit Übelkeit gemischtes Grausen an.

Dominik hat ein Heftchen Gedichte zurückgelassen und eine Anzahl Notizen über Emanuel Quint. Eines Abends, als eben der Mond wie eine riesige, in düsterer Rosenfarbe glühende Kugel am Rande der Ohlewiesen lag, hatte er still im Boot — aber nur dieses einzige Mal, — vor Hedwig Krause und vor Emanuel aus seinen Gedichten vorgetragen.

Seine Seele war, nicht anders wie eine eben geöffnete Blüte, von großer, eigener Schönheit — ja von einer königlichen Schönheit! — dabei aber auch von mimosenhafter Verletzlichkeit. Die gleiche Verletzlichkeit sah er in allen, die seiner Meinung nach unterdrückt und entrechtet waren. Ohne mit irgendeiner Partei Gemeinschaft zu haben, ordnete er sich selbst in die Klasse der Verachteten und Zertretenen ein.

Dies war der Abschluß eines Gedichtes, das er an jenem Abend im Boote mitgeteilt hatte:

Und wie man einst am Anfang deines Lebens
nur mit Verachtung sah auf dich herab,
so ist auch jetzt das Endziel deines Strebens
und deiner Tatkraft ein verachtet Grab!

Dominik war ein Mensch von bewunderungswürdigen, vielfältigen Anlagen und von einer für sein Alter staunenswerten Gelehrsamkeit und Belesenheit. Er

besaß einen Reichtum an Kenntnissen aus der Naturwissenschaft. Er liebte kosmologische und kosmogonische Träume. Er sprach, als von zwei gleich großen Wundern, von dem moralischen Gesetze in uns und dem gestirnten Himmel über uns. Er hielt Emanuel Quinten und Hedwig Krause Vorträge, in denen die Namen Giordano Bruno, Herschel und Kepler vorkamen. Er sprach mit funkelnden Augen davon, wie Galilei im Kerker sein: „sie bewegt sich doch!" gesprochen hatte und wie die Menschheit allezeit ihre größten Wohltäter steinige. Er behauptete, wenn er weiter lebe, so werde er künftig mit dem Volk, durch das Volk, unter dem Volk und für das Volk sein Bestes tun.

Es war aber noch eine andere Seite in seinem Wesen, die sich in seinem Zug zur Dichtkunst äußerte. Als ob er im Innersten zu ihr gehöre, schloß er sich der einstigen romantischen Schule an. Er liebte Novalis, der das Wort gesagt hatte: „Deutschheit ist echte Popularität". Er liebte die ganze Gruppe, weil ihr freies und kühnes Denken nicht in Rationalismus versandete, sondern das Mysterium des Daseins fortgesetzt als solches erkannte und bestehen ließ. Dieser Jüngling vereinigte den Geist und Stolz freier Forschung mit der mystischen Inbrunst eines mehr katholischen Christentums, das ihn mit einem weichen, sehnsuchtsvollen Lyrismus erfüllte.

Sein Lieblingsdichter außer Novalis war Hölderlin. Nicht nur, daß er in stillen Stunden gern dieses und jenes seiner Gedichte aus dem Kopfe sprach, sondern er führte auch den Hyperion in einem zerlesenen Exemplar fast stets in der Tasche mit sich herum.

Was Dominik an Emanuel fesselte, wird vielleicht nach alledem einigermaßen begreiflich sein. Entscheidend für die neuentstandene Abhängigkeit des jungen Genies war natürlich vor allem der Eindruck, den Quintens ganze Erscheinung hervorbrachte. War ihm schon der platteste und gewöhnlichste Mensch ein Mysterium, wieviel mehr dieser Quint, dessen geheimen Anspruch er kannte. So stürzte er sich mit einer vielleicht mehr künstlerischen, als blindgläubigen Sucht in die verwirrende Atmosphäre um Quint hinein. Aber es war dabei ein bewußtes, entschlossenes Wollen in ihm, weil er spürte, daß der Weg des Meisters, den er gefunden hatte, dorthin ging, von wo auch ihm die größte Lockung der Ruhe oder des Paradieses ausstrahlte. Dieser, wie er ihn bereitwillig und aus Überzeugung nannte, heilige Mensch war, wie er selber, fremd darin und gleichsam nur verirrt in die Welt.

Seht — der Fremdling ist hier — der aus demselben Land
sich verbannt fühlt, wie ihr; traurige Stunden sind
ihm geworden — es neigte
früh der fröhliche Tag sich ihm.
Bleibt dem Fremdlinge hold — spärliche Freuden sind
ihm hienieden gezählt — doch bey so freundlichen

Menschen sieht er geduldig
nach dem großen Geburtstag hin.

Natürlich war Dominik armer Leute Sohn und hatte nur mittelst einer Duldung und Entbehrung ohnegleichen seine hohen Anlagen durch die Verständnislosigkeit seiner Familie, vor den harten Angriffen der Pedanten, bis hierher zu retten vermocht. Seine Seele war aber noch rein und lebendig vorhanden und nicht getötet worden. Freilich war ein eisern fester Entschluß gefaßt, schon bevor Quint im Gesichtskreis des Jünglings erschienen war, der die künftige Freiheit, ja die ganze Entfaltung dieser geretteten Seele verbürgen sollte: ein Entschluß, durch den zugleich die frühere Abhängigkeit von der Welt für immer zerrissen war.

Ist einer Welt Besitz für dich gewonnen,
sei nicht erfreut darüber: sie ist nichts!
Ist einer Welt Besitz für dich gewonnen,
sei nicht in Leid darüber: sie ist nichts!
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen!
Geh' an der Welt vorüber: sie ist nichts.

Im Umgang mit Dominik zeigte Quint seltsamerweise eine, wie ein Ausruhen wirkende, ungeschraubte Schlichtheit und menschliche Einfachheit. Zwischen beiden, schien es, war, ohne jede Verhandlung, stillschweigend ein fester Pakt geschlossen. Es herrschte eine fast magische Einigkeit. Dominik, der, über einem verrufenen Lokal, bei Bahnschaffnersleuten in Schlafstelle war — wo er selbst ein Kruzifix über dem Bett angebracht und ein anderes auf sein Nachttischchen gestellt hatte! — beschäftigte sich trotzdem nicht viel mit der heiligen Schrift, und es wurde auch zwischen ihm und Quint kaum je eine Bibelstelle besprochen, ja überhaupt nur ein religiöses Gespräch geführt. Durch ein Wort, das Quint eines Tags geprägt hatte, als der Name des Heilands gefallen war, ward Dominik betört oder, nach seiner Ansicht, aufgeklärt: „Christus? ich kenne ihn nicht, oder bin es selbst!" hatte es gelautet.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Erst am zehnten Tage nach seiner Abfertigung hatte sich Martin Scharf, mit dem zwölf Jahre alten Gustav Quint, in der Wirtschaft zum „Grünen Baum" eingefunden. Er hatte auf dem Wege nach Giersdorf die eigene Heimat und das Grab seiner Eltern aufgesucht, wo er betete und allen Ernstes den Toten unter dem Rasen mitteilte, es sei gesäet verweslich, um aufzuerstehen unverweslich, und die Zeit sei nahe, wo es in seine Hand gegeben sein würde, sie aufzuerwecken. Hernach auf dem Wege durchs Dorf, hielt ihn der neue Besitzer seines Häuschens an und er war gezwungen, über den Sonntag bei ihm zu bleiben, um endlich die sogenannte Auflassung des Grundstücks am

darauffolgenden Montag, an Gerichtsstelle, vornehmen zu lassen. Nachdem es geschehen und Martin weiter gewandelt war, sagte der neue Besitzer, zu einem jeden, der es hören wollte, wie Martin Scharf dermaßen unsinnig in seinem Betragen und Reden wäre, daß man selber, um nüchtern zu bleiben, sein ganzes bißchen Verstand nötig habe.

Der alte Quint empfing Martin durchaus nicht mit Freundlichkeit und da seine Frau, die immer im beginnenden Frühjahr einen Gemüsehandel eröffnete, nicht zu Hause war und er selbst und August, sein Sohn, von der Reise Gustavs durchaus nichts wissen wollten, gab es lange Zeit niemand, der diesen Eigensinn brechen konnte. Am fünften Tage der Reise Martin Scharfs kam endlich, gegen Abend, die Mutter nach Haus und man konnte nun ruhiger unterhandeln.

Aber auch hier erhielt der gediegene und vertrauenerweckende Martin nur mit Mühe die Einwilligung, den kleinen Benjamin mit sich zu nehmen. Die Mutter weinte viel über Emanuel Quint und überhäufte den Abwesenden mit Vorwürfen. In einem Atem schwor sie, es sei in seinem Kopfe von Jugend an, ja von Geburt an, nicht richtig gewesen und behauptete, er hätte können nach seinen Anlagen und nach alledem, was ihm geboten worden war, wenn er sichs nur im geringsten wahrgenommen haben würde, die Stütze der ganzen Familie sein. Für alles was Martin von ihm erzählte, hatte sie nur die Worte: närrisch, nichtsnutzig, übergeschnappt! war aber schließlich doch so weit, besonders weil ihr der kleine Gustav selbst mit dringlichen Bitten zusetzte, den Jungen mit Martin reisen zu lassen. Sie gebrauchte dabei diese bittere Form der Zustimmung: „Gut! ihr wollt mir den Bengel auch noch verrückt machen."

Jetzt widerhallte die Hütte des Tischlers noch einen ganzen Tag lang von heftig geführter, häuslicher Streitigkeit, die endlich, auf das Anraten von Frau Quint, durch einen harten Taler für ihren Mann und einen für August von Martin geschlichtet wurde. Der alte Tischler hatte sich, im Besitz des Geldes, denn auch sofort stillschweigend wie mit einem Raube davongemacht.

So war denn Martin Scharf strahlenden Auges mit Gustav bei Quinten eingetroffen. Dieser riß seinen Bruder an die Brust, und es war von jetzt ab, während dreier Tage, so, als ob nur der Bruder auf der Welt wäre und Emanuel sich selbst, seine Sendung, seinen heimlichen Vorsatz, seinen Jesuswahn, seine vergangenen und zukünftigen Schicksale, seine Jünger, Freunde und Feinde, kurz, alles, außer dem Bruder, vergessen hätte.

Das Betragen Emanuels hatte selbst, nicht anders wie das seines jungen Halbbruders, etwas kindlich Rührendes. Er schlief selbst auf dem Sofa und räumte dem Kleinen die Bettstelle ein. Er ersuchte Dominik, oder einen seiner andren Begleiter, diese und jene Kleinigkeit einzukaufen, die der Junge, mit staunenden Augen, etwa in einem Schaufenster entdeckt hatte. Darunter war ein kleines Laubsäge-Handwerkszeug. Stundenlang half ihm Emanuel selbst

eine zierliche Arbeit auszuführen. Auf seine Bitte kauften die Jünger ihm Gläschen voll Selterwasser mit Himbeersaft. Man zeigte ihm Schaubuden, wo wilde Tiere zu sehen waren. Gustav war ein zarter, blonder, durchaus nicht bäurischer Knabe, der, durch die Fülle des Neuen berauscht und beglückt, voll Bewunderung zu Emanuel aufblickte.

Schon am Morgen nach seiner Ankunft hatte Emanuel Schwester Hedwig, unten am Eingang des Krankenhauses, seinen Bruder mit einem merkbaren Stolze vorgestellt. Er sagte es nicht, aber man konnte es seinen Blicken ansehen, daß er es dachte: Solche besitzen das Himmelreich! Und wenn seine Mienen, wie ein plötzlicher, tiefer Wolkenschatten, der Ernst überkam, so lag es dahinter: Wehe! und sehet zu, daß ihr nicht einen von diesen Kleinen beleidigt! Emanuel schien diesem Knaben gegenüber ganz Hingebung, ja, während einiger Tage, ganz hilflose Abhängigkeit. Er sah die Welt aus des Bruders Augen.

Dominik pflegte eine vertraute Beziehung zu einer Kellnerin. Es war ein Mädchen, das sich in der Gewalt jenes Wirtes befand, der die Bier- und Weinstuben unter der Wohnung des Bahnschaffners, dem Quartiere Dominiks, inne hatte. Diese Räume, die eine übelberüchtigte, niedere Spelunke bildeten, trugen den Namen Musenhain, womit eine hochgelobte Gegenwart die goldene und reine Luft der parnassischen Höhen rückwirkend verpestete und diesen ganzen Gottesberg der Vergangenheit zum Müllhaufen umwandelte.

Elise Schuhbrich, so hieß das Mädchen, hatte für Dominik eine ernste, wenn auch resignierte und hoffnungslose Neigung gefaßt. Sie war eines Bahnhofsinspektors Tochter, die, nachdem sie mit achtzehn Jahren ein Kind geboren hatte, wie üblich von ihrem Vater aus dem Hause geworfen und für immer verstoßen worden war. Sie durfte sich nicht mehr blicken lassen, oder, wie er gedroht hatte, er schlüge sie tot.

So wurde sie, ohne Mittel für ihren Unterhalt, ganz natürlicherweise eine Beute für jedermann, ward von der Polizei „unter Sitte" gestellt — das heißt unter Unsitte! — und fand endlich in jenem schrecklichen Giftwinkel Nahrung und Unterkunft.

Elise erschien eines Tages vor Quint, um in einer weinenden Beichte ihr Herz und die ganze Last ihres Elends auszuschütten.

Er sagte zu ihr:

„Deine Eltern, die dich verfluchen, deine Brüder und Schwestern, die dich verachten und verdammen, alle die über dich und deine Taten Recht sprechen und sie verurteilen, richten nach dem Fleisch. Sünde wird nur durch Sünde verdammt. Ich richte niemand." Worte, womit er sich diesem käuflichen Mädchen gegenüber allerdings auf den vielumstrittenen Boden des Heilands stellte. Er fügte, indem er der Knieenden, wie segnend, die Hand auf den Scheitel legte, noch hinzu: „Steh auf! deine Sünden sind dir vergeben."

Von diesem Tage an liebte Elise Schuhbrich, die verachtete Kellnerin aus dem Musenhain, ihren Beichtiger abgöttisch. Da sie immer an ihren traurigen Dienst in der Kneipe gebunden war, aber seine Gesellschaft und die Gesellschaft ihres Geliebten nicht entbehren wollte, hatte sie es zu Wege gebracht, daß Quint ihr den Geliebten nicht mehr durchaus entzog, sondern mit ihm, an einem der von ihr bedienten Tische, diesen und jenen Abend zubrachte.

Man weiß, daß die Tiefe des Schmutzes, darin ein Mensch gezwungen oder freiwillig watet, nicht immer ein Beweis für die Unsauberkeit seiner Seele ist. So hatte sich denn in einem der durch offene Durchgänge verbundenen Trinkzimmer auch ein sogenannter Stammtisch um einen älteren Künstler, einen Professor für Malerei, gebildet, der aus jugendlich idealistischen Künstlern bestand, unter denen einige allerdings der depravierenden Wirkung des Alkohols und der niederen Erotik bereits verfallen waren. Es ist nicht zu leugnen, daß der Professor selbst, der von seinen Schülern verehrt und umschwärmt wurde, ein Trinker im letzten Grade war, dessen ganze Nahrung am Tage aus einem sauren Hering bestand, den er in ungeheuren Mengen von Bier und von Wein ertränkte. Seine Zeche wurde meist von den Schülern oder von irgend jemand der an der Reihe war, aber nie von ihm selbst bezahlt. Er pflegte dann meist leichthin zu bemerken, daß er nie Geld in der Tasche trage.

Dominik war diesem Kreise, dem er sich manchmal zugesellte, nicht unbekannt, und der Professor mit dem schwarzen Faunsgesicht und den roten und feuchten Faunslippen, dem ein schwarzer Schopf wild über die düster funkelnden Augen hing, hatte ihn mehrmals mit kicherndem Lachen in bezug auf Elise Schuhbrich „unsern Asra" oder auch „unsern Ritter Toggenburg" zubenannt: Spitznamen, die ihm von da ab anhingen.

Es machte ein nicht geringes Aufsehen, als Dominik, der etwa vierzehn Tage und länger dem Musenhaine fern geblieben war, eines Abends mit Quint, in Begleitung des kleinen Gustav und seiner sieben ländlichen Mitläufer, wieder erschien. Der Professor, der seine schwarzbewimperten Augen meist halbgeschlossen hielt, konnte sie plötzlich kaum genügend weit aufreißen. Während aber in seiner Umgebung ein allgemeines Gelächter und ein großer Lärm der Begrüßung entstand, hielt er den Blick, wie verstört und erschrocken, auf Quint gerichtet, als ob es ihm bei dem Lichte der Gasflammen und im dicken Dunst von Rauch und Alkohol zu unterscheiden nicht möglich wäre, daß jener ein wirklicher Mensch und keine bloße Erscheinung seines deliranten Gehirnes sei.

In der Flucht der Räumlichkeiten und an den verschiedenen Tischen, die von neun Kellnerinnen — tatsächlich neun, nach der Zahl der Musen! — bedient wurden, sah es, die Gäste anlangend, sehr verschieden aus. Meist allerdings fanden sich solche Gesichter, denen das Zeichen der Venus vulgivaga auf der niederen, weichenden Stirne stand. Hier zechten Leute, die ihren Fäusten, ihrem

Anzug und ihrem Betragen nach zu urteilen, wahrscheinlich auf dem Viehhof zu tun hatten, dort hatten sich Leute niedergelassen, deren dürftiges Äußere auf niedere Schreibarbeit, in schlecht gelüfteten Kanzeleien, zu deuten schien. Abgesondert, an einem Tische für sich, der ihm auch unbestritten blieb, saß ein athletischer Mensch mit tückischen Augen und einem Stiernacken, der vielleicht als Kettensprenger oder mittelst der Brechstange seinen Unterhalt fand. Man sah Studenten! Dieser Herr war vielleicht ein Referendar, jener vielleicht ein Regierungsbaumeister! Der Dritte konnte ein auf Reisen befindlicher Pastor sein. Nahe am Ausschank hatte sich eine Tafelrunde lärmender Kleinbürger aufgetan: kurz, es war jenes standesunterschiedlose Gemisch vorhanden, welches entsteht, wenn der Major in Zivil und der Unteroffizier, der Feudalherr und der Oberkellner, der Kommis und der Hausknecht einträchtiglich in dem gleichen, übelriechenden Tümpel fischen gehen.

So weit von diesen Tischen und Räumlichkeiten aus der Eintritt Quints in Begleitung des Knaben und seiner Jünger zu beobachten war, wurden aller Augen sogleich angezogen und es trat in kurzer Zeit, als ob jeder der lebhaft schwatzenden und gestikulierenden Menschen das Ende des gerade angefangenen Satzes vergessen hätte, Stille ein. Dieser, der trank, und jener, der, mit herausgequollenen Augen, begierig an einem zähen Beefsteak kaute, unterbrach einen Augenblick verdutzt seine Tätigkeit. Und es wurde erst nach einiger Zeit wieder in der alten Weise weiter gekaut, getrunken, geschrieen, mit den Kellnerinnen gescherzt und an ihnen, mit derben Griffen und rohen Späßen, wiederum das Beste getan.

Als der wunderliche Heilige, dem übrigens alle neun Kellnerinnen sogleich scheinbar bedingungslos zugeflogen waren, am vierten, fünften Tage wieder erschien, war sein heimlicher Spahn längst scherzweise von den Mädchen unter den Gästen verbreitet worden. Man machte sich lustig über den Narren in Christo, Quint, der seine neue Kirche in einer Kneipe mit Damenbedienung, wie sie sagten, aufgeschlagen habe, deren sauberes Symbol nicht mehr das Kreuz, sondern die rote Laterne war. Aber Quint genoß den Respekt eines Irrsinnigen. Und es mußten erst einige Tage vergehen, bevor man an diesem und jenem Tisch den Mut, ihn offen zu hänseln, fand.

Nach und nach zog die Gegenwart Quints eine Menge verschiedenartiger Elemente an, so daß die Tafel, deren Mittelpunkt er und nicht mehr der malerisch in einen leichten römischen Mantel drapierte Professor war, länger und länger wurde. Die Gespräche, die hier geführt wurden, und denen Emanuel, meist ohne einzugreifen, zuhörte, hatten die Kunst, die Literatur, diesen und jenen Zweig der Wissenschaft, soziale Fragen oder philosophische Dinge zum Gegenstand. Man wußte in den Kreisen derer, die an Quint irgendwie ein Interesse nahmen, wo er an mehreren Tagen der Woche zu finden war, und so hatte sich eines Abends Kurt Simon, der jetzt in Breslau eine sogenannte Presse für den ein-

jährigen freiwilligen Dienst besuchte, und eines anderen Abends auch Salo Glaser der Tafelrunde eingefügt.

Es wurde Emanuel später zum Vorwurf gemacht und man schloß daraus auf seine Verkommenheit im Moralischen, daß er nicht nur in dieser Umgebung niederer Sittenverderbnis selbst seine Abende zubringen mochte, sondern auch, so lange er bei ihm war, seinen Bruder Gustav mit sich nahm. Ja, er hatte schließlich auch Schwester Hedwig um alle Reputation gebracht, so daß sie aus dem Stande der Diakonissinnen unter dem Protektorat des Gurauer Fräuleins austreten und in dem konfessionslosen Orden vom Roten Kreuz ihre Tätigkeit fortsetzen mußte, weil sie, wie man ihr nachgewiesen hatte, auch eines Abends, in Begleitung des Assistenzarztes Hülsebusch, Gast an der Tafel des Musenhaines gewesen war.

Der kleine Gustav hing an dem Bruder, seit er in Breslau war, mit einer fast besorgniserregenden Hingabe. Den jungen studierten und gebildeten Leuten, die eine reizvolle, oft zur Ehrfurcht erregende Ähnlichkeit in den Wandel dieses gefährlichen Sonderlings, Quint, mit dem Wandel und Wesen des wahren Heilands hineinsahen, schien der Knabe der am innigsten gläubige Jünger zu sein. Dieses Kindesauge bekannte es, ohne daß ein Schatten von Zweifel die volle Reinheit des Ausdrucks trübte, wie dieser Bruder sein alles in allem: Freund, Beschützer, Herr und Heiland, ja sein Gott oder Abgott war. Der blasse Knabe starb übrigens früh. Er wurde nicht ganz vierzehn Jahre alt. Ihm wäre vielleicht, wenn er weiter gelebt hätte, ein ähnliches Schwärmerschicksal, wie seinem Bruder, beschieden gewesen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Als Emanuel eines Tages von einem gewesenen Stukkateur, namens Weißländer, der sich auf der Breslauer Kunstschule für das Zeichenlehrer-Examen vorbereitete, laut wegen der Gegenwart des Knaben am Trinktisch getadelt wurde, sagte Quint:

„Uns ist eine kurze Frist gegeben. Die Stunden, ja die Minuten, die uns gehören, sind gezählt. Der Abschied steht vor der Tür und ihr könnt nicht wissen, unter welchen Zeichen wir leben und um welche geheime Stunde des Tages und Jahres und zu welchem Ziel wir beide einander geschenkt worden sind. Denn wir wandern von weit her und wandern weit hin, und obgleich wir hier sind, sind wir nicht hier, noch wir bei euch, noch ihr bei uns. Was ihr hier suchet, das suchen wir nicht, und was ihr hier findet, dafür sind unsere Augen blind. Die Augen der Engel heiligen, was sie betrachten. Glaubt ihr, daß er weniger als ein Engel ist?"

„Das ist furchtbarer Schwulst!" sagte Weißländer, worauf man ihn aber allgemein — der Professor voran! — zur Ruhe verwies.

„Die Worte des Teufels und die Augen des Teufels," schloß dann Quint, „sind es, die Himmel und Erde gemein machen."

„Du bist und bleibst doch eben ein gemeines Luder, Minna," sagte jemand laut am Nebentisch, indem er die Kellnerin, die ihm Bier brachte, mit roher Spaßhaftigkeit auf den Rücken schlug. „Das hätten Sie besser bleiben lassen," sagte darauf, zu dem Fremden gewendet, Dominik. Er hatte bemerkt, wie die Kellnerin halb das Bier verschüttete und nur mit Heroismus die stürzenden Tränen zurückdrängte.

Emanuels Wesen und Betragen machten in diesen Tagen durchaus den Eindruck strahlender Selbstsicherheit und Furchtlosigkeit. In seinen Gang, in seine Haltung, in seinen Blick war eine stolze Freiheit gekommen. Den Augen der Jünger erschien er beinahe gebieterisch. Zu Kurt Simon und Salo Glaser aber äußerte Dominik, voll überschwänglich jünglingshafter Paradoxie und Bewunderung, wie in seinen Augen dieser Tischlerssohn das geborene Genie, der geborene Fürst des Geistes, ein König und Herrscher des inneren Himmelreichs, und, wie er romantisch-mystisch sich ausdrückte, mit dem Zeichen allwissenden Schmerzes an der gewölbten Stirn, auf Erden der wahre crucifixus sei.

Nicht ohne tiefe Bewegung konnten die Jünger und Freunde Quints in jener Stunde des Abschieds bleiben, als er sich endlich entschlossen hatte, den kleinen Gustav ins Haus seiner Eltern zurückzusenden. Meister, Jünger und einige Freunde gaben dem Jungen, der seine Heimreise diesmal unter der Obhut Diebiezens zurücklegen sollte, zu Fuß, bis Schmolz, das Geleit. Unter den Freunden befand sich Hedwig Krause und außer Salo Glaser, sowie Kurt Simon, auch der immer von Quinten eigentlich unzertrennliche Dominik. Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen und die vereinten Glocken der Breslauer Kirchtürme, des alten Doms, der Kirche Sankt Magdalenens und Sankt Elisabethens und vieler anderer schickten den Wandernden ihr Geläut bis weit hinaus in die, unter dem allgemeinen arbeitsamen Jubel der Lerchen, frisch begrünten Felder nach.

Es wurde, während des ganzen Weges, durch die Jünger und auch durch die Freunde der übliche Abstand von Emanuel innegehalten. Die Freunde, und vor allem Dominik, sorgten dafür, daß die zärtliche Schwermut und Feierlichkeit, die über ihm lag, nicht etwa durch grob naives Fragen und Allgemeinverhalten der Jünger gestört wurde. Quint hatte den rechten Arm um die Schulter des Knaben gelegt, dessen rechte Hand fast stets in der seinen haltend. Der Knabe umschlang mit dem linken Arme die Hüfte seines vergotteten Bruders, er legte sein blasses und schwärmerisch blickendes Haupt an ihn an, während ihm ein harter Druck in der Kehle saß und Tränen über die Wangen herabtropften.

Ehe der kleine Gustav, auf dem Bahnhof von Schmolz, mit Dibiez in den Wagen vierter Klasse stieg, warf er sich schluchzend an Quintens Brust. Dieser sagte zu ihm: „Wenn du lebst, wirst du mir nachfolgen! wenn du lebst, wirst du

die Taten des Menschensohnes tun! Du wirst niederfahren zur Hölle, sage ich dir, und wirst am dritten Tage wieder auferstehen! Ist es aber anders bestimmt im Rat, so wirst du noch früher mit mir im Paradiese sein."

Diese Worte waren nur halblaut gesprochen, aber doch so, daß Dominik, Hedwig Krause und Martin Scharf sie vernommen hatten.

Auf dem Rückwege bildeten Freunde und Jünger meist eine andächtig lauschende Gemeinde eng um Quint. Der Schmerz des Meisters, die Schwermut des Meisters, bildete eine unsichtbare Wolke der Wehmut, darin alle atmeten. Während der Wanderung sagte Quint:

„Spürt ihr nicht überall in der Natur das Wartende? Wenn ihr lauscht, wenn ihr euch vertieft, wird es euch nicht unter schmerzlichen Schauern des Glückes deutlich, wie alles dieses, was euch umgibt, wartend, nur vorläufig und nicht endgültig ist? Ist euch niemals der Wunsch gekommen, dort zu sein, wo die von euch strömenden Wellen eures Geistes — und eure Sinne sind Geist! — zu Ende sind? Hattet ihr niemals eine glühende Leidenschaft, dort, an der äußersten Grenze anzufangen? Wer es fassen mag, fasse es!" fuhr er fort.

Dominik wagte einzufügen:

Selbsttötung sei der reale Anfang aller Philosophie und nur dieser Akt habe alle Merkmale der transzendenten Handlung.

Ahnungslos fragten Kurt Simon und Salo Glaser gleichzeitig:

„Was, Dominik, wollen Sie sich denn selbst töten?"

Er wehrte ab. „Sie verstehen mich nicht!"

Quint überging diese Zwischenrede und schritt auf dem wirklichen, von Gras und Gänseblümchen gesäumten Feldwege, und zugleich in die mystischen Weiten seiner Seele weiter fort.

„Überall in der Natur ist das Wartende! Oder meint ihr, daß in dem Lerchenjubel, ob unseren Häuptern, etwas endgültig ist? Es ist noch nicht so viel von der Wahrheit, sage ich euch, als in dem Berichte eines Boten Wahrheit ist, der den Bericht eines anderen Boten vernommen hat, der von einem weiß, über den die Rede ging, er habe der Wahrheit einen Hauch verspürt.

Wahrlich, wenn ihr nicht werdet gewiß und gläubig wie dies Kind, das mich eben verlassen hat, so bleibt ihr ferne vom Himmelreich. Wer aber einen von diesen Kleinen verachtet, dem wäre besser, man hinge ihm einen schweren Stein um den Hals und ertränkte ihn. Ihm wäre besser, sage ich euch. Oder sollte er als ein von Gott vergessener, gottloser Leichnam leben wollen? Gott ist Geist, und wo der Geist nicht ist, ist der Tod, ob auch der Körper lebendig ist. Wer aber im rechten Sinne tötet, der ist es, der im rechten Sinne lebendig macht. Wer aber im falschen Sinne lebendig macht, der übt Mord."

Eine verräterische, fast mädchenhafte Röte ging, mit dem Ausdruck einer scheuen, versteckten Hoffnung, bei diesen Worten über Dominiks Antlitz hin.

„Ich finde," sagte Kurt Simon, „daß in unserer heutigen Welt das Kind, der Knabe, der Jüngling, unter dem Druck der Geringschätzung und der Verachtung ganz allgemein zu leiden haben."

„Es ist so," sagte Emanuel. „Dennoch müssen wir unsere irdische Predigt gründen auf Hoffnung, wo nichts zu hoffen ist, wie die Apostel es taten, die nach mir kamen!" — Hier horchten Kurt Simon, Salo Glaser und Hedwig Krause erschrocken auf, während die übrigen von einem heiligen Schauer befallen wurden! — „die Apostel, die da ‚geglaubet' haben, wie geschrieben steht, gleich mir selbst ‚auf Hoffnung, da nicht zu hoffen war!'

Tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag," fuhr er fort, „ein Tag, der gestern vergangen ist. Und über alles das wird ein Tag kommen, auch in diese irdische Dunkelheit. Wenn dieser Tag aber nahe ist, so werden der Menschen Söhne und der Menschen Töchter das Angesicht meines Gottes sehen: sie sollen alsdann nicht mehr bloß träumen und weissagen, denn der Geist wird sich ausgießen auf alles Fleisch, und der Geringste wie der Höchste wird alsdann Leben haben und wissend sein.

Denn es ist allein der Geist, der lebendig macht, das Fleisch ist dazu nichts nütze. Gott ist ein Geist. Harret mit allem Fleisch auf die Zukunft unseres Gottes, des Herrn. Ich sage euch aber, daß er ein Feuer in euern Söhnen und Töchtern anzünden wird, womit er sich in euren Söhnen und Töchtern wird wiedergebären, und daß fortan das Geheimnis des Reiches Gottes nicht mehr wird das Licht unter einem Scheffel sein, sondern des Menschen Sohn und des Menschen Tochter werden im Glanze ihres Tages dem Blitze gleichen und Brüdern und Schwestern des Blitzes, der vom Himmel blitzt und leuchten wird über alles, was im Himmel und unter dem Himmel ist. Harret!"

„Woran sollen wir erkennen," fragte Schmied John, „daß der Tag des Menschensohns nicht mehr ferne ist?"

„Erkennet an mir, meine Kinder," antwortete Quint, „daß er nahe ist. Oder wollt ihr mein Zeugnis bezweifeln? Wer sollte ein gültigeres Zeugnis ablegen, als des Menschen Sohn von des Menschen Sohn? Oder als der Geist des Sohnes Gottes von dem Geiste des Vaters ablegen kann? Des Vaters Geist gibt Zeugnis meinem Geist, auf daß ich hier in der Welt von ihm zeuge. Wer aber unter euch nicht erkennt, weß Geistes Kind ich bin, und daß die Worte, die ich rede, Geist sind und Leben, der ist noch ferne vom Gottesreich."

„Wir erkennen es alle!" riefen die Jünger. Emanuel aber lächelte still und sah einen und den anderen von ihnen mit demselben gütigen, stillen Lächeln an.

„Du hast gesagt: harret," äußerte der immer mit starker Unruhe und mühsamer Aufmerksamkeit Quintens Rede verfolgende Krezig, der Handelsmann.... „du hast gesagt: harret! Also bist du nicht, der da kommen soll, und müssen wir eines anderen warten?"

„Ich bin der Wissende und der Suchende," antwortete Quint. „Ihr aber seid die, die unwissend sind und nicht sehen. Deshalb sage ich euch: Glaubet, dieweil ihr nicht wisset! Und wer an mich glaubet, der glaubet nicht an mich, sondern an den, der mich gesandt hat. Deshalb, wenn ihr mich lästert, so lästert ihr des Menschen Sohn, und wahrlich, wie ich gesagt habe: liebet eure Feinde! segnet, die euch fluchen! so will ich euch dennoch lieben und segnen! — Lästert ihr aber den Geist, so lästert ihr Gottes Sohn und macht den Satan zum Herrn über euch."

Sie näherten sich wiederum der Stadt Breslau an. Quint wies mit der Hand in die dunkle Rauchwolke, die darüber hing. Er sagte:

„Der Satan ist der Lügner, ist der Verbrecher von Anbeginn. Er ist die Lüge und ein Vater der Lüge. Er ist das Verbrechen wider den Geist und ist der Vater des Verbrechens wider den Geist. Satanas ist der Herr der Satzungen. Satanas hat Gott und die Menschen in Kerker gesperrt. Satanas sitzt auf Petri Stuhl. Satanas hat den Schlüssel des Abgrundes als Zepter in seiner Hand und verspricht, mit ihm das Himmelreich aufzuschließen. Satanas hat die Menschen zu Teufeln, und Götzen aus Holz, Stein, Erz und bemalter Leinwand zu Heiligen gemacht. Ich aber sage euch: Holz, Erz, Stein, Leinwand können den Menschen nicht heiligen, sondern es ist der Mensch allein, der sie heiligen kann. Deshalb sollt ihr zu heiligen Menschen Gottes werden.

Ihr aber seid die Tempel Gottes, Tempel, die da wandeln und erfüllt sind von Gottes Geist. Andere Tempel, Tempel aus Stein und Erz, Tempel mit Türmen, in denen erzene Glocken hängen, gibt es nicht. Gottes Mund ist nicht von Eisen, und seine Zunge ist nicht ein Glockenklöppel aus Erz. Wer hätte Gott einen eisernen Mund gemacht, und wer hätte ihm eine eiserne Zunge gegeben? Oder ist er ein klingendes Erz, oder eine tönende Schelle? Nein! Gott ist der Geist! und wir wissen, daß er allein der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist der Wahrheit und der Erkenntnis und daß er der Geist der Liebe ist.

Ein Mensch mag des anderen Diener sein, aber er soll nicht Gottes Diener sein. Die da Talare tragen, von den Kanzeln predigen, Gnaden verkaufen, unwirsch zuteilen und vorschneiden, und sich Diener und Knechte Gottes heißen, sind in Wahrheit Knechte und Diener von Satanas. Knechte und Diener hat nur Satanas. Gott aber kennt keine Knechte und Diener. Viel eher ist Gott ein Diener der Menschen, als daß er die Menschen zu Dienern erniedrigen möchte. Ich sage euch: Gott erhöhet die Menschen, sie wären denn gottlos, und wo jemand erniedrigt ist vor Gott, den hat allein der Teufel erniedrigt. Ich aber, der ich von den Menschen erniedrigt werde, bin erhöhet vom Vater, der sich in mir erhöhet hat.

Tretet doch in die Kirchen, wo sie mit schwieligen und verkrüppelten Seelen

Totenknöchel und den Leichnam dessen anbeten, den Satan getötet hat, statt daß sie Engel und Gefäße des Geistes selber sind. Womit wollen sie Gott dienen, außer mit Gott? Was können sie Gott aus der Armut ihrer Knechtschaft darbieten? Meinen sie, daß er ein Vater von geprügelten Hunden, winselnden und gefesselten Knechten zu sein begehrt, dessen Füße mit Wollust auf ihren Nacken herumstampfen? Wahrlich, ich sehe die Zeit, wo eure Kirchen, eure Kanzeln und Richterstühle, eure Altäre, wo sie den Menschen Greuel zu essen gaben, werden unter den Boden gesunken sein, der ewig grünen wird von dem freien Wandel und unter den Füßen der Kinder Gottes."

Man sieht, wie diesem neuen Messias die schriftliche Überlieferung der Worte des ersten, echten Messias mit eigenen Zusätzen kaleidoskopisch durcheinander ging, und wie er immer die gleichen Gedanken zu neuen Gruppierungen in sich umwälzte. Freilich schien es, so wie alle diese Worte laut wurden, daß ein Zwang, eine innere Gewalt hier wirksam war, die alles von innen, wie mit dem Hauche der ersten Schöpfung hervorbrachte, und jedenfalls lag für die Zuhörer ein kühner und erneuernder, wenn auch weit mehr berauschender und entzückender, als klärender Sinn darin.

„Was sagen Sie zu der Äußerung Quints von den Aposteln, die nach ihm gekommen sind?" fragte, als die jungen Leute später allein waren, Salo Glaser mit einer gewissen eigentümlichen Spannung Dominik. Dieser antwortete:

„Wenn Sie eine rationalistische Antwort suchen, so bin ich dafür nicht der rechte Mann. Dazu hat mich diese Erscheinung zu sehr verzaubert. Novalis sagt: alle Bezauberung geschieht durch partielle Identifikation mit dem Bezauberten, und ich, der Bezauberte, bin mit diesem Zauberer identifiziert. Ich verstehe, ich kenne, ich fühle ihn allenthalben. Er hat mich gezwungen, jede Sache so zu sehen, zu glauben, zu fühlen, wie er will. Und hat er nicht über alle seine Begleiter, Sie und Herrn Simon ausgenommen, eine ähnliche Macht, als über mich?

Ich will Ihnen einen kurzen Dialog, wiederum von Novalis, sagen, der Ihnen statt aller Antwort auf Ihre Frage dienen soll. Ich glaube, ein Leben ohne Magie kann nur von oberflächlichen Denkern gedacht werden. Ich bin gewiß nicht erst vor achtzehn Jahren, durch den Zufall meiner Geburt, in das Universum hineingeraten."

Dominik schloß: So lautet das Zwiegespräch:

„‚Wer hat dir von mir gesagt?' fragte der Pilgrim. ‚Unsere Mutter.' — ‚Wer ist deine Mutter?' ‚Die Mutter Gottes.' ‚Seit wann bist du hier?' ‚Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.' ‚Warst du schon einmal gestorben?' ‚Wie könnt ich denn leben?'"

Glaser fragte: „So glauben Sie also an die ewige Wiederkunft?"

„Ich wüßte nicht, was es mehr für sich hätte, nicht daran zu glauben. Ist es

weniger ein Wunder, daß ich zum ersten Male geboren bin? Und sehen wir nicht, wie in unserem engen Bereich sich alles unerschöpflich erneuert? Und gibt es außerhalb dieses engen Bereichs, das unser schwaches Bewußtsein beleuchtet, nicht das Bereich der Ewigkeit und der Unendlichkeit?"

Inzwischen war die Polizei auf das Treiben im Grünen Baum aufmerksam geworden und hatte mehrere Schutzleute abgeordnet, die bei den Nachbarn und auch geradezu bei dem Wirt Informationen, wie man es nennt, einziehen sollten. Der Wirt und Schlächtermeister begünstigte Quint, weil in seinem Laden, seit er im Hause war, mehr rohe Beefsteaks und Würste aus Pferdefleisch und in seiner Gaststube mehr Bier und andere Getränke verkauft wurden. Er traktierte den Schutzmann, der in einem guten Verhältnis zu ihm stand, und gab die Versicherung, daß man es in Quint und seinen Anhängern mit harmlosen Muckern zu tun habe, Betbrüdern, von denen gewiß nichts zu fürchten war.

Therese Katzmarek und Martha Schubert hatten Emanuels Spur entdeckt, waren ihm nachgefolgt und hatten in nahe gelegnen Fabriken Arbeit gefunden. Natürlich benutzten sie jede Gelegenheit, um in der Nähe ihres Abgotts zu sein. Der Wirt erklärte, die Weibsvölker kämen nur meist gegen Abend zur Betstunde, und wirklich hielten die Jünger Quints, täglich mehrmals, auch hier in einem hinteren Zimmer des Gasthauses Betstunde ab. In diesen Versammlungen, denen Emanuel selbst nicht beiwohnte, ging es nach dem Zeugnis des Wirtes überaus ordentlich und gesittet zu. Er machte zum Lobe dieser Zusammenkünfte geltend, daß eines Abends ein großer Stein von Sozialdemokraten, die aus einer Versammlung gekommen wären, durch die Scheiben in das Zimmer geworfen worden sei, weil der Gesang eines Kirchenliedes sie empört habe. Der Freund und Schutzmann bewies indessen, bei allem Hunger und Durst, den er entwickelte, im Ausfragen eine gewisse Zähigkeit und wollte nicht nur über Dominik, sondern auch über Hedwig Krause, Salo Glaser und Kurt Simon, sowie über alle andren Besucher Bescheid wissen. So wagte der Wirt ihm nicht zu verschweigen, wie auch der Agitator Kurowski eines Tages unter diesen Besuchern gewesen war.

Was die Leute, die Quint noch immer täglich heimsuchten, eigentlich von ihm wollten, wußten der Wirt und die Frau des Wirtes nicht. Sie hatte gelauscht, natürlich nur zufällig, weil ihre Plättkammer neben dem Zimmerchen Quints gelegen war, und konnte versichern, irgend etwas Ungehöriges wäre jedenfalls niemals vorgekommen, auch dann nicht, wenn schlechte Weibsbilder von der Straße ihn besucht hätten. Es seien auch solche Mädchen gekommen, denen man wohl hätte anmerken können, daß sie Freuden entgegensahen und in der Verzweiflung Hilfe von ihm zu erlangen gehofft hätten. Aber er habe auch hier, weder jemals ein Medikament verabreicht, noch etwas Verdächtiges getan.

So sei denn auch die eine etwa durch seine Worte getröstet, die andere enttäuscht davongegangen.

Die Wirtsleute wußten allerdings, wie es die Polizei schon früher gewußt hatte: Quint verbringe hie und da einen Abend in lustiger Gesellschaft im Musenhain. Woraus sie denn auch den lachenden Schluß zogen, es werde am Ende mit dem frommen Gehabe nicht gar so weit her und, wie eben immer in solchen Fällen, sein.

Sie verschwiegen auch nicht, daß der Primaner Dominik mit Elise Schuhbrich, einer Kellnerin aus dem Musenhain, in unerlaubten Beziehungen stehe. Es sei ein Jammer, betonte die Wirtin, ein übers andere Mal, einen solchen blutjungen Menschen in den Klauen einer solchen Person — sie gebrauchte hier weit stärkere Ausdrücke! — die er geradezu heiraten wolle, Zeit und Gesundheit vergeuden zu sehen.

Als der Schutzmann auch über die Art der Geldbezüge Quints und der anderen Müßggänger Bescheid wissen wollte, erfuhr er von einer gemeinsamen Kasse, in der einstweilen immer hinreichend Geld zur Deckung des Unterhaltes der Leutchen flüssig gewesen sei. Ferner schienen, nach Ansicht des Wirts, Geschenke derer, die Quints Rat suchten, und zwar ziemlich reichlich, in die Taschen seiner Begleiter zu fließen und von da aus, müsse man annehmen, zum größten Teil wiederum in die kommunistische Kasse hinein.

Nach der Trennung von Gustav sah man Emanuel oft allein auf den Feldern und Wiesen um Breslau herumstreifen. Zuweilen nahm er ein Boot und ruderte einsam die Oder bis Pirscham und weiter hinauf. Es hatte immer, wenn er allein war, den Anschein, als ob er mit etwas Unsichtbarem verhandelte, das über ihm, neben ihm oder unter ihm sein Begleiter blieb. Solche Selbstgespräche machten ihn in den Augen derer, die ihn etwa gewahr wurden, auffällig, und viele solche Leute legten später das Zeugnis ab, daß er ihnen wie ein Mensch mit bösem Gewissen, wie ein Verbrecher oder wie ein Verrückter erschienen wäre.

(Schluß folgt.)

Theodor Fontane/
Briefe an Otto Brahm, Paul und Paula Schlenther

Ottiliens Tagebuchnotiz in den „Wahlverwandtschaften", daß Briefe den schönsten, unmittelbarsten Lebenshauch bieten, beginnt leider seine Wahrheit einzubüßen. Noch aber trifft das Wort zu, und wenn irgendwo, dann für die Episteln Theodor Fontanes.

Es scheint ein Gesetz zu sein, daß für die Bildung hervorragender Individualitäten die Zwiespältigkeit von Bedeutung ist. Auch für Fontane war es von Vorteil, daß sich zu dem Urgrund des Altmodischen in seiner Persönlichkeit eine ungewöhnlich starke Anpassungsfähigkeit an das Moderne gesellte. Manche Züge seines Wesens erklären sich aus dieser Doppeltheit seiner Natur. Beispielsweise, daß er politisch konservativ und zugleich beinahe radikal war. Daß seine Liebe dem hergebracht und eigentlich Poetischen galt, wie es hauptsächlich in der Ballade zum Ausdruck kam, er zugleich aber die Möglichkeit der dichterischen Verklärung des Alltäglichen und Modernen tief empfand. Und auf diesen beiden anscheinend entgegengesetzten Gebieten der Dichtkunst hat er sich denn auch mit gleichem Erfolg betätigt.

Auch seine Virtuosität als Briefschreiber verdankt Theodor Fontane nicht zum wenigsten den friedlich beieinander wohnenden Gegensätzen seines Ichs. Aufgewachsen in einer Zeit, in der man noch Briefe schreiben konnte und sie dazu benutzte, seine Gedanken über das Wesentliche unsres Daseins mit Lust und Behagen auszusprechen, blieb ihm bis zuletzt jener unwiderstehliche, heute so ziemlich geschwundene Trieb, seine Eindrücke und Empfindungen mitzuteilen. Auf der andern Seite war er nicht altmodisch genug, etwa schmollend den laudator temporis acti zu spielen und der unmittelbarsten Gegenwart sein Interesse zu entziehen. Im Gegenteil: er ging stets mit seiner Zeit und lauschte bis zum letzten Augenblick gespannt und angeregt ihrem Leben und Weben. Ja, er schien mit den Jahren nur frischer und moderner zu werden. So sind seine Briefe nicht bloß anziehend, weil sich in ihnen eine interessante, aus Gegensätzen wunderlich gemischte, witz- und geistreiche, vor allen Dingen aber selbständige, dem Konventionellen abholde Persönlichkeit schrankenlos äußert, sondern sie haben auch dank der genauen, auf alle wichtigen Vorgänge des Daseins gerichteten Beobachtung ihres Verfassers einen hohen geschichtlichen Wert. In ihnen ist Theodor Fontane der amüsanteste Künder der jüngsten Vergangenheit, an dem die Nachwelt noch ihre besondere Freude haben wird.

Auf den folgenden Blättern ist es mir vergönnt, einige Nachzügler zu veröffentlichen, die für den Druck der „Zweiten Sammlung" leider zu spät ans Tageslicht traten. Sie gehören der besten Zeit des Dichters an. Sie setzen ein, da er nach unsäglichen Mühen als Roman- und Novellendichter seine Indivi-

dualität entdeckt hat und allmählich zur schwer vermißten Anerkennung gelangt, und reichen bis ins letzte Lebensjahr. Sie machen zunächst seinem freilich auch sonst erprobten Kunstverstand hohe Ehre. Wie fein weiß er den Charakter der Hilde in Ibsens „Frau vom Meere“ zu analysieren! Allerdings blieb er der Darstellerin gegenüber im Unrecht, indem er — das bewies später der „Baumeister Solneß“ — das Dämonische des „Balges“ unterschätzte. Wie treffend, wenn auch natürlich einseitig, ist, was er über Hauptmanns „Florian Geyer“ bemerkt! Es überrascht um so mehr, als Fontane die doppelte Befangenheit als Zeitgenosse und als ausgesprochener Freund und Beschützer der Hauptmannschen Muse zu überwinden hatte! Interessant auf alle Fälle ist auch, was er über den Eindruck berichtet, den er vom „Grünen Heinrich“ empfangen hat, wiewohl man ihm da kaum recht geben kann. Denn er las damals die zweite, nicht etwa die erste, allerdings formlose Fassung des Romans. Sonst noch die Frische und Anmut dieser Briefe zu rühmen, ihren nie verlegenen Witz, der sich selbst in kleinen Billetten mit Zusagen zu Einladungen oder in Gratulationen nicht verleugnet, das ebenso schlagfertige wie weise Urteil, das ist gewiß überflüssig.

Otto Pniower

An Otto Brahm

Hochgeehrter Herr Doktor. 23. Juni 82.

Heute früh erst ist mir das durch Ihre Güte für mich bestimmte Zeitungsblatt zugegangen. Sind Sie selbst P. Schlenther (von dem ich schon früher Einiges in der „Tribüne“ gelesen habe) oder aber ist er ein selbständiges Ich, das leibhaftig als ein allerwirklichster Paul Schlenther neben Ihnen wandelt — gleichviel, ich bin, so oder so, dem Träger dieses Namens sehr zu Danke verpflichtet. Das nenn ich kritisiren! Es wird mir nichts geschenkt, oder wenigstens nicht viel, und die schwachen, angreifbaren und namentlich auch die sehr in Frage zu stellenden Seiten meiner Arbeit werden herausgekehrt. Aber nebenher läuft doch zweierlei: das Anerkenntniß, daß man es mit einem ordentlichen und anständigen Menschen, und zweitens das Anerkenntniß, daß man es mit einem sein Metier ernsthaft übenden, anständigen Künstler zu thun hat. Den Künstler nehm ich noch mehr für mich in Anspruch als den Dichter. Also nochmals besten und aufrichtigsten Dank. Ich bin nun seit beinah vierzig Jahren Schriftsteller, aber unter den mehr als tausend Kritiken, die sich mit mir beschäftigt haben, sind keine zehn, vielleicht keine sechs, die dieser gleichkommen, und ist nicht eine, die dieser den Rang abläuft. Was über Ruben oder Rubehn gesagt ist [in dem Roman „L'Adultera“], was ferner über meine Manier, alles sprungweis zu behandeln, und die Stationen, wo Seidel getrunken wurden, sozusagen durch Schnellfahren wieder einzubringen -- alles ist richtig, alles unterschreib ich. Ganz vorzüglich ist auch der Schluß, wenn auch vielleicht nicht in der Motivirung. Der Grund der Anfechtung liegt genau da, wo für andre (z. B.

mal im „Magazin") der Grund einer besondern Anerkennung gelegen hat. Wenige haben den Muth und die Kraft, sich, behufs Zeugnißablegung, die Dinge des Lebens so anzusehn, wie sie liegen; die Mehrheit kann aus dem Conventionalismus nicht heraus und hält an elenden, längst Lüge gewordenen Phrasen fest. Die Minorität anderseits gefällt sich darin, zu sehr damit zu brechen, zu gründlich damit aufzuräumen und dadurch ich will nicht sagen das Recht ihrer Tendenz und der Äußerung derselben, aber doch die Fähigkeit das einfach Thatsächliche zu sehen und zu schildern, einzubüßen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin 19. April 85. Potsd. Str. 134c.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren reizenden Artikel über mich in der „Nation". Die ganze Familie hat sich daran erfreut und erheitert, namentlich auch über die kleinen Stiche, die so geschickt und liebenswürdig beigebracht werden, daß sie nur prickeln, nicht schmerzen. Überall bin ich mit Ihnen einverstanden, auch darin, daß ich den von Scherenberg unberührten Leser, die scherenbergfreie Seele so frei und schuldlos entlasse, wie sie an mein Buch herantrat. Desgleichen einverstanden, was die „Methode" angeht: sie nicht haben, ist ein Vorzug, aber auch ein Verbrechen. Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Paul Schlenther

(Poststempel: Krummhübel) 28. 8. 88.

Eben mit großem Vergnügen (und selbstverständlich mit Dank) gelesen, besonders das was Sie über Matkowsky und Krause sagen. Ja, Matkowsky ist ein Genie, aber kolossal ängstlich. Ich kann das Gefühl nicht los werden, daß mal in conspectu omnium etwas Furchtbares geschehen wird. Kainz in seinen kühnsten Momenten ein wohlerzogener Schwachmatikus neben ihm. Sonnabend Abend treffe ich wieder ein und kann meinen Platz in der Zug-Ecke wieder einnehmen. Gott sei Dank, daß der Kaiser Bau-Beschleunigung [für den Umbau des Schauspielhauses] „anempfohlen" hat. Der „Berufnere".

An Paula Conrad

Mein gnädigstes Fräulein. Freitag (März 1889).

Es ist mir sehr leid, Sie nicht selbst gesehn und gesprochen zu haben. Denn was meine Damen, besonders meine Tochter, Ihnen gesagt haben und was ich aus deren Munde so eben wieder erfahre, ist ein sehr schwacher und sogar sehr falscher Ausdruck dessen, was ich über Ihre Hilde denke und hier — gleich nach der ersten Vorstellung [der „Frau vom Meere" im Schauspielhaus] — geäußert habe.

Zunächst müssen Sie durchaus vergessen, daß ich am Schlusse meiner Kritik geschrieben habe: „Frau v. Hochenburger und Frl. Conrad waren reizend." Es

ist nicht ganz falsch. Denn die lebenden Bilder, die man empfing, waren anmuthig, gefällig. Dennoch ist „reizend" ein ganz dummes Wort, das Sie in seinem Nichts, in seiner Phrasenhaftigkeit ganz richtig erkannt und sich mit Recht darüber aigrirt haben. Aber wie kommt dergleichen? Es ist ein Verlegenheitswort. Weiter nichts. Da setzt man sich hin und hat in drei Stunden eine ellenlange Kritik zu schreiben über eine, wie ich Ihnen nicht erst zu sagen brauche, sehr schwierige Materie. Das Mädchen, eingemummelt, steht schon hinter einem, mit einem Markstück in der Hand, um sich sofort auf eine Droschke erster Klasse stürzen zu können. Alles ist in Hast, Angst, Aufregung, und noch immer sitzt der unglückliche alte Mann an seinem Schreibtisch und fegt über die Seiten hin und ist immer noch nicht fertig. Endlich. Aber da sind ja noch die Schauspieler! Meyer phänomenal, Ludwig dito, Vollmer verfehlt, Conrad reizend — abgemacht, weg. Es ist alles ehrlich gemeint. Auch der ungefähre Ausdruck, aber alles grob, ungehobelt, unvollständig, auch im Lob angreifbar, übertrieben, alles schönen Maßes entbehrend. Das beklage ich am meisten. Aber es ist nicht zu ändern, und man kann nicht mehr thun, als es zuzugestehen und, so weit es geht, hinterher auszugleichen. Wer diesen Zustand der Sache bestreiten will, der lügt. Alles bleibt unvollkommen.

Und nun zur Rolle. Ich finde die Hilde eine ganz köstliche Figur, echt ibsensch und von der besten Sorte. Ein junges Ding mit dem ganzen Backfischübermuth, hartherzig, grausam, insolent und doch mit einem herrlichen Fond echten, tiefen Gemüths, schwärmerisch, auch schwärmérisch, liebebedürftig, keck, humorvoll — eine reizende Person, ein ganzer Mensch. Aus diesen Elementen hat Ibsen seine Hilde gemischt, und Sie haben diese Mischung gegeben, aber, nach meinem Gefühl, nicht nach den richtigen Prozentsätzen. Sie haben das herbe, naseweise, rücksichtslose junge Ding zu sehr und das au fond du coeur kerngesunde, liebevolle, enthusiasmusfähige und vor allem von einem glücklichsten Humor durchtränkte junge Ding zu wenig betont. Und so ist das nicht herausgekommen, was sonst Ihre Stärke ausmacht: Anmuth, Gefälligkeit, Temperament, Witz, gute Laune. Von all dem ist was da, aber nicht genug. Sie haben geglaubt, nicht mehr davon geben zu dürfen, aber das halte ich nicht für richtig. Und wenn umgekehrt, vielleicht nach Intention des Dichters, das insolente „Balg" in den Vordergrund gestellt werden sollte, dann war es wieder nicht Balg genug. So haben Sie die beiden Elemente der Rolle bis auf einen gewissen Grad gegenseitig todt gemacht, und das soll nicht sein. Es ist fraglich, ob solche Balancirkunststücke auf der Bühne überhaupt ausführbar sind. Eins muß immer das Prädominirende bleiben, und wenn eine Künstlerin von Ihrer Natur und Eigenart die Wahl hat, ob Sie nach der Seite des liebenswürdigen, anmutigen Schelms oder nach der Seite des herben Backfisch-Balges sich neigen soll, so bin ich bis auf Weitres für das Erstre.

Was war die Folge dieser Balancirkunststücke? Daß z. B. der Scherz mit dem „spannend" — in dem beiläufig der Schlüssel zum Verständniß der ganzen kleinen Person liegt — daß dieser wichtige, weil den Charakter gebende Scherz ganz verloren ging.

Und nun spielen Sie heute, wie Sie neulich spielten, und dann wollen wir, wenn es Ihnen paßt, nachher weiter darüber reden.

Wie immer Ihr Th. Fontane.

An Otto Brahm

Hochgeehrter Herr und Freund. Berlin, 4. April 91. Potsd. Str. 134c.

Ich bitte Sie herzlich, meinen Namen aus der Versenkung nicht aufsteigen zu lassen. Ihm ist wohl da unten. Lassen Sie mich in der ganzen Sache einen von den „Stillen im Lande" sein. Vor mir selber sitze ich nicht auf zwei Stühlen, aber vor den Augen der Welt gewiß, und ich möchte nicht selber neues Verdachtsmaterial liefern. Ich folge den Bestrebungen der neuen Schule mit dem größten Interesse und bin mit vielem einverstanden — was ich ja nicht blos briefverborgen, sondern auch auf Zeitungslöschpapier öffentlich ausgesprochen habe. Aber ich mag die Kämpfe nicht mitkämpfen, mag auch nicht einmal wie Tschernitschew in der Schlacht bei Reichenbach Gewehr bei Fuß nebenan stehn, um noch als Strohmannkämpfer mitzuwirken. Ich weiß nicht, wie meine Papiere stehn, aber ich würde mich nicht wundern, wenn mich Frenzel, Spielhagen, Heyse für einen unsichern Passagier halten sollten. Und das ist das Allerhäßlichste und das, was man am meisten vermeiden muß. Mit klingendem Spiel in das Lager der „Neuen" überzugehn, wäre Kleinigkeit und mir moralisch ganz unbedenklich, aber dazu fehlen mir einige Zentner Überzeugung. Ich seh das Gute, aber auch das Nicht-Gute und drücke mich in die Sophaecke. Mit 71 darf man das.

Die letzte Nummer [der Wochenschrift „Freie Bühne"] hat mich sehr amüsiert. Reizend ist das, was Sie aus dem ungeheuren Wust im Daily Telegraph gemacht haben, höchst interessant und sehr witzig die Geschichte vom Welfenfonds. Es ist aber doch kolossal starker Toback und rechtfertigt mehr als alles meinen Wunsch, im Verborgenen zu bleiben. Mitgefangen, mitgehangen. Wie soll ich nach dem meinem Freunde Frenzel unter die Augen treten? Des „Quartanerthums" im Cultusministerium ganz zu geschweigen. Dies ist überhaupt die partie honteuse des sonst so reizenden Aufsatzes und drückt ihm den Stempel des Gehässigen und unerlaubt Überheblichen auf. Wie immer Ihr Th. F.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin 10. Januar 92. Potsd. Str. 134c.

Gleich nachdem alles geordnet war — hoffentlich geordnet — ging es an die Lektüre [eines Aufsatzes in der „Nation" über „Unwiederbringlich"]. Der ver-

späte Morgenkaffee, den ich dabei schlürfte, schmeckte wundervoll, nicht des Kaffees Verdienst, sondern des Zubrods von Ihrer freundlichen Hand. In einer guten Kritik sieht man sich wie in einem Spiegel. Eigentlich weiß man nicht, wie man aussieht, und am wenigsten, was mit einem los ist. Und nun sieht man sich: „also so: nu ganz nett, beinah besser als ich dachte."

Seien Sie herzlichst dafür bedankt. Wie schön ist das Wort von Jacob Grimm, das ich noch nicht kannte. Ja, da sitzen die Musikanten.

Bewundert, neben anderm, habe ich die knappe Inhaltsangabe, namentlich die ersten sechs Zeilen, bis „kein neues Glück dafür gewonnen." Lindau war seinerzeit auch ein Virtuos in der Wiedergabe von Stücken, aber er brauchte immer sechs Spalten. Tempi passati. In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Paula Conrad

Hochverehrte Freundin. (26. Februar 1892).

Tausend schöne Wünsche, vor allem auch den, daß Sie bald mit einem Doppelnamen auf dem Zettel stehn; und natürlich recht oft, das bleibt die Hauptsache. Vor dem „neuen Herrn" im eignen Hause [Paul Schlenther] aber mögen Sie dann mehr zu Worte kommen, als im „Neuen Herrn" im Schauspielhause.

In herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin 28. April 92. Potsd. Str. 134c.

Für zwei freundliche Zusendungen habe ich Ihnen zu danken: Seydelmann [aus der Allgemeinen Deutschen Biographie] und über „Comtesse Julie" [Vortrag vor der Aufführung des Stückes auf der Freien Bühne]. Beide kamen mir in meinem noch andauernden Zustande, der nur für Kurzes einigermaßen die Kraft leiht, sehr zu paß. Strindbergs Stück rief mir die Äußerung eines alten märkischen Junker-Originals wieder ins Gedächtniß, der einmal bei Lutter u. Wegner zu Hesekiel, als dieser den Charme brandenburgischer „Frölens" rühmte, niedergeschlagenen Auges sagte: „ja, wenn nur die verfluchten Kerls, die Kutscher nicht wären". Also ein alter, weitverbreiteter Schaden. An dem Seydelmann-Aufsatz hab ich die große Knappheit der Darstellung bewundert: Friedrich Wilhelms III. Urtheil ist vorzüglich. Überhaupt steht es mir fest, daß ganz freistehende Menschen, so z. B. amerikanische Damen von oft kaum Mittelgutsbildung, am häufigsten den Nagel auf den Kopf treffen. Sie können nicht nachsprechen, weil sie nie was über die Sache gehört haben.

Herzliche Empfehlungen von uns allen an Frl. Braut. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr und Freund. Berlin 18. Okt. 92. Potsd. Str. 134c.

Bewegt kam meine Frau nach Haus [aus einem Vortrag über Th. F. in

der „Freien Literarischen Gesellschaft"] und unter dem Berichte, den sie mir gab, fielen Alter und Krankheit auf Augenblicke von ihr ab. In all dem freundlichen, das sie hören durfte, lag so vieles, was sie beim Rückblick auf unser Leben hatte fühlen lassen: es war doch gut so, wie's war. Seien Sie herzlich bedankt für das Bild in verklärendem Abendschein, in das zu blicken zu Frieden und Versöhnung stimmt und manches Schwere leichter tragen macht. Schönste Grüße und Empfehlungen an die theure und verehrte junge Frau. Mögen Ihnen beiden lange glückliche Tage beschieden sein. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr und Freund. Berlin 26. Nov. 92. Potsd. Str. 134c.

Herzlichsten Dank! [Für eine Anzeige von „Frau Jenny Treibel"]. Hinein mischt sich freilich etwas von Verlegenheit, weil ich Ihnen mit meinem Immer wieder da sein etwas scharf zusetze. Dabei kann ich heute, wie doch noch vor wenig Wochen, nicht einmal Feierabend versprechen. Denn ich habe mich, kaum wieder Mensch, an die Beschreibung meiner Kinderjahre gemacht und bin schon, vielleicht unter dem Antrieb einer zur Eile mahnenden Stimme, beim zwölften Kapitel. Diese Kapitel spielen in meines Vaters Swinemünder Apotheke und können der Pharmakopoe beigelegt werden, wie manche Geschäftsfirmen ein Nadelbuch oder einen kleinen Kalender beilegen. Unter schönsten Grüßen und Empfehlungen an die verehrte junge Frau wie immer Ihr Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin 28. April 94. Potsd. Str. 134c.

Da ich nicht weiß, wo Fulda nächtigt, will ich doch Ihnen wenigstens aussprechen, mit welchem Genuß ich eben den kleinen Essay über Schack (auch „Schackothek" kannte ich noch nicht) gelesen habe. Wenn doch solche Mitarbeiterschaft am Sonntagsblatt [der Vossischen Zeitung] eine stehende werden könnte! Schulte, der alte Primus omnium, ist in seiner Art ganz gut, aber er bedarf der Ergänzung und andrer als der der Fachfexe. — Fast die ganze zweite Spalte des Fuldaschen Aufsatzes ist vorzüglich, lauter Treffer, wie Kunstschütze Martin. Weiterhin ist die Colosseumsscene wundervoll. Nur in der Schlußbetrachtung kann ich mich nicht zurechtfinden. Menzel, als Lazarus mal, kunstorakelnd, über menschliche Gestalten mit Thierköpfen (oder auch umgekehrt) das Todesurtheil verhängt hatte, sagte: „ja, lieber Lazarus, da streichen Sie flottweg einen starken und berühmt-gewordenen Bruchtheil unsrer gesammten Kunst." So streicht Fulda flottweg den Biographiemenschen. Ich glaube mit Unrecht. Die besten Gardebataillone der Menschheit sind die Todten, die, biographisch wiederbelebt, unter uns wandeln. Es sind nicht Schemen. Umgekehrt, sie haben den wahren Lebensodem. Unter Grüßen und Empfehlungen an die hochverehrte Frau wie immer Ihr Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin 24. Sept. 94. Potsd. Str. 134c.

Ich glaube, das feinste ist eine Generalquittung, eine kurze gedruckte Notifikation, daß man das Glück gehabt hat, dem armen Dichter die Summe von 2805 Mark behändigen zu können. Die 3 Markschützen schließen auf die Weise am günstigsten ab, und Bleichröder wird den Schmerz verwinden, mit seinen 300 nicht auf dem Plan zu erscheinen.

Auch hier wieder, was wären wir ohne die Juden! Wo bleibt der Adel deutscher Nation, der mal Minnelieder dichtete, freilich um dann in Kleists Tagen zu verhungern?

Ja, Saint Cére oder Rosenthal! Was so über ihn in der Luft ist, ist kein Weihrauch, aber ich bin mißtrauisch gegen alle Kritik über Personen, die der Öffentlichkeit oder wohl gar einer Partei angehören. Eine Jahreseinnahme von 100.000 Francs kann nicht gegen ihn sprechen, denn so viel nimmt Engels auch ein. Und der ist doch, glaub ich, selbst im Leben ein Senator. An unbedingte Lauterkeiten glaub ich überhaupt nicht. Ja, sie sind mir unheimlicher als tüchtiges Verbrecherthum, aber wenn Saint Cére schmuddliger ist als der Durchschnitt, so bin ich ein miserabler Menschenkenner. In der Regel schnopere ich richtig an den Menschen herum. Denn auf solche sinnlichen Eindrücke läuft all unser Urtheil hinaus. — Ihre Kritik über Philippi war ganz besonders reizend. In Huldigung dessen unterzeichne ich als Kulissengreis Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin, 12. Febr. 95. Potsd. Str. 134c.

Während Sie — Berlin ist so klein, daß man, auch bei zurückgezogenstem Leben, alles gleich erfährt — in Hamburg über Gerhart Hauptmann sprechen, muthmaßlich vor langen Ohren, die sich gleißnerisch und antipreußisch über das Weber-Elend empören werden, schreibe ich diese Begleitzeilen zum „Grünen Heinrich", der nun endlich in Ihre Hände zurückkehren soll. Durch die ganzen Wintermonate hin, haben wir dran gelesen (meine Frau las es mir vor), und meine Freude war groß, ließ auch nicht nach. Und wenn sie mal nachließ, so war es nur, um sich bei den nächsten Kapiteln wo möglich noch zu steigern. In mehr als einer Beziehung ist es doch, selbst an Keller gemessen, Nummer eins, höher potenzirt, als die kunstvollendeteren Sachen seiner späteren Epoche, selbst das Glanzstück vom „Fähnlein der sieben Aufrechten" nicht ausgeschlossen. Zu allem andren habe ich aufs Neue daraus gelernt, wie nebensächlich, um nicht zu sagen wie gleichgültig die Form ist, wenigstens in einem Roman, wenn man darunter den Gesammtaufbau versteht. Goethe soll irgendwo gesagt haben: „ein Roman ist alles, worin einem was Nettes und Interessantes nett und interessant erzählt wird." Sehr fein, sehr richtig. Von „Form" ist gar keine Rede

darin. Zu unserm Gefühl muß gesprochen werden, im Übrigen kann es drunter und drüber gehen.

Gestern habe ich auch an die theure Frau nach San Remo hin geschrieben, und mein Briefgewissen ist mal wieder rein. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin 24. Febr. 95. Potsdamerstraße 134c.

Es wäre mir, bei meinem starken Friedensbedürfnis, lieber gewesen, dieser Kelch [die Petition gegen die sogenannte Umsturzvorlage] wäre an mir vorübergegangen. Da er mir aber gereicht wird, so trinke ich ihn, wenn auch nicht unter der Sänger-Überschrift: „O Trank voll süßer Labe." Natürlich nehme ich an, daß Sie mich in so gute Gesellschaft, wie Sie da aufzählen (oder in eine gleich gute) hineinstecken. Die Auswahl ist vorzüglich getroffen. Es müssen lauter Leute sein, die durch Titel oder Orden geaicht, ganz „zweifelsohne" dastehn. Die Namen müssen ausdrücken: „auch wir, die loyalsten, fühlen uns gefährdet; keiner ist sicher." Deshalb ist es auch gut, daß Mommsen fehlt. Der ist viel zu ausgesprochen. — Die Petition selbst ist ganz vorzüglich abgefaßt. Ich vermuthe Ihre Hand. [Ludwig Bamberger war ihr Autor]. Politiker von Fach bringen nicht das Maß und die Ruhe heraus, die beide hierbei so wichtig sind. Einen Abänderungsvorschlag in Bezug auf die Staatsanwaltstelle erlaube ich mir beizuschließen. An dieser einen Stelle ist die Petition etwas anzüglich, beinah spöttisch, ohne daß dadurch etwas erreicht würde.

Für Menzel und Heyden, ohne zu wissen, wie's abläuft, biete ich meine Vermittelung gerne an. Menzel, bei seinem ungeheuren Ansehn bei Hofe, wäre sehr wichtig, und ich halte sein „ja" für möglich, wenn Zeller vorangegangen. Mommsen und Du Bois-Reymond würden diese Wirkung nicht thun. Heyden — natürlich in starkem Abstand von Menzel — ist auch von Belang, weil er mit dem Kaiser, als dieser noch Prinz Wilhelm war, auf einem Freundschaftsfuße stand.

In herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin 13. Sept. 95. Potsd. Str. 134c.

Für Ihren Aufsatz in Delbrücks „Jahrbüchern" [Eine Revue über die vergangene Berliner Theatersaison], den ich noch während meiner letzten Karlsbader Tage erhielt und las, schulde ich Ihnen noch meinen Dank. Man freut sich, wenn das alles noch mal an einem vorüberzieht und erinnert sich auch derer mit Interesse, die bereits todt sind. Fast überall konnte ich Ihnen zustimmen. Nur Wolzogen — dem ich es übrigens von Herzen gönne — kommt nach meinem Ermessen zu gut fort.

Die Karlsbader Tage waren wieder sehr schön, und selbst mit den Juden habe ich Frieden geschlossen. Anfangs außer mir, war ich doch bald so weit, daß ich erschrack, wenn ich einen Christen sah, namentlich Damen — alle sahen vergleichsweise wie Wassersuppen aus. Die Juden, selbst die häßlichen, haben doch wenigstens Gesichter. Unter Empfehlungen an die verehrte Frau, von deren Wohlergehn wir hoffentlich das Beste hören, in vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin, 19. Okt. 95. Potsd. Str. 134c.

Ich muß Ihnen doch noch für Ihren Brief danken. Der Fall selbst, wie ich nur wiederholen kann, ist das Tollste, was ich erlebt habe, dabei zugleich für einen Menschen, der, wie mein Freund Lepel zu sagen pflegte, alles auf „Stoff" hin ansieht, von einem großartigen Reiz. Es hat alles was von antiker Art und Größe. Ich bin mir dessen voll bewußt. Und doch ist etwas da, das die künstlerische Behandlung auszuschließen scheint, dramatisch gewiß, aber auch erzählerisch. Mich beschäftigt die Frage, woran und worin das wohl liegt. Ich möchte vorläufig annehmen, darin, daß wir es beständig mit einem Gespenst zu thun haben, das für die, die darüber sprechen, und nun gar erst für die, die darüber fühlend nachdenken, von großer Wirkung ist, aber weder im Drama noch in der Erzählung auftreten kann und das, wenn es immer nur durch Monologe hinschreitet, langweilig und zuletzt halb komisch wird. Übrigens, bitte, schließen Sie aus diesen Erwägungen nicht, daß ich etwa den verwegenen und mit Rücksicht auf die Zeitnähe gröblich geschmacklosen Gedanken gehabt hätte, diese erlebte Tragödie schwarz auf weiß fixiren zu wollen. Dazu stehe ich dem beständig nach „Stoff" schnüffelnden Ideal meines alten Lepel doch nicht nahe genug!

Ob sich die Alten „selbst genügen!" Vielleicht. Aber wenn man selbst alt ist, hat man mit diesem Zustande, der freilich prosaisch und deprimirend wirkt, doch Teilnahme. Alte Leute können nicht mehr, alles versagt — sie können nur noch still halten und abwarten.

Unter herzlichen Grüßen Ihr Th. Fontane.

Meine Tochter hat Sie gestern absichtlich nicht angesprochen, weil sie sah, wie bewegt Sie waren.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin 11. Novb. 95. Potsd. Str. 134c.

Gestern schon, während in der Breitenstraße die Festglocken läuteten, wollte ich, still und einsam und glücklich in der Potsdamer Sraße zurückgeblieben, diesen Brief schreiben. Aber ich kam nicht dazu — Grund: auch ein glücklich jugendlicher Zustand: ich verschmökerte mich. So denn heute erst.

Meine Damen werden Ihnen schon alles gesagt haben, und wenn es richtig

ist, was mir Corinna [Scherzname für Th. Fs. Tochter, die Züge dieser Gestalt aus „Jenny Treibel" trägt] erzählt, „daß Sie mit Ihrer Arbeit nicht ganz zufrieden seien", so ist das eine Selbstkasteiung, um die Sie der schönste Säulenheilige beneiden könnte.

Ich habe das Buch [Effi Briest] wie mit dem Psychographen geschrieben. Nachträglich, beim Corrigieren, hat es mir viel Arbeit gemacht, beim ersten Entwurf gar keine. Der alte Witz, daß man Mundstück sei, in das von irgendwoher hineingetutet wird, hat doch was für sich und das Durchdrungensein davon läßt schließlich nur zwei Gefühle zurück: Bescheidenheit und Dank. Letzterer, als ich Ihre Kritik gelesen, nahm eine Doppelgestalt an, und zu dem Dank gegen den lieben Gott gesellte sich der Dank gegen den lieben Schlenther. Verbeugung gegen Jenseits und Diesseits.

Unter herzlichen Empfehlungen an die hochverehrte Frau, in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin, 21. Dez. 95.

Ich bin bei zwei letzten Kapiteln eines kleinen politischen (!) Romans, [Gemeint ist der „Stechlin"] den ich noch vor Weihnachten beenden möchte, also in großer Aufregung und knausriger Zeitausnutzung. Aber für diese wieder so freundlichen Worte muß ich mich doch bedanken. Daß sie von Ihnen sind, steht mir fest; liebevoll und graziös — daran erkenn ich meinen Pappenheimer oder (da sich's um einen Singularis handelt) meinen Tell.

Unter herzlichen Grüßen an die verehrte Frau, frohe Feiertage wünschend, wie immer Ihr Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin, 7. Januar 96.

Nachdem ich mich durch Sprücheschreiben (ein ganzes Dutzend) für ein Preß-Ballfest halb umgebracht habe, will ich mich durch ein paar Dankeszeilen an Sie wieder aufrichten. Natürlich Dankeszeilen für Ihre famose Florian Geyer-Kritik, der ich überall zustimme. Wenn ich mir da das Geheul daneben zurückrufe, das die Meute pro und contra losläßt! Denn auch die gewaltsamen Enthusiasten sind schrecklich und schaden unserm Dichter außerordentlich. Überhaupt ist alles nur noch aufs Persönliche gestellt — ein widerlicher Zustand.

Wenn ich Ihre Kritik noch richtig gegenwärtig habe, so geht eine Hauptstelle dahin, daß Hauptmann zwar reich und fein nüancirt habe, daß man von dieser Nüancirung aber nicht viel merkt. Gewiß liegt es so. Und daran ist das Stück gescheitert, und ob nun gestrichen wird oder nicht, dieser Cardinalfehler bleibt, und wenn ihn Hauptmann nicht ablegt, so geht er daran zu Grunde. Die Bühne ist kein Schauplatz für Nüancirungen. Sie ist der Schauplatz für

Gegensätze. Nur diese schaffen Orientierung, Klarheit. Nüancirungen sind der Stolz des Romans, im Drama sind sie der Ruin. Zwanzig Nüancirungen in Ritterblech sind bloß ein Ameisenhaufen, aber ein Ameisenhaufen ist unterhaltlicher. Unter herzlichen Grüßen von Haus zu Haus wie immer Ihr Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr. Berlin, 25. März 96.

Anbei nun endlich die kleine Besprechung über Freund X., den Sie — wohl sehr zu seinem Schmerz — mit dem Worte „Gesinnungsprotz" ebenso kurz wie wahr charakterisirt haben. Ein wunderbarer Heiliger, aber wirklich talentvoll, wiewohl, bei seinem Charakter, das Talent leider in die Brüche gehen wird. All diesen frei sein wollenden Leuten fehlt nichts so sehr wie Freiheit — sie schneiden die Wurst am falschen Zipfel an.

Seien Sie noch herzlich bedankt für Ihre Y.-Kritik. Ich bin eigentlich ein Y.-Freund und denke nicht daran, ihm mit Moralernsthaftigkeiten beschwerlich zu fallen; aber wenn er nur die Hand von solchen Sachen ließe! Nicht viele, aber doch etliche Dinge verlangen nun mal Ernst, und wer davon kein Brinkelchen hat, der soll sich nicht solche Stoffe aussuchen. Immer bloßer Theaterfex. Wenn man solche Geschichten wie mit unsrem armen H. H. noch frisch in der Erinnerung hat und erlebt dann solches Blech, so kann man wild werden. Übrigens war ich am selben Tage noch in einer Geheimrathsgesellschaft, wo der „Geheimrath" Ihre Kritik zu „feindselig" fand. Unter allen Kunstamateurs sind die Geheimräthe die notorisch dummsten. Bei herkömmlicher Regiererei versimpelt alles und die Meisten haben nicht viel zuzusetzen. Wie immer Ihr Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Hochgeehrter Herr und Freund. Dienstag, 27. Oktob. 96.

Darf ich Ihnen ein Buch auf den Schreibtisch legen, das ein Breslauer cousin germain von mir verfaßt und in seiner Kritikbedürftigkeit (oder vielleicht auch nur in seinem Wunsche, seinen Namen in einer Berliner Zeitung gedruckt zu sehn) mir eingesandt hat. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie von irgend einem braven Oberlehrer zehn freundliche Zeilen darüber schreiben lassen könnten. Ich hätte es gern selbst gethan, aber selbst dazu reicht mein Latein nicht aus.

Über den Abendbesuch (five o'clock tea) Ihrer theuren Frau haben wir uns letzten Sonntag sehr gefreut. Hinterher erfuhr ich, daß das Hauptthema gar nicht recht zur Verhandlung gekommen sei — auch daran ist die kleine schwarze Frau Schuld, die so vieles stört. Diese Frauenmacht, die, wie zuzugeben, so viel Schönes hat, hat doch aber auch was Komisches, sicherlich für den, der nicht gerade unter dem speziellen Zauber ist.

Ich lese seit zwei Abenden im „Magazin", (schon sieben oder acht aufge-

speicherte Nummern) eine Geschichte: „Drei Mann in einem Boot, des Hundes zu geschweigen" von Jerome Jerome, trotz seines doppelt französischen Namens ein Engländer, und bin — entzückt. Entzückt, trotzdem sich viel dagegen sagen läßt. Aber welche Fülle von Geist und Wissen, welch superiorer Humor, welche Apartheit! Wollen Sie uns alle bestens empfehlen. Wie immer Ihr Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Berlin, 4. Nov. 96.

An Überschüttung mit Briefen, wiewohl ich mich ein wenig gebessert, sind Sie gewöhnt. Aber nun auch mit Büchern. Erst ein Neffe, nun ich selbst. Lassen Sie Ihr Auge freundlich auf diesem Neusten [Den „Poggenpuhls"] ruhn. Es hat zwei Tugenden. Erstens ist es kurz und zweitens wird nicht drin geschossen. Nach „Fritzchen" und „Freiwild" eine kleine Abwechselung. Schnitzler, so scheint es, wird für Sudermann verhängnißvoll, und auch Brahm wird es beklagen müssen, daß zwei Schlager auf denselben Nagel gerichtet sind. So rinnen die zwei Erfolge wie zu einem zusammen. Man wird später, politisch und dramatisch, von einem Brüsewitzwinter sprechen. Übrigens wird es kulturell und „fortschrittlich" zu gar nichts führen. Es wird ruhig weiter geknallt werden. Und bei der beständig wachsenden Rüpelhaftigkeit der freien deutschen Mannesseele weiß ich kaum, ob ich die Knallerei groß bedauern soll. Es wird nur für alle Welt Mode werden, einen Revolver oder ein Bowie-Messer mit sich zu führen. Unter herzlichen Grüßen an die verehrte Frau, wie immer Ihr Th. Fontane.

An Paul Schlenther

Sonntag, 8. November 96.

Man kann nicht sagen: „wer rasch dankt, dankt doppelt." Im Gegentheil. Der eigentliche Danker ist doch der, der nach Jahren antritt, nach einer Periode, wo das landesübliche Undankunkraut Zeit gehabt hat, alles zu überwachsen. Ich riskire die Raschheit aber doch. Seien Sie also herzlichst bedankt für diese Sonntagsfreude. [Eine Rezension der „Poggenpuhls".] Und dabei ist es so wichtig, daß dies die erste Stimme ist. Nun werden sich auch andere finden, die es kunstvoll in seinem Bummelstil und realistisch trotz Abwesenheit von Jack dem Aufschlitzer finden. Aber ohne diesen avis au lecteur (und hoffentlich auch au critique) sähe es vielleicht windig damit aus. Seien Sie nochmals herzlich bedankt. Ich habe von dem allen immer einen doppelten Genuß: die freundliche Gesinnung, das Lob an sich und dann das Treffen, das jedesmalige Finden dessen, worauf es einem ankam. Und ich möchte beinah sagen, dies beglückt einen am meisten.

Frau und Tochter wollen Ihnen empfohlen sein und grüßen die liebenswürdige Frau. Von mir rede ich gar nicht erst. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Hochgeehrter Herr. Berlin, 3. März 97.

Mit herzlicher Freude wie immer Dienstag d. 9. März die Ihrigen. Unter Gruß und Empfehlungen an die verehrte Frau, mit Knixen wie die 5 Barrisons, Ihre 3 Fontanes.

Hochgeehrter Herr. Berlin, 25. Sept. 97. Potsd. Str. 134c.

Besten Dank. „Mit wirklichem Schrot aus einer wirklichen Flinte" — so hab ich mich denn gründlichst blamirt. Das kommt davon, wenn man (von der alten gar nicht erst zu reden) die neue Literatur nicht kennt und dreihundertmal aufgeführte Stücke nicht gesehn hat. [Gemeint ist Halbes „Jugend"]. Über „Mutter Erde" sprechen wir, so's Ihnen paßt, am Mittwoch bei Erich Schmidt. Dies neuste Halbesche — wenn ich das, was Ihre Kritik giebt, nicht abermals mißverstanden habe — scheint mir ein wenig gesucht.

Ihr Abonnement auf den „Stechlin" [der zuerst in „Über Land und Meer" erschien] schmeichelt mir, aber ängstigt mich auch. Ich bin abergläubisch und ziemlich durchdrungen davon, daß man — ich denke dabei an die jetzt durch alle Zeitungen gehende Notiz — eine Sache „bereden" kann. In einer Droschke zweiter Klasse fahre ich am liebsten.

Unter herzlichen Grüßen an die Freundin in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Hochgeehrter Herr. Berlin, 12. Januar 98.

Seit gestern bin ich damit beschäftigt, das Manuskript zum zweiten Bande meiner „Erinnerungen" zusammenzustellen. „Mein Leipzig lob' ich mir" hab' ich gedruckt in reichlichen Exemplaren vor mir, aber der durch allerhand Kämpfe begleitete „Onkel August" sammt einigen Annexen fehlt noch. Darf ich Sie freundlichst bitten, die betreffenden Blätter [Sonntagsbeilagen zur Vossischen Zeitung, worin Teile der Autobiographie abgedruckt waren] per Post an mich gelangen zu lassen, oder ist es bequemer, wenn ich danach schicke?

„Johannes" [von Sudermann] steht ja nun vor der Thür. Einige tanzen wohl schon und ich bin neugierig, ob es ihm den Kopf kostet.

Unter herzlichen Empfehlungen an die Verehrte, wie immer in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

Vorspiel zu einem Drama „Der junge Medardus"/ von Arthur Schnitzler

Erste Szene



Zimmer im Hause der Buchhändlerswitwe Franziska Klähr. Geräumig, bürgerlich, behaglich. Im Hintergrund etwas erhöhter Erker mit ausgebauchtem Fenster. Blick auf Basteien und Türme der Vorstadt. Türe ins Vorzimmer rechts vorn. Andre Türe linke Wand Mitte. Links hinten in der Ecke Ofen mit Figur. Zwischen Ofen und Türe Kommode mit Spiegel darüber. Rechte Wand: Spinett, anschließend Stellage mit Noten und Büchern. Hintere Wand rechts und links vom Erker je ein hoher Wandschrank. — In der Mitte des Zimmers großer Tisch, Stühle ringsherum; im Erker Tischchen, ein Sessel. — Gegen Abend.

Agathe Klähr (achtzehn Jahre alt, ernstes, etwas blasses Antlitz, im Erker sitzend, beschäftigt ein Taschentuch zu säumen).

Anna Berger (um ein Jahr jünger, kleiner, recht lebhaft, tritt ein, von rechts).

Anna: Guten Abend, Agathe.

Agathe: Bist du's, Anna? Ich freue mich, daß du kommst.

Anna: Es ist schönes Wetter draußen, ganz warm beinah.

Agathe: Ich hab das Fenster offen gehabt bis jetzt. Rück den Stuhl zu mir, ich bin bald fertig. Kommst du von Haus? Wie geht's Vater und Mutter?

Anna (hat einen der Stühle näher zu Agathe gerückt und setzt sich): Vom Vater sehn wir schier nichts den ganzen Tag. Der ist mehr auf der Straße als zu Haus oder im Geschäft.

Agathe (lächelnd): Es ist eine gute Zeit für ihn! Neuigkeiten Stunde für Stunde.

Anna: Und welche! Die Leute stehn zusammen und reißen einander die Zeitungsblätter aus der Hand. Nun heißt es doch wieder, daß wir die Franzosen in vier Wochen vor den Toren haben werden.

Agathe (in der Absicht zu scherzen): . . . Wenn es dem Medardus nicht gelingt, sie aufzuhalten . . .

Anna: Er ist noch nicht daheim?

Agathe: Nein. (Pause.)

Anna: . . . Der Vater sagt, es war nicht so schlimm vor vier Jahren. Sie sollen sich gar nicht so übel aufgeführt haben, die Herren Franzosen. — Vier Jahre! Mir ist's, als wär es viel länger her, und als wär es eigentlich eine ganz lustige Zeit gewesen. Immer gab's was zu sehen . . . Die schönen Uniformen!

Erinnerst du dich noch an die französischen Soldaten mit den langen Kapuzinerbärten? Ich glaube, Tag und Nacht marschierten Regimenter durch die Stadt! Und gar, wie unser Kaiser zurückkam, das Gedränge und die vielen Lichter in den Fenstern! Weißt du noch? . . . Freilich waren wir noch Kinder damals. — Arbeit nur weiter. Stört dich mein Geplauder? . . .

Agathe: O nein, gewiß nicht.

Anna: Soll ich nicht die Lampe anzünden?

Agathe: Ich seh genug, bin auch gleich fertig. Sieh, Taschentücher für Medardus sind's. Nun wäre das letzte gesäumt. War höchste Zeit.

Anna: Wo bleibt er denn so lang?

Agathe: Weiß man je, wo mein Bruder Medardus bleibt?

Anna: Aber heute müßt er doch zeitlich zu Hause sein, dächt ich, da sie morgen mit Sonnenaufgang fortmarschieren, alle sechs Bataillone!

Agathe: Morgen. Und der Medardus hat sich schon für heute abend eine Kutsche bestellt.

Anna: Eine Kutsche? — Für heute abend? . . . Fährt die Landwehr per Wagen ins Feld?

Agathe: Sie haben noch ein Gelage irgendwo, er und etliche seiner Kameraden von der Universität, eh sie abmarschieren.

Anna (seufzt).

Agathe: Nicht traurig sein, Annerl! Er wird sicher zurückkommen, wenn's Gott will, heil und gesund, und am Ende gar mit einem Orden auf der Brust.

Anna: Ich wollte, er bliebe daheim.

Agathe: Da wär er nicht der Medardus, den du lieb hast.

Anna: Könnt er nicht auch in der Stadt militärischen Dienst versehen?

Agathe: Dazu haben wir die Bürgermiliz.

Anna: Nicht die allein. Von jedem Bataillon bleiben fünfzig oder mehr zurück in der Stadt.

Agathe: Ja, die schwächlich sind oder marod.

Anna: Nein, auch andre, ganz gesunde und kräftige. Zwischen manchen hat das Los entscheiden müssen. Es wollten ja alle mit ins Feld. Mir hat's der Vater erzählt, er war heut vormittag zur Parade auf dem Glacis.

Agathe: Für den Medardus aber hätte nichts Besseres kommen können als der Krieg. Zu den Soldaten gehört er hin.

Anna: Warum gerade dorthin? Hat er nicht sehr wacker studiert in diesen letzten Jahren?

Agathe: Recht viel . . . Und alles durcheinander, wie so seine Art ist.

Anna: War doch sogar eure Mutter leidlich zufrieden mit ihm.

Agathe: Wenn er nicht gerade andres trieb, was weder der Mutter recht war, noch dir.

Anna: Denkst du an Elisabeth? . . . Das ist längst vorbei . . .

Agathe: Ja, das ist freilich vorbei.

Anna: Sie hat sich auch recht geschwind getröstet, weißt du nicht? . . . Sie war seiner nie wert . . .

Agathe: Nun laß es gut sein, Anna. Es wird dem Medardus nichts Übles geschehn draußen im Feld. Ich fühl's!

Anna: Beruf es nicht, Agathe, beruf es nicht.

Agathe (ernst): Und wenn es anders kommt . . . Annerl? Es ist wohl nicht das Schlimmste, jung dahin zu gehn, und für was Hohes, Heiliges! Wissen wir denn, Anna, du und ich, was uns bestimmt sein mag . . . und andern, die uns lieb sind?

Anna: Ach, Agathe!

Agathe: Wie leicht kann's geschehn, daß ich oder du oder sonst wer, der sich so recht geborgen fühlt und in guter Hut, eher von hinnen muß, als mancher von denen, die morgen ausziehen.

Anna: Was ist denn das für ein sonderbares Reden, Agathe? Du machst mir ja angst! Was gibt's denn, Agathe, sag doch. Ist's was mit dem Franz? . . . Du sprichst gar nicht von ihm, schon so viele Tage lang. Und seit Wochen hab ich ihn bei euch nimmer gesehn. Ich wollte dich nicht fragen, aber da du dich so seltsam vernehmen läßt . . .

Agathe: Wie soll er hierher kommen? Unser Haus ist ihm verboten, du weißt's ja, bis er nicht als Werber erscheint in seiner hochgeborenen Eltern Begleitung.

Anna: Aber ihr seht einander doch insgeheim? . . . Du wirst mir's nicht ableugnen! Sag doch, was hat er dir angetan?

Agathe: Mein Franz, mir? Er mir was angetan . . ! Du fragst mich so und willst ihn kennen?

Anna: Warum also schaust du so trüb drein? Wenn er nur in Treuen zu dir hält, so kann euch nichts Übles geschehn. Mußt eben ein wenig warten. Gott, das muß ich auch. Und vielleicht vergeblich.

Agathe: Warten? wenn's nur das wär!

Anna: Oder ist's weil er von so hoher Abkunft? Das will ja nicht viel bedeuten. Sein windiger Adel ist weniger wert als euer gutes Bürgertum.

Agathe: Windiger Adel? . . . Als wüßtest du nicht, daß sein Vater des festen Glaubens ist, ihm gebühre die Krone von Frankreich.

Anna: Ja, das weiß ich wohl, und wissen alle. Wissen aber auch alle, daß der Alte ein armer doppelt blinder Narr ist, der mit den Seinen jahrelang in Deutschland von Stadt zu Stadt gezogen ist, überall des Orts verwiesen wurde, bis ihm hier unser guter Kaiser ein Asyl gewährte.

Agathe: Wir leben in einer wilden Zeit, Anna. Und es könnte wohl auch

einmal kommen, daß man dem Bonaparte seinen Kaisertitel abspricht, wie er dem Herrn von Valois den Herzogsrang. Und dies ist und bleibt nun einmal wahr, er stammt aus dem gleichen Blut, wie der unglückliche König Ludwig, den sie in Paris hingerichtet haben.

Anna: Die Verwandtschaft machte mir bang an deiner Statt. Es wundern sich manche, daß ihm der Aufenthalt bei uns noch immer gestattet wird. Mein Vater meint, es sei auch nur deshalb, weil er eben ein Narr sei und nichts andres. Hab ich dir nicht erzählt, neulich, am vorigen Sonntag war's, ich spazierte im Prater mit Vater und Mutter, da fuhren sie an uns vorüber in ihrer alten rumpligen Karosse, den Kutscher mit der verstaubten silbernen Livree auf dem Bock. Und weißt du, was die Leute sagten? . . . Da fährt der blinde Narrenherzog . . . Dein süßer Prinz aber sah zart aus, rot und weiß, wie ein junges Mädchen . . .

Agathe: Und seine Schwester? . . .

Anna: Oh, die blickte gar stolz drein. Und schön ist sie!

Agathe: Ja — stolz und schön!

Jakob Eschenbacher tritt ein von rechts. (Fünfzig Jahre, großer, breitschulteriger Mann, nicht ganz ergrautes, volles Haar. Humoristisch, gutmütig, nicht ohne Ironie.) Agathe. Anna.

Eschenbacher: Guten Abend.

Agathe: Grüß Gott, Oheim.

Anna: Guten Abend, Meister Eschenbacher.

Eschenbacher: Es plaudert sich wohl gut im Dunkeln. Stör ich euch, Kinder?

Agathe: Was fällt dir ein, Oheim?

Eschenbacher: Die Mutter noch nicht daheim?

Agathe: Sie muß bald da sein.

Eschenbacher: Besorgt wohl noch etliches für euren Landwehrmann?

Agathe: Ja, auch das. Wie die Leute nun einmal sind, man kann sich gar nicht verlassen.

Eschenbacher: Sei nicht zu streng, Agathe. Die Handwerksleute haben jetzt alle viel zu tun. Ich hab mich auch nur auf eine Stunde freigemacht. Und dann gleich wieder zurück in mein Geschäft, wo ich wohl die halbe Nacht durcharbeiten muß mit meinen Gesellen.

Anna: Beim Vater gibt's weniger Arbeit, Meister Eschenbacher.

Eschenbacher: Ja, nach Pfeifenköpfen und Schachfiguren ist jetzt wohl geringre Nachfrage als nach Zaum, Sattelzeug und Peitschen. Und überdies, wer den Meister nicht daheim find't, schaut gern ein Haus weiter. (Er hat sich ans Spinett gesetzt und schlägt beiläufig einige Tasten an.)

Agathe: Nun wird's aber Zeit, den Tisch zu decken. Sie müssen doch bald

daheim sein, die Mutter und Medardus. (Zum Schrank, nimmt das Nötige heraus und beschäftigt sich dann damit, den Tisch zu decken.)

Anna: Ich will dir Licht machen, Agathe. (Zündet die Hängelampe über dem Tisch an.)

Agathe: Du ißt doch einen Bissen mit uns, Oheim?

Eschenbacher: Wenn's erlaubt ist. Man möchte doch auch am Abschiedsschmause teilnehmen. (Nicht ohne Bedeutung.) Gibt's sonst neues im Haus, Agathe?

Agathe: Nichts, Onkel, nichts.

Anna: Sie haben sich just so hingesetzt ... Wollen Sie uns was vorspielen auf dem Spinett? Ich habe Sie so lange nicht gehört, Meister! Wann war's nur das letztemal ... Im verflossenen Winter. Am ersten Weihnachtsfeiertag. Ich weiß noch.

Eschenbacher: Und der Himmel straf mich, wenn ich seither eine Taste angerührt hab. Wo soll unsereins die Zeit dazu hernehmen? (Schlägt ein paar Tasten an.) Übrigens ist es auch ein wenig verstimmt. Hat wohl schon lange kein junger Prinz darauf gespielt.

Anna: Merkt man das gleich einem Instrument an?

Eschenbacher (mit einem Blick auf Agathe): Nicht eben dem ... (Er spielt.)

Frau Franziska Klähr tritt ein. (Frau von etwas über vierzig, noch ziemlich jugendlich aussehend, bestimmt, aber nicht ohne Weichheit, mit hellen Augen, gleich ihrem Bruder; kommt mit Päckchen, die sie beiseite legt.) Agathe. Anna. Eschenbacher.

Frau Klähr: Guten Abend, Bruder. Guten Abend, Annerl. So, da hätten wir alles. Hilf mir, Agathe.

Agathe: Soll das alles in den Tornister hinein?

Frau Klähr: Zum Teil in das kleine Kofferchen, das mit dem Transporte nachkommt.

Agathe: Hier sind auch die Taschentücher.

Frau Klähr: Nun, Bruder, warum hörst du zu spielen auf?

Eschenbacher: Es ist doch eine zu wehmütige Melodie.

Anna: Paßt eben recht für die Gelegenheit. Sonst hätten Sie sie wohl nicht gespielt.

Eschenbacher: Warum denn? Ich kann das eine so wehmütige Gelegenheit nicht finden, daß ein junger Held in den Krieg zieht. Meiner Seel, ich möcht ihn fast beneiden.

Frau Klähr: Du, Jakob?

Eschenbacher: Es ist doch zum mindesten eine Abwechslung.

Frau Klähr: Ja freilich. Du nimmst es so. Ich hätte mir's denken können.

Eschenbacher (sehr gutmütig): Bin dir wohl wieder nicht patriotisch genug, Schwester? Wenn ich dir nun sagte, daß mein militärisch Gewand frisch aufgebügelt ist und der Säbel blank geputzt . . .

Frau Klähr: Wär lieber dein Herz bei der Sache!

Eschenbacher (ernst): Es wär schon dabei, wenn die Menschen so wären, wie's die Sache verlangt . . .

Frau Klähr: Wie bist du doch ungerecht, Jakob! Hast du gehört, daß sich der Georg Käsmann erschossen hat? Der Schuster vom tiefen Graben. Weil ihn das Los traf, daß er hätt müssen daheim bleiben!

Eschenbacher: Ja, es gibt schon solche auch. Aber ob's eben die klarsten Köpfe sind . .? Und die besten Schuhmacher?

Frau Klähr: Wärst du doch eben mit mir gewesen! das Treiben in den Straßen, Bruder! und die Begeisterung überall!

Eschenbacher: Ja, ich kenn welche, die aus lauter Begeisterung ihre Arbeit stehn und liegen lassen und überhaupt nur mehr spazieren gehn.

Frau Klähr: Jetzt bin ich grad am Wirtshaus zur Tabakspfeife vorüber gekommen, da sitzen viele an den offenen Fenstern bei Bier und Wein . . .

Eschenbacher: Das glaub ich dir aufs Wort.

Frau Klähr: Hör mich doch weiter. Einer fing an ein Lied zu singen. Das schöne von Collin. Weißt du, das sie neulich im Nationaltheater gesungen haben. „Habsburgs Thron wird dauernd stehn."

Anna: „Östreich wird nicht untergehn."

Frau Klähr: Ja, das war es. Und da sind ein paar Leute draußen stehn geblieben, haben mitgesungen, dann immer mehr, am Ende waren's gewiß über hundert, die sangen alle mit . . . Man muß es ja durch die halbe Stadt gehört haben. Das war echt, Bruder. Und nicht mir allein sind die Tränen gekommen.

Eschenbacher: Glaub schon, daß es echt war. Ich hab' schon allerlei Echtes erlebt in Wien und von der verschiedensten Art. Erinnerst du dich noch vor vier Jahren, wie die Franzosen herangerückt sind und unser Kaiser Wien verlassen hat? Wie sie sich damals das Maul zerrissen haben, deine dynastisch fühlenden Wiener! Mancher sprach nicht viel besser als ein Hochverräter. Und dann, wie der Kaiser zurückkam nach geschlossenem Frieden, — der Jubel, die Illumination, das Glück. War alles echt. Das Geschimpf gradso wie die Lichter. Und gib nur acht. Kaum rücken die Franzosen nahe heran . . . stehen in St. Pölten oder Wiener Neustadt, so wird's genau so gehen, wie's damals gegangen ist. Bürgermeister und Fürst-Erzbischof werden ihnen demütigst entgegen spazieren und ihnen die Schlüssel der Stadt übergeben; — und wenn sie hereinmarschieren, wird's ein großes Geschau und Getu geben, gerade so wie damals, Jung und Alt — besonders die Jungen; Herren und Damen —, die Damen besonders — werden entzückt sein von den tapfern Fremdlingen; — und wenn wir uns

so brav aufführen wie damals, kann uns auch wieder die gleiche hohe Ehre werden, und wir empfangen ein höchst eigenhändiges Belobigungsschreiben des Kaisers Napoleon. Und die guten Leute werden mit offenen Mäulern an den Straßenecken stehn und es lesen und sich höchlichst geschmeichelt fühlen.

Frau Klähr: Wo steht's geschrieben, daß die Franzosen wiederkommen? Ich glaub' nicht dran. Hat sich viel geändert seit vier Jahren. Tirol hat sich frei gemacht. Und in Deutschland draußen soll sich's nun an manchen Orten regen — (Auf eine Bewegung Eschenbachers): Sie müssen doch endlich zur Besinnung kommen . . . unsere Brüder draußen! — die gehören doch am End zu uns und nicht zu den Franzosen. Und bei Ingolstadt haben unsre Truppen standgehalten.

Eschenbacher: Gestern hat's noch geheißen, es war ein Sieg. Standgehalten klingt schon beträchtlich bescheidener . . .

Agathe (die indes gepackt hat): Nun ist alles beisammen.

Eschenbacher: Fehlt nur der Medardus selber.

Frau Klähr: Er will sich wohl nicht viel Zeit lassen zum Abschied nehmen. Seit heut früh hab ich ihn nicht gesehn. Am letzten Tag! — Wir werden noch froh sein müssen, wenn er zur Nacht mit uns speist.

Anna: Jetzt wird Ihnen wohl auch schwer ums Herz, Frau Klähr.

Frau Klähr: Nicht eben leicht, aber schwer auch nicht. Denn diesmal glaub ich ist er auf dem rechten Weg. Nun kann er sein unbändig Wesen walten lassen, und es ist doch nicht ins Leere und Wüste. (Zu Anna.) (Indes steht Agathe bei Eschenbacher.) Und da wir eben von ihm reden, Annerl, ich an deiner Stelle schlüg mir eine gewisse Sache endgültig aus dem Kopf.

Anna: Welche denn?

Frau Klähr (sehr mild): Du weißt schon, Annerl. Medardus ist ja doch nicht der rechte Mann für dich, wenn er überhaupt für eine der rechte ist. Und nun da er fortgeht, solltest du dir gleich bewußt werden, in welcher Art du seiner zu denken hast. Sollst es spüren und wissen, daß du keinen — Bräutigam ziehn läßt, sondern einen lieben Spielkameraden aus der Kinderzeit.

Anna: Verzeihen Sie, Frau Klähr, aber das ist doch wohl meine Sache allein. Wenn ich mich sehne, wenn ich warte, spürt wohl kein andrer mein Leid als ich. Und noch eins will ich Ihnen sagen, weil ich doch schon so vorlaut bin. Grad für einen wie es der Medardus ist, trifft sich's gut, daß eine da ist wie ich, die sich geduldet und bereit ist, ihn aufzunehmen, wann er auch heimkehrt und woher immer.

Frau Klähr: Ach Kind, du redst, wie man in Büchern redt. Das habt ihr wohl noch von eurem Komödiespielen, wo du immer die edeln Fräuleins gemacht hast und Medardus die kühnen und gefährlichen Rittersleute. — Was ist's denn, was du da spielst, Bruder?

Eschenbacher (am Spinett): Kommt mir just so aus den Fingern. Weiß selber nicht recht, was es ist.

Frau Klähr: Die Melodie, Bruder, die fordert ein andres Instrument, da wünscht man sich Trommeln und Pfeifen dazu. Es möchte ja beinahe ein kriegerischer Marsch sein.

Eschenbacher: Möchte wohl und weiß es selber nicht.

Anna: Wahrhaftig, Meister Eschenbacher, wenn ich die Augen schließe, so seh' ich ein ganzes Regiment, strahlend in Waffen, der Erdboden zittert und dröhnt . . .

Eschenbacher (lachend): Und ein gar gewaltiger Krieger mit Namen Medardus Klähr schreitet voran.

Medardus (tritt ein in der Uniform eines Landwehrmannes, 21 Jahre, schön und frisch). Agathe. Anna. Eschenbacher. Frau Klähr.

Medardus: Guten Abend.

Frau Klähr: Nun, da ist er endlich. Wir haben schon gemeint, du seist ohne Abschied fort.

Medardus: Mach mich nicht schlimmer als ich bin, Mutter. (Er nimmt ihre Hand und küßt sie.) Grüß Gott, Oheim! Annerl, du auch? (Er streichelt ihre Wange.) Nun Agathe, wie geht's? (Nimmt sie beim Kopf und küßt sie auf die Stirn.) Doch nicht traurig am End? (Leise zu ihr.) Nicht um meinetwillen mein ich natürlich.

Frau Klähr: Schau nach dem Essen, Agathe.

Agathe (ab, kommt sehr bald wieder herein).

Eschenbacher: Du siehst nicht übel aus.

Medardus: Du siehst mich doch heute nicht zum erstenmal so, Oheim? Vier Wochen schon steck ich in dem Gewand.

Eschenbacher: Bist eben tüchtig hineingewachsen in der Zeit.

Medardus: Nun, was glaubt ihr, wer mich bis ans Haustor begleitet und mir in den Ohren lag, bis jetzt? . . Mein Freund Bernburg. Er bot mir weiß Gott was für Schätze, ich möchte nur tauschen mit ihm. Er wollt es schon durchsetzen beim Obersten Steigentesch. Er wollt mitmarschieren an meiner Statt und ich sollte daheimbleiben. Bei dem Depots. Ich daheim —! Weiß Gott, wären wir nicht so gute Freunde, ich hätt ihn . . .

Frau Klähr: Hast du dir's auch wohl überlegt, Medardus?

Medardus: Überlegt, Mutter?

Frau Klähr: Frag dich einmal noch aufs Gewissen, ob's dich ins Feld hinaustreibt mit aller Macht?

Eschenbacher: Es könnte wohl auch in der Stadt allerlei zu tun geben.

Medardus: Ich danke bestens, Oheim. Für die Bürgermiliz fühl ich mich noch zu jung.

Eschenbacher: Wir haben grad so junge, wie du einer bist. Von meinen Gesellen sind zwei bei den bürgerlichen Scharfschützen.

Medardus: Habt ihr gehört, daß sich der Schuster Käsmann erschossen hat, weil ihn das Los traf, dazubleiben?

Eschenbacher: Ja, die Kunde von der Heldentat hat uns deine Mutter nach Hause gebracht.

Medardus: Wenn's auch keine Heldentat war, aber zu verstehn vermag ich's wohl. Wer heute auf dem Glacis mit dabei war . . .

Anna: Bei der Parade, nicht wahr? Es muß erhaben gewesen sein. Der Vater hat davon erzählt. Auch bei Sankt Stephan war er, als man drin die Fahnen weihte. Aber in die Kirche kam er nicht hinein.

Eschenbacher: Und hat nicht getan wie der Käsmann? und sich umgebracht?

Medardus: Ich aber war in die Kirche hineinkommandiert. Ganz vorn bin ich gestanden. Und habe mit diesen meinen Augen gesehn, wie ihre Majestät Höchstselbst die Nägel einschlug in unsre Fahnen und wie der Fürsterzbischof den Segen sprach über sie. Wenn ich jemals etwas wie Andacht gefühlt, in dieser Stunde ist's gewesen, Oheim. Und wie wir dann zurück sind aufs Glacis unter kriegerischer Musik, und der Kaiser war dort und der ganze Hof und die Erzherzöge alle und wir geschworen haben zu unsern geweihten Fahnen, — da hab' ich noch einen besondern Schwur getan Mutter, tief in mir, einen ganz besondern — im Andenken an unsern Vater, den ich zu rächen habe.

Frau Klähr: Medardus!

Eschenbacher: Alles sehr gut und brav, aber es wird mancher unter euch gewesen sein, der zu solchem Extraschwur Anlaß hatte, und vielleicht bessern als du.

Frau Klähr: Einen bessern, Jakob?

Medardus: Warum einen bessern, Oheim? Weil mein Vater nicht vor dem Feind gefallen ist? Das macht die Sache nur schlimmer.

Frau Klähr: Medardus hat recht. Beim Himmel, ich hätt es eher verschmerzt, wenn meinem armen Thomas ein ehrlicher Soldatentod wär beschieden gewesen draußen im Feld. Aber aufs Glacis beordert werden, mit der ganzen Bürgergarde, — du warst ja dabei, Bruder, und hast dir's auch gefallen lassen — um den Kaiser Napoleon zu erwarten und vor ihm zu paradieren, — vergeblich warten, wie Lakaien, und dastehn im Schneesturm von sieben abends bis Mitternacht, dann nach Hause geschickt werden und sich hinlegen und an einem Fieber sterben nach drei Tagen, — das ist ein erbärmlicher und dummer Tod.

Eschenbacher: Nur die Frage, ob es irgendeinen klugen Tod gibt, solang man noch was Gescheites zu tun hätt' auf der Welt oder auch nur sich seines Lebens zu freuen.

(Das Dienstmädchen bringt das Essen.)

Agathe: So, das Essen wär' da.

Frau Klähr: Setz dich zu uns, Bruder, und mach kein Gesicht, als wolltest du unser spotten. Du verstehst es ja doch.

Medardus: Ist mein Tornister gepackt und der Koffer?

Agathe: Alles in Ordnung.

Frau Klähr: Du bist wohlversorgt, Medardus.

Medardus: Ich glaub's, Mutter. (Nimmt ihre Hand und küßt sie.)

(Sie sitzen alle um den Tisch.)

Eschenbacher: Ja, daß ich nicht vergesse. Auch ich habe mir erlaubt, dir für die Reise etwas mitzubringen. Hier ein Päckchen Tabak. Es ist eine gute Sorte. Du wirst in Paris keinen bessern zu rauchen kriegen.

Medardus: Ich dank dir, Oheim. Wo nur der Etzelt bleibt? Ich sprach mit ihm im Laden unten. Er wollte bald zusperren und heraufkommen.

Eschenbacher: Ihr müßtet wohl kaum aufschließen jeden Morgen. Ich denke, den Leuten steht jetzt nicht der Sinn darnach, Bücher zu kaufen.

Frau Klähr: Du irrst, Bruder. Französische Sprachlehren, Landkarten, Geschichtsbücher, darnach ist viel Nachfrage. Und der Etzelt führt das Geschäft so tüchtig und brav.

Eschenbacher: Ich denke mir manchmal, er sei etwas zu tiefsinnig und philosophisch angelegt für einen Handelsmann, und wär's auch für einen mit Büchern.

Medardus: Du solltest dich nicht lustig machen, Oheim. Ich kenne jemanden, der Riemen schneidet und Sattelzeug verfertigt und dabei Kriegsmärsche spielt auf dem Spinett. Und ich bin recht froh, daß der Karl hier bleibt bei euch, auf den könnt ihr euch verlassen in jedem Fall.

Eschenbacher: Und daß er in jemanden hier im Hause verschossen ist, mag auch so übel nicht sein. Es ist immer ganz gut, wenn die natürliche Verläßlichkeit eines Menschen durch besondere Umstände von Sympathie ihre Kräftigung findet.

Medardus: Es wird spät.

Eschenbacher: Marschiert denn euer Bataillon schon heute abend ab?

Medardus: Nein, aber es sind ein paar, die sich nicht wollen schlafen legen, da der Befehl lautet, morgen früh um drei an der Nußdorferbrücke anzutreten.

Eschenbacher: Klug scheint mir das eben nicht.

Medardus: Nun, morgen kommen wir wohl noch nicht vor den Feind.

Eschenbacher: Morgen nicht, aber früher als ihr denkt.

Medardus: Geb's Gott! Es läßt sich ja alles gut an. Das Treffen in Bayern ging glücklich aus, und die halbe französische Armee schlägt sich noch in Spanien herum, wo es ihr nicht zum besten gehn soll.

Eschenbacher: Wird nicht so schlimm sein, da Napoleon schon auf dem Wege nach Deutschland ist.

Medardus: Ist das wahr?

Eschenbacher: Wahrer jedenfalls als der Sieg von Ingolstadt, an dem einige Zweifel gestattet sein mögen.

Medardus: Nun, ich werde ja bald alles aus erster Quelle erfahren. Aber nun ist's wirklich an der Zeit. Ich will mir Etzelt im Vorbeigehn aus dem Laden holen und mitnehmen zu dem Abschiedsfest. (Zur Mutter.) Rabenau ist dabei und Leibolt. Und unser Leutnant Kribbling auch und noch manche andre. — Doch, Agathe, mit dir, die mir gar zu schweigsam ist, möcht ich gern noch ein brüderliches Wort reden.

Agathe: Medardus? (Mit ihm nach vorn.)

Medardus: Sieh, Agathe, du bist ja zu gut, dich zu grämen, um irgendeinen. So müßtest du denken: Bin ich ihnen zu gering, so sind sie meiner noch weniger wert. Und François selber auch nicht, da er doch zu ihnen gehört.

Agathe: Du darfst ihn schon Franz nennen, wie du's früher getan. Du weißt, wenn's nach seinem Willen ginge . . .

Medardus: Hätt' er einen und wär' zugleich ein ehrlicher Mann . . .

Agathe: Zweifelst du an ihm?

Medardus: Ich weiß nicht, Agathe. Er ist ein Franzos, und wenn er auch von Kind auf in deutschen Landen lebt. Und sein Blut ist adelig, wenn er sich auch von Rechts wegen nicht einen Prinzen heißen dürfte.

Agathe: Hat dich doch alles manche Zeitlang nicht gekümmert. Du hast ihn gern gehabt.

Medardus: Vielleicht ist's darum, daß ich solche Angst um dich hab, weil er einer ist, den man gern haben muß . . .

Agathe: Angst?

Medardus: Agathe, kannst du mir dein Wort geben —

Agathe: Was willst du wissen?

Medardus: Daß du ihn nicht wiedergesehen hast, seit ihm das Haus verboten ist?

Agathe (schweigt).

Medardus: Ich dachte es! Agathe, Agathe! — So schwör mir, daß du ihn nicht wiedersehen wirst!

Agathe: Auch wenn er als Werber käme?

Medardus: Es wird nie sein.

Agathe: Du kannst es nicht wissen.

Medardus: Wirf dich nicht weg, Agathe — wirf dich nicht weg!

Agathe: Hab' keine Angst, Medardus! Das kann ich dir schwören: Nie, nie bring ich Schande über euch — und mich.

Medardus: Beim Andenken unsres Vaters schwör mir das!

Agathe: Ich schwör es dir bei unsers Vaters Grab.

Berger und seine Frau kommen. (Er behend, heiter, oberflächlich, sie etwas

gedrückt im Wesen, manchmal bis zum weinerlichen.) Agathe. Anna. Eschenbacher. Frau Klähr. Medardus.

Berger: Guten Abend liebe Frau Klähr. Oh, der Meister Eschenbacher! Also wir wollten auch noch so frei sein, dem jungen Krieger Lebewohl zu sagen. Na, schon reisefertig und kampfbereit?

Medardus: So leidlich, Herr Berger.

Berger: Und außerdem haben wir uns noch erlaubt, für die Beschwerden des Marsches und die Strapazen des Felddienstes eine Kleinigkeit beizusteuern. Hier. Es ist ein vortrefflicher Kräuterschnaps. (Überreicht ihm die Flasche.) Und hier, Mutter gib her, eben frisch angekommen, die beste italienische Salami. Herr Wachshuber hat sie uns persönlich wärmstens anempfohlen. Hält sich wochenlang. Er läßt übrigens alles mögliche Gute wünschen, der Herr Wachshuber . . .

Eschenbacher: Der Wachshuber? Was, Medardus, bei so einer Gelegenheit bemerkt man erst, wo man überall Freunde hat.

Medardus: Danke, danke bestens. Wie ich das noch unterbringen soll, weiß ich wahrhaftig nicht.

Frau Berger: Wird schon gehen.

Frau Klähr: Vielleicht was gefällig? Ein Glas Wein, Herr Berger?

Berger: Da sag ich nicht nein.

Agathe (schenkt ihm und seiner Frau Wein ein).

Berger: Ein Gedräng' ist auf den Straßen. Mit Müh' und Not, daß wir uns durchgewunden haben. Was, Mutter? Vor einer Stund sind die Gottesheimdragoner eingeritten beim Neutor. Um neun geht's wieder heraus — durchs Kärntnertor. Die Offiziere machen Rast in der Stadt Frankfurt.

Eschenbacher: Darf man fragen, was sie dort zum Nachtmahl kriegen?

Berger (auf den Scherz eingehend): Ja, alles kann man nicht wissen, Meister Eschenbacher, haha . . . Na, es wird ja ernst. In ein paar Tagen ist überhaupt das ganze Militär aus der Stadt fort. Und die Bürgerschaft übernimmt die Wachposten.

Eschenbacher: Haben Sie sich vielleicht auch gemeldet auf den neuesten Aufruf?

Berger: Ich? Nein. Ich kann mein Geschäft nicht im Stich lassen. Zum Umeinandstehn und zur Soldatenspielerei bin ich nicht zu haben.

Frau Klähr: Es wird vielleicht keine Spielerei sein.

Berger: Dann wird das Vaterland auch auf mich zählen können. Wenn die Franzosen wirklich vor den Toren stehn, wird der Johann Nepomuk Berger wissen was er zu tun hat.

Medardus: Na, hoffentlich tritt diese äußerste Notwendigkeit nicht an Sie heran.

Berger: Möcht ich nicht so strikt behaupten, junger Held. Jedenfalls ist heute der Bürgermeister und einige Herren vom Magistrat zum Generalkommando beschieden, woselbst über die Verteidigungsanstalten beraten wird.

Eschenbacher: Woher wissen Sie denn das?

Berger: Diplomatische Beziehungen, Meister Eschenbacher, haha, ich weiß noch viel mehr. Morgen früh werden Sie schon lesen. Neuester Bericht von der Armee.

Frau Klähr: Was denn?

Eschenbacher: Ingolstadt war kein Sieg?

Berger: Sie wissen schon? Das heißt, das wissen schon recht viele. Aber auch bei Eckmühl war ein kleines Gefecht, das ist gleichfalls nicht glücklich ausgefallen, leider, leider. Ja, Medardus, wir werden viel gut zu machen haben.

Frau Klähr: Lustig ist das ja im Grunde nicht.

(Während dieser Szene sind Herr Berger, Frau Berger und Eschenbacher am Tisch gesessen. Agathe sah zuweilen zum Fenster hin und hat das Mitgebrachte von Berger in den Tornister gesteckt. Anna und Medardus standen links.)

François, Prinz von Valois tritt ein. (Zwanzig Jahre, sehr hübsch, elegant, Degen und Schnallenschuhe.) Agathe. Anna. Eschenbacher. Frau Klähr. Medardus. Herr Berger. Frau Berger.

François: Guten Abend. Guten Abend.

Berger (zu seiner Frau): Ah, der Prinz.

(Alle scheinen erstaunt.)

Agathe (regungslos, starrt ihm ins Auge).

Medardus (geht ihm zwei Schritte entgegen).

Frau Klähr: Sie?

Medardus: Wir sind erstaunt, Sie wiederzusehn!

Franz (sehr heiter, weiter ins Zimmer tretend): Und mich freut nichts mehr, Medardus, als daß ich eben noch zurecht komme, Ihnen die Hand zum Abschied zu drücken. Medardus, mein Bruder! (Er streckt ihm die Hand entgegen.)

Medardus (nimmt sie zögernd): Versteh' ich Sie recht?

Franz: Sollte es so schwer sein? Frau Klähr, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen, der Mutter meiner Agathe. (Er küßt ihre Hand. Dann zu Agathe, die noch immer starr dasteht.) Agathe, meine Agathe. (Er sieht ihr lang ins Auge, dann nimmt er ihre beiden Hände und küßt sie.)

(Die übrigen noch etwas betreten, befremdet und bedenklich. Eine Pause tritt ein.)

Franz: Nun, Meister Eschenbacher, werden Sie uns auf dem Spinett zum Tanz aufspielen bei der Hochzeit? Und darf ich Sie, Fräulein Anna, um einen

Walzer bitten? Wir warten gerne so lange, bis Medardus den verfluchten Napoleon aufs Haupt geschlagen hat und wieder bei uns weilt. Freilich darf es nicht zu lange dauern.

Medardus: Sie sind so lustig, Prinz.

Franz: François, wenn ich bitten darf, oder noch lieber: Franz. Ist das zuviel verlangt?

Frau Klähr: Sie kommen allein, — Franz?

Franz: Verzeihen Sie, Frau Klähr. Wie hätt' ich es bis morgen aufschieben können, Ihnen die glückselige Nachricht zu überbringen. Mein Vater und meine Mutter werden morgen zur Mittagszeit ihre Aufwartung machen. Sie wären schon heute mit mir gekommen, wenn nicht ein Vetter unsres Hauses zur großen Überraschung erschienen wäre, geradenwegs aus Rußland. Der Marquis — nein, er hätte ja so wenig das Recht, sich Marquis zu nennen, als ich Prinz — unser Vetter Bertrand von Valois. Und Nachrichten, die aus Paris und vom bayrischen Kriegsschauplatz eintrafen, bestimmten meinen Vater, eine Beratung abzuhalten mit unsern wenigen Freunden, die in dieser Stunde stattfindet. Er hält ja solche Beratungen für unerläßlich, mein armer, unglücklicher Vater.

Eschenbacher: Setzt er nicht große Hoffnungen auf Sie?

Franz: Ja, das tut er. Und es ist nicht meine Sache, ihn aus dem schönen Traum aufzustören, der in seine dunkeln Tage leuchtet.

Frau Klähr: Und Ihr Herr Vater hat eingewilligt, daß Sie die Bürgerstochter Agathe Klähr zum Weibe nehmen?

Franz: Er hat vielleicht eingesehn, daß es auch seine ungeheuersten Pläne besser fördert, einen Sohn zu haben, der ein Bürgermädchen freit — als keinen.

Medardus: Hier meine Hand, Franz! Wir wollen gute Freunde sein, wenn ich wiederkomme.

Karl Etzelt tritt auf (kleiner, blasser Mensch, die eine Schulter etwas höher, hinkend, mit großen blauen Augen, glatt gestrichenem Haar, hoher Stirn). Die Vorigen.

Medardus: Bist du endlich da?

Etzelt: Ich habe mich ein wenig verspätet. (Sieht mit einigem Erstaunen die Gruppierung der Gesellschaft.)

Medardus: Und jetzt kommst du eben zurecht — was denkst du, wozu?

Etzelt (beherrscht): Mir ist, als wär' es nicht schwer zu raten. Ich beglückwünsche Sie von Herzen, Fräulein Agathe.

Agathe: Ich nehm' es von wenigen lieber an, als von Ihnen. (Reicht ihm die Hand.)

Etzelt (reicht auch Frau Klähr und François die Hand, begrüßt die übrigen).

Medardus: Nun aber, Etzelt, mußt du dich entscheiden, ob du hier bleiben willst, oder mich wenigstens ein Stück Weges begleiten.

Eßelt: Gewiß begleit ich dich, wenn du nichts dagegen hast. Am liebsten, wenn es ginge, bis zu deiner ersten Heldentat.

Eschenbacher: Das ist einer, der an dich glaubt, Medardus.

Eßelt: Ja, Meister Eschenbacher, das tu ich. Der da ist nicht verdorben durch Zweifel und Zagen wie andre, die wir kennen.

Eschenbacher: Zweifel und Zagen, lieber Eßelt, sind der Klugheit ehrliche Kinder. Nur meist verleugnet, wenn vornehmer Besuch kommt . . .

Medardus: Lebt wohl, alle, lebt wohl. Euch alle, die ich lieb habe, trag ich in meinem letzten Blick davon. Und ihr mögt wissen, — wenn es anders kommen sollte, als wir wünschen, — Mutter, Agathe, Franz, euch alle, von denen ich nun Abschied nehme, in jenem Augenblick würd' ich euch wiedersehn. Lebt wohl, lebt wohl. Ich wende mich nicht mehr um. (Er geht, Eßelt folgt ihm.)

Anna: Bis zum Haustor will ich doch mit — (Ab.)

Berger: Komm, Mutter, wir wollen lieber mitgehn, sonst steigt das Annerl am Ende zu ihm in den Wagen und geht als Marketenderin mit in den Krieg. Adio, auf Wiedersehn. (Mit seiner Frau ab.)

Frau Klähr und Eschenbacher (zum Fenster hin, das Frau Klähr öffnet).

Agathe (fragend, flehend): Franz, Franz . . .

Franz: Einen Augenblick noch, daß sie nichts merken. (Zum Fenster hin.) Leben Sie wohl, Medardus.

Medardus (Stimme): Adio, adio.

Frau Klähr: Medardus! — Er sieht nicht mehr herauf.

Franz (wieder zurück).

Agathe (die ihn regungslos erwartet hat): Nun?

Franz: Es ist aus.

Agathe: So hab' ich deinen Blick recht verstanden?

Franz: Ohne Hoffnung aus. Von allem, was ich erzählt, ist nur das eine wahr, daß der Marquis gekommen ist, doch sind es schon drei Tage her. Und er kam um meiner Schwester willen. Auch mit der Beratung hat es seine Richtigkeit. Alles übrige hab' ich gelogen.

Agathe (die sich auf einen Stuhl am Tisch hat sinken lassen): Was ist geschehn?

Franz: Der Vater war unerbittlich, meine Mutter ist ohne jede Macht, meine Schwester hat nur Hohn für mich. Frage nicht weiter. Die Stunde, aus der ich eben komme, muß vergessen sein, für die, in die wir gehen. Bist du bereit, Agathe?

Agathe: Hier hab ich eben meinem Bruder geschworen, daß ich niemals Schande über unser Haus bringen werde. Und mir selber schwur ich es längst. Ich bin bereit, mein Geliebter!

Frau Kläbr (noch am Fenster, wirft einen Blick hin zu den beiden).

Eschenbacher (deutet durch eine Bewegung an, man solle sie nicht stören).

Agathe: Mach ein lustiges Gesicht, ein glückliches, küß mir die Hand. So ist's gut. – Und nun will ich dich noch eines fragen, mein Franz, mein Geliebter. Bedenk es wohl: möchtest du nicht doch lieber deinem Vater gehorsam sein?

Franz: Agathe!

Agathe: Bedenk' es, Franz! Frag dich noch einmal, ob es dir nicht doch gelingen könnte, das kindische Ding zu vergessen, das dein war mit Leib und Seele. Ich nähm' es dir nicht übel, Franz, mein Leben ist ja doch verwirkt, — aber warum deins?

(Sie sitzen ganz nahe, die Hände ineinander verschlungen.)

Franz: Das soll dir gleich vergolten werden, daß du so fragst; und besser, als du verdienst. Denn du hast Torheit geredet, Agathe; ich aber will klug sein und dir den sichern Ausweg zeigen aus aller Wirrnis.

Agathe: Ich seh' ihn, mein Geliebter.

Franz: Hör mich nur an, Agathe. Ich weiß einen, bei dem du Rettung fändest und Verstehn. Und vielleicht mehr als das! — Den braven Jungen mein' ich, der eben mit deinem Bruder wegging.

Agathe: Etzelt?

Franz: Ja, Etzelt. Sein Blick eben —! Der ist dir gut. Überleg' es, Agathe. Du dürftest leben . . . Du dürftest am Ende sogar glücklich sein . . . Er zöge, — ja er zöge dein, unser Kind auf — als wär' es sein eigenes.

Agathe: Franz, Franz . . ! Daß wir diese heilighohe Stunde mit so kläglichen Worten entweihn. Laß uns jetzt keiner andern Menschen mehr denken. Jetzt gibt es nur mehr zwei auf der Welt, dich und mich.

Franz: Agathe, nur mehr wir beide auf der Welt.

Agathe: Laß uns denken, Franz, wie glückselig wir waren.

Franz: Gewiß waren noch niemals Menschen so selig wie wir. Und wie selig sind wir, da uns auch der Tod nicht trennen wird, nur neu vereinigen . . .

(Sie schauen einander beseligt an.)

Franz: Erinnerst du dich noch, Liebste, der stillen Auen, nah am Fluß, wo wir zum erstenmal gewußt haben, daß wir füreinander geschaffen sind — daß keins leben kann ohne das andre?

Agathe: Ob ich mich erinnere —?

Franz: Dort wollen wir es auch zum letzten Male wissen. Und dann . . . Agathe, — dann . . . uns tragen lassen und uns sinken lassen — tief, tief.

Agathe (schauert): Weit, weit . . .

Franz: Es wird ein wunderschöner Spaziergang sein. Denke doch, die dunkeln Straßen zuerst, dann die lange stille Allee, wo wir keiner Menschenseele begegnen werden und dann die geheimnisvolle Au . . .

Frau Klähr: Was reitet dort für ein Regiment übers Glacis?

Eschenbacher: Das sind wohl die Gottesheimer, die in der Stadt Frankfurt zur Nacht gegessen haben.

(Man hört Trommeln und Pfeifen.)

Frau Klähr: Weiß Gott, wie es kommt. Alles wird mir zur guten Vorbedeutung. Der schöne Frühlingsabend, der Klang der Trommeln und Pfeifen — Ich bin guten Muts für Medardus und für Agathe . . . und für unser Land. Ja, mir ist wahrlich, als wären die Tage der Vergeltung nahe. Ach, daß du so starr bleibst, wenn ich davon rede, Bruder.

Eschenbacher: Das Große zu hassen ist mir nun einmal nicht gegeben, auch wenn ich verspüre, daß es mich vernichten kann. Und die Kleinen zu lieben, will mir nicht gelingen, auch wenn mein Geschick mit dem ihren verbunden ist.

Franz: Es ist Zeit.

Agathe (schauert, dann erhebt sie sich plötzlich. Laut): So mild ist die Luft. Gern möcht ich noch ein Weilchen ins Freie. Wie denkst du, Mutter, — oben auf der Bastei noch ein Stündchen spazieren gehn?

Franz: Wie das schön wäre!

Frau Klähr: Ich bin müde. Und beinah möcht ich vermuten, daß euch an meiner Begleitung nicht sonderlich viel dürfte gelegen sein.

Agathe (als machte sie einen Scherz): Aber allein dürfen wir doch wohl nicht . . .

Frau Klähr: Nun, geht nur, geht. Aber nicht länger als ein halbes Stündchen.

Agathe: Ja, wir wollen drüben auf und ab spazieren, auf der Bastei. Einen Augenblick, Franz, ich will nur mein Tüchel holen. (Ab links.)

Franz: Ach Mutter, wie soll ich Ihnen danken für das Engelskind!

Agathe (mit Umhängtuch aus ihrem Zimmer, bleibt an der Türe stehen).

Franz: Ah, da ist sie schon. (Rasch zu ihr hin.) Gib acht, daß sie ja nichts merken.

Agathe (leise): Sei ganz ruhig. Ah, Mutter, verzeih, — aber ich kann nicht anders. (Fällt ihr um den Hals und küßt sie.)

Frau Klähr: Kind . . .

Franz: Auf Wiedersehen, Mutter. Auf Wiedersehen, Meister Eschenbacher. In einem Stündchen allerspätestens sind wir wieder da.

(Franz und Agathe ab.)

(Drüben wieder Trommeln und Pfeifen.)

Eschenbacher: Mir ist wahrhaftig, als wär es hohe Zeit, daß die beiden in Ehren sich verbinden!

Frau Klähr: Glaubst du dran, daß morgen seine Eltern kommen werden?

Eschenbacher: Wie ein Lügner sieht er eben nicht aus . . . Doch ich an deiner Stelle würde auf der Bedingung nicht bestehen . . . Am Ende könnte man auch ohne ihre Zustimmung — ja gegen sie —

Frau Klähr: Du bleibst doch immer der Alte . . .

Eschenbacher: Da treten sie aus dem Tor. Wahrlich, wie Kinder sehn sie aus.

Frau Klähr: So jung, so jung! Zu jung.

Eschenbacher: Wie schön ist das. So schweben nur Zwanzigjährige dahin.

Frau Klähr: Wie das duftet von drüben.

Eschenbacher: Ja, und dabei ist's kaum noch grün. Die Säfte quellen. Was für eine wunderbare Zeit könnt es werden.

Frau Klähr: Wird . . . Bruder, wird!

Eschenbacher: Hoffen wir.

Frau Klähr: Da spazieren sie über die Stufen zur Bastei hinauf. (Sie winkt hinab.)

Eschenbacher: Wie zu einem Fest.

Frau Klähr: So jung, so jung.

Zweite Szene

Kleines Wirtshaus in den Donauauen. Im Hintergrund eine Türe, rechts und links von der Türe je ein Fenster. — Rechte Wand eine zweite Türe. Ein längerer Tisch in der Mitte, kleinere Tische verteilt. — Hängende Lampen. — Draußen Wiesen, weiterhin Weiden. Nacht. An den Tischen Kribbling (Leutnant), Winter, Leibolt, Schellbacher, Rabenau, Plank, Baumann und etwa sechs andere Landwehrleute. Elisabeth bei Winter — Marie bei Baumann — Roserl bei Leibolt. Der Wirt geht hin und her. — Erhöhte Stimmung.

Plank (stößt mit verschiedenen an): Dein Wohl, Rabenau, deins Kribbling. Ihr sollt leben. Ihr sollt alle leben. An dem Tisch da sitzen wir doch nie wieder alle beisammen. Ihr sollt leben — so lang als möglich. Und sterben, so vergnügt als möglich!

Leibolt (sehr frisch und lustig): Haha, habt ihr schon die Neuigkeit gehört . . . (Ein Zeitungsblatt in der Hand, das ihm eben ein anderer gegeben.) Der österreichische Adel hat seine alten Kanonen von den Schlössern kommen lassen und sie unserem Kaiser geschenkt . . . (das Blatt sinken lassend), damit unsre Artillerie um Gotteswillen nicht genötigt wäre . . . mit Klistierspritzen ins Feld zu ziehen . . .

(Gelächter.)

Leibolt: Und auf dem Glacis heuer im Winter haben uns die Wölfe aufgefressen.

(Gelächter.)

Baumann: Ein Glück, daß sie uns wieder ausgespien haben, sonst säßen wir nicht da.

Rabenau: Saublatt. (Will es Leibolt entreißen.)

Leibolt: Laß doch, es ist ja eine Wiener Zeitung. Sie berichtet nur, was in den Pariser Journalen zu lesen steht. — Oder meinst du etwa, ich versteh französisch?

Baumann: Die Schwindler! Die Schwadroneure!

Rabenau: Die Hunde.

Kribbling: Schweigt. So durftet ihr früher reden, und es war dumm genug! Nun aber ist der Krieg erklärt und begonnen, das ist just ebenso, wie wenn zwei auf der Mensur sich gegenüberstehn, da wird nicht mehr geschimpft, da wird gefochten. Und den ehrlichen Feind bringt man in aller Höflichkeit um.

Rabenau: Napoleon ein ehrlicher Feind! ... Die Franzosen ehrliche Feinde! ...

Leibolt: Ehrlich oder nicht ... soll doch ganz nette Kerle unter ihnen geben — nicht Roserl? Wie war's vor vier Jahren? Bei euch im Haus war ja einer einquartiert.

Roserl: Was weiß ich? Damals war ich sechzehn und hab ihn, weiß Gott, nicht einmal angesehn.

Rabenau: Donnerwetter, so weiß sie gar nicht, ob der Vater ihres Kindes einen Schnurrbart gehabt hat oder nicht.

(Gelächter.)

Roserl: Glaubt ihm nicht ...

Schellbacher (sehr feiner, etwas süßlicher junger Mensch): Wir wollen was singen, meine Herren. Ein schönes Lied, wie es sich schickt zum Abschied von unsern Damen. Ich habe hier ein wunderliebliches Poem mitgebracht, das keinen Geringern zum Verfasser hat, als unsern edeln vaterländischen Dichter, den Herrn von Collin — und das ich so frei war, in Musik zu setzen.

Einige: Hoch Collin!

Andre: Hoch Schellbacher!

Schellbacher: Ich werde intonieren, und ihr, meine teuren Kameraden, stimmt im gegebenen Momente ein.

Einige: Bravo, Schellbacher, laß hören.

Schellbacher (beginnt): Jetzt ist es Zeit ... (Er unterbricht sich.) Es ist betitelt „Der Bräutigam". (Er singt)*

Jetzt ist es Zeit, die Trommel ruft,
Lieb Mädel, laß mich ziehn.

---

* Aus den Wehrmannsliedern von Heinrich v. Collin; auch die nächstfolgenden Gesänge.

Die Fahne flattert in der Luft,
Muß zu den Männern hin.

(Die andern wiederholen die zwei letzten Zeilen.)

Schellbacher: Muß fort als Wehrmann in das Feld,
Es ist beschworne Pflicht,
Und wer nun Wort und Schwur nicht hält,
Der bleibt ein feiger Wicht.

(Die andern wiederholen die letzten zwei Zeilen.)

Schellbacher: Was weinst du dir die Augen aus,
Machst mir das Herz so schwer,
Bald dränge dir der Feind ins Haus,
Eilt ich nun nicht zur Wehr.

(Die andern wie oben.)

Schellbacher: So laß mich ziehn, am Siegesmahl
Soll unsre Hochzeit sein,

(Gelächter von einigen.)

Bei Pauken und Trompetenschall
Will ich dich, Liebe, frein.

(Die andern wie oben.)

Schellbacher: Dann rühmt dich jeder ins Gesicht,
Weil dich ein Held erlas,
Der über seiner Liebe nicht
Des Vaterlands vergaß.

(Die andern wie oben. — Gelächter, Anstoßen, Bewegung.)

Elisabeth (blaß, sehr hübsch, mit einer Lustigkeit, die ihr nicht ganz von Herzen kommt, zu Winter): Und was für Brautgeschenk bringst du mir denn heim, Ferdinand?

Leibolt: Wirst du nicht froh sein, wenn er sich selbst heil und gesund nach Haus bringt?

Elisabeth: Das wär nicht eben viel.

Marie: Ist auch schon was wert. Schau dir die Karolin an, vor vier Jahren ist ihr Liebster ausgezogen, und mit graden Gliedern, — jetzt hat sie einen Gatten mit einem hölzernen Bein.

Roserl: Hätt sie ihn nicht genommen. Dergleichen Unfälle lösen jedes Band.

Leibolt: Brav gesprochen. Nur ist es ein ungleicher Vertrag, denn die Unfälle, die euch, ihr guten Kinder, indes hier zustoßen mögen, lassen sich besser geheim halten.

Baumann: Nicht immer, Freund, nicht immer, — wissen manche was davon zu erzählen.

Winter (düster): Einen Totenschädel will ich dir mitbringen, Elisabeth, einen

selbstverfertigten französischen Totenschädel, aus dem wollen wir dann zur Willkommenfeier trinken, wie weiland die Königin Rosamunde.

Baumann: Ich will splendider sein ... Ich bringe dir mindestens einen goldenen Pokal mit, Marie! ...

Rabenau: Und ich einer, deren Namen ich vor euch verschweige, Armbänder, Uhren, seidene Tücher und Edelsteine. Wir kriegen alles billig — wenn wir über die Grenze sind.

Kribbling: Schämt ihr euch nicht! Gestern noch wart ihr ehrsame Bürgerssöhne, der Wissenschaft beflissen und der schönen Künste, wie man wohl sagt, und nun redet ihr daher wie Räuber, Plünderer und Wegelagerer. Ihr wollt Akademiker sein. Schämt euch! sag ich.

Leibolt: Aber Kribbling, es sind ja nur Späße.

Kribbling: Üble Späße, sag ich euch. Dumme Jungen seid ihr, die eben nur nicht wissen, was Krieg ist.

Plank: Hoho.

Kribbling: Außer dir natürlich ... Mein alter Kamerad, wir standen vor Austerlitz zusammen ...

Rabenau: Ihr seid älter als wir ... Das habt Ihr nun einmal vor!

Kribbling: Aber ich will schon acht haben auf euch, ich bin euer Leutnant, ich will gute Zucht halten unter euch!

Bernburg (kommt).

Leibolt: Bernburg, willkommen. (Er wird auch von den andern begrüßt.)

Rabenau: Bist du von den unsern?

Baumann: Hast du am Ende doch noch einen gefunden, der für dich bei den Depots bleibt?

Bernburg: Bisher noch nicht. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf.

Winter: Das ist einer, der in der Stadt bleibt, Elisabeth, der mag dich heute nach Hause geleiten — soweit es dir beliebt ... So weiß ich wenigstens wen ich umzubringen habe, wenn ich wiederkomme!

Plank: He, Bernburg, du hast so besondere Lust in den Krieg zu ziehen? He? Du hast Lust, dir ein Bein wegschießen zu lassen? Oder einen Arm? Oder eine Kugel mitten durch die Stirn? Du hast Lust, dazuliegen mit blutenden Wunden —, schäumende Pferde über dich sprengen und dir mit den Hufen in die Gedärme treten zu lassen? Hast Lust zu stöhnen, zu dürsten, zu verzweifeln —, zu warten auf dem nächtlichen Leichenfeld, bis einer heranschleicht, dir die Taschen umdreht und aus Gnade die Gurgel abschneidet? Oder juckt's dich gar, verwundet und lebendigen Leibes mit den Toten in eine Grube geschmissen zu werden und in ihren Verwesungsdüften zu krepieren?

Rabenau: Was spricht der alte Soldat?

Plank: Ja, ein alter Soldat, das bin ich, wenn auch erst sechsundzwanzig.

Und weiß mehr als ihr. Und wißt ihr, was euer Geschrei und eure Lustigkeit und eure Begeisterung im Grunde bedeutet? Verschlagene Angst, nichts weiter, Höllenangst!

(Unruhe.)

Baumann: Ist er toll?

Plank: Glaubt ihr, ich hab keine? Was wäre denn die ganze Courage wert, wenn man nicht Angst hätte. (Gelächter.) Mir schlottern die Gebeine, kalter Schweiß tritt mir auf Stirn und Haar, in einen Keller möcht' ich mich verkriechen, in ein Mauseloch . . . wenn ich dran denke, was mir bevorsteht . . . (Er starrt vor sich hin.)

Baumann, Rabenau, Bernburg: Ist er verrückt?

Kribbling: Laßt ihn, er will euch gruseln machen . . . merkt ihr denn nicht? . . . (Zu ihm.) — Plank! . . .

Bernburg: Plank, ich will dir was sagen — bleibe du daheim für mich, ich will dein Ersatzmann sein. (Leise.) Und es gäbe nebstbei ein paar gute Dukaten . . .

Plank: He?! Was meint er? Schafft mir den Schuft vom Leibe! Wer von euch hat es gewagt, meine Worte für ernst zu nehmen? Er soll mir vor die Klinge . . . Einer nach dem andern. Oder sind Pistolen gefällig? . . .

Bernburg: Wie's beliebt, alter Soldat!

Kribbling: Derlei wird nach dem Krieg ausgetragen, Plank.

Plank (zu Bernburg): Junger Herr, vor vier Jahren war ich Student, wie Sie . . . Und ich bin vor Ulm gestanden und vor Austerlitz, die Kugeln haben gepfiffen rund um mich. Einen französischen Obristleutnant hab ich vom Pferd heruntergehaun und weiß nicht wie vielen sonst den Garaus gemacht. Und hier die Narbe — und hier eine, und hier — einer stand ich gegen ein halb Dutzend, und im Wundfieber träumt ich von neuen Schlachten, und so ein junger Hund wagt zu glauben, ich hätte Angst?! — Wartet einmal! Ich will euch ein Lied singen, kein süßes, wie Schellbacher . . . nichts von Bräutigam und Braut . . . ein gutes . . . kräftiges . . . wie sich's für uns gehört . . . (Er beginnt mit dröhnender Stimme.)

Wir stehn vor Gott,
In der Schlacht, in Not und Tod
Stehn wir vor Gott.
O hör uns, Gott,
Wir schwören:

Einige: „Wir schwören".

Plank:
Wir halten zur Fahn in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht,
Wir schwören.

Die Andern: Wir halten zur Fahn in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht,
Wir schwören.

(Während der letzten Zeilen sind Medardus und Etzelt hereingetreten. Medardus wird von den meisten Anwesenden herzlich begrüßt.)

Medardus (auf Etzelt weisend zu Kribbling, Rabenau und andern): Das ist mein Freund Karl Etzelt. Ihr habt wohl nichts dagegen, daß ich ihn mitgebracht habe. — Du kennst ihn ja, Bernburg?

Rabenau (gutmütig zu Etzelt): Sie marschieren aber nicht mit uns?

Etzelt: Leider. Sie sehen wohl, Herr, daß ich nicht eben aus — Bequemlichkeit daheim bleibe.

Rabenau: Nichts für ungut. Jeder dient dem Vaterland auf seine Weise.

Leibolt: Warum kommst du so unbeweibt, Medardus?

Medardus: Ich hab alles gern für mich allein. Ich schenke her, wenn's mir beliebt, aber ich teile nicht. Und hier scheint mir der Ort nicht, wo man seines Besitzes sich ungestört freuen könnte.

Elisabeth: Guten Abend, Medardus.

Medardus: Guten Abend, Elisabeth.

Elisabeth: Wie geht's, Medardus?

Medardus: Danke.

Elisabeth: Was tust du so fremd mit mir? Es ist nicht so lange her, Medardus, daß wir gute Freunde waren.

Medardus: Nicht lange . . . Du hast es ziemlich weit gebracht seitdem . . .

Elisabeth: Will es noch weiter bringen. Das Leben ist so lustig. Ich bin dir dankbar, Medardus. Ohne dich wär ich wohl noch daheim bei Vater und Mutter und langweilte mich zu Tod.

Medardus: Wenn kein andrer gekommen wär.

Elisabeth: Glaubst du?

Medardus: Setz dich doch wieder an deines Liebsten Seite . . . Er macht gar böse Augen . . . (Zu Winter, den er noch nicht begrüßt hat.) Grüß Gott, Ferdinand!

Winter (verdrossen): Guten Abend!

Marie: Guten Abend, Medardus.

Medardus: O, auch das Fräulein Marie?

Marie: Man muß wohl nicht fragen, wie es Ihnen geht. Es heißt ja, daß Sie verlobt sind?

Medardus: Mir ist nichts davon bekannt.

Schellbacher: Wie geht's daheim, Medardus? Was macht die wunderschöne Schwester, das Fräulein Agathe?

Medardus: Danke, sie ist wohl.

Marie: Ich sah sie neulich. Sie kennt mich wohl nicht mehr. Oder will mich nicht kennen. Mag auch sein, weil sie eben in sehr feiner Begleitung war. Ein bildschöner junger Herr, wahrhaftig. Oder vielleicht sah sie mich gar nicht, weil es schon dunkel war.

Medardus (sieht sie scharf an, dann absichtlich laut): Ich habe mich so verspätet, Freunde ... verzeiht mir, weil eben Verlobung bei uns zu Hause gefeiert wurde.

Bernburg: Wie?

Medardus: Meine Schwester hat sich verlobt. Und darum hab ich mich verspätet.

Leibolt: Mit wem denn? Wenn's erlaubt ist zu fragen?

Medardus: Mit einem Herrn von Valois.

Rabenau: Herr von Valois? ein Franzos'?

Bernburg: Herr von Valois? Der Prinz von Valois!

Medardus: Es ist kein Prinz. Herr von Valois.

Bernburg: Doch der Sohn des alten, blinden Herzogs, der verbannt ist und hier so eine Art Hof hält, wie man erzählt? Es kann doch wohl nur der sein.

Medardus: Ja, sein Vater ist blind und alt und hat auch irgend einmal den Adelstitel besessen, wie ein paar hunderttausend Leute in Frankreich.

Bernburg: Was wehrst du dich so? Die Valois sind königlichen Bluts — das ist kein Zweifel, und Napoleons Feinde — wie wir!

Marie (zu Elisabeth): Ich hab's ja gewußt ...

(Flüstern zwischen den Mädchen, Rabenau und Baumann.)

Bernburg: Wir wollen trinken auf das Wohl von Medardus' schöner Schwester, der Braut des Prinzen von Valois.

Medardus (zögert).

Winter (hat sich erhoben und steht mit dem Glas da): Was ist dir zu schlecht, der Wein oder die Gesellschaft?

Medardus (sich ermannend): Ich war nicht gefaßt, hier soviel Anteil zu finden. Verzeihung nochmals, ich danke herzlich.

Elisabeth: Auf Agathens Wohl. (Leise zu Medardus.) Nicht jeder geht's so gut aus. (Sie will mit ihm anstoßen.)

Medardus (läßt das Glas fallen): Ein andres Glas, Herr Wirt ... das da hatte einen Sprung.

Rabenau: Die Fenster auf! man erstickt ja schier in dem Raum.

(Die Fenster werden aufgemacht.)

Schellbacher: Es ist eine rechte Frühlingsnacht.

Baumann: Hast du nicht ein Frühlingslied vorrätig, Schellbacher? (Er singt absichtlich falsch, vom Lachen der andern unterbrochen): O Lenzeshauch, o Rosenstrauch, o Liebesweh, ade, ade.

(Gelächter, Anstoßen, erhöhte Stimmung.)

Leibolt: Mitternacht ist nah, Freunde, in drei Stunden geht es auf die Reise.

Bernburg: Ihr Glücklichen.

Kribbling: Hast du dich noch nicht dreingefunden, Bernburg?

Bernburg: Eine Hoffnung bleibt mir, daß ich doch bald dran muß — so oder so . . . Es ist übel gegangen vor Ingolstadt — ist euch das bekannt?

Rabenau: Und sein Auge leuchtet, als wär's eine Freudenbotschaft!

Baumann: Nimm dich in acht!

Bernburg: Ich wollt, meiner Seel, die Franzosen jagten euch zurück bis vor die Basteien. Oder ihr alle würdet hin und wir andern müßten die Lücke füllen.

Kribbling: Bedenk was du sprichst, Bernburg.

Baumann: Nimm dich in acht, Bernburg, aus lauter Tatendrang deinem Vaterland Böses zu wünschen!

Bernburg: Ich scher mich den Teufel ums Vaterland.

Rabenau, Baumann und andere: Ha? was sagt er?

Bernburg: Wenn sie heute um mich schickten, die Franzosen, und böten mir eine Leutnantsstelle an, da nimm, und drauf und dran . . . holla, sie hätten mich mit Haut und Haar.

Baumann, Rabenau: Hoho! nimm dich in acht! —

Bernburg: Wo ist mein Vaterland? Dort, wo sie meine Gaben und meine Kraft nützen können! Nicht wo ich zufällig geboren bin.

Rabenau: Hochverrat sag ich.

Einige (um Bernburg nehmen eine drohende Haltung ein).

Etzelt: Lassen Sie ihn doch, meine Herren. Er meint es so übel nicht.

Baumann: Was will der Kleine?

Etzelt: Es muß nur recht verstanden sein. Bedenken Sie doch, meine Herren . . . es gab eine Zeit, wo jeder, der Lust zum Soldatenhandwerk in sich verspürte, sich werben ließ und unter jedem beliebigen Herrn focht — gegen Bezahlung, bald da, bald dort. Und es gibt Geschichten von tapfern Söldnerführern, die heut gegen denselben Staat mit der größten Hingebung kämpften — in dessen Dienst sie vielleicht gestern Lohn oder Wunden davongetragen.

Leibolt: Damals war der Kampf eine Art Tournier . . . oder eine Privatsache zwischen zwei großen Herren. Diesmal heißt's Nation gegen Nation. Die Deutschen gegen die Franzosen.

Etzelt: Das hat keineswegs seine Richtigkeit. Es ist noch kein halbes Jahr her, erinnern Sie sich, meine Herren, da haben vier deutsche Könige und dreißig deutsche Fürsten Napoleon in Erfurt gehuldigt. Und auf des Erzherzogs Karl flammenden Ruf hat sich rings in Deutschland von allen deutschen Völkern kaum eines erhoben.

Kribbling: Tirol!

Einige: Tirol!

Etzelt: Ja, das eine, Tirol ... Wo blieben die andern, wo bleiben sie heute noch?

Baumann: O Schmach, Schmach über Deutschland.

Kribbling: Es wird sich ändern, Freunde, und wir werden das unsre dazu getan haben. An Österreichs heiligem Willen wird sich mancher andere entzünden. Denkt an des Erzherzogs Karl Wort: Unsre Sache ist Deutschlands Sache.

Baumann: Bravo, Kribbling.

Leibolt: Es lebe Erzherzog Karl!

Viele: Es lebe Erzherzog Karl! Unser Generalissimus lebe hoch!

Schellbacher (beginnt zu singen; die andern stimmen allmählich ein):

Habsburgs Thron soll dauernd stehn,
Österreich soll nicht untergehn.
Auf, ihr Völker, bildet Heere,
An die Grenze, fort zur Wehre,
Daß dem Kaiser in den Hallen,
Siegesjubel einst erschallen.

(Große Begeisterung.)

Alle: Es lebe unser Kaiser!

Medardus: Und Tod dem, der schlimmeres ist als Deutschlands Feind — Tod dem Erniederer und Verächter der Menschheit, Tod und Vernichtung dem Bonaparte! ...

Viele: Tod dem Bonaparte! (Sie stoßen an und zerbrechen ihre Gläser.) (Bewegung, Zurufe, hin und her.)

Leibolt: Ein Vorschlag, Freunde. Nach Haus geht wohl keiner mehr von uns. Und wir müssen uns beizeiten gewöhnen, im Freien zu biwakieren. Ich lege mich in die Au unter den Sternenhimmel und will dort meinen letzten, meinen vorläufig letzten Heimatsschlummer tun ... Wer vernünftig ist, tue das gleiche ...

Kribbling: Kein übler Einfall, Freunde. Es ist eine wundervolle warme Nacht, wir werden nicht immer so gute haben.

Baumann: O Lenzeshauch, o Rosenstrauch ...

Plank (brüllt ihn nieder):

Wir halten zur Fahn in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht,
Wir schwören.

(Einige singen mit, Bewegung, Beginn des Aufbruchs. — Der Wirt ist gekommen, einige zahlen.)

Winter (zu Elisabeth mit einem plötzlichen Entschluß): Komm mit mir, Elisabeth.

Elisabeth: In die Auen? Das würde sich kaum schicken.

Winter: Weiter, Elisabeth. Es wäre nicht das erstemal, daß ein Mädchen ihren Geliebten ins Feld folgt.

Elisabeth: Ins Feld?

Marie: Was will er von dir, daß du so erschrickst?

Elisabeth: Er ist toll geworden. Ich soll mit ihm in den Krieg.

Winter: Wenn es der Medardus wär, der dergleichen von dir verlangte, nimmer fiel's dir ein, es Tollheit zu nennen. Doch es ist genug. Leb wohl, oder leb übel — wie du willst. Es ist aus. (Er geht.)

Einige andere (folgen ihm allmählich.)

Medardus (zu Etzel): Etzelt, leb wohl. Ich dank dir für deine Treu und deine Freundschaft. Wie immer es kommen mag, ich weiß, du wirst meiner nicht vergessen.

Etzelt (lächelnd): Nein, Medardus, das werd ich nicht . . .

Medardus: Und nun hab ich noch eine Bitte an dich, wirst du sie mir erfüllen?

Etzelt: Laß hören.

Medardus: Wach über meine Schwester.

Etzelt: Du gibst mir einen sonderbaren Auftrag. Sollte dir plötzlich entfallen sein, daß sie verlobt ist?

Medardus: Mir ist bange, Etzelt. So voll Vertrauen bin ich von Hause fort — und nun, ich kann mir nicht helfen, klingen mir Franzens Worte, ja seine Stimme selbst klingt mir seltsam nach, wie gebrochen. Wenn er gelogen hätte, Etzelt . . .

Etzelt: Warum willst du das vermuten?

Medardus: Sie haben einander wiedergesehen, auch da es ihnen verboten war. Lüge ist ihm also nicht fremd, so wenig wie ihr. Wenn er sich die Gelegenheit zunutze machen wollte, Etzelt, jetzt — da der Bruder fort ist . . . Ich will's nicht zu Ende denken. Schwör mir, Etzelt, schwör mir, daß du deine Augen offen hältst. Ich weiß, du hast sie lieb, Etzelt, schwör mir, daß du geradeso als wärst du ihr Bruder . . .

Etzelt: Schweig, Medardus. Deinen Wunsch — ich kann ihn dir nicht erfüllen. Ich habe kein Recht dazu.

Medardus: Da ich's dir doch übertrage . . .?

Etzelt: Wer gab es dir?

Medardus: Etzelt . . .

Etzelt: Ich denke, über die eigene Seele und den eigenen Leib mag jedes Menschenkind nach Belieben verfügen. Auch ohne eines Bruders oder eines Pfarrers Segen.

Medardus: Etzelt, du sprichst von meiner Schwester. Laß dich von deiner verdammten Philosophie nicht zu weit locken.

Etzelt: Besser zu weit, als auf einen krummen Weg. Daß heute noch so törichte Sorgen in dir wühlen, ich hätt' es nicht erwartet. Tu sie ab von dir, Medardus. Mir ist, als müßte einem, der eben auszieht, das Vaterland zu retten, Größeres am Herzen liegen.

Medardus: Wohin entschlüpfst du mir? Willst du mir sagen, du Zweifler und Philosoph, daß dir eben das als etwas Großes erschiene? Ich glaub' es dir nicht. Ich glaube, im tiefsten deiner Seele lachst du über mich und uns alle.

Etzelt: Du irrst. Ich bewundere euch. Nicht die bewundere ich, Medardus, die vorangehn, von leuchtenden Blicken gefolgt, und von der winkenden Unsterblichkeit gerufen, — vor jenen andern neig ich mein Haupt, Medardus, den Hunderttausenden, von denen auch du einer bist und von denen jeder bereit ist, namenlos mit tausend andern Namenlosen, in ein frühes Grab zu sinken, — oder aus Müh', Gefahr und Pein, schlecht belohnt, in die ruhmlose Dämmerung des Alltags heimzuschleichen. Einen Frühling säen, von dem keine Blüten euch zieren und dessen Duft vielleicht nur über eure Gräber streichen wird, das scheint mir groß.

(Vor den Fenstern draußen beginnende Unruhe, Fackellicht fällt in den Hintergrund.)

Medardus: So nimm deine Bewunderung zurück, Etzelt. Die Größe, die du meinst, mir ist sie nicht eigen. Wer sagte dir, daß ich namenlos untergehn will mit den andern? Deine Worte leuchten mir grell in einen Winkel meiner Seele, aus dem ich's bis zu diesem Augenblick selbst nur zagend flimmern sah. Ob ich den Frühling schauen werde, den du meinst, das weiß ich nicht. Doch wenn er mir erscheint, so will ich mir seinen rötesten Blütenkranz auf die Stirn drücken.

(Winter, Schellbacher, Leibolt und andere sind fortgegangen.)

Rabenau: He, Wirt, wir haben noch unsre Zeche zu zahlen, wo sind Sie denn schon wieder?

Baumann: Was gibt's denn da draußen?

(Draußen sieht man im flackernden Licht der Fackeln zwei Männer, die irgend etwas trugen und es nun niedersetzten.)

Wirt (draußen): Ich komme schon.

Rabenau: Was gibt's denn? Was ist das für eine gewaltige Beleuchtung? (Am rechten Fenster.)

Wirt (draußen): Verzeihung, es gibt, was es, Gott sei's geklagt, hier nicht eben selten gibt.

Baumann, Rabenau (am Fenster.)

(Die andern im Lauf der nächsten Worte auch hin. Etzelt und Medardus stehn

vorn, werden beide aufmerksam, scheinen aber beide wie festgebannt und rühren sich nicht.)

Wirt (erklärend): Hundert Schritt von hier, wie den Herren bekannt ist, fließt die Donau vorüber, und wenn sich einer in einer gewissen Entfernung von hier, etwa dort, wo die Hütten der Fischersleute stehn, ins Wasser wirft, er muß es nicht gerade selber tun, da reißt ihn die Strömung in ein paar Minuten ins Schilf da unten. Das ist wie Amen im Gebet ... Wir sind's gewohnt ... Im vorigen Jahr waren es vierzehn! —

Kribbling (der jetzt erst zum Fenster kommt): Ein Ertrunkener.

Elisabeth und Marie (draußen): Zwei.

Medardus und Etzelt (sehen einander an).

Medardus (bleibt stehn).

Etzelt (entschlossen zum Fenster).

Wirt: Jawohl, ein junges Paar. Und wie es scheint ein vornehmes Paar. Ja, auch das passiert manchmal.

Plank: Laßt uns gehn. Wirt, hier ist Ihr Geld. Was kümmern uns die kleinen Unglücksfälle. Ihr werdet andres zu sehen kriegen, Freunde. (Er geht.)

Medardus (ist durch die mittlere Tür hinausgestürzt, jetzt bleibt sie offen stehn, hat eine Fackel ergriffen, leuchtet den Toten ins Gesicht): Heiliger Himmel!

Kribbling: Was hast du, Medardus?

Etzelt (zu den andern): Es ist seine Schwester.

Elisabeth: Jesus Maria und Josef! ... Agathe ...!

Marie: Und der Bräutigam?! ...

Medardus (stürzt herein mit der Fackel): Es kann auch Wahnsinn sein ... Es kann auch ein Traum sein ... Kennt ihr mich? ... Bin ich Medardus Klähr? Redet! ... Ihr redet nicht ... So ist es ein Traum ... Wenn ihr lebtet, so würdet ihr mir antworten ... Wach auf, Medardus, du schläfst in den Auen (in die Fackel starrend). Die Sonne brennt dir durch die Lider, es wird Tag.

Etzelt: Medardus ... (Er nimmt ihm die Fackel aus der Hand.)

Medardus: Etzelt! Ich träume nicht. Ich wache! Ich lebe! Und die beiden, die da draußen liegen, sind tot — und Eine ist meine Schwester.

Etzelt: Medardus, fasse dich.

Medardus: He, wo ist der Wirt? Wollen Sie sie draußen im Hof liegen lassen? Herein mit ihnen. Es ist Platz genug. Herein das edle Brautpaar ... Wer grinst da? ... Sie waren verlobt ... zweifelt einer? ... Ich war dabei, als sie sich verlobten ... Weiß der Himmel, was für eine Tollheit sie ins Wasser jagte ... Sie waren Braut und Bräutigam. Ich lüge nicht. Daß sie noch heut Hochzeit machen wollten — das haben sie mir freilich verschwiegen. Sie wollten sie wohl allein feiern — und nun bin ich doch geladen ... Freunde, Freunde, geht doch, was hält euch noch? ... Gäste genug ... Etzelt und ich!

Kribbling: Medardus!

Bernburg: Medardus ...

Medardus: Bernburg ... (Sich plötzlich besinnend.) Es ist abgemacht, Bernburg ... Verzeih, daß ich dir's früher abschlug ... aber ... ich ahnte nicht ... welche Kraft deinen Wünschen innewohnte ... Es sei ... Rück' du für mich zum Bataillon ... es könnte sein, daß ich hier noch was zu tun hätte.

Etzelt: Komm zu dir. Was hättest du hier zu tun? Nichts mehr ...

Medardus (vor sich): Doch, doch ...

Bernburg: Ist das dein Ernst, Medardus?

Medardus: Seh ich dir sehr gelaunt zum Spaßen aus ...?

Bernburg: Kribbling, läßt es sich überhaupt noch machen?

Baumann: Ich glaube nicht, daß dies so ohne weiters ...

Kribbling: Ich nehm's auf mich, beim Bataillonskommandanten die Sache zu ordnen ... Und du, Medardus ... Du meldest dich morgen in der Stadt am rechten Ort ...

Medardus: Ich danke dir, Kribbling.

(Indes sind die Leichen auf der Bahre hereingetragen worden.)

Rabenau: So ein ersoffener Prinz sieht auch nicht lieblich aus.

Marie (zu Elisabeth): Hab ich dir's nicht gesagt? Sie werden schon gewußt haben warum.

Elisabeth: Oh!

Medardus (deckt die Leichen mit seinem Mantel zu): Geht, geht, ich bitt euch, meine Freunde! Schlaft euch aus. Glück auf den Weg! Nein, reicht mir die Hände nicht, keiner, keiner ... Diese Hand hier hat vielleicht noch irgendwas zu besorgen, ehe sie anderer ehrlicher Männer Hände schütteln darf.

Bernburg: Ich will dich umarmen, Medardus.

Medardus: Fort, fort, keiner mir in die Nähe ... Mir ist, als zöge kein guter Hauch von mir aus ... Lebt wohl ... geht ...

(Alle sind allmählich gegangen.)

(Elisabeth und Marie stehn draußen und schaun vom Fenster herein.)

Wirt (zu Etzelt): Ich laufe zur Gendarmerie. Das Wachhaus ist zweihundert Schritte von hier. Es ist nämlich meine Verpflichtung, sofort die Meldung zu erstatten. (Ab.)

Etzelt: Medardus!

Medardus: Was willst du?

Etzelt (stark): Laß mir alles über ... Du folge deinen Kameraden.

Medardus (ohne auf ihn zu hören): Sieh sie an! diese war ihnen zu gering! und darum mußte sie in den Tod. Sieh sie an, Etzelt! War sie nicht adeliger als alle Prinzessinnen der Erde, — und sie war ihnen zu gering. Warum bist du nicht lieber in die Welt hinaus, Schwester, mit ihm ... warum? ...

Schande?! . . . erloschnes Wort. Deine Asche weht in alle Winde vor diesem Anblick. Hast du gefürchtet, Agathe, ich hätte dir Böses getan — oder ihm? Törichte Furcht, Agathe! Eh' du mir wieder begegnet wärst, hätte mir ein Traum warnend dieses Bild gezeigt, — und beim Erwachen hätte mich das Glück, daß es nur ein Traum war, — trunken gemacht. Und hätt ich dich in einem schlechten Haus gefunden, mit geschminktem Gesicht, als feile Dirne — wär's nicht Seligkeit gewesen, gegen jenes Bild, das nun Wahrheit wurde?

Etzelt: Medardus, noch einmal rat ich dir, folge den andern. Was soll dein Klagen? Es ist nichts als ein wahnwitzig-ohnmächtiges „Ichglaubesnicht" zum Himmel aufgeschrien. Agathe wacht nicht wieder auf. Es muß hingenommen sein.

Medardus: Nimm du es hin! Du kannst es, ich nicht. Denn ich, ich, Etzelt, ich war ihr Bruder . . . Du, Etzelt, hast sie nur geliebt! Wie wenig ist das! — Tollheit, Verlangen, Haß, ein wüstes Sausen aufgewühlten Bluts, das wieder ebbt . . . darum wandelt auch deine Zärtlichkeit sich vor diesem Leichnam, nach dem die Würmer hungrig sind, in Graun. Darum flieht dein tiefstes Wesen schon in diesem Augenblick fort von ihr — und du „verstehst" . . .

Etzelt: Mitstürzen in die Vernichtung oder erhobenen Hauptes weitergehn — es gibt keine andre Antwort auf das Unabänderliche. Fühle, daß hier alles zu Ende ist, Medardus, und geh.

Medardus: Zu Ende? Etzelt, ich bleibe. Hier ist mein Platz. Denn ich weiß, was heut geschah, das ist ein Anfang, Etzelt — kein Ende.

Vorhang.

Ende des Vorspiels.

Das Etagenwohnhaus/ von Karl Scheffler

Für das vier bis sechs Stockwerke enthaltende Etagenwohnhaus hat der Großstädter sich das Wort „Mietskaserne" geprägt. Mit diesem Spottwort soll zum Ausdruck gebracht werden, daß das Wohnen in einem solchen Haus in der Tat eine Kasernierung ist und daß ein solcher Zustand etwas Unwürdiges sei; auch klingt in der Glossierung etwas wie ein Nebengedanke an das Eigenhaus mit. Damit ist es dann aber auch genug. Die junge Großstadtbevölkerung geht wohl so weit, sich selbst und ihre schlimmen Wohnbedingungen zu ironisieren; ist das aber geschehen, so fügt sie sich ohne Murren den ärgsten Zumutungen. Sie witzelt über die Mietskaserne, aber sucht darin auch dann Unterkunft, wenn sie es gar nicht nötig hätte. Im Grunde sagt das halb hotelartige Wohnen im Etagenhaus, das wenig Dienstboten und relativ wenig Inventar erfordert, den Übergangsmenschen ohne festen Besitz, ohne Heimatsgefühl zu. Es ist in der heutigen Großstadtbevölkerung ein schnell wechselndes Aufsteigen und Zurücksinken, ein hastiges Experimentieren mit der wirtschaftlichen Existenz und ein leidenschaftliches Suchen nach Endgültigem. Diese Unstetigkeit bedingt, unter anderem, häufigen Wohnungswechsel. Die jung Verheirateten beginnen mit einer Etage von drei Zimmern, um nach einigen Jahrzehnten, nach Absolvierung aller Zwischenetappen, in einer „Hochherrschaftlichen Wohnung von acht Zimmern" zu enden. Eigenhäuser können aber nur etwas Allgemeines werden, wo eine Stadtbevölkerung das Konservative will, wo, zum Beispiel wie in England, Erbpachtverträge auf neunundneunzig Jahre und Mietskontrakte auf sieben, vierzehn oder einundzwanzig Jahre abgeschlossen werden und nicht, wie bei uns, auf ein oder zwei Jahre. Die Heimlosigkeit des modernen Großstädters hat die Mietskaserne zu dem werden lassen, was sie ist, und macht sie noch heute zur bevorzugten Wohnung der Kleinbourgeoisie, der Arbeiter, des Mittelstandes und selbst der Wohlhabenden. Und da es so ist, da das Etagenwohnhaus auf lange noch in den Außenvierteln der Großstädte dominieren wird und da somit wesentliche Fragen moderner Architektur mit dem Mietshausproblem verknüpft sind, kann über diese Kompromißform, über dieses Notgebilde eines Übergangsjahrhunderts nicht flüchtig hinweggegangen werden. Das Etagenwohnhaus — es gibt leider nicht ein ebenso treffendes, weniger unschönes Wort für die zu bezeichnende Sache — ist vielmehr als eine der wichtigsten Wirklichkeiten dieser Jahrzehnte zu betrachten und es ist an seiner Veredlung zu arbeiten, als sei es einer der dauerndsten Bestandteile der modernen Großstadt.

In der Geschichte dieses Architekturgebildes erscheint alle Unvernunft der wirtschaftlichen und künstlerischen Entwicklung unseres modernen Bauwesens konzentriert. Das Etagenwohnhaus steht in seiner heutigen Gestalt zwar da,

als das Resultat eines ungemeinen Unternehmerwillens, aber auch als eine Tat voraussichtsloser und verantwortungsloser Spekulationstriebe. Es ist im wesentlichen ein der naturfremden Großstadtbevölkerung aufgezwungenes Produkt der Bodenspekulation und des von dieser ersonnenen Parzellierungsystems. Da unsere Großstadtverwaltungen im rechten Augenblick, zwischen 1850 und 1870 etwa oder noch früher, versäumt haben, sich zu Besitzern des städtischen Bodens zu machen — was ein geradezu riesenhafter Kommunalprofit geworden wäre, wenn man bedenkt, daß nachweisbar große Terrains vor den Toren Berlins, zum Beispiel, die um 1830 etwa 50000 Mark wert waren, jetzt einen Wert von 50 Millionen haben — und da sie es auch nicht verstanden haben, die private Bodenspekulation durch besondere Gesetze in vorgezeichnete Bahnen zu lenken, so ist der Besitztitel am großstädtischen Boden allgemach zu einer entscheidenden Macht geworden, so hat sich der Bodenbesitzer recht eigentlich zum Herren des modernen Städtebaues machen können. Um den Bodenwert bis zum höchst Möglichen hinaufzutreiben, hat der Spekulant eine dichte, gedrängte Bauweise mit allen kapitalistischen Mitteln befördert; und die nur hygienisch und verwaltungstechnisch regelnde aber ganz unschöpferisch arbeitende Baupolizei hat diese Tendenz dann legitimiert. Es fordert, zum Beispiel, das Reglement ein bestimmtes Verhältnis von Straßenbreite und Haushöhe. Auf Grund dieser Bestimmung hat der Baugeländebesitzer ganz schematisch möglichst breite Straßen angelegt, selbst dort, wo sie unnütz sind, nur um hoch bauen zu können. Die bedeutenden Kosten dieser breiten, solid gepflasterten Straßen und der Baulandverschwendung, die in ihrer Anlage liegt, hat natürlich das Mietshaus einzubringen. Die Berechnung hat ergeben, daß das am vorteilhaftesten geschieht, wenn die Häuser auf tiefen Grundstücken mit relativ schmaler Straßenfront stehen, trotzdem dann die Anordnung von Hinterhäusern und Quergebäuden mehrere Höfe und Lichtschächte und damit neue Platzopfer nötig macht. Der vom Besitzer oder Baustellenhändler vorgeschobene Unternehmer, der durch den Hausbau den Bodenwert erst zu etwas Realem macht, hat aus dieser tiefen Bauparzelle, Quadratmeter um Quadratmeter, die höchste Mietsertragmöglichkeit herausgerechnet. Er hat der Fassade, mit Hilfe seiner geknickten Baugewerkschulbildung, einen Schein von Palastähnlichkeit zu verleihen gesucht, um das Handelsobjekt nach außen zu empfehlen, und es ist seiner Findigkeit gelungen, hinter dieser Palastfassade zwei ganz verschiedene Wohnformen zusammenzuschweißen: Vorderhaus und Hinterhaus, Herrschaftenwohnung und Proletarierwohnung. In den so entstandenen Mietskasernen verbringen zwei Drittel der Bewohner ihr Leben an den dunkeln Höfen, wenn sie nicht auf der Arbeitsstätte weilen; ihnen ist die Separation, worauf doch das Heimgefühl beruht, unmöglich gemacht, sie sind auf Wohnungen angewiesen, die hygienisch unzureichend sind, in denen Mann und Frau eine größere Anzahl von

Kindern des beengten Raumes wegen einfach nicht haben dürfen (das heißt also: die Bevölkerungsziffer muß zurückgehen, weil die Wohnungspolitik kapitalistisch ist), und die in vielen anderen Dingen noch entsittlichend wirken. Diese engen, luftlosen und gedrängten Massenquartiere, die in gewissen Stadtteilen wie eine Menge aneinandergeklebter und übereinandergebauter Heckzellen erscheinen, sind alle zwar sorgsam mit Wasserleitung, Kanalisation und Gas versehen. Aber das ist nur der Fall, weil die Wohnungen ohne diese Einrichtungen, die so laut als kulturelle Errungenschaften immer gepriesen werden, einfach unbewohnbar wären. Die Statistik von 1905 notiert für Berlin mehr als 77 Bewohner durchschnittlich für ein Mietshaus. Es gibt aber Mietshäuser, die von weit mehr als 150 Personen bewohnt werden. Und diese Überfüllung findet nicht nur in dem zum großen Teil noch altmodisch gebauten Zentren statt, sondern mehr noch in den spezifischen Mietshausvierteln an der Peripherie; ja sogar in den noch einzeln stehenden Etagenwohngebäuden, die draußen in Vororten mitten im freien Feld errichtet sind. Diese Gebäude illustrieren besonders grotesk die Tendenzen unserer Bauwirtschaft. Rings um solches Etagenhaus ist freies Feld, die Kartoffeläcker reichen bis hart an das Hinterhaus und es ist im weiten Umkreis eine Unmenge von Platz vorhanden; in dem einsam daliegenden fünfstöckigen Etagenhaus aber drängen sich an die hundert Menschen auf engstem Raum zusammen. Der Wert des Baulandes, das hart daneben noch wohlfeiles Ackerland ist, wird künstlich zu unnatürlicher Höhe getrieben; dieses Bauland stellt, sobald es bebaut wird, den Wert eines Kapitals dar, dessen Zins die mit äußerstem Raffinement zu gewinnende Mietsumme ist. Das Terrain bleibt unbenutzt liegen, bis es „baureif" ist; dann wird es aufgeteilt und der Unternehmer realisiert den künstlichen Wert, indem er künstlich baut. Das ist moderner Städtebau. Dem Großstädter bleibt keine Wahl; er muß als Mieter in diese Massenquartiere hinein und muß dafür eine für seine Verhältnisse unnatürlich hohe Miete zahlen. Natürlich, denn er muß ja, als eine überhohe Steuer, den Zins des Mehrwertes, des Konjunkturwertes des Bodens aufbringen. Meistens zahlt er ein Fünftel, ein Viertel oder noch mehr seines Einkommens; und um so mehr im Verhältnis, je geringer dieses Einkommen ist. (In diesem Bezug gibt es außerordentlich lehrreiche statistische Tabellen, aus denen man ersehen kann, daß Familien mit hunderttausend Mark Jahreseinkommen davon im Mietshaus etwa 5—8 Prozent Miete zahlen, Familien mit neunhundert Mark Einkommen aber 30—35 Prozent.) Da man nun aber unwillkürlich schätzt, was man überzahlt, so hält der Großstadtillusionist seine mit allem „Komfort der Neuzeit" versehene Kasernenwohnung noch gar für einen Triumph des Wohnungswesens.

So werden die Hunderttausende von der Bodenspekulation abhängig. Sucht man mit dieser Erkenntnis nun aber die „schuldigen" Individuen, so findet man sie kaum. Der Architekt des Etagenwohnhauses ist ein vom Bau-

unternehmer Abhängiger, dieser ist Hypothekengläubiger und Marionette des Baustellenhändlers, dieser wieder ist ein Strohmann des Bodenbesitzers, und der endlich ist in den meisten Fällen das unpersönliche Großkapital selbst oder dessen Hypothekenverwalter. Man sieht ein System, in dem die Frage nicht lautet: welche Rente bringt ein gut gebautes Haus und wieviel ist darum der Boden wert, worauf es steht? sondern: wie kann ein Stück bebauten Bodens die höchste Rente bringen und wie muß er demgemäß bebaut werden? Hätte der Boden einen festen Wert, so müßte man im kleinen Eigenhaus mit Garten fast ebensoviel Miete zahlen, wie sämtliche Mieter eines Etagenhauses, das auf dem Stück Boden errichtet werden könnte, zusammen. So ist es aber keineswegs. Der Bodenwert ist relativ. Der Mieter im vierten Stock eines Hinterhauses zahlt unter Umständen mehr Miete als der Mieter eines noch von früher dastehenden kleinen Eigenhauses nebenan; die Mieten steigen um so höher, je intensiver der Boden durch Stockwerkhäufungen ausgenützt wird. Denn der Bodenpreis geht mit; er richtet sich nach der Art der erlaubten Ausnutzung. Da nun aber naturgemäß die höchste Nutzungsmöglichkeit gesucht wird und da es an wirksamen, an klugen und vorausschauenden gesetzlichen Beschränkungen eben fehlt, so gebietet das Kapitalsinteresse, das an sich nicht ethisch ist und es nicht zu sein braucht, dem das Wort Kultur eine Literatenphrase ist, den Mietshausbau sowohl in der Stadt wie in den Vororten.

Nun könnte man sich unter den gegebenen Umständen immerhin mit einer beschränkten und zeitweiligen Kasernierung abfinden, wenn nicht vor allem immer deren Nachteile ertragen werden müßten, wenn auch die Vorteile dieses Wohnsystems intensiv genossen werden könnten. Jene Vorteile, die sich zeigen würden, wenn das in gewissen Stadien der Großstadtentwicklung trotz alledem wie eine unumgängliche Notwendigkeit wirkende Kasernierungsprinzip — auch das alte Rom hatte Mietskasernen! — der Spekulation in mancher Hinsicht entgegen und konsequent in sich selbst ausgestaltet würde. Die tiefere, die überpersönliche Idee des großstädtischen Mietshauses zeigt sich, zum Beispiel, in dem Umstand, daß sich wie von selbst in den Etagenwohnungen von annähernd gleichem Mietspreis gleichartige Grundrisse ausgebildet haben. Es tut in diesem Bezug nichts zur Sache, daß diese Grundrisse fast immer schlecht sind, weil der Profitkalkul sie errechnet hat — wie ihnen denn, in Berlin zum Beispiel, das unsinnige Berliner Zimmer und das kulturlose Mißverhältnis von Repräsentationsräumen und Wirtschaftsräumen zur Last fällt —, denn es ist diese grundsätzliche Uniformität selbst des schlechten Grundrisses als Symptom wichtig. Diese Uniformität ist eine Folge von Bedürfnissen, die allgemach die Kraft einer Konvention anzunehmen beginnen. Da sich die Großstädter an bestimmte Grundrisse schon gewöhnt haben, die sie beim häufigen Umzug wieder zu finden erwarten und da dieser Druck der Nachfrage nach derselben Richtung wirkt wie der Umstand, daß auch die

aufs äußerste berechnete Ausnutzungsmöglichkeit der Bauparzelle immer wieder mathematisch zu denselben Grundrißergebnissen führt, so bilden sich Grundrißtypen aus. Und das Typische ist in diesem Fall die erste Voraussetzung eines Stils.

Von einer anderen Seite zeigt sich dieses unbewußte Streben zur Uniformität, wenn man einmal in der Großstadt Reihen neuer Mietshäuser betrachtet, solange sie noch unfertig, im Rohbau dastehen. Trotzdem nämlich die einzelnen Häuser von verschiedenen Unternehmern gebaut werden, gleichen sie sich seltsamerweise doch in allem Wesentlichen. Man sieht dieselbe Höhe, dieselbe Fenster- und Türenordnung, dieselben Erkervorsprünge und Loggienbildungen. Das kommt, weil auch die Rohbaufassaden allesamt Ergebnisse derselben Rechnung sind. Jener Rechnung nämlich, deren Fazit sich ergibt aus der Straßenbreite und der äußersten erlaubten Bauhöhe, aus dem typischen Grundriß, aus der durchweg gleichen Breite der Bauparzellen und aus der rationell ausgebildeten Arbeitsmethode der Bauindustrie. Verschiedenartig werden diese Mietshausfassaden erst, wenn Putzer und Stukkateur mit ihren Gesimsen und Stuckornamenten im Geschmack irgendeiner Stilperiode dann kommen, wenn Dächer und Türmchen willkürlich aufgesetzt werden, wenn die sattsam bekannte Orgie von proletarisierten Schmuckformen anhebt. Und hierin besteht nun die Inkonsequenz der spekulativ vorgehenden Bauweise: daß sie etwas seiner tieferen Idee nach Uniformes nicht auch uniform behandelt, daß sie das Etagenreihenhaus aufführt, als sei es ein Eigenhaus. Als der Teil eines imaginären Ganzen, als ein Glied steht das Mietshaus in einer ganzen Zeile gleichartiger Häuser da; und doch wird dieser Teil dann bearbeitet, als sei er eine in sich geschlossene Einheit. Der Boden gehört in der Regel im größeren Umfange einem einzigen Besitzer; dennoch verfährt dieser, als gehöre der Baugrund vielen Einzelnen. Er parzelliert das große Gelände, schafft eine Menge von Baustellen und läßt jede einzelne bebauen. Wieder wird das Bildungsprinzip, das schon in der Entwickelung der Dinge selbst ist, mißachtet. Es ist genau wie im Gesamtplan der Großstadt, wo das Ideal auch schon andeutungsweise in den gegebenen Wirklichkeiten liegt, ohne daß es doch bewußt gestaltet würde.

Eine Idealisierung des großstädtischen Etagenwohnhauses ist nur möglich, wenn ein starker Gemeindesinn bewußt will, was der dunkle Instinkt jetzt immer nur wie wider Willen tut. Erfolgreiche Reformen sind undenkbar ohne weitsichtige Gesetze der Baubeschränkung, ohne durchgreifende Bodenbesitzreform, ohne prinzipielle Trennung nicht zusammengehöriger Wohnformen, ohne Zusammenfassung der Wohngebäude gleicher Art zu Komplexen und ohne neue, von einer Zentralstelle regulierte, das wahre Gemeinschaftsbedürfnis erkennende und verwirklichende Bebauungspläne. Wie solche Reformen dann aber auch wirken könnten, das zeigt sich, wenn man mit ruhiger Objektivität die vom subjektiven Spekulantenwillen unabhängigen, überpersönlichen Entwickelungs-

tendenzen des Mietshauses aus dem Chaos von Willkür loslöst. Es zeigt sich dann vor allem, daß die Aufgabe des Mietshausarchitekten nicht darin besteht, schöne Einzelgebäude, die sich dem Auge vornehm von den langen Reihen der Mietshausfassaden absondern, zu errichten, sondern vielmehr darin — nackt und dürr gesagt —, bewußt Massenquartiere zu schaffen. Nicht das Besondere steht in Frage, sondern das Typische, nicht das Exzeptionelle, sondern das Allgemeingültige. Und dieses eben kommt zustande, wenn man den sich instinktiv zeigenden Willen zur Uniformität konsequent zu Ende denkt.

Das erste Ergebnis solches Denkens müßte die rücksichtslose Scheidung von nicht zusammengehörigen Wohnformen, müßte die Trennung der Vorderhauswohnung von der Hinterhauswohnung sein. Es wären für die Klein- und Mittelwohnungen ebenso wie für die teureren Mietswohnungen spezifische Einheiten zu schaffen und es hätte sich der Unternehmer in jedem Fall auf die Randbebauung eines Terrains zu beschränken. Müßten bei dieser Methode die Baublöcke verkleinert werden, so wäre das nur ein Vorteil. Die Straßen würden sich zwar vermehren; doch könnte eine verständige Bauordnung dann neue Bestimmungen, Breite und Gestalt der Straße betreffend, durchführen und wir könnten auf diesem Wege wieder zu der schmaleren Wohnstraße mit Gartenanlagen, die für den Wagenverkehr gesperrt ist, gelangen. Denkt man sich einen Block von Mietshäusern, die Hinterhäuser nicht haben, deren Höhe an den verschieden breiten Straßen variiert und deren Stockwerkzahl mehr als bisher beschränkt wird, die Wohnungen von annähernd gleichem Grundriß enthalten, die gleichartig gebaut sind und im Rohbau vollständig uniform dastehen, so liegt es nahe, die sich so ergebenden Baubedingungen und die so hervortretende Uniformität zum Gesetz zu erheben. Man vermag sich ohne Zwang Vorschriften zu denken, die das heute beliebte Parzellierungssystem verbieten und als Bauterrain nur das jetzt zwischen vier Straßen liegende, einheitlich zu bebauende Land, nur die Einheitsparzelle anerkennen. Ein Baublock, der äußerlich zu einer Einheit wird, den ein einziger Architekt für eine einzige Baugesellschaft bebaut und dessen Außenwände nicht mehr aus vielen, schmuckbeladenen und sich künstlich von einander unterscheidenden Fassadenteilen bestehen, sondern aus vier einheitlich gegliederten Blockfronten, müßte ganz von selbst auch innerlich zu einer Einheit werden. Schon darum, weil anstelle vieler Einzelhöfe ein einziger großer, gemeinschaftlicher oder in Parzellen geteilter Gartenhof treten würde, wodurch es dann nicht nur möglich würde, wichtige Wohnräume in guter Besonnung an diesen durch eine Lücke in der ihn umgebenden Häuserwand lüftbaren Gartenhof zu verlegen, was auf die Verbesserung des Grundrisses von größtem Einfluß sein müßte, sondern wodurch auch die Mieter in natürlicher Weise miteinander in Verbindung gesetzt würden. Denn eine solche Anlage würde die Mieter sehr eng zusammenführen, dergestalt, daß ein gewisses Genossenschafts-

verhältnis entstehen könnte, in dessen Verlauf es, zum Beispiel im Hof, auf den Dachböden oder auf den Dächern zur Anlage gemeinsamer Kinderspiel- und Sportplätze, rationell angelegter Waschküchen, Heizanlagen und Reinigungsräumen, allgemeiner Festräume usw. käme. Durch solche bewußte Anerkennung und Veredlung des Kasernierungsprinzips könnte das Wohnen im Massenquartier außerordentlich gehoben werden. Es ist charakteristisch, daß man zu denselben Resultaten kommt, wenn man von ästhetischen, wie wenn man von wirtschaftlichen und sozialen Erwägungen ausgeht. Im ersten Fall zieht die konsequente Uniformierung der Fassaden und die architektonisch einheitliche Behandlung ganzer Baublöcke, wodurch eine schöne Ruhe und ein strenger Rhythmus in die Großstadtstraße kommt, auch die innere Zusammenfassung der einzelnen Wohngebäude mit Notwendigkeit nach sich; und im zweiten Falle ist eine solche Organisation von Einheiten nach sozialwirtschaftlichen Prinzipien nicht denkbar, ohne daß sie sich auch nach außen lebendig stilbildend ausprägt.

Eine Baupolitik, die nach dieser Richtung wirkt und die das Schöpferische will, würde also unter der Leitung der heute schon erkennbaren immanenten Idee des großstädtischen Etagenwohnhauses zu den wertvollsten Resultaten kommen. Sie würde vor allem zu einer wenigstens vorläufig annehmbaren Lösung des Klein- und Mittelwohnungsproblems kommen, das das wichtigste von allen Großstadtproblemen ist, da etwa 90 Prozent aller Mietshauswohnungen Mittelwohnungen sind. Es würde bei einer solchen Baupolitik großen Stils von selbst dahin kommen, daß sich die Mietshausblocks mit Wohnungen gleichartigen Charakters in bestimmten Stadtteilen mehr noch als bisher zusammenfinden, so daß die einzelnen Stadtteile Stimmung und Charakter erhielten; es könnten, bei einer großzügigen Aufteilung des Baugeländes, die mit einheitlichen Häuserblocks und Wohnstraßen rechnet, geschlossene, dem Wagenverkehr und selbst den Passanten entzogene Grünplätze und Squares nur für die Anwohner ausgespart oder von einem Wald- und Wiesengürtel ins Innere der Stadt abgeleitet werden; und es könnte die Straße der Mietshausviertel von allem Geschäftsstraßenhaften gereinigt werden, wenn die Detailgeschäfte aus dem Etagenwohnhaus verschwinden, weil sie mit der Zeit doch immer energischer in Warenhäusern vereinigt werden. Das Wohnen in einer Mietswohnung innerhalb solcher Blocks würde nach jeder Richtung für den Mieter freier und leichter sein, weil ein größeres Ganzes dieser Art nur von einem beamtenhaft arbeitenden Verwalter geleitet werden könnte, wodurch dann endlich auch das modern sachliche, unsentimentale Geschäftsprinzip in die Hausverwaltung kommen würde. Auch eine Lösung der schwierigen Aftermieterfrage könnte in der Anlage von Mietshauseinheiten für genossenschaftlich organisierte Bewohner beschlossen liegen. Wie man sich in dieser Zeit der Einküchenhausbewegung sehr wohl Wohnhausblocks mit gemeinsamer Küche und halb hotelartigem Betrieb für Junggesellen oder für kinder-

lose Eheleute, die tagsüber beide im Geschäft tätig sind, denken kann, wie man glauben möchte, daß es in absehbarer Zeit stiftartige Wohnhauseinheiten für alte alleinstehende Herren oder Damen geben wird, so lassen sich daneben sehr wohl Vorschriften denken, wonach in Häusern, wo Aftermieter gehalten werden sollen, ein besonderer Grundriß vorgeschrieben wird. Irgend etwas muß in der Großstadt ja geschehen, um den ungeheuren sittlichen und hygienischen Verheerungen des Familienlebens durch das Schlafstellenwesen abzuhelfen.

Daß eine konsequent durchgeführte Uniformität das architektonische Stadtbild nur bereichern kann, leuchtet ein. Eine Großstadt, wo die Miethausstadtteile aus mächtigen Gebäudeblocks bestehen und wo jeder Block wie ein einziges freistehendes Haus behandelt wird, in eine solche Stadt muß notwendig wieder jener starke Rhythmus kommen, den wir am schmerzlichsten heute inmitten unserer charakterlosen Buntheit vermissen. Was Uniformität ästhetisch sein kann, das beweisen nicht nur viele Fürstenstädte der Barockzeit mit ihren gleichmäßigen Fassaden, es beweist auch die schönste und geschmackvollste Bürgerstadt der Welt, Paris, mit seiner edlen, stellenweis fast uniformen Stadthausarchitektur. Man hat die Impression möglicher Wirkungen aber selbst schon in neueren deutschen Großstadtstraßen; vor allem, wie gesagt, wenn man vor Reihen neuer Rohbauten steht. Es zeigt dann ein solcher Anblick, daß es gar nicht akademisch befestigter Kunstformen bedarf, um starke ästhetische Wirkungen innerhalb der Profan- und Nutzbauarchitektur hervorzubringen. Das Tempo der gegebenen, der rhythmisch wiederkehrenden notwendigen Bauglieder allein gibt schon kunstartige Wirkungen. Nirgend ist die Stilfrage so gleichgültig wie vor Aufgaben dieser Art. Der Stil, der aus dem Sachgedanken, aus der Wohnidee entsteht, ist das Wesentliche; und er prägt sich wie von selbst aus, wenn Konsequenz und Anstandsgefühl am Werke sind. Die Stilfrage, die die Einzelform betrifft, regelt sich in dem Maße, wie der höhere architektonische Zeitstil voranschreitet. Das Primäre beim Bau des Etagenwohnhauses ist das Bauprinzip, ist der Grundriß, ist das Material und die Konvention der modernen Bauindustrie. Der Baustil des Mietshausblocks wird, mag er im einzelnen variiert werden wie er will, stets ein Stil der Einfachheit sein müssen; denn er wird sich in erster Linie aus praktischen Vorbedingungen ergeben und nicht aus einer Idee der höheren darstellenden Baukunst, trotzdem er diese stets irgendwie wiederspiegeln wird. Es braucht darum über die Stilfrage in dieser Verbindung nicht reflektiert zu werden. Das Etagenwohnhaus ist gar nicht eigentlich als ein Gebilde der Baukunst zu betrachten, sondern als ein Produkt der jeweiligen Baupolitik. Und weil es so ist, bedarf es einer regierungsfähigen Gemeindeintelligenz und eines drakonischen Gemeindewillens, um aus der modernen „Mietskaserne" zu machen, was daraus gemacht werden könnte.

Olga Frohgemuth/ Novelle von Felix Salten

(Schluß)



Er war in dieser Nacht allein, hatte am Abend, als er zur Ruhe ging, seine Kinder nicht mehr gesehen, und das Bett seiner Frau neben dem seinigen blieb leer. Der Professor konnte nicht darüber nachdenken, wo sie alle sein mochten; er wußte nur, sie waren fortgegangen, um ihm auszuweichen und anderswo vereint zu sein. Ganz still war das Haus, die Möbel standen wie verlassen da und alles sah wie aufgebraucht aus, beiseite gesetzt, und als solle es nicht mehr benützt werden.

Der Professor lag schlaflos da und schaute in die dunkeln Stunden, die langsam dahinflossen. Manchmal wurde sein Bewußtsein von einem dünnen Schlummer überzogen wie von einem Schleier; dann fuhr er wieder auf und hörte die Leere um sich her als ein lautes, anhaltendes Tönen. Seine wachen Sinne kauerten unter dem überhängenden Schatten des Schlafes wie müde Arbeiter unter einem finsteren Torbogen. Was hier geschah, war verletzend für ihn und demütigend. Er war hier in der leeren Wohnung wie eingeschlossen in ein Gehäuse von Kränkung. Altgewordene, versteinte Enttäuschungen, verjährter Gram waren wie Mauern um ihn, neuer Kummer und frische Kränkung hatten Wände um ihn aufgeführt, und da war er nun mit seinem ganzen Leben darin versperrt; niemand kam mehr zu ihm herein und er konnte auch nicht mehr hinausdringen, konnte die anderen nicht mehr erreichen. Die hatten sich ihm entzogen, hatten sich in Sicherheit gebracht, die waren irgendwo, wo sie einander an den Händen hielten. Seiner Hände aber bedurfte niemand mehr; man hatte sie vergessen. Die Uhr in der Wohnstube drin schlug sanft die Stunden. Das hörte sich an, als ob ein Blinder zu jemandem reden würde, der längst schon aus dem Zimmer gegangen war.

Er trat des Morgens heraus und war ganz eingesponnen in seinen Vorsatz, sich nichts merken zu lassen, an denen vorüberzugehen, die sich von ihm abgewendet hatten, und zu tun, als achte er gar nicht darauf. Hermine und Anton standen mit scheuen Mienen vom Tisch auf, als er in das Zimmer kam, und liefen hinaus. Der Professor schaute ihnen nicht einmal nach. Er holte seine Bücher, während er sie aber zusammenlegte, hatte er mit einem Mal Angst und Eile. Es trieb ihn fort von hier und er wünschte sich, auf und davon zu gehen. Wie eine Wunde hatte er das Gefühl dieser einsamen Nacht in sich, hatte seine Strenge wie einen Verband darüber gelegt, und jetzt war plötzlich die Furcht in ihm, es könne eins von den Seinigen hereinkommen, könne mit einem Wort an diese Wunde stoßen, und er würde dann aufschreien, würde sich verraten.

Als er aber seinen Hut genommen hatte, ging die Türe auf und die Mutter kam ins Zimmer. Er wandte sich weg, um sie nicht anzublicken, und wollte gesenkten Hauptes an ihr vorbei. Doch sie war mit einem Schritt bei ihm, sie

griff nach seinem Arm, hielt ihn auf und er hörte sie sagen: „. . Du wirst heute nicht in die Schule gehen."

Mit einer völlig veränderten Stimme sagte sie es; mit einem trockenen, schmerzhaften Ton, darin die Erschöpfung nach diesem großen Entschluß aufatmete. Er hob den Blick und sah, daß sie bleich war und daß sie ein wenig zitterte. Aber ihr Gesicht war ganz zusammengerafft, und in ihren Augen stand mit hartem Glänzen schon der Widerspruch gegen sein erwartetes Widersprechen, vorbereitet und drohend.

Der Professor dachte daran, daß man ihn diese Nacht allein gelassen hatte und entgegnete: „Ich werde heute wie alle Tage in die Schule gehen . . ."

Die Hand auf seinem Arm wurde schwerer.

„Laß' mich . . ." flüsterte er unwillig und wollte zur Türe.

Da schrie sie kurz auf: „Anton!"

Der Name traf ihn und überraschte ihn wie etwas Neues, tauchte unerwartet vor ihm auf wie etwas, das lange vergessen war. Sie hatte ihn alle die Jahre her Vater genannt, er hatte Mutter zu ihr gesagt; sie waren beide ganz in ihre Kinder und in die Rede ihrer Kinder verstrickt gewesen. Nun drang sie über die Kinder hinweg auf ihn ein, schob sie beiseite und griff mit seinem Namen zu ihm her, wie in jenen Zeiten, da sie einander noch etwas anderes gewesen waren als Vater und Mutter.

Der Professor schaute seine Frau an. Wie sie da vor ihm stand, sah er, daß ihr willenloses, unterwürfiges Wesen von ihr abfiel; ihr demütiger Gehorsam fiel von ihr ab, ihre sanfte Scheu. Aus der Bedrücktheit vieler Jahre richtete sie sich auf und er spürte, daß der ganze eingewohnte Zwang seiner Befehle, damit er sie immer so leicht gelenkt hatte, jetzt kraftlos versagen werde.

„Was willst du denn von mir . . .?" fragte er mürrisch und wollte sich abkehren. Aber sie hielt seinen Blick mit dem ihrigen fest.

„Ich will," sprach sie nun ganz nah bei ihm, „ich will, daß du mit mir gehst . ."

„Wohin . .?" Er rief es hart und in aufwachendem Zorn.

„Dorthin sollst du mit mir gehen. . . Du weißt schon, was ich meine . . dorthin . ."

Er entriß seinen Arm ihrer Hand und trat heftig von ihr zurück. „Niemals bringst du mich dorthin. Nie und nie werde ich. . ." Er begann zu schreien.

Aber sie schnitt den Lärm seiner Stimme mit der scharfen Ruhe ihres Wortes mitten durch. „Höre mich an, Anton," sagte sie, „entweder du gehst jetzt mit mir zu unserem Kind . ."

„Nein . ."

„. . . oder ich verlasse dein Haus für immer und du siehst mich nicht wieder." Ruhig und kraftvoll trieb sie die Worte in sein Herz, hämmerte sie ihm mit dem harten Schlag ihrer Stimme ins Ohr, wie man einen Nagel einschlägt.

Er schaute ihr Gesicht an, das völlig verändert war. Ungezählte Antworten sprachen jetzt daraus, Antworten auf seinen Groll, auf seine Verbote, auf alles, was er getan und bestimmt hatte. Er vernahm diese lautlosen Antworten, wie das Gesicht vor ihm jetzt auch alle seine Gedanken vernahm und sich ihnen widersetzte. Da las er Widerspruch aus fernen Jahren, Vorwürfe, die lange verborgen und verhängt gelegen hatten, Anklagen, die aufgespeichert waren, und sie alle waren nun wie aufgedeckt und traten ans Tageslicht.

Der Professor schwieg und schaute seiner Frau ins Gesicht, als müsse er sie kennen lernen, und begriff, daß es von nun ab anders zwischen ihnen sein werde als bisher. Und da war in ihren schmalen, alten Zügen, da war in den braunen Runzeln ihrer Wangen, da war auf ihrer entfärbten, müden Stirne eine vergilbte Anmut; da blühte etwas von Zärtlichkeit und von Lächelnkönnen, was ihn plötzlich an Olga erinnerte; da war in den Augen seiner Frau, die jetzt fest und stark in die seinen blickten, dieser selbe Schimmer, diese selbe Sehnsucht nach Liebe, die in Olgas Augen immer gewesen, wenn man ihr strenge begegnet war und wenn sie zu ernstem Standhalten gezwungen wurde. Dem Professor fiel es mit einem Mal wie etwas Neues und Überraschendes ein, daß seine Frau Olga heiße.

„Komm'", sagte sie jetzt und nahm ihn sanft an der Hand; und er folgte ihr.

Langsam gingen sie nebeneinander her, kamen mit schweren, zögernden Schritten aus den Gassen der Vorstadt heraus auf die freien Plätze, kamen an den reichen Häusern vorbei durch die vornehmen Straßen und der Professor wußte nicht, wohin der Weg führe, den er jetzt wandelte. Er blickte die ganze Zeit über vor sich hin auf das Pflaster und machte in seinem Innern den Kampf noch einmal und noch einmal mit, den er eben mit seiner Frau bestanden; er durchsuchte jedes Wort und jeden Blick wieder und wieder und fragte sich in einem Nebel von undeutlichen Gedanken, warum er schwach geworden sei. Aber die Antwort darauf schien ihm dann wieder gar nicht wichtig. Er kam sich gering geworden vor und erwartete, seine Frau werde nun auch noch andere Dinge von ihm fordern, werde zu sprechen anfangen, werde Klagen und Vorwürfe gegen ihn erheben. Aber sie ging jetzt neben ihm, gedrückt und bescheiden wie immer, und er merkte nur, daß sie still vor sich hinweinte. Sie schien beruhigt, daß er bei ihr sei und sonst weiter nichts von ihm zu verlangen.

Dann standen sie unter den Arkaden vor Olgas Haustor, gingen durch den marmornen Flur, stiegen die teppichbelegte Treppe hinan, und jetzt erst fiel es dem Professor wieder ein, wohin er seiner Frau gefolgt war. Ein kurzer Widerstand zuckte in ihm, aber da wallte es auch in ihm auf, daß in diesem Hause, das ihn hier umwölbte, Olga liege. Diese Empfindung umschloß ihn so dicht, daß sich nichts in ihm mehr zu regen vermochte. Nur als er die Türschwelle überschritt, schlug es ihm entgegen, daß hier die Welt sei, in der Olga gelebt

habe, die[illegible] er sich in wirren und peinlichen Vorstellungen als etwas Schlechtes u[illegible]rbotenes ausmalte, von der er sich immer mit Scham und mit Entrüstung abgewendet hatte, diese Welt, die er nicht kannte, die er in ihrer Unwürdigkeit von sich fernhielt und in der es für ihn nichts anderes gab als Gescheiterte und Verlorene. Er ängstigte sich wie vor einer Schande vor der Atmosphäre, die er nun atmen sollte. Sein Selbstgefühl bäumte sich und er mußte es mit aller Kraft in sich niederhalten, mußte es gleichsam mit beiden Händen über die Türschwelle tragen, als er hereinkam.

In dem dämmerigen Vorzimmer öffnete sich irgendwo eine Türe und breites Licht quoll ihm entgegen. Er fand sich in einem hellen, hohen Gemach, er schritt mit seiner Frau langsam durch helle, weite Zimmer, in denen ein feiner, fröhlicher Duft war, wie von Parfüm und Seide und künstlichen Blumen. Die Pracht dieser Räume schimmerte vor ihm auf wie ein fremdes, schönes Land. Er hatte erwartet, hier in die Verkrochenheit von dunkeln Schlupfwinkeln zu geraten, durch Kammern geführt zu werden, die von einem unwürdigen Zwielicht umschleiert sind, und in denen alle Dinge eine verächtliche Sprache redeten. Jetzt aber wurde er gehoben von der sonnenbeleuchteten Anmut, die hier strahlte. Der Druck der Demütigung ließ ihn mit einem Male los; er blieb stehen, legte seine Hand auf die Brust und vernahm bis in die Fingerspitzen das laute Pochen seines Herzens. Nun war nichts anderes mehr in ihm, als das bange Wissen um ein Geschehnis, das hier unabänderlich vollzogen und düster hinter verschlossenen Türen seiner wartete.

Die Mutter ging wieder voran; sie kamen durch zwei weiße Zimmer und dann war in der Wand vor ihnen ein schwarzer, offener Eingang, hinter dem das schwarzverhängte Gemach wie eine finstere Höhle dunkelte. Das tat sich nun auf vor ihnen, wie sie heranschritten, erschien abgrundtief und ein feuchter, beklemmender Geruch wehte ihnen wie der Atem eines gespenstischen Mundes entgegen.

Die Mutter ging unaufhaltsam voraus und tauchte in die Finsternis, verschwand darin wie ein Schatten. Als werde er an der Brust gepackt und gezogen, folgte ihr der Professor. Nun ihn die Dunkelheit des Totenzimmers umfing, preßte er die Lippen fest zusammen, denn in seinem Innern hörte er sich aufschreien. Es waren erschrockene, schmerzende Schreie, und sie lösten sich in ihm, wie Steine sich im Schacht eines Brunnens lösen, und wie diese tief unten im Grund versinken, ließ er sie hinabrollen in die Tiefe seiner Seele.

Er sah eine rotschwarze Dämmerung vor den Augen, sah auf dem Boden gehäufte Kränze und Blumen. Alle ihre Farben waren wie gefesselt, und sie lagen ermattet da wie Gefangene. Er sah die schmalen Säulen der Kerzen und die kleinen reglosen Flämmchen, die sie in die schwarze Finsternis emporhielten. Und dann sah er, umstellt von schwarzen Sockeln, umrückt von dem Prunk der

Kandelaber, eingehegt von dunkelgrünem Blattwerk un[illegible]gezählte A[illegible] von dem durchflorten Licht, undeutlich wie in einem Traum Olga[illegible]erbote. Aufwärtsgewendet lag es da, vom weißem Atlas des Kissens abgeho[illegible]. Ein weißes Gewand streckte sich aus, mit steifen Spitzen, mit einem Gewirr von lichten Falten und Gaze, unter dem kein Körper zu sein schien; und darauf lagen zwei schmale, kleine Kinderhände ineinandergefaltet. Als hätte man sie zusammengebunden, war die Schnur des Rosenkranzes um sie geschlungen. Diese Hände waren ganz für sich, waren dem stillen Antlitz dort so entfremdet, wie auf Bildwerken manchmal die Hände einer Frau ihrem Gesicht fremd sind und kein Teil an ihrem Wesen haben.

Dem Professor war es, als schwimme dieses aufwärtsgewendete Antlitz und dieses hingestreckte lichte Kleid auf einer dunkeln Flut. Nur seine Augen allein schauten all dies, was vor ihm war. Seine Sinne aber und seine Gedanken weigerten sich, an diesem Anblick teilzunehmen; seine Sinne und seine Gedanken waren erschrocken in ihm und abgewendet und wagten es nicht, nach dem zu fragen, was die Augen sahen. Und was davon gegen ihren Willen zu ihnen drang, betäubte sie und machte sie taumeln. Ihm war, als werde ihm hier in einem phantastischen Rahmen ein Abbild von Olga gezeigt. Dort lag dieses Antlitz und schien ohne Wirklichkeit, nahm auf seinen toten Wangen kein Licht mehr auf; und der Kerzenschimmer, jeder Schein von Farbe, alles Glänzen von lebendiger Luft zerging daran und glitt davon ab. Diese schmalen Wangen, dieser sanft geschwungene, erblaßte Mund, diese tiefumschatteten, schlafenden Augen, dieses ganze vereinsamte Gesicht barg einen Willen, der nicht zu Olga gehörte, umschloß etwas Fremdes in sich, wie ein geheimnisvolles Eigentum. Ein Abbild von Olga war das, ein mahnendes Zeichen von ihr, vielleicht eine Prophezeiung. Olga selbst aber mußte irgendwo anders sein, irgendwo in der Ferne.

Er fühlte sich leise angerührt und hörte neben sich das Weinen seiner Frau. Gelöst und ohne Hemmnis entströmte es ihr, glitt auf dem langgezogenen Wimmern ihrer Stimme dahin. Sie drängte sich enger an ihn und lag wie von Schwäche überwältigt plötzlich mit ihrem Gesichte an seiner Brust. Er hielt sie in seinem Arm, spürte wie sie in seinen Rock hineinschluchzte, spürte, wie sie mit ihrem Weinen nach seiner Trauer suchte. Diese Stimme zerriß ihm den Nebel, der zwischen ihm und dem Sarg dort gewesen war. Ihm wurde jetzt auf einmal alles zur Wirklichkeit. Er atmete schwer und blickte hinüber. Dort lag Olga, wie ereilt auf ihrer Flucht. Geduldig und überwunden war ihr Antlitz jetzt und die Jahre, die sie fortgewesen, entflohen und weggelaufen war, die dunkelten jetzt rings an den schwarzen Wänden wie eine schlimme Tat. In dem Professor gingen undeutliche Gedanken umher, scheu und beklommen, daß er nun recht behalten habe, daß es so weit kommen müsse, wenn eine Tochter ihren Vater verließ, und daß ein Urteil gefällt worden sei, strenger als das seinige.

Ihm war, als sei nun unermeßlich mehr für ihn geschehen, als er je geahnt habe, als sei für ein Vergehen, das einst an ihm begangen wurde, nun eine Buße verhängt, so unerbittlich, daß sein Groll davon weggeweht war, sein Zorn und seine Anklage weggewischt und ausgelöscht, und daß ihm nichts mehr übrig blieb, um zu rechten.

Die Frau an seiner Brust schluchzte lauter. Er legte den Arm um sie und flüsterte wie zustimmend: „Ja . . . ja . . .!"

Als er dann hinausging durch die hellen weißen Zimmer, war dieser feine und fröhliche Duft wieder da und wehte ihn an wie der Hauch unbekannter Kostbarkeiten. Aber jetzt spürte er auf einmal, in diesen Duft verwoben, einen vertrauten Atem. Irgend etwas lag hier in der Luft, das ganz zu ihm gehörte, etwas war hier, wie die Atmosphäre in den eigenen Stuben, wie die gewohnte Nähe verwandter Menschen und umfing ihn mit einem Gefühl von Daheimsein. Olga, . . . sagte er zu sich. Hier war noch, in diesen Zimmern, der Duft ihres Lebens; hier war noch an diesen Wänden und Möbeln die atmende Spur ihres Daseins. Jetzt erst fand sich der Professor angerührt von ihrer Gegenwart. Jetzt erst wußte er, daß er bei seinem Kinde gewesen sei.

Zu Hause saß er still und in sich verschlossen, aber er war nicht mehr allein. Hermine und Anton hatten ihm die Hand geküßt, als er ins Zimmer gekommen war, blieben in seiner Nähe und weinten, wenn es sie wieder überfiel, ohne ihren Kummer vor ihm zu verbergen. Er fühlte, daß die Seinigen wieder zu ihm herangerückt waren; er war nicht mehr ausgeschlossen aus ihrem Kreise und nicht mehr von Bitterkeit gequält. Es war nun überhaupt jede Bitterkeit in ihm erloschen und er ruhte aus von ihrem jahrelangen Druck. Tief unten auf dem Grunde seines Wesens aber lag ein Schmerz, der noch nicht aufgewacht war, der sich leise zu rühren und zu heben anfing.

Die Mutter ging mit nassen Augen hin und her in ihrer häuslichen Arbeit, die sie nicht lassen konnte. Manchmal aber brachen ihre Tränen heftiger hervor; dann kam sie heran, setzte sich dem Professor zur Seite und wurde bei ihm ruhiger.

Das Dienstmädchen steckte den Kopf zur Türe herein. Der Schuldiener sei hier gewesen und habe vom Herrn Direktor eine Bestellung gehabt. Der Professor solle unverzüglich ins Gymnasium kommen; es sei etwas vorgefallen.

Auf seinem Weg zur Schule dachte er plötzlich: Warum lassen sie mich rufen? Sie müssen doch wissen, daß meine Tochter gestorben ist. Und er kam sich mit einem Male sehr schonungsbedürftig vor. Er schritt durch die schweigenden Korridore, vorbei an den Klassentüren, hinter denen nun alle die Knaben saßen und lernten. Dies alles betraf ihn jetzt nicht und er war auch nicht neugierig, was ihm der Direktor sagen werde. Er war jetzt bemüht, in seiner Er=

innerung ein blasses Antlitz festzuhalten, das auf weißem Atlaskissen lag; er suchte danach, wollte es Zug um Zug vor sich sehen, aber es verschwamm in einem trüben Dämmerlicht und er konnte es nicht erreichen.

Der Direktor trat ihm entgegen, bot ihm die Hand und begann: „Ich muß Ihnen zunächst meine Teilnahme aussprechen. . . . der schwere Verlust, den Sie erlitten haben . . ."

Dem Professor fiel es jetzt ein, daß weder der Direktor noch die anderen Lehrer jemals ein Wort über Olga zu ihm gesprochen hatten. Niemals war sie vor ihm erwähnt worden. Sie wußten es also, daß sie ihm davongelaufen war und daß er sie verstoßen hatte. Jetzt aber redete der Direktor auf einmal geradezu von ihr, sprach von Teilnahme und Trauer. Auch er nahm also an, daß Olgas Schuld gebüßt war.

Die beiden Männer schauten sich an und verständigten sich mit einem einzigen Blick.

„Leider . ." fuhr der Direktor mit inhaltsschwerer Stimme fort, „leider bin ich genötigt, Sie trotz Ihrer Trauer zu inkommodieren, . . . es ist ein peinlicher . . ein tief betrübender Vorfall . ." Er biß sich auf die Lippen, richtete die Augen fest auf den Professor und sagte leise: „Adalbert Klinger hat sich erschossen."

Der Professor horchte auf, aber sein Staunen war kraftlos. „Furchtbar . . ." sagte er unsicher und in leerem Ton.

„Jawohl . . . furchtbar," wiederholte der Direktor, und an seinem hörbaren Atem konnte man merken, wie erregt er war. „Ein hoffnungsvoller Jüngling," sprach er weiter und schüttelte den Kopf . . . „Der Stolz seiner Eltern . . ." Er brach ab und zuckte die Achseln; er fand keine anderen Worte.

„Ich kann es mir nicht erklären . .," begann der Professor Frohgemuth mit mühsamem Interesse. „. . . nämlich bei mir stand er sehr gut . . . Griechisch und Mathematik . . . so viel ich weiß, ungefähr zwischen lobenswert und vorzüglich . . . Hat er vielleicht in einem anderen Lehrfach Schwierigkeiten gehabt . . .?"

Der Direktor sah durchs Fenster hinaus und kämpfte mit einem Entschluß. „Adalbert Klinger," sagte er zögernd, „ist ein ausgezeichneter Schüler gewesen . . . es war eine andere Ursache, die . . ." Und nun wandte er sich herum: „. . . leider . . ich muß es Ihnen sagen . . Adalbert Klingers Selbstmord steht in einem gewissen Zusammenhang mit . . . mit . . . mit dem Trauerfall in Ihrer Familie . ."

Der Professor hob erschrocken das Gesicht, denn jetzt fühlte er, daß etwas Schweres ihn treffen würde.

Der Direktor hatte die Blicke gesenkt, spielte wie abwesend mit einem Lineal, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag und sagte es leise, bestürzt und verlegen

vor sich hin: „Klinger hat sich erschossen . . . aus Liebe . . . aus Gram . . . wegen . . . wegen des Ablebens Ihrer Tochter . .“ Dann zuckte er die Achseln und schwieg.

Der Professor wankte. Ein Sturz von Einfällen und Gedanken, von Schrecken, Beschämung und Kummer fegte über ihn her und machte ihn schwindeln. Da war Olgas Bild, das er bei Klinger gefunden; da war sein Glaube von damals, Klinger habe ihn damit verhöhnen wollen; da war dieser Augenblick, in dem er sich an dem Knaben vergriffen hatte, und jener Glaube von damals war nun beiseite geschleudert von der plötzlichen Erkenntnis, daß alles etwas anderes bedeutet habe, daß alles anders und schlimmer gewesen sei; und da war nun ein jäher Verdacht, der Olga und Adalbert Klinger umspannen wollte, schmählich und schmerzhaft.

Die Stimme des Direktors schnitt dazwischen. Sie war von angestrengter Sanftheit, aber ein Ton von Empörung zitterte in ihr: „Wir wissen noch nichts Näheres . . . es ist heute vor Tag geschehen . . . man hat ihn im Rathauspark gefunden, ich glaube, vor dem Hause Ihrer Tochter . . . Ihre Tochter hat doch dort gewohnt?“

Dem Professor klang diese Frage wie ein blutiger Vorwurf und er schwieg.

„. . . es soll ein Brief da sein, in welchem der Unglückliche das Motiv seiner Tat ausspricht . . . jedenfalls wird die Sache . . . ich meine das öffentliche Aufsehen . . . alle diese peinlichen Dinge . . .“ Er zuckte wieder die Achseln und wandte sich ab.

Wie geschlagen ging der Professor hinaus. Als er jetzt durch die leeren Korridore schritt, kam er sich geschändet vor und schuldbeladen. Er hatte Angst, eine dieser verschlossenen Türen könne aufgehen, und die Kinder, die da behütet wurden, könnten ihn erblicken.

Scheu und wie im Rücken bedroht schlich er durch die Straßen. Konnte das möglich sein? Hatte sie diesen Knaben aus seiner Kindheit gelockt und ihn dann noch mit in ihren Tod gerissen? Was für Dinge gab es in dieser bösen Welt, in der Olga gelebt hatte.

Er mußte stehen bleiben und die Hände auf seine Brust legen. Jetzt tauchte vor seinen umflorten Augen ihr Antlitz auf; nicht wie er es heute im Sarge gesehen, lächelnd und hold sah er sie vor sich, wie auf dem Bildnis, das er Klingers Händen entwunden hatte. Er schrie gequält in sich hinein; er rang eine Zärtlichkeit nieder, die sich voll Wunden in ihm regte und er hörte auf, irgend etwas zu begreifen. Mußte er sich noch einmal von dieser Tochter abwenden, sie im Tode noch einmal verstoßen? Sein Denken und sein Empfinden ertranken in einem Jammer, der wie eine dunkle Welle über ihm zusammenschlug.

Als er zu Hause in das Wohnzimmer trat, war ein fremder Herr da, saß

auf dem Sofa neben der Mutter und hatte ihre Hände gefaßt. Der Professor erkannte ihn sogleich an der Ähnlichkeit. Das war Adalbert Klingers Vater; das war dieses selbe stolze Gesicht, das waren dieselben brennenden Augen. Der Professor zitterte, als er ihn erblickte und ihm wurde zu Mut, wie wenn er nun vor seinen Richter treten und Rechenschaft ablegen sollte. Unheil ist von mir ausgegangen, dachte er bei sich, und hielt die Augen zu Boden gesenkt. Da redete ihn eine gebrochene Stimme an, aus der wie entstellt und von ferne Adalbert Klingers Tonfall herausklang; „Wir sind alle beide . . . alle beide von einem schweren Schicksal heimgesucht worden . . Herr Professor . . ."

Er schaute auf und sah in ein bleiches, zuckendes Gesicht, das in allen seinen Zügen gealtert und verstört war und nach Fassung rang.

„Ich kann es nicht verstehen . .," stammelte der Professor, „. . . ich weiß nicht, wie das möglich war . ."

Klingers Vater ächzte. „Ach, Herr Professor . . .," sagte er, „. . . was wissen wir von unseren Kindern . . .?" Er schwieg. Dann sprach er weiter, und jedes Wort kam schwer und von verhaltenem Schluchzen erfüllt über seine Lippen: „Mein Sohn . . . wir haben es . . . er war ja noch ein Kind . . . wir haben es für eine harmlose Schwärmerei gehalten . . ."

„Meine Tochter . . .," stieß der Professor hervor. Er wollte sagen, daß es keine Gemeinschaft zwischen ihm und seiner Tochter gegeben habe.

„Ihre Tochter," fiel ihm Klingers Vater in die Rede, „. . . hätte sie meinen armen Jungen gekannt . . . hätte sie gewußt, was sie ihm war . . . sie wäre gut zu ihm gewesen . . ."

Der Professor sah den Mann mit weit geöffneten Augen an.

„Ja," fuhr der fort, „. . . sie hätte ihm nicht zürnen können . . er hat ihr sein ganzes Herz geöffnet . . . und wir haben es für eine harmlose Schwärmerei gehalten . . . Gott im Himmel!"

Ein jäh aufleuchtendes Staunen fuhr dem Professor durch alle Sinne.

Klingers Vater aber redete weiter, stockend und dann wieder voll Hast, etwas von Bitterkeit schwoll in seiner Stimme und die Fassung verließ ihn mehr und mehr: „Vielleicht werden Sie finden, daß Ihr Verlust größer ist als der meinige . . . so eine Künstlerin . . . und so jung . . . aber Ihre Tochter . . Alle Leute haben sie verehrt . . . Sie haben doch wenigstens Freude an ihr gehabt, und Ruhm an ihr erlebt . . . obwohl das jetzt doppelt hart ist . . . trotzdem . . . aber mein armes Kind . . . mein Adalbert . . . was hätte aus ihm werden können, . . nicht wahr? . . . oh, mein ganzes Leben ist vernichtet . . ."

Er schlug die Hände vors Gesicht und sein Schluchzen klang, als sei ihm die Seele zertrümmert, und breche nun stückweise aus ihm hervor.

Der Professor starrte vor sich hin. Eine große Künstlerin . . . dies Wort ging vor ihm auf, stand schimmernd vor ihm wie ein Licht. Niemals war ihm

Olga etwas anderes gewesen, als ein Kind, das ihm Gram bereitete, weil es seine Lehre und seine Liebe verschmäht hatte, eine Tochter, die ihm Schande machte, weil sie vor den Leuten sang und tanzte. Eine große Künstlerin . . . konnte man eine große Künstlerin sein, wenn man sich vor den Leuten zur Schau stellte und Dinge tat, die einem Mädchen verboten sind? Er hatte andere Begriffe von Kunst. Ihm war sie mit all ihren Werken in Büchern aufgestapelt, war sie ein Vermächtnis der Vergangenheit, und viele gelehrte Männer beugten sich forschend drüber hin. Er wiederholte die Worte von Klingers Vater in seinem Innern: Alle Leute haben sie verehrt . . . alle Leute . . . und das war wie eine neue Melodie in ihm. Daß alle Leute sich an ihr ergötzt hatten, war sein Schmerz gewesen. Daß diese Tochter losgerissen von ihm einer ungekannten und gefürchteten Welt als Spielzeug diente, war seine Beschämung gewesen und seine Qual. Verehrt . . . Adalbert Klinger . . . der vornehme, hochmütig in sich verschlossene Knabe hatte sich getötet um Olgas Willen, und dort stand jetzt sein Vater und redete mit Ehrfurcht von Olga und nannte sie eine große Künstlerin. Er trat zu dem schluchzenden Mann, legte ihm zart die Hand auf die Schulter und sagte mit schüchterner Innigkeit: „Herr Klinger . . . Herr Klinger . . . auch ich habe mein Kind verloren."

Viele Menschen drängten sich vor Olgas Haus, die breite weiße Straße war ganz schwarz überflutet von ihnen; die Wache ging umher, ordnete das Getümmel, und das Spalier glich einem gewundenen Korridor, zwischen dessen engen Wänden man schreiten mußte, um an das Tor zu gelangen. Der Professor fühlte sich beklommen, als er diesen Zusammenlauf erblickte. Das war die Öffentlichkeit, die er immer als eine Gefahr und als etwas Niederdrückendes empfand. Dieses dunkle Gewühl, dies dichte Beisammenstehen und Warten, dieses Schauen und Reden ringsumher, in all dem war etwas Angreifendes, etwas, das sich seiner geheimen Erlebnisse bemächtigte, sie durchsuchte und sie auf das Pflaster ausstreuen wollte. Da war jetzt ein Rauschen in der Straße wie von einem großen Ereignis, und der Professor fühlte, wie er darin hinrollte, winzig und ohnmächtig, und doch sichtbar und zur Schau gestellt. Er stieg die Treppen hinauf, seine Frau war neben ihm, Hermine und Anton folgten nach. Aber auch das Treppenhaus war von Menschen besetzt; junge Mädchen standen auf den Stufen, junge Männer gingen flüsternd auf und nieder, machten Platz, da der Professor vorbeikam, und grüßten. Ein blondes, kaum noch erwachsenes Mädchen stand oben auf dem Gang, blickte ihnen entgegen und flüsterte noch schnell mit ein paar anderen, die sich abseits hielten. Dann lief sie ihnen hastig in den Weg und reichte der Frau ein paar Blumen, atemlos vor Befangenheit, und ihr erschrockenes junges Gesicht war von plötzlichen Tränen überströmt.

Die Tür von Olgas Wohnung stand weit offen, und die Zimmer waren alle

erfüllt von schwarzgekleideten Menschen. Wie der Professor eintrat, wichen sie vor ihm zurück, bildeten eine schmale Gasse, durch die er mußte; sie gingen einer hinter dem andern, so wenig Raum war vorhanden; der Professor zuerst, dann die Mutter, dann Hermine, und Anton zuletzt. Viele Hände streckten sich aus und griffen nach seiner Hand und schüttelten sie kurz und ließen sie wieder frei; viele Verbeugungen sah er und viele traurige Blicke.

Sie tauchten wieder in die schimmernde Dunkelheit des Totengemaches, sahen die funkelnden Kandelaber um den Sarg, der jetzt geschlossen war, und wie ein prunkvolles silbernes Gebirge in der Finsternis sich erhob. Der schwere Duft von Blumen, Wachskerzen und Weihrauch, in sich selbst erstickend, umwallte sie wieder, und sie fühlten wieder durch die dicke Schichte dieses Duftes einen schmerzhaft weichen, peinigend öden Geruch hervordringen, der tief durch ihre Trauer drang und leise an ihr Entsetzen rührte.

Ein Herr mit einem glattrasierten, zerwühlten Schauspielergesicht stand plötzlich da; es war der Theaterdirektor, und er begrüßte den Professor wie einen alten Freund. „Ich bin tief bewegt," sagte er flüsternd. Dabei schien es wirklich, als wolle er weinen. „Tief bewegt . . .," sagte er. „Gott gebe Ihnen die Kraft . . . Gott gebe uns allen die Kraft . . ." Der Professor blickte ihn an und wußte nicht, wer das sein könne. Jetzt sah er, daß einige Damen hier innen standen; lange Trauerschleier verhüllten ihre Gesichter, aber er hörte ihr halblautes Reden, und sie hatten verwöhnte, vornehme und melodische Stimmen; ihre Worte waren rein und schwingend im Vollklang. Noch andere Damen kamen herein und er hörte sie weinen; ein singendes, zärtliches Weinen. Die eine von ihnen kam zur Mutter herbei, und zog sie schluchzend an die Brust, und nun schluchzten die anderen alle mit. Dem Professor war es irgendwie, als sei hier noch eine andere Familie beisammen, und trauere um Olga, eine Familie, die er nicht kannte, in der Olga fern von ihm gelebt hatte und die jetzt, wie ihm schien, vordringend sich der ganzen Trauer bemächtigte.

Da stand wieder der glattrasierte Mann bei ihm, hatte jetzt ein ganz geschäftiges, aufmerksames Gesicht und raunte ihm zu: „Darf ich bitten . . . nämlich . . . Seine Exzellenz, der Herr Minister wünscht Ihnen seine Teilnahme auszudrücken . . ." Ratlos blieb der Professor zurück, und der Glattrasierte kam wieder, zeigte mit der Hand nach ihm, und sagte irgendwohin ins Dunkel hinein verbindlich und devot: „. . . das ist der Vater . . . Herr Professor Frohgemut . . ." Ein großer Herr mit feinen weißen Koteletten beugte sich zu dem Professor nieder und reichte ihm sanft die Hand. Des Professors Blick verfing sich an dem Monokel, das spiegelnd von der Brust des großen alten Herren niederbaumelte. „Nehmen Sie mein aufrichtiges Beileid . . ." hörte er den alten Herrn mit einer stolzen Stimme sagen, „. . . ich bin tief erschüttert . . . so jung . . . und so plötzlich . . . es ist wahrhaft tragisch . . . ich habe . . . nämlich

auch persönlich habe ich Ihre Tochter aufrichtig verehrt . . ." Der Professor schaute vor sich hin und wußte nicht, was er nun antworten mußte. Nun schob sich wieder das glattrasierte Gesicht vor, hatte einen Ausdruck, als überbringe es eine geheime Freudenbotschaft und flüsterte: „Herr Professor . . . ich bitte . . . der Herr Bürgermeister . . ." Der Professor sah das populäre Antlitz des Bürgermeisters vor sich, fühlte den festen Druck einer warmen Hand, fühlte sich zutraulich an der Schulter ergriffen, und hörte, was der Bürgermeister zu ihm sprach: „Es ist ein schwerer Verlust . . . für die ganze Kunst . . . für unsere ganze Stadt . . . ja, mein lieber Professor . . . so was, wie Ihr Mädel war, das kommt nicht so bald wieder . . . aber schauen Sie . . . wir trauern alle mit Ihnen . . . ganz Wien trauert mit Ihnen . . ."

Der Professor bebte; er glaubte, ein höhnischer Traum ziehe hier in flimmernder Dunkelheit an ihm vorüber und phantastische Gestalten flüsterten ihm unbegreifliche Dinge zu. Sein Denken war wie ausgeräumt; alles, was er in Jahren geglaubt und empfunden, war fort, war hinweggenommen. Die Leute waren herangetreten und hatten Stück um Stück aus ihm hervorgeholt; irgendwo aber in einem Winkel dieser Leere lag sein Denken wie gebunden und wie geknebelt. Immer mehr Leute traten heran und reichten ihm die Hand und sprachen zu ihm.

Weihrauchwolken flogen jetzt in kurzen Stößen auf und lagen träg in dieser Luft, die so gefüllt war, daß sie nichts mehr aufnehmen konnte. Eine dünne Stimme tremolierte in feierlichen Worten und der Professor sah den Priester in weißem Chorhemd am Sarge stehen. Dann folgte das Gewirr des Aufbruchs; die Mutter stützte sich schwer auf seinen Arm; vor ihm her war das Geschiebe und murmelnde Reden der Männer, die mühsam und mit nach abwärts gestrafften Armen die Bahre hinaustrugen. Er ging die Treppe hinunter, eingehüllt in das Geräusch der scharrenden Füße, der flüsternden Reden und des flatternden Schluchzens, das da und dort, ober und unter ihm laut wurde.

In der freien Luft draußen hallte das Geläute der Glocken über ihnen und in die Ecke des Wagens gedrückt sah der Professor Menschen zu beiden Seiten des Weges die Straßen säumen. Gesichter und Gesichter, die zu einem schmalen hellen Streifen über einem breiteren dunkeln Streifen ineinanderflossen. Als sie an der Kirche hielten und das Glockenläuten dröhnend über sich hatten, sah der Professor den Pomp des Leichenzuges, sah die vier Blumenwagen, die über und über farbig beladen, mit wehenden Schleifen bis weit voraus in die nächste Straße hinein standen.

Mit tiefem Brausen senkte sich der Orgelklang hernieder, während sie in die Kirche kamen, fegte um sie her wie schütternder Donner und aus der dunkel schwingenden Klangfülle stieg plötzlich hell und rein der Gesang von Mädchenstimmen empor. Weihrauchwolken flogen auf und legten blaue Schleier in dem weiten steinernen Raum; Altarkerzen funkelten wie kleine Goldpunkte. Schweigen.

Dann gesprochene Worte. Eintönig und vereinsamt schienen sie langsam zur Erde zu fallen und schlugen gläsern auf die Marmorfliesen. Nun brach die Orgel wieder aus und ihr breites erzenes Rollen war überschwebt von lichten Geigentönen, durchwirbelt vom zärtlichen Donner der Pauken und überstrahlt von dem feierlich rufenden Gold der Posaunen. Aber aus dem melodischen Gewitter des Orchesters drang jetzt eine Männerstimme hervor wie Abendsonne aus Sturmwolken, breitete sich sanft und liebreich aus und redete zu allen mit einer Beredsamkeit, die höher schien als Worte.

Dem Professor war es, während die hellen Mädchenstimmen aufblühten, als ob hier andere Geschwister Olgas singen würden, andere Schwestern als Hermine, die hier stand und in ihr Taschentuch weinte. Jetzt, da diese weiche Männerstimme sich entfaltete und in ihrer Sanftheit mächtig wurde über alle Menschen, war ihm, als spräche ein anderer Vater Olgas, einer, der sie nicht verstoßen hatte und der jetzt Abschied von ihr nehmen durfte. Ihm schien, als sei er selbst jetzt erst atemlos herbeigelaufen und stehe nun da, ausgeschlossen und verspätet. Rings um sich hörte er ganz leise einen Namen flüstern, als die Männerstimme dort oben anfing. Er verstand ihn nicht. Er kam sich beiseite gesetzt und arm vor.

Dann war er wieder im Wagen und sah wieder die Menschen zu beiden Seiten der Straße; und draußen war der Döblinger Friedhof von einer ungeheuern Menschenmenge erfüllt. Sie standen zwischen den Gräberreihen, stiegen auf die Grabsteine und drängten sich in dichtem Spalier die Alleen entlang; sie hoben die Arme zu der Bahre empor, die über allen Häuptern schwankend an ihnen vorüberzog. Frauenstimmen schrien klagend auf, rasches Weinen zerriß die Luft, und ein Murmeln von erregten Worten lief neben ihnen her. Rings um die offene Gruft stand ein Kreis von weißgekleideten Mädchen; die hielten Blumen in ihren Armen und streuten sie in die Tiefe, als die Erde den Sarg aufnahm.

Da stand der glattrasierte Mann mit einemmal erhöht über der Menge und begann mit lauter Stimme: „Olga Frohgemuth . . .“ Es wurde still und der Professor empfand ein feindseliges Erschrecken, weil nun wieder ein Fremder zwischen ihn und all diese Geschehnisse trat, und ihn hinderte, sich hinzugeben.

„Olga Frohgemuth . . .“ wiederholte der Mann leise, und in das Grab hineinschauend, „. . . die ganze Stadt ist herausgekommen und gibt dir das letzte Geleite zu deiner Ruhestätte . . . alle sind sie hier versammelt, die Ruhm und Ansehen haben in Wissenschaft und Kunst oder Macht und hohem Rang im Leben . . .“ Der Mann redete weiter, mit einer zur Trauer verstellten Stimme, mit zudringlichen und gewöhnlichen Worten, aber in dem Professor klang es wieder und wieder: Alle sind sie hier versammelt . . . Jetzt hörte er den Mann sagen: „An einem heiteren Frühlingstag senken wir dich in die Erde, du Un-

vergeßliche, die du selber ein heiterer Frühlingstag gewesen bist, ein gar zu kurzer, gar zu schnell in die Nacht enteilender . . ."

Die Mutter sank mit einem wehen Seufzer in sich zusammen; der Professor mußte sie stützen. Lautes Weinen brach überall aus, die Frauen schluchzten und riefen schluchzend: „Ja . . . ja . . ." und die jungen, weißen Mädchen hielten einander weinend umschlungen.

Die Stimme hob sich und schwoll in begeisterter Rührung und gefiel sich und tremolierte: „. . . dankbar werden wir dein Andenken ehren . . . denn du bist ein Geschenk der Götter gewesen . . . Wie eine Griechin warst du, arglos und lieblich und nur dem Dienst der Schönheit geweiht, und so hast du unsere Stadt durchstrahlt und durchsonnt mit deiner heiteren Anmut und hast sie erfüllt mit dem Glanz deiner Schönheit . . ."

Dem Professor war es, als habe ihn ein Streich getroffen. Er begann zu wanken und merkte es nicht, daß man ihn stützte. Er hörte nur, was der Mann dort sagte, und jedes Wort riß ihm eine Wunde.

„. . . Freude hast du gegeben, Olga Frohgemuth . . Freude und Licht und wieder Freude zu spenden, warst du herabgesendet . . . und jetzt, da du so furchtbar schnell von uns scheiden mußt, jetzt gewahren wir, daß es ohne dich dunkler sein wird hier auf Erden . . ."

Der Professor raffte sich auf und trat ein paar Schritte nach rückwärts. Die Leute ließen ihn vorbei ohne ihn zu sehen. Er tauchte unter in dem Gedränge, hörte die Stimme des Redners hinter sich her verhallen, und ihm war, solange er sie hörte, als würde er von hier verwiesen. Aber dann achtete er nicht mehr darauf; er trug einen solchen Tumult in sich davon, daß er nur noch nach innen horchte, auf alle die Stimmen, die sich in ihm erhoben, durcheinanderschrien, riefen und klagten. Immer rascher ging er durch die Alleen des Friedhofs, an den vielen Gräbern vorbei, die wie lauter kleine zierliche Blumenbeete in der Sonne prangten. Bei dem breiten Gittertor blieb er betroffen stehen. Da glitt am anderen Rand der Straße der Wiesenabhang sanft hinunter, in der Talsenkung zu seinen Füßen ruhten die weißen Dörfer eingebettet in blühendes Gefilde, und drüben schwollen die Weinhügel mild empor zum dunkeln Wald des Kahlenberges. Aufgefächert lagen die Berge vor ihm, behaglich hingebreitet, daß er alle Kuppen sah, bis zum Dreimarkstein. Und aus dieser sonnenbestrahlten Landschaft schimmerte ihm vom blauen Himmel her, vom tiefen Grün der Wälder, von den hellen Wiesen und von dem weißen Aufblinken der umbuschten kleinen Häuser, ein Lächeln entgegen, das er zu erkennen glaubte. Einst hatte er dieses Lächeln auf einem sanften Kindergesicht gesehen; nun war dies Kinderantlitz erloschen und in der Erde vergraben; das Lächeln aber schwebte hier über dem Gelände, aufgelöst und lebendig, und wie zurückgekehrt zu seinem ewigen Ursprung. Er legte die Hand vor die Augen, wandte sich ab und

schritt gegen die Türkenschanze zu. Er wagte es nicht, dieser Landschaft ins Gesicht zu schauen.

Sie war hergesendet, um Freude zu verbreiten, dachte er, und ich bin der einzige gewesen, der sich nicht an ihr freute, der sie verwarf und ein Ärgernis an ihr nahm. Er ging weiter und weiter und wiederholte sich immer dasselbe. Oben bei den Häusern, die um die Sternwarte stehen, schaute er zur Stadt hinunter, die fern und von blinkendem Dunst umwolkt sich hinbreitete. Dort unten haben alle sie gekannt, dachte er, und alle haben sie verstanden; . . und bei mir ist sie aufgewachsen, mein Kind ist sie gewesen, . . alle ihre Tage hab ich sie um mich gehabt, habe ihre Stimme gehört, in ihre Augen gesehen, und habe sie nicht verstanden . . . nicht verstanden . . .

Eine Griechin! Er rief es laut, er schrie es sich zu, er stieß sich das Wort vor die Stirne, und er brach in seinem Innern davor zusammen. Hatte er darum zu kleinen Jungen in der Schule gesprochen, hatte ihnen von Griechenland und vom Kultus der Schönheit leere, papierene Dinge erzählt . .? Hart fiel es ihm ein; die Erinnerung daran peitschte auf ihn los . . hatte er von all dem Wunderbaren wie ein Wichtigtuer gesprochen, und nun mußte ein fremder Mensch mit einer fremden Stimme ihm enthüllen, was Olga gewesen, mußte es an ihrem Grabe ihm erklären, daß sie ein Geschenk der Götter war . . .

Was hatte er mit dem Geschenk der Götter angefangen? Befleckt ward es durch seine Gedanken, beleidigt und mißhandelt von seinem Zorn. Mit einemmal sah er Adalbert Klingers blasse Züge vor sich, und erschrak so sehr, daß er zur Seite wich, als träte ihm der Knabe hier entgegen. Der hatte sie geliebt in seinem jungen Herzen, der hatte sie in seinem edeln kindlichen Geist begriffen und genossen. Er hatte ihr Bild bei sich getragen und jeder Gefahr getrotzt, um Olgas Angesicht betrachten zu können. Der Professor erinnerte sich, wie er jenes Bild aus Klingers Händen gerissen, er erinnerte sich, wie er eng an Klingers bebenden Leib sich gedrängt, wie er ihn überfallen hatte, und ihm war, als höre er jetzt wieder das Herz des Knaben pochen. Dieses Herz war nun still für immer, war mitten durchgeschossen, weil es nicht mehr leben wollte, als Olga gestorben war. Der Professor sah Klingers bleiche, geschlagene Wange, er sah die brennenden Augen auf sich gerichtet. Dieses feine, schmerzgeadelte Kinderantlitz hatte er in seiner blinden Wut geschändet und der Knabe hatte es stumm erduldet, um Olgas willen.

Eine heiße Liebe zu Adalbert Klinger brach in ihm hervor, so wild und ungestüm, als habe sie lange schon gegen die Fessel, die ihr auferlegt war, gerungen. Ganz wund und blutig vor Sehnsucht war diese Liebe, schrie auf nach dem Knaben, griff mit tastenden Händen nach ihm in die leere Luft, und wurde rasend an der beständigen Antwort, die vom Bewußtsein herkam: Zu spät. Auch das war versäumt, war nicht erkannt, war mißverstanden worden.

Was hatte er überhaupt verstanden? Nie hatte er sich herabgebeugt über die offenen Seelen der Kinder, die vor ihm aufblühten, wie man sich über Blumen beugen soll, die man pflegt. Nie hatte er des wunderbaren Duftes geachtet, den sie atmeten; hatte niemals wachsen lassen und sich entfalten, was aufwuchs. Er hatte immer nur seinen eigenen Willen zu sehen verlangt, wie er sich in den anderen bewegte, hatte nur den Gehorsam für sein eigenes Gebot von der Jugend gefordert und war fremd vor ihr gewesen, streng und kalt.

Aus der Gartenstille des Währinger Cottages kam er heraus in die lärmenden Straßen der Vorstadt und schritt hastig dahin im Gewühle der Menschen, als suche er jemanden, blieb stehen und schaute hinter sich, als erwarte er, jemand komme ihm nachgelaufen, hole ihn ein, und alle Not werde damit ein Ende haben. Dann wieder schlich er achtlos und wie verloren, zögernden Schrittes, als sei es ohnehin vergeblich, einen Fuß vor den andern zu setzen. War er nicht gestern noch vermessen genug gewesen, zu glauben, Olga sei vom Geschick ereilt worden, weil sie sich ihrem Vater widersetzt hatte? Nun sah er, der Himmel hatte sein Geschenk zurückgenommen, weil es an einen Unwürdigen verschwendet war. Ihn selbst hatte eine Strafe getroffen, ihn und keinen anderen.

Stundenlang war er umhergegangen, hatte den Heimweg gefunden, ohne es zu wissen, war gleichsam einem inneren Gesetze folgend durch alle die Menschenbäche bis hierher gesickert, und erkannte nun die Straße, die zu seiner Wohnung führte. Mit Schrecken dachte er jetzt an seine Frau, dachte an Hermine und Anton. Was hatte er ihnen angetan! Still und geduldig mußten sie es hinnehmen, daß er sie mißhandelte, daß er zwischen ihnen und Olga stand und ihrer Sehnsucht alle Türen verrammelte. Sie hatten mehr gelitten als er, denn kein Groll war in ihnen gewesen, in den sie sich hätten flüchten können, wenn ihr Verlangen nach Olga rief; kein beleidigtes Rechthaben war bei ihnen, darin sie unterkriechen und ihre Gedanken an Olga verbergen konnten. Ihr einfaches Denken hing rein und treu an der Verstoßenen; ihr unbeirrtes schlichtes Empfinden begehrte zärtlich nach der Tochter, nach der Schwester, und er hatte sie alle beraubt, hatte sie um ein Glück gebracht, das nie wiederkam. Schuldig und elend stand er vor ihnen da; schuldig und elend vor Olga, die nun draußen auf dem Friedhof ruhte, vor Adalbert Klinger, den sie nun begraben werden, vor all der Jugend, die er ohne Güte hatte beherrschen wollen.

Seine Schritte wurden langsamer und er fühlte, daß er niemandem mehr unter die Augen treten durfte. Da war nur noch ein Rest, der ihm jetzt blieb: umkehren und hinuntergehen durch alle die bekannten und durch alle die fremden Straßen zur Donau hin, und mit einem Schwung über die Brücke. Dann war alles vorüber und dies verspielte Leben hatte ein Ziel. Seine Schritte wurden langsamer. An den Tod dachte er ohne Scheu und ohne jedes Grauen; nur daß er jetzt umwenden sollte, eine andere Richtung nehmen, fiel ihm nicht

ein. Der Vorsatz schwebte kraftlos in ihm, hatte keine Gewalt und trieb ihn nicht. Nichts in ihm hatte jetzt Bewegung und Kraft mehr; er sah auf diesen Plan mit einem undeutlichen, abirrenden Denken, verweilte mit dämmerndem Grübeln bei leblosen Worten, die vor ihm auftauchten, und der Schwung über das Brückengeländer erschien ihm irgendwie als ein Hindernis. Unaufhaltsam ging er dabei weiter, immer näher seiner Wohnung zu. Seine Knie vermochten sich nicht mehr zu straffen; ein unterwürfiges Nachgeben war in seinem Körper, ein wehleidiges Wissen, daß seine Schultern nichts mehr tragen konnten und ein schmerzhaftes Verlangen, in einem gewohnten Stuhl zu sitzen und den Rücken anzulehnen.

Er fühlte, daß er ein alter Mann sei, und trat ins Haus.

Die Mutter kam aus der Küche herein, um nach ihrem Manne zu sehen. Er hatte gestern Abend, da er heimkam, nichts mehr gesprochen, war zu Bette gegangen, als wolle er sich verstecken. Und die ganze Nacht hatte er wach gelegen. Dann war er diesen Morgen aufgestanden, still wie immer, in sich gekehrt und schweigsam, wie sonst, aber nun saß er im Zimmer auf dem Sofa, sah verfallen und krank aus und schaute mit erloschenen Augen vor sich hin. Die Kinder merkten nichts; Anton war in seiner kleinen Stube und lernte; Hermine saß mit dem Rücken zum Vater in der Fensternische und stickte. Aber die Mutter sah, daß etwas in ihrem Manne wühlte und ihn zerriß. Sie wagte es nicht, ihn zu fragen, denn er hatte es nie erlaubt, daß man auf ihn eindringe, sich ihm ungerufen näherte und einen Zugang zu ihm suchte. So schlich sie nur manchmal aus der Küche herein, tat als hätte sie irgendwas im Zimmer zu holen, bewachte ihn mit heimlich spähenden Augen und fürchtete sich vor einem neuen Unglück.

Der Professor saß da und dämmerte. Dieser neue Tag lag wie eine Überraschung vor ihm, wie etwas Unvermutetes und Rätselhaftes. Da fing alles wieder von frischem an, mit Sonne und blauem Himmel, mit Heiterkeit und kraftvollem Vorwärtsschreiten. Er sah in die Helligkeit und konnte sich nicht darin finden; er war wie abgeschnitten von diesem Heute, es strich über ihn weg, ließ ihn fallen, rührte gar nicht an ihn.

Lange saß er so da und wurde den Stunden, die hingingen, fremder und fremder. Er war wie aus der Reihe getreten und hielt sich hier abseits.

Langsam schaute er im Zimmer umher, und mit einer Neugierde, als wolle er erst jetzt ergründen, wo er eigentlich sei. Er betrachtete die Möbel und die Wände und erkannte sie, wie man alte Bekannte wiedererkennt. Den breiten hohen Kredenzschrank, den Eßtisch mit der roten Plüschdecke darauf, die Hängelampe darüber, die Bücheretagere in der Ecke. Sie sahen betrübt aus, als sei es ihnen schlecht gegangen und als seien sie nun enttäuscht und müd. An der

Tapete waren die Blumen verwischt und die Farben erloschen. Sie glich einem Antlitz, das von vielen Tränen ganz verwaschen war. Die Plüschdecke zipfelte verschossen und dünn geworden über die Tischkante, und die Stoffgardinen an den Fenstern hingen in welken, nachlässigen Falten herab, als sei ihr prunkhaftes Bemühen längst mißlungen und als glaubten sie nicht mehr an ihre Feierlichkeit.

Der Professor nickte leise mit dem Kopf. So war dies alles vorüber, dies ganze Leben, das sich hier eingesponnen hatte, all die Jahre, deren trübe Spur hier haftete, und alles sah jetzt mißglückt und versäumt aus.

Da stand plötzlich dort an dem Kredenzschrank ein winzig kleines Mädchen und lächelte zu ihm herüber. Das war Olgas schmaler Kinderkörper, als sie kaum noch laufen konnte, und sich hier an den Möbeln vorwärtstastete. Das war ihr frohes kleines Gesicht, mit dem sie alle anstrahlte, wenn sie ein paar Schritte gegangen war. Er wunderte sich gar nicht, sie jetzt wieder dort zu erblicken. Sie hatte ja nicht aufgehört hier zu sein, nur daß er es gewesen war, der sie nicht hatte sehen wollen. Dort war sie so oft gestanden und hatte zu der weißen Porzellandose hinaufgespäht, darin der Zucker lag. So klein war sie und der Schrank so hoch, und wenn sie die kleinen Arme ausgebreitet an den dunkeln Bau des Schrankes preßte, dann war es, als ob ein Mensch ein großes Haus umarmen wollte. Die weiße Porzellandose stand heute noch an ihrem Platz und der Zucker war noch darin verwahrt wie damals. Wenn die Mutter kam und ihr ein Stückchen gab, hatte das Kind gelacht, und wenn der Vater da war, ihr den Zucker verweigerte und sie von dem geliebten Schrank wegführte, hatte sie auch gelacht.

Die kleine Gestalt dort verschwand vor seinen Blicken und zerfloß. Er saß still und horchte gegen die Küche hin. Würde sie dort draußen nicht zu singen anfangen wie einst? Sie konnte des Morgens oder vor dem Mittagessen in der Küche draußen mit solchen Jubellauten singen, daß man meinte, sie sei eben beschenkt worden. Wenn es ihm zu viel wurde und er sie durch die Türe hindurch anherrschte: Ruhig! dann kam ein kleines leises Lachen noch hereingeflattert und dann wurde sie still. Aber an ihren schimmernden Augen, wenn sie hernach in das Zimmer trat, an ihrem lächelnden Mund konnte man wissen, daß der Jubel in ihr weiterging und niemals innehielt. Wunderbar und seltsam wohltuend war es für ihn gewesen, Olga etwas zu befehlen. Es war ihm gewesen, als ob sie jedes seiner Worte umarme, als ob seine Gebote empfangen wurden, wie eine aufklopfende Hand von samtenen Kissen, als ob sie weich und zärtlich hingebettet wurden wie Gaben, die alle gleich gut und gleich angenehm sind. Deshalb hatte es ihn auch so sehr getroffen, als sie eines Tages sein Verbot nicht annahm und es ihm zurückgab wie etwas Fremdes, das sie nicht brauchen konnte. Fassungslos hatte es ihn gemacht, weil er merkte, daß sie mit ihrem Wesen von

ihm abgerückt war und heimlich wo anders weilte. Er fühlte einen Schmerz, der vor Zeiten manchmal unter der Schwelle seines Zornes sich geregt hatte. Jetzt war sein Zorn von ihm weggenommen und jetzt lag dieser Schmerz ganz entblößt in ihm da. Er holte ihn hervor und sah, wie er tief an den Wurzeln mit der Liebe zu Olga zusammenhing. Daß sie bei anderen lebte, anderen ihr Lächeln gab, daß andere die Arme nach ihr breiteten, das hatte ihn tief unter dem Mantel seines Zornes wund gemacht. Diese ohnmächtige Kränkung wandte sich ab von ihr, diese Eifersucht barg sich unter strengen Grundsätzen, reichte ihm geschäftig Moral und Tugendgesetze hin, damit er sie gegen Olga brauche, und aus dieser Kränkung war jene verheimlichte, niedergerungene Hoffnung in ihm gewesen, dereinst einmal wieder in seine Rechte eingesetzt zu werden, wieder zu befehlen, zu strafen und zu verzeihen, diese Hoffnung, deren er sich geschämt hatte, der er nicht nachgeben wollte, die er vor sich versteckte.

In dem Dämmer der Gesichte, die nun an ihm vorüberglitten, trat auf einmal der Prinz Emanuel Ferdinand hervor. Er sah ihn jetzt, wie er sich der Mutter in die Arme geworfen hatte, und jede Bewegung an ihm verstand er jetzt. Als ob er eines von seinen eigenen Kindern sei, eines von Olgas Geschwistern, so war der Prinz dagestanden, hatte sich der Mutter hingegeben, hatte ihr seine Verzweiflung anvertraut, und war ehrfürchtig vor ihr gewesen. Olgas Macht hatte den Prinzen hierhergetrieben, die Gewalt ihres Wesens hatte es noch im Tode bewirkt, daß dieser aus seinem Rang und aus seiner Ferne herbeikam und zu ihnen gehörte, als sei er ihrem Blute verwandt. Sein Antlitz und seine Augen, seine schmalen Schultern und seine Hände und jede Geste seiner Hände, alles war umwittert gewesen von Olgas Liebe.

Der Professor aber blickte an sich herunter und suchte. An ihm war keine Spur. Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn er sie damals hätte reden lassen, wenn er sie nicht verscheucht, wenn er sie an seine Brust gezogen und ihr seine Hände sanft auf das blonde, weiche Haar gelegt hätte.

Er hielt seine hohlen Hände aufgestellt auf seinen Knien, und sie dursteten danach, ein blondes Haupt zu umschließen. Wie eine Entdeckung war es in ihm, daß man ein Kinderhaupt liebkosen müsse, nicht bloß mit Augen und Gedanken, sondern mit Händen. Warum hatte er sich dessen enthalten? Warum sichs auferlegt, dies Warme, Lebendige nicht mit Händen zu fühlen? Er wußte es nicht mehr. Irgend einen Grund hatte er wohl gehabt, aber für wie wichtig er ihn einst auch geachtet, der lag nun verschrumpft und vermodert tief im Schutt seiner anderen Grundsätze, war unkenntlich und zerfallen, und er selbst saß da und begriff, wie vergeblich er gedarbt hatte.

Ein Kind . . . dachte er und sah mit inbrünstigem Erstaunen auf dies liebe Wort. Ein Kind . . . das ist um uns her . . . das blüht so neben uns . . . aus unseren Keimen blüht es auf . . . und unser Wesen nimmt es mit sich . . .

und trägt es fort in das Leben hinein . . . und wird ein anderes . . . und bleibt doch weit von uns weg alles, was wir selber sind . . .

Seine Augen irrten auf dem Boden des Zimmers umher, als müsse ein Kleines mit unsicher taumelnden Schritten herankommen und sich an seine Knie lehnen. Ein Kind . . . rief es in ihm. Er hob den Blick und sah Hermine vor sich in der Fensternische sitzen. Er sah ihr blondes, aufgestecktes Haar, das Olgas Haaren glich, er sah ihren jungen Hals in weicher Linie von den Schultern sich heben, und diese Linie war Olgas Schultern verwandt. Atemlos raffte er sich auf, tat einen kurzen Schritt, stand hinter Herminens Stuhl, hatte dies blonde Haar schimmernd vor seinen Augen, und leise legte er seine zitternde Hand darüber.

Hermine fuhr zusammen, wandte sich und sah mit erschrockener Verwunderung zu ihm auf. Eine Sekunde lang blickten sie einander an, und Hermine las ein hinströmendes Geständnis in ihres Vaters Augen. Sie sah, daß er wankte, sprang empor, um ihn zu stützen, da hatte er die Arme ausgebreitet, fiel ihr an die Brust und sein Stöhnen brach aus wie der gewürgte Schrei eines Irregewordenen.

„Mutter! Mutter!" rief Hermine entsetzt.

Die Mutter hatte den Wehlaut schon vernommen, kam schon durch die Türe gelaufen, Anton sprang erschrocken herein und sie sahen, wie der Vater Hermine umklammert hielt, als ringe er mit ihr. Sie hörten sein ächzendes Weinen, eilten herzu, als müßten sie ihn retten, legten ihre Arme um ihn, faßten ihn an den Schultern, streichelten ihn über den Rücken, berührten seine grauen Haare, und standen alle vier beisammen, wie eingehüllt in dieses furchtbare Weinen. Sie merkten, daß er in ihren Händen wanke, führten ihn ans Sofa, ließen ihn niedersitzen, drängten sich um ihn, waren stumm vor Erschrecken und hörten, wie seine Stimme schluchzend zerbrach. Etwas wie Scham war in ihnen. Diese Stimme, die sie von jeher gekannt hatten, die immer fest gewesen war und blank, zerging nun in wimmernden Lauten, verrann wie Blut, führte verborgenen Schmerz mit sich ans Licht, und flehendes Bitten. Diese Stimme war alt und schwach und kippte um, und demütigte sich vor ihnen.

Sie blickten zu ihm nieder, wie er in sich verkauert da saß und in seine Fäuste schluchzte, und wie er jede Gewalt über sich verlor. Sie nahmen ihn an den Händen, sie fuhren ihm sanft über seine bleichen Wangen, und trockneten seine Tränen, wie man einem Kind die Augen wischt, und sie fühlten, daß er jetzt ihrer bedurfte, daß er sich ihnen ganz dahingab.

Er konnte noch nicht sprechen, aber er schaute sie, einen nach dem andern an, als hätte er sie jetzt erst gefunden. Herminens Hand und Antons Hand hielt er in seinen Händen und betrachtete sie. Da lagen sie warm und lebendig und er staunte darauf nieder, und preßte sie an sein Gesicht. Dann schüttelte er den

Kopf und flüsterte etwas, aber niemand verstand ihn. Die Mutter rückte zu ihm heran, legte ihren Arm um ihn, hielt ihr Gesicht zu dem seinigen und fragte: „Was sagst du?"

Er schüttelte den Kopf, und sie sah, daß er wieder verzweifelte. Sie bat ihn: „Sag mirs doch . . was ist es denn . . .?"

Er flüsterte ihr ins Ohr: „Nie . . nie habe ich sie gesehen . . nie . . nie . ." Eine Träne fiel heiß aus seinen Augen auf die Wange der Mutter. Sie redete ihm zu wie einem Kranken: „Aber . . wieso denn? Wieso denn . . nie?"

„Dort," sagte er leise ganz nahe an ihrem Ohr. „Dort . . . wo wie . . . du weißt ja . . . nie hab ich sie dort gesehen . ."

Sie nickte ihm zu. „Aber ich habe sie gesehen." Still und wie ein Bekenntnis sagte sie das.

Er klammerte sich heftig an sie: „Erzähl mir . ." flehte er, „. . . erzähl mir . . ."

Und sie erzählte ihm, wie sie Olga auf der Bühne gesehen, brachte den Anblick, den er ihr verboten hatte zu ihm her, wie gerettete Habe, und er lächelte und wurde still dabei.

Wie dann die Tage verstrichen und sich zur Woche reihten, wie dann die Wochen hinzogen und sich zu Monaten fügten, ging der Professor aus, wanderte langsam durch die Straßen, zuerst mit seiner Frau und den Kindern, — denn sie ließen ihn anfangs nicht allein — später wieder einsam und ungestört mit seinem Nachdenken. Er stand vor den Schaufenstern, in denen Olgas Bild aushing; er betrachtete die Bilder der anderen Schauspielerinnen und verglich sie. Er kaufte alle Bilder Olgas, deren er habhaft werden konnte, und in allen Verkleidungen, in allen Masken, unter allen Perücken und in allen Verschleierungen suchte er ihre hellen Augen, fand er ihren verdutzten lächelnden Mund, ihr schimmerndes Antlitz, das er nun alle Tage tiefer zu verstehen meinte.

Er ging umher und spürte ihren Hauch hingebreitet über die ganze Stadt. Wie ein Duft, der noch nicht verflogen ist, war ihm Olgas Wesen in diese Atmosphäre verwoben. Hier liefen die Menschen an ihm vorbei, die Olga applaudiert hatten, hier waren junge Mädchen, die Olgas Lächeln nachzuahmen schienen, hier waren junge Männer, die Olgas Andenken wie ein Glück in ihrem Herzen trugen.

Er baute sich in seinen Gedanken eine Vorstellung auf von dem, was das Theater sei, das er nur von ferne kannte, das er verdammt hatte und das ihm jetzt teuer war. Er sah ein Paradies vor sich, darin alle Menschen erhöht und verklärt wurden, einen Quell von Licht und Seligkeit, darin alle sich badeten, um sich zu stärken und zu reinigen, weil sie sonst nicht imstande wären, die Last des Daseins weiterzuschleppen. Er wußte nicht, was dort geschah und wie es geschah, er sah nur eine ungeheure Helligkeit, und mitten in dem strahlenden

Gnadenort war Olga gewesen und hatte Freude gespendet über die ganze Stadt hin, und alle Menschen wurden milder an ihr und versöhnlicher, und wurden voll Güte.

So war es ihm bei Tage, als hole er das Leben seines Kindes wieder ein, das er versäumt hatte, als lerne er es nachträglich begreifen und genießen. Er labte sich an dem Abglanz, der von Olga noch in der Welt zurückgeblieben schien, er sonnte sich darin und beschwichtigte sich daran.

In den Nächten aber, in denen er schlaflos lag, nahm ihm die Dunkelheit alles wieder fort; alle die Bilder und Gedanken und Lichter löschten aus und wurden nichtig. Dann überfiel ihn das Wissen von Olgas Tod, und er sah, daß sein Schmerz unvermindert war. Willig und ohne Kampf weinte er in die Kissen, saß dann aufrecht in seinem Bette, streckte die Hand nach seiner Frau aus und bat: „Erzähl mir . . erzähl mir . ."

Und sie saß in der Dunkelheit neben ihm, hörte, wie sein altes Herz pochte und erzählte: „Da ist der Vorhang aufgegangen und es ist so hell geworden wie am Tag . . . und dann ist sie herausgekommen . . . Olga . . . sie war als eine Königin angezogen und hat eine Krone getragen . . . und zwei blaue Pagen haben ihre Schleppe gehalten . ."

Jede Nacht erzählte sie's, er horchte hingegeben und bat: „Weiter . . . weiter . . .!"

Hermann Hesse / Landschaften

Windiger Tag im Juni

Der See ist wie Glas.
Am steilen Hügelhang
Weht silbern das dünne Gras.

Jammernd und todesbang
Schreit ein Kibitz in der Luft,
Taumelt in zuckenden Bogen.

Vom andern Ufer herüber geflogen
Kommt Sensengeläut und sehnlicher Wiesenduft.

Gewitterregen in der Sommernacht

Tropfen sinken. Die Luft ist bang.
Noch geht kein Wind.
Ein Trunkener singt die Straße entlang,
Sein Lied ist irr und schwach wie ein Kind.

Nun schweigt er ganz.
Der Himmel zerreißt,
Und grell im blauweißen Glanz
Der Blitze die Straße gleißt.

Wie Getrabe von weißen Rossen
Rauscht Regen heran;
Alles Licht erlosch, alle Form zerrann;
Stürzende Wogen halten mich eingeschlossen.

Mittag im September

Es hält der blaue Tag
Für eine Stunde auf der Höhe Rast.
Sein Licht hält jedes Ding umfaßt:
Wie man's in Träumen sehen mag,
Daß schattenlos die Welt
In Blau und Gold gewiegt,
In lauter Duft und reifem Frieden liegt.

— Wenn auf dies Bild ein Schatten fällt! —

Kaum hast du es gedacht,
So ist die goldene Stunde
Aus ihrem leichten Traum erwacht,
Und bleicher wird, indes sie stiller lacht,
Und kühler wird die Sonne in der Runde.

Rundschau

Das Ibsen-Problem / von Julius Bab

Trotz aller Bemühungen der Goethephilologen gibt es eigentlich kein Goethe-Problem, und obwohl Shakespeare für die unausrottbare Spürwut gewisser Schriftsteller bekanntlich ein „Rätsel" ist, so ist er doch im Sinne der Menschheitsgeschichte keineswegs ein „Problem". Die Größe dieser Erscheinungen ruht gerade darin, daß sie zwar mit viel verschiedenen Namen benennbar, aber dem unaussprechlichen Gefühl nur in einem Sinne faßbar sind. Denn in ihnen selbst sind nicht Meinungen und geistiger Widerstreit lebendig, sie sind einheitliche Geburten der Natur wie Fels und Baum. Sie sind deshalb oberhalb der Meinungen, sie sind kein Problem. Aber Henrik Ibsen ist ein Problem.

Das wird uns mehr und mehr deutlich, je mehr Abstand wir zu seinem Werke gewinnen, je vollständiger unser Blick sein Leben und Schaffen umspannt. Die vier mächtigen Bände aus seinem Nachlaß, die vor geraumer Zeit im Verlage S. Fischer erschienen sind, und in denen Halvdan Koht und Julius Elias die bedeutenderen Stücke der Ibsenschen Hinterlassenschaft ausgesondert, gesammelt, registriert und kommentiert haben, — auch diese vier Bände bringen uns nicht etwa einer Auflösung des Ibsen-Problems nahe, enthüllen nicht etwa eine sichere Einheit hinter dem scheinbar Widerstreitenden. Im Gegenteil, schärfer und unvereinbarer als je stoßen nach der Lektüre dieser Bände in unserm Kopf die in sich fremden und feindlichen Gewalten aufeinander, die doch in seinem Werke zusammengelegt sind.

Auch das vortreffliche Buch, das gleichzeitig mit diesem Nachlaß erschienen ist, Roman Woerners Ibsen-Buch (bei C. H. Beck, München) bringt uns dieser Lösung nicht näher. Die Treue und die Sorgfalt, mit denen der Kommentator jeden Schritt seines Dichters verfolgt, hat beinahe etwas Ergreifendes. Was aber dem Buche fehlt, ist die eigentlich schöpferische Leidenschaft, durch die aus einem Kommentar fremder Werke ein eigenes Werk, aus einer Darstellung eine Lösung, eine Weiterverarbeitung des Falles Ibsen werden könnte. Woerner tritt in liebevoller Hingabe fast immer auf den Standpunkt des Autors selbst. Das gilt nicht etwa für alle Einzelheiten; der einzelnen Leistung gegenüber übt Woerner durchaus selbständige, freie und feine Kritik, er geht darin etwa so weit als ein Individuum vom Range Ibsens auch wohl in Selbstkritik gehen könnte. Über die tiefen großen Widersprüche aber geleitet Woerner mit biographischer Selbstverständlichkeit hinweg. Er glaubt an ganz tief einschneidende Wandlungen, die von Epoche zu Epoche veränderte Lebensumstände bewirkt hätten, — während es eben das Ibsen-Problem ist, die eine unzer-

störbare Naturkraft Ibsens herauszustellen, an der solche Umstände solche Brechungen erfahren konnten. So nennt er Ibsens römische Produktion ein Zeitalter dichterisch reiner Entfaltung und merkt andrerseits für seine modernen Dramen sehr wohl einen Rest französischen Einflusses als lästig an: „Das Unterstreichen und Ausdeuten von Worten und Handlungen": — aber er nimmt diese Beobachtung einfach hin, vertieft sich nicht in das Problematische und Schwerwiegende dieser Wandlung. Er tadelt die kühl tendenziöse Mache in den „Stützen" oder den unbelebten Allegorienbau im „Baumeister": — aber er stellt nicht das Wesen einer Kraft dar, aus der neben dichterisch Reinem so Mangelhaftes mit Notwendigkeit folgen muß. Und er leitet den tiefen Pessimismus der Ibsen'schen Altersdramen nur aus der besonderen Stimmung jener Lebenszeit ab, während mein Naturgefühl verlangt, hier den organischen Abschluß einer großen Entwicklung zu begreifen. So aber kann und darf Woerner sich halten, weil er, als Kommentator, mehr den Wunsch hat, der Lebensleistung dieses Mannes zu dienen als sie zu benutzen. Mit dieser schönen Pietät werden die Ibsenschen Dramen wohl jedes in sich vortrefflich abgeleitet und erläutert — aber nur ein entfernter, selbstherrlich erhöhter Standpunkt könnte einen Blick gewähren, der aus dem Ensemble dieser Werke das Werk und seinen Schöpfer, den rätselreichen, erkennen ließe. Woerner glaubt unbedingt an Ibsens Dichterschaft!

Bald nach dem Tode Henrik Ibsens ließ Fritz Mauthner eines seiner mehr als geistreichen „Totengespräche" erscheinen. Da läßt er den tapferen, kleinen Henrik vergebens um Aufnahme suchen im Reiche der blauen Maria, bei den großen Künstlern —, den Lieblingen der Götter, die da das Rechte blind erfassen mit dem Griff und es zum klingenden Werk biegen. Aber er landet im Feuersaal der schwarzen Maria, wo die großen Schriftsteller, die Krieger des Wortes hausen. Und Swift, der größte unter ihnen, bemerkt, da Ibsen es anfangs verschmäht, sich als Dichter zwischen ihn und Voltaire, die „Tagesschriftsteller", zu setzen: „Er ist wie Molières „Bourgeois gentilhomme": Il dit de la prose sans le savoir!"

Aber auch damit ist das Ibsen-Problem nicht aus der Welt geschafft; es geht nicht an, den Mann einfach zu den Schriftstellern, den lediglich zweckvollen rhetorischen Meistern des Wortes zu weisen, den Mann, der Mutter Ases Himmelfahrt gedichtet hat — eine reinere Selbsterfüllung der Phantasie als sie dem dämonischen Willen eines Swift jemals sich hätte bilden können; und der in seinen Altersdramen einen durchgehenden Rhythmus von so bestrickender lyrischer Kraft gefunden hat, der darf auch nicht einfach einem Voltaire an die Seite gestellt werden, dessen Verschen Gott bekanntlich nur vergeben konnte um der andern Sachen willen, die er „so leidlich gut ans Licht gebracht" hatte. Ibsen aber hat bekanntlich überhaupt nichts ans Licht gebracht als Dichtungen. Oder das, was er als Dichtungen hielt.

Aus diesem Kontrast der Mauthnerschen Anschauung mit der Woernerschen (die im wesentlichen Ibsens Selbstanschauung ist) muß sich aber das eigentliche Ibsen-Problem stellen lassen: Ein agitatorischer Schriftsteller, dem doch nur die poetische Form zugänglich ist, und ein Dichter, der Jahrzehnte lang von pädagogischen Ideen beherrscht ist, und schließlich unter bitteren Anklagen gegen alles Dichtertum vom Schauplatz abtritt. . . . Solche Unterscheidung zwischen Dichter und Schriftsteller scheint mir unvermeidlich.

Denn der Dichter ist ein Mensch, dessen Lebensgefühl ganz unmittelbar in Anschluß an den religiösen Mittelpunkt, an das göttliche, schöpferische Zentrum erwächst; der Dichter gebraucht deshalb alle Inhalte der Zeit nur als Symbole und die Worte lediglich als Mittel zur Erweckung dieses Grundgefühls; alle geistigen Bedeutsamkeiten, alle praktischen Wirksamkeiten der Sprache ordnen sich diesem letzten Plan unter. — Der Schrifsteller, dessen Lebensgefühl in großen Individuen, wie Swift oder Rousseau, an Spannkraft und Tiefe nicht hinter dem des größten Dichters zurückzustehen braucht, hat doch einen ewig andren Weg ins Herz der Welt. Er ist ein Mann der Praxis, ihm wiegt die Erscheinungswelt, die historische Wirklichkeit, die menschliche Gesellschaft, in der er steht; die möchte er emporführen, möchte sie entwickeln. Und die Worte sind dem Schriftsteller in Wahrheit *praktische Signale*, die die Gesinnung beeinflussen, den Willen richten, letzten Endes die Hände in Bewegung setzen sollen. Für diesen praktischen Zweck wird vom Schriftsteller der ästhetische, gefühlmäßige Wert der Worte nur so eben mitbenutzt; letzten Endes aber will der Schriftsteller nicht das Gefühl erwecken, sondern den Willen bewegen. Er hat es nicht wie der Dichter mit Gott, sondern unmittelbar mit den Menschen zu tun. Er ist vor allem Vorkämpfer, Ermahner, Erzieher *seiner Generation*.

Da fällt es nun klar in die Augen, wie sehr Ibsen ganz unwillkürlich als Schriftsteller empfunden wird. Denn als er starb, war doch nur ein kleiner Kreis, der seiner künstlerischen Gaben gedachte, ja der seine reinsten Kunstwerke (Peer Gynt!) überhaupt nur kannte; aber viele Tausende hatten das Gefühl, daß der große Schärfer des Zeitgewissens, der Erneuerer der Moralen, der unerbittliche Verfechter der Wahrheit hingegangen sei. — Und doch — dieser Ibsen selbst hat sich immer geweigert, als Träger praktischer Ideen, als Erzieher und Reformator zu gelten. Er hat immer nur Dichter heißen wollen und hat am Ende seines Lebens sich sogar selber bitterlich geschmäht, daß er nur Dichter gewesen sei, und daß er darüber das Leben versäumt habe.

Solche Unterscheidung zwischen Kunst und Leben, und das heißt doch wohl: zwischen der Kunst und dem Leben der Praxis, der Tat, der Wirklichkeit, kann aber überhaupt nur geboren werden aus dem Geist der Romantik, die das dichterische Gefühl zu völliger Entwirklichung, zu phantastischer Weltflucht anspannte. In der Tat, am tiefsten Quell des Ibsen'schen Lebensstromes steht

der Geist der Romantik, und ohne diese Tatsache aufs hellste beleuchtet zu haben, wird niemand den Weg in das Ibsen-Problem hinein finden.

Der Mensch der Romantik, der aus aller sozialen Bindung gelöste, der reine Gefühlsmensch, dessen genialischer Trieb schon fast die Schranken der Realität übersliegt und der am stumpfen Widerstand der Welt zu Schanden wird, das war in irgendeiner Variation stets der Held der Ibsenschen Jugenddramatik, als sie sich noch im Stil mehr oberflächlicher Kostümromantik drapierte, als sie den Abstoß vom Wirklichen durch die Trachten alter Zeiten und fremder Länder zu gewinnen suchte. Einmal, ein einziges Mal hat, am Ende dieser Periode, Ibsen den genialen Gefühlsmenschen triumphieren lassen, hat in seinem Hakon den instinktsicheren dämonischklaren Kronprätendenten über den düstern Zweifler und unsicheren Vernunftmenschen zum Sieg geführt. Dann aber gewann der Geist dieses Skule in Ibsen selber die Oberhand; er gab nur noch den Untergang, die Niederlage romantischer Gefühlsgenies. Dies geschah aufs großartigste in jenen drei Werken, die er nach seiner Abreise aus Norwegen ausführte, und die mehr als die Wagnersche Oper verdienen als Schlußstein und Vollendung der europäischen Romantik angesprochen zu werden: der dreifache vergebliche Sturmlauf, den der ethische Wille in „Brand", die sinnliche Phantasie in „Peer Gynt", der spekulative Geist in „Kaiser und Galiläer" gegen die Grenzen der Menschheit unternimmt, — das ist die letzte große Schlacht der Romantik in Europa. Brand, Peer Gynt und Julian kehren geschlagen heim, von der Sonne betrogen, und der Gnade der unbekannten Gottheit empfohlen, die sich nicht begreifen und erringen, die sich nur als Liebe ahnen läßt. Das Reich Hakons des Siegers ist vorüber, und Skules Zweifelsucht verwandelt allgemach den romantischen Glauben an das große Ich in romantischen Fatalismus.

Es enthüllt sich nun aber mehr und mehr, daß die Skulische Zweifelwut, dieser mißtrauische ganz der Realität verhaftete Wahrheitssinn, diese immerwache Gewissenskritik, diese ethische Leidenschaft, eine Grundgewalt in Ibsens Natur ist, die es mit der romantischen Sehnsucht aufzunehmen vermag. Ibsen selber ist es, der das „akute Rechtschaffenheitsfieber", das „kränkliche Gewissen" besitzt, das er so vielen seiner späteren Helden angedichtet hat. Er besitzt jene Hypertrophie des Verantwortlichkeitsgefühls, an der Gregers und Rosmer, Almers und Solneß so leiden. Und in der Maßlosigkeit seiner Wahrheitswut kann er schon längst das Kunststück, das in Peer Gynt beschrieben wird, „sich selber auf den Kopf zu steigen". Diese ethische Leidenschaft hat seine romantische Sehnsucht gebrochen und düster gefärbt. Sie überflügelt nun Ibsens dichterische Bedürfnisse überhaupt, sie fängt an sich den Gefühlsausdruck, in dem sie schon immer eingeschlossen lag, unterzuordnen — und aus dem Dichter hervor springt der Schriftsteller!

An die Stelle jener Aussprache mit Gott — das war sein romantisches Dichten bisher gewesen — trat ein pädagogisches Einsprechen auf die Menschen. Im tiefsten Innern bildet sich Ibsen jetzt trotz aller theoretischen Ableugnung ein, er „könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren". Für die Art, wie er instinktiv jetzt jedes Problem aktualisiert, das heißt aus dem Religiös-Dichterischen in das Ethisch-Schriftstellerische übersetzt, dafür geben im Nachlaß die kurzen Aufzeichnungen zu Nora, ein verblüffendes Beispiel: der erste Satz schlägt ein großes, zeitloses, dichterisch reines Thema an, er spricht von dem ewigen tragischen Gegensatz männlicher und weiblicher Lebens- und Denkart; im zweiten Satz ist schon in bedenklicher Verengung von der „Ehefrau" die Rede; im dritten Satz aber handelt es sich bereits um die „Frau in der heutigen Gesellschaft", — der große tragische Konflikt ist zu einem sozialen Mißstand eingeschrumpft, gegen den mit sozialem Eifer zu Felde gezogen werden kann. Es gilt jetzt, eine These zu beweisen, ein aufreizendes Beispiel zu deduzieren; und deshalb ist klar, daß nicht der Dichter, sondern der Schriftsteller Ibsen sich in die Schule der wirksamsten Theatermoralisten begibt, die zu finden waren: in die Schule der Franzosen, speziell des jüngeren Dumas. Und nun haben wir als notwendige Konsequenz jenes „Unterstreichen und Ausdeuten von Worten und Handlungen", das Woerner bedauernd vermerkt.

Daß aber gleichwohl kein einfach verbesserter Dumas, kein echtes Schriftstellerstück entsteht, das liegt nicht nur am geistigen Format, an der überlegenen Intensität der moralischen Leidenschaft bei Ibsen. Man kann sich sehr wohl das Drama eines Swift vorstellen, das voll mächtigster Spannung und doch reines Schriftstellerprodukt, allenthalben deutlich zu einem Zweck gerichtetes Mahnwort ist. Bei Ibsen aber hört im Schriftstellerstück die reindichterische Arbeit nie auf; und zwar — damit dringen wir in den Kern seiner Problematik — wirkt die eigentlich dichterische Kraft fremd, ja sogar feindlich dem schriftstellerischen Willen gegenüber. Denn was dichterisch in Ibsen fortlebt, ein anders gerichteter Sproß aus der Wurzel seiner tiefen Skepsis, was immer lauter aus seinen Dramen redet und allmählich die Stimme des aktiven Ethikers wieder übertönt, das ist sein romantischer Fatalismus, das sind immer düsterer und hoffnungsloser aufsteigende Zweifel an der Freiheit des Menschen, das ist etwas wie katholische Resignation ohne katholischen Glauben, das starrt uns zuweilen an wie nihilistische Verzweiflung. Und das Seltsame und Verhängnisvolle ist es nun, daß diese Stimmung, um deren lyrischen Ausdruck in allen Ibsenschen Dramen von den „Gespenstern" an stärker und stärker gekämpft wird, in einem gänzlich fremden und unvereinbaren Verhältnis steht zu dem Willen moralischer Erweckung, ethischer Bekehrung, der den Schriftsteller Ibsen ans Werk treibt. Denn was haben wir von Menschen zu fürchten, zu hoffen, zu fordern, die ganz und gar unfrei sind, durch deren Denken, Handeln und Fühlen immerfort fremde,

dunkle, unbekannte Mächte greifen, Mächte, die in der „Frau vom Meer“, in „Hedda Gabler“, in „Rosmersholm“ langsam anwachsend, in „Baumeister Solneß“, „Klein-Eyolf“ und „Borkman“ geradezu schon die eigentlichen Träger der Handlung geworden sind? Hier klafft der innere Widerspruch in Ibsens späterem Werk, ein Widerspruch, den er weder geistig noch künstlerisch je überwunden hat, der seine Stücke oft schon rein äußerlich auseinander fallen läßt und selbst dort einen inneren Stachel zurückläßt, wo, wie in den „Gespenstern“, der solidesten aller seiner Arbeiten, die Fabel einmal soziale Tendenz und romantisches Schicksalsgefühl äußerlich gleich gut deckt. Die geistige und künstlerische Möglichkeit eines aktiven Fatalismus, die Vereinbarkeit eines ganz gebundenen Weltgefühls mit höchster Tatbereitschaft, die hat erst eine spätere Generation erfaßt und erwiesen; hier bedeuten Dehmel, Verhaeren und Shaw zweifellos einen Schritt über Ibsen hinaus. Ein „Vorbild“ im üblichen Sinne des Wortes scheint mir das Ibsensche Werk in keiner Weise abzugeben. Inhaltlich ist seine Welt ein unausgeglühtes Chaos feindlich ringender Kräfte; — nur ein Romantiker, der auf sich selber mit dem ethischkritischen Blicke eines Praktikers zu sehen vermochte, konnte am Ende sein Leben so ganz ein verlorenes schelten. — Und formal scheint es mir denkbar falsch und gefährlich, diese lyrische Überwältigung des französischen Schriftstellerstücks als vorbildliche dramatische Dichtung auszugeben. Dies ist ein Fall, der sich niemals wiederholen kann, der nur durch die einmaleinzige Konstitution dieses Mannes in einer einmaleinzigen Weltlage möglich wurde.

Aber wie diese einmalige Form gefunden wurde, wie dieser sieglose Lebenskampf geführt wurde, das ist freilich ein Beispiel von menschlicher Willensreinheit, Arbeitstreue und Geisteskraft, das in sich unvergleichlich groß und ergreifend bleibt. Die Kraft dieses Mannes, das eigentlich Geniale und unheimlich Große an ihm fließt natürlich aus derselben Quelle wie seine ganze ungelöste Problematik: es ist die ethische Leidenschaft, „die sich selbst auf den Kopf steigt“, die Wahrheitswut, die sich gegen die eigene Person, das eigene Werk richtet. Mit welcher Unverdrossenheit, welcher Unerbittlichkeit und welchem Erfolg Ibsen sein Werk gearbeitet hat, davon geben freilich diese Nachlaßbände den großartigsten Begriff: zwei- und dreimal und öfter wird dasselbe Stück, derselbe Akt, dieselbe Szene wieder und wieder geschrieben. Und was für ein Unterschied ist da zwischen der ersten Nora und der schließlich veröffentlichten! Wie locker und bequem ist ursprünglich die Szenenführung, wie banal und grob die Charakteristik! Was ist dieser alte Rank für ein unerträglicher „Raisonneur“, dieser Krogstadt für ein Romanbösewicht, dieser Helmer für ein faustdicker Rohling! Und wieviel feiner ist es z. B., daß Frau Linden jetzt Arbeit sucht, gerade weil sie für niemanden mehr zu sorgen hat und sich innerlich leer fühlt — in der ersten Fassung mußte sie für ihre unerwachsenen Brüder sorgen! Und Helmers

kostbares „Ich bin gerettet" nach Empfang des Briefes, in dem Noras gefälschter Schuldschein zurückgeschickt wird, — dieser Satz, der uns jetzt das Siegel der ganzen Gestalt scheint, hieß ursprünglich bedeutungslos und banal „Du bist gerettet"!

Wie am einzelnen Werk, so ist im Zusammenhang der Werke diese beispiellos zähe, nichts versäumende, alles überschauende Arbeitskraft anzustaunen. Nichts darf verloren gehen. Wenn 1878 die später gestrichene alte Frau Bernick den ersten Akt mit dem Angstruf „Gespenster!" beschließt, so wird das fünf Jahre später in einem Stück diese Titels wieder verwertet. Und was Konsul Bernick ursprünglich an wirtschaftlichen Utopien produziert, das feiert nach 15 Jahren eine beinah wörtliche, nur durch den neuen Tonfall der lyrischen Spätzeit geänderte Auferstehung im Munde des John Gabriel Borkman.

Was Henrik Ibsens Werk innerhalb der Geistesgeschichte zu besagen hat, das ist ein schweres Problem, das kritischer Entscheidung unterliegen muß. Unsere Bewunderung und Ehrfurcht für diesen Mann, der einfach durch den Grad seiner Leidenschaft das europäische Gewissen schmelzen machte, kann durch keine Lösung des Ibsen-Problems gefährdet werden. Denn wenn wir aus dem Reich geistigen Begreifens und Wertens treten, wenn wir aus Kritikern zu bloßen Genießern werden, dann kann man sich bedenkenfrei der Stärke dieses Menschen Ibsen hingeben und darf ihn preisen — im Sinne jener Worte, deren wahrhaft flammenhufiges Gespann einst Emile Zola zu Paul Cézanne laufen ließ: „Wir haben alle Systeme studiert und verworfen und, nachdem wir hart gearbeitet hatten, uns gesagt, daß außerhalb des mächtigen persönlichen Lebensgefühls alles Lüge und Dummheit ist".

Die Auswege der Erotik/ von Lucia Dora Frost

Den Liebenden scheint die letzte Steigerung ihrer Leidenschaft der Tod. Ihre strenge Glut mit der springenden Spannung, ihrer Gewißheit und plötzlichen Fremdheit, mit ihrer feindseligen Verachtung des Gewichtes, das die Sinne, der Verstand und die Bürgerregeln den Dingen geben, hat die verhängnisvolle Fähigkeit, den Tod lustvoll und mit dem Schmerz des Begehrens zu umarmen; nicht den Tod als Vernichtung, sondern als ein dringendes Verlangen, sich aufzugeben, sich zu verlieren, um durch eine ungeheure Aktivität ins Unermeßliche zu wachsen. Die Liebenden suchen nach Vorwänden für diesen alten Reim. Sie übertreiben die Widerstände, die das Leben ihnen entgegensetzt. Und am Abgrund ihres Gefühls greifen sie nicht nach dem Halt oder der rettenden Hand, sondern sie greifen nacheinander; und merken kaum, daß sie versinken. Die Dichter der tragischen Lust sind unermüdlich, die ge-

räumigen und alten Gefäße zu erwerben, in denen sich Liebe und Tod mischen läßt; sie mühen sich, für den Tod ihrer Liebenden Motivierungen zu geben, (die ihre Kritiker dann unzureichend finden); sie denken eine gewagte Ethik aus (wie Hebbel), um den Tod ihrer erotischen Helden und Heldinnen zu erzwingen. Und erst die Modernen behandeln diese Wortmotivierung als das, was es ist, als Vorwände für einen Zusammenhang, der unmittelbar verstanden werden muß: musisch; denn Tod und Liebe haben dieselbe Schwingungszahl. Auch das erotische Geheimnis des Marmors beruht darauf, daß er beides anklingen läßt; auch der Reiz alter üppiger Gemälde aus toten, einst festlich glühenden Zeiten, die nachgedunkelt sind in die Unsterblichkeit; und der Reiz des Ruhms, der die Intensität des Lebens und der Verwesung umschließt. Und wie die Liebe den Tod herbeiruft, so der Tod die Liebe: besteht doch der Glaube, daß die wirklich Liebensfähigen im Sterben, in einem wesentlichen Augenblick, zwischen zwei Anfällen der Erstickung, den sehen, in völliger Klarheit und nackt, den sie liebten, auch wenn sie ihn im Leben niemals getroffen haben. Aber dazu muß man wohl verstehen aktiv zu sterben, wie unsere Vorfahren, die hinübergingen, jauchzend, in die Ergänzung; während wir sorgfältig den Tod mit einem Zeremoniell umstellen, wie etwas zwar Unvermeidliches, aber unschicklich Starkes. Auch die Furcht vor dem Ernst, die nicht einmal einen Gedanken ausschwingen läßt und ihn feig in Skepsis krümmt, oder sich in Überfeinerung in Sicherheit bringt, läßt die meisten nicht erfahren, daß Liebe und Tod miteinander schwingen. Trotzdem steht das irgendwo geschrieben, wo es sich nicht auslöschen läßt.

Lou Andreas-Salomé erklärt in ihrer neuen Schrift „Die Erotik" diesen Zusammenhang als einen Atavismus, als eine Urerinnerung an die Zeit, wo wir als Einzellige ineinander stürzten, so daß Tod und Zeugung wirklich und genau in eins zusammenfielen, an die Zeit, wo das einzellige Wesen in immer erneuter Sehnsucht seine millionenfache Wanderung antrat, um durch Vermählung und Fressen und Umklammern mit den Sinnen den Zusammenhang mit dem All wieder herzustellen, den die Schöpfung zerrissen hatte; als es, nach Gemeinsamkeit hungernd, unbedingt und unbegabt, eine wütende Seele, dem Trieb zum All folgte auf der kürzesten Bahn.

Diese Auffassung des erotischen Phänomens als eines grenzenlosen Identifizierungtriebes aus einer innersten Erregung dient Lou Andreas-Salomé als Schlüssel zu den Geheimnissen des erotischen Komplexes. Sie entwickelt von innen die Formen und Wege der Erotik und weist zwischen den Gefahren der Überspannung den Ausweg.

Zunächst ist ihr der erotische Zustand als „Totalkundgebung" eine interne Angelegenheit: eine Gesamterregung, die alle Organe zum Tanz zusammenfaßt, die Unterschiede des Ranges zwischen den Organen aufhebt, gleichwie ein Fest in alter Zeit die Unterschiede des Standes aufhob und alle in gleicher Lust ver-

einigte. Die selbsthörigen Organe verlieren die Schärfe der Spezifität, die braven, nützlichen Muskeln sehnen sich nach zärtlichen, feurigen Gebärden, es zeigt sich, daß selbst das Gebiß lyrisch werden kann, und der selbstherrliche Verstand wird enthusiastisch, momentan, anerkennend, zart und farbig; er findet den Grund, wo Widersprüche sich lösen. Alles schlingt sich zum Reigen, wenn Hüons Horn ertönt. Dieses ungeheure Zurücktauchen, diese Verwirklichung des Urtraums mit so viel verschiedenen Kräften ist ein Zustand, der an sich auch ohne Erfüllung beglückt, da ja auch unglückliche Liebe ein Rauschzustand ist („wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" und „wir lieben die Liebe, nicht euch", sagte die skeptische Ninon); aber diese Gesamtergriffenheit kann sich nicht dauernd in sich erhalten; sie spitzt sich zu einem spezifischen Schaffen zu; in der Erfüllung gibt sich die Totalität der Erregung auf, die sich nun „zur engern leiblichen oder geistigen Wollust spezialisiert", aber doch Elemente der Gesamtheit in sich hineinreißt, die der erotische Zustand gelockert hat.

Nun steht zwar fest, daß der erotische Zustand von den Geschlechtszellen in Erbpacht genommen ist. Aber vielleicht noch mehr sind die künstlerischen und religiösen Schöpfungen Auswege des erotischen Zustandes. Das künstlerische Verhalten enthält ja als Grunderlebnis eine Synthese von Einst und Jetzt, und indem der künstlerische Rausch alle erreichbaren Fähigkeiten in Schwingung setzt und in Beziehung bringt, entstehen neue Assoziationen, Visionen, die weniger spezifisch sind wie die der isolierten Sinne, ganzer, überzeugender, und die auch das Gesamtgefühl der andern ansprechen; „ältere Kräfte setzen sich unter den individuell erworbenen durch". Und weiter projiziert sich im religiösen Schaffen der erotische Zustand auf das All, bis zu der letzten, nicht mehr überbietbaren Überzeugung: Gott ist die Liebe, die nichts verschmäht.

Das Erotische, als ein Identifizierungstrieb, liegt danach also vor dem sexuellen, dem künstlerischen, dem religiösen Zustand. Es ist die gemeinsame Wurzel aller schaffenden Äußerungen. Diese Auffassung von der Erotik als dem Urphänomen, die in dem Buch der Lou Andreas-Salomé zwar nicht durchweg festgehalten ist, aber seine entscheidenden Stellen beherrscht, ist wohl zu unterscheiden von der Theorie, die im Sexuellen die Urbeziehung sieht, die kurzweg überzeugt ist, die erotische Erregung habe ihren Ursprung dort, wohin sie (allerdings) gewöhnlich zu münden pflegt. Wir hören aber selbst das Tier das All und den Erdgeist anheulen, bevor es sich entschließt, dann doch wie Faust zu enden. Und für den absoluten Charakter der Erotik spricht auch, was Lou Andreas-Salomé anführt: „die spontane, tief instinktive Scham ganz junger unschuldiger Menschen, die mit ihrem Liebesdrang die Ganzheit ihrer selbst meinten, so daß der Übergang von da zu einer körperlichen Teilhandlung sie verwirrt, so als seien sie einander kurz zuvor noch, in der hilflosen Sprache ihrer Sehnsucht noch, beinahe näher, totaler, unvermittelter nahe gewesen." Allerdings hat die Theorie,

die alles auf das Sexuale zurückführt, einen Vorzug: sie muß auch den Geschlechtergegensatz als primogen ansehen und nicht als Resultat einer physiologischen Arbeitteilung; sie muß eine Doppelheit des organischen Lebens von Anfang an, eine Polarität zum mindesten, annehmen; Mann und Weib wären nach ihr einander ewig fremder als die Erde dem Sirius, und die feurige Brücke führte über eine Kluft, die tiefer ist als alle kosmischen Räume. Man kann natürlich sein Weibsgehirn nicht hindern, für diese letzte Theorie ein Vorurteil zu haben, möchte sie sogar erweitern auf die anorganischen Dinge, auf Steine und Stoffe, von denen manche ein ganz ausgesprochenes Geschlecht zu haben scheinen. Aber tiefer ist wohl die Erkenntnis, daß auch dieser Gegensatz etwas Gewordenes, sogar zum Teil etwas Geschaffenes ist; denn die Bindung des Erotischen an diese Polarität scheint sich so wenig von selbst zu verstehen, daß sie, wie bekannt, der Kulturmenschheit zeitweise abhanden gekommen ist, daß es keinen erotischen Ausweg gibt, der nicht irgendwann für reiner gegolten hätte, als der ins Geschlecht. Und könnte man nicht sagen, mit der zunehmenden Begabung der Menschheit habe die Erotik die Tendenz, misogyn zu werden und sich von uns zu emanzipieren? Wenn man sich erinnert, auf welchen Weg in der Antike die Menschheit geriet, wie die eigentlichen Frauen und das wirklich Weibliche aus der Erotik ganz ausgeschaltet war, daß die Römer ihren Dirnen Männerkleidung anzogen, und wenn man sich vergegenwärtigt, was alles die Frauen angestellt haben, um die Erotik auf sich zu beziehen, daß zerhämmerte und gekrüppelte Füße, lebenslängliche Verschleierungen, verschnürte und stilisierte Leiber, die Extravaganzen der Mode, diese ganze elegante Mischung von Barbarei und Raffinement, mit der wir uns umgeben, daß alle diese Unnatürlichkeiten nötig waren, um die Kultur mit der Natur zu versöhnen, so muß man zugeben, daß die Erotik an sich etwas Ungebundenes ist, etwas schwer Bindbares aber sehr Bindungsbedürftige, und daß es nicht leicht war, uns den Ruf des erotischen Geschlechts zu erwerben, und daß man das Errungene nicht aufgeben darf, sondern fortsetzen und verfeinern muß.

Aber es genügt nicht, die Erotik an uns zu binden, sie muß auch an die Schwere der Wirklichkeit gebunden werden. Denn die erotische Durchdringung der Geschlechterbeziehung, ihre Sublimierung zur Liebe birgt neue Gefahren. Dieser Wahn zu zweien, diese abgeschlossene Überspannung, ergibt eine überirdische Temperatur, eine absolute Prätention, die die Liebe mehr als jeden andern erotischen Zustand wirklichkeitsfremd und wirklichkeitsfeindlich macht; und sie, die nichts so nötig hat als Entspannung, beansprucht Dauer und gar Steigerung und wirkt dadurch zerstörend. „Wo ihr Affekt und Illusionscharakter nicht nachläßt," sagt Lou Andreas-Salomé, „oder vielmehr, wo es zu spät geschieht, da wandelt sie sich zu einer Krankheit der Überspannung dessen, was dem Wesen nach auf das nur Temporäre eingerichtet ist. Zu einer Art von Giftwirkung

kondensiert, in den treibenden Kräften des Organismus isoliert, mit seinen Exzitantien gleichsam mechanisch, nicht mehr lebendig steigernd, wird er ein Gewaltstoff, Fremdstoff, den der Gesunde auszuscheiden sich bemüht, und sei es im dauernden Fieber des Kampfes." Hier tritt nun der durchaus unabschätzbare Wert des „Lebensbundes", der Ehe, ins Licht; ihre soziale Notwendigkeit, ihre Unersetzlichkeit. Wie die Liebe Bindung des Erotischen an die Geschlechterbeziehung ist, so ist die Ehe die Bindung dieses im engeren Sinne Erotischen an die Wirklichkeit. In ihr ist der Erotik die fruchtbare Aufgabe gestellt, Wirklichkeit zu durchblühen; in ihr muß sie ihre Fähigkeit erweisen, Wirtschaftliches, Soziales, Lebenswirkliches jeder Art zu durchdringen, die Atmosphäre zu schaffen, in der alles anmutig ist, und doch sein Gewicht hat, sein irdisches Gewicht; die Atmosphäre, in der die Seele der Kinder gedeiht, so daß sie nicht einen Geschmack bekommen, wie Früchte, die im Schatten reiften. Sie ist nicht die Abdankung der Liebe, sondern sie gibt erst Raum, eine Beziehung zu vollenden, durch alle Stadien, bis zur Erneuerung in einer weiteren Generation. Das Gewicht ist es also, das der Ehe den Wert gibt; und man nimmt ihr den Sinn, wenn man ihr die Schwere nimmt, die Bindung an Besitz, die Verantwortlichkeit der Eltern für die Kinder (gegenüber der Verstaatlichung), die grundsätzliche Trennung der männlichen und weiblichen Sphäre mit ihrer Ablehnung einer extremen Kameradschaft. Diese Auffassung der Ehe als einer durchgeblühten Wirklichkeit mit der sozialen Aufgabe, die Erotik zu binden, wird hoffentlich die rein juristische Auffassung der Rechtlerinnen, die aus der Ehe einen Vertrag machen will, in dem die Frau dreimal selbständig ist, ebenso überdauern, wie die historisch-ökonomische Theorie, die in der Ehe nur die abhängige Funktion veränderlicher, volkswirtschaftlicher und technischer Zustände sieht. Und wenn es das Wesen der Ehe ist, daß sie den Weg der erotischen Liebe umbiegt ins Fruchtbar-Lebendige, so verknüpft sie damit auch mit jeder Dauer schaffenden Tugend und, wie Lou Andreas-Salomé sagt, „mit allen Treuen im Lebensverhalten". Denn jede Bestrebung muß einmal diese Biegung machen, jeder Glaube muß sich einmal mit der ganzen Welt beschweren, wie die Liebe mit der Ehe. Jede Romantik muß münden in gültigen Realismus.

Man liest diese im besten Sinne intime und innige Untersuchung, die nach Höhen und Tiefen mit dem Kapitel „Lebensbund" endet, wie einen theoretischen Roman; man könnte sogar sagen, wie einen bürgerlichen Roman; allerdings so bürgerlich, wie Ibsens Dramen bürgerlich sind. Hier ist nur eine Diagonale durch das Buch gezogen worden, eine agonale Linie vielmehr; das Büchlein selbst ist flächiger, runder, umgreifend. Es steht viel Wertvolles darin. Man muß es lesen. (Es ist in der bekannten Reihe sozialpsychologischer Monographien „Die Gesellschaft" erschienen). Ein visionäres Gefühl für physiologische Zusammenhänge spricht sich in ihm aus. Damit ist diese Schrift

etwas wie ein allgemein-weibliches Dokument und für jeden interessant, dem es mit einer spezifisch-weiblichen Entwicklung Ernst ist, und ebenfalls für den, der diese Möglichkeit leugnet. Und so kennzeichnend weiblich wie dieses physiologische Bewußtsein ist wohl auch der Glaube an die schaffende Macht des Leibes. Wenn Lou-Andreas-Salomé (nebenbei) vermutet, daß „die erotische Sehnsucht direkt leibes-schöpferisch der Tierheit ihren Schmuck anschuf", so drängt sich doch der Gedanke auf, daß möglicherweise keine Frau, die über die Entstehung dieses Schmuckes nachdachte, auf den komplizierten Umweg der sogenannten „geschlechtlichen Zuchtwahl" verfallen wäre, mit der man sich in der physiologisch ungläubigen, exzentrisch-köpfischen Welt der Männer diese Erscheinung von außen erklärte. Das Buch ist ganz aus der inwendigen Erfahrung und mit der Sicherheit dieser Erfahrung geschrieben; und man merkt wohl, daß alles mit dem Leibe gedacht ist. Auch das ist vielleicht spezifisch weiblich. Wenigstens hat schon George Sand das entdeckt. Menschlich ist das Buch durchtränkt von einem unbeirrbaren Wohlwollen, das alles billigen möchte, das aber, indem es jeder Verstiegenheit ihr kurzes Recht gewährt, lächelnd und mit überlegener Sanftheit dem Herzen seinen Wahn entwindet, wie einem Kinde, dem man freundlich weh tut, um es zu ernüchtern. In diesem Wohlwollen, das überzeugt ist, alles könne sich zum Besten wenden, in diesem tief mütterlichen Optimismus gibt sie selbst ihre Seele preis. Wie eine heiße Quelle, die geheimnisvolle Ringe und Wirbel aufwirft, quillt Satz auf Satz aus der Tiefe.

Georg Büchner/ von Moritz Heimann

Die deutschen Verleger suchen in allen Literaturen und in allen Zeiten nach Büchern, die sie neu drucken könnten. Es gibt bald keine Heimlichkeit in den Bibliotheken mehr, die nicht um geringes Geld für Jedermann zu haben wäre. Manches Schädliche und nicht wenig Überflüssiges ist uns auf diese Weise wieder aufgedrängt worden. Da ist es denn doppelt erfreulich, wenn in dem übereifrigen Betrieb auch das schlechthin Notwendige, nur mit wirklichem Schaden zu Entbehrende geboten wird; und etwas solches ist die Neuausgabe der Werke Georg Büchners.*

Sie enthält, gegenüber der ersten kritischen Gesamtausgabe von Franzos — dessen grundlegende Bemühungen um Büchners Werk ihm den Dank der Literaturfreunde für immer erhalten werden — als interessanteste Vermehrung die Quelle zum „Lenz": einen Bericht des Pfarrers Oberlin, aus dem der Dichter mit derselben Kühnheit Motive und Details, fast wörtlich und doch zu seinen

* Georg Büchners gesammelte Schriften; in zwei Bänden; herausgegeben von Paul Landau. Berlin 1909. Paul Cassirer.

Zwecken verwandelnd herübernahm, mit der er die historischen Anekdoten und Bonmots in seinen Danton einfügte. Es fehlen in ihr dagegen, außer allerlei biographischen Ergänzungen, die Proben aus den Übersetzungen, aus den anatomischen und den philosophischen Schriften und, wie ich nicht verfehlen kann zu bemerken, ein Verzeichnis des gesamten Inhalts.

Der Herausgeber hat seiner Ausgabe eine umfangreiche Arbeit über Büchners Leben und literarische Erscheinung vorausgeschickt, eine selbständige, vergleichende und ganz vortreffliche Studie, die vielleicht nur den einen Fehler hat, daß sie jeden ihrer Schritte durch Reflexionen aufhält, — ein Verfahren, das über zehn Bogen hin eine Hemmung bedeutet. Das Leben des Dichters fügt sich in dieser Art Darstellung nicht fest genug zusammen, und das ist vielleicht in keinem Falle unserer Literatur in dem Grade ein Fehler wie bei Büchner, dessen Schicksal und Schaffen sich nicht in privaten Erregungen wechselseitig bestimmen, aufheben und auflösen, sondern von einer ganz herrlichen Sachleidenschaft, in einem stürmischen Feuer auflodernd und zusammensinkend, verzehrt werden.

Von allen den jung Gestorbenen unserer Literatur hat Büchner am stärksten die Frage erregt: was hätte noch werden können? Bei allen andern scheint uns die Notwendigkeit, die sie hinstreckte, einen geheimen Sinn der Vollendung zu haben; selbst bei Schiller, dessen Demetrius, fertig gemacht, sich nicht auf der Höhe gehalten hätte, auf die ihn der Reichstag zu Krakau rangiert; selbst bei Kleist, der im Prinzen von Homburg das geleistet hat, was die Götter nicht verzeihen: das Vollkommene. Ist solche Spintisiererei ruchlos oder ist sie fromm? wer will das entscheiden! Büchner ist mit dreiundzwanzig Jahren gestorben, und selbst in diesem kurzen Leben drängt sich alles, was wir von ihm besitzen, und vermutlich ein verloren gegangenes Drama obenein, in die kurze Spanne von zwei Jahren zusammen. Seine Art steht von der ersten Zeile an fest, bleibt sich gleich bis zur letzten; innerhalb ihrer gibt es in jenem neuen Werk eine Erweiterung an Kraft und Kunst, einen neuen Stoff, eine neue Leidenschaft. Wohin hätte ihn und uns ein solcher Weg noch führen können!

Er ist keine jener Naturen, die um ihre Anfänge spielen. Von der ersten Äußerung an ist alles bei ihm positiv vorhanden und ganz gewollt. Schon die kritischen und die enthusiastischen Äußerungen seiner Schülerzeit haben dieses bestimmte Wesen; er trifft hin, wohin er schlägt. Und von derselben Gefaßtheit ist seine Lebensführung; er weiß, daß das Moralische nicht Sache der Worte, sondern Sache des Tuns ist, Kraft seine Grundbedingung, Einheit seine Erscheinung. In diesem Sinne hält er sich von revolutionären Umtrieben fern, solange sie ihm nichts zum Handeln geben; sobald dieser Augenblick eingetreten ist, stürzt er sich mit entschlossenem Sprung hinein. Er ist ein Realpolitiker von ganz eigener Sorte; gänzlich frei von der Phrase, ohne Einengung durch Parteizwang, ohne Lug. Es ist etwas Originelles um seine politische Erscheinung wie

etwa um Stirner; aber er überragt ihn durch eine gewisse Klassizität seines Charakters, deren Vorbildlichkeit vielleicht von der Zukunft noch zu entwickeln sein wird.

Und dieser Realpolitiker schreibt mit einundzwanzig Jahren die Szenenfolge aus der französischen Revolution; ein Werk, möge es an Einflüssen alles Mögliche erfahren haben, das von einem neuen unverkennbaren, unverwechselbaren Rhythmus getragen wird. Politische Szenen zeigen vielleicht die Geistesmacht eines Dramatikers schärfer als alle andern: zwecklose Stärke des Willens und zweckvolle Entschiedenheit in der Richtung des Willens haben sich in ihnen zu einem symbolisch exemplarischen Gleichgewicht zu vereinigen. Ich finde nichts Höheres im Shakespeare als die Szene zwischen dem Prinzen Heinz und seinem Vater, dem er die Krone vom Sterbebett genommen hat und noch einmal Rede stehen muß. Schillers Bestes ist von der Art im Demetrius und, wenigstens in der Attitüde, im Wallenstein; bei Goethe die Unterredung zwischen Egmont und Alba; über alles dieses hinausragend: der Prinz von Homburg. In Dantons Tod gibt es einen Klang von demselben Erz. Es ist Weltverstand in diesen Szenen. Vor dem Kunterbunt und hastig hingestrichenen Grunde stehen die Gestalten Dantons, Camilles, Robespierres in einem Lichte da, das in seiner gewittrigen Fahlheit eine unbeschreibliche Schärfe enthält. Die hat nicht nur ein Dichter in seinem schönen Wahnsinn gesichtet und geschrieben, sondern ein Mann hat sie ins Auge gefaßt, bereit und fähig, sich mit ihnen einzulassen. Dieser sonderbare, sachliche Blick zeichnet das Werk aus und gibt ihm sein Leben. Und dazu Marion: „Aber ich wurde wie ein Meer, das alles verschlang und sich tiefer und tiefer wühlte.“ Und Lucile, sich auf die Stufen der Guillotine setzend: „Ich setze mich auf deinen Schoß, Du stiller Todesengel.“

Das Lustspiel „Leonce und Lena“: eine der ganz wenigen graziösen Sachen im deutschen Bezirk. Es fliegt über die Wiese dahin, leicht genug, um kein Gras zu beugen; wie Viktor Müllers Schneewittchen. Daneben, furchtbar prächtig wie blutiger Nordlichtschein, Wozzek. „Die menschliche Haut ist ein Boden, worauf Haare wachsen“, meint Lichtenberg, „mich wunderts, daß man noch kein Mittel ausfindig gemacht hat, ihn mit Wolle zu besäen, um die Leute zu scheeren.“ Dem armen Wozzek geht es noch schlimmer. Ein Arzt hält ihn sich, wie sie sich heute Hunde und Meerschweinchen und Ratten halten, zum Experimentieren; ein Hauptmann hetzt mit Spitzfindigkeiten den hintersinnigen, armen Teufel umher in seiner Angst und seiner Ohnmacht. Und Wozzek hat ein Mädchen und ein Kind, und das Mädchen wird ihm untreu mit einem Tambourmajor, und Wozzek kann nicht anders, er ersticht die Marie und ertränkt sich selbst. Das fährt in Blitzen und Donnerschlägen daher; und noch einmal: ein jeder Schlag trifft. Tambourmajor: Marie. Marie (ihn anschauend, mit Ausdruck). Geh' einmal vor Dich hin! — Über die Brust wie ein Rind und ein

Bart wie ein Löwe. So ist Keiner! — Ich bin stolz vor allen Weibern!" Das ist das Volk, das die Volkslieder gebiert; nicht dasjenige, das sie nur liebt; nicht dasjenige, das sie nur singt.

Das sind die Dramen. Dazwischen fiel das Fragment einer Novelle Lenz; als Wahnsinnsgemälde den sympathetischen Nerv des Dichters gleicherweise verratend wie den Blick eines Naturforschers, der, nach dem Wort seines Bruders Ludwig, fähig genug, ja fast auf dem Wege war, Darwinische Entdeckungen vorwegzunehmen; als Naturgedicht indessen selbst neu wie eine Entdeckung. Für gewöhnlich leidet die Landschaft in der Erzählung daran, daß die Täuschung erweckt werden soll, als habe sie ihren Mittelpunkt in der dargestellten Persönlichkeit, während sie doch ihren Mittelpunkt im Dichter hat. Dieser macht sich das Hergottsvergnügen, mehr oder minder angeschaute, kleine Welten zu konstruieren, seine Figürchen hineinzusetzen und aus ihnen allerlei Fäden in die Natur zu spinnen. Identifiziert er sich aber mit seinen Figuren, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß die Landschaft sentimental ausfällt. Büchner identifiziert sich nicht mit Lenz, „der durchs Gebirg geht", und er identifiziert auch den Leser nicht mit ihm. Sondern wir sehen Lenz, wie wir ihn in der Wirklichkeit sehen würden; wir sehen die Landschaft, wie wir sie in der Wirklichkeit sehen würden; und sehen doch immer, daß Lenz sie sieht. Sie strahlt nicht von ihm aus, sondern er erlebt sie Schritt vor Schritt, und nicht nur mit seinen Augen, und nicht nur mit seinem Gefühl.

Dieser Sachsinn, bei der Hochspannung seiner Natur, gliedert seinen dichterischen Werken auch das revolutionäre Pamphlet, das wir von Büchner besitzen, den hessischen Landboten. Ich glaube, auch diese Schrift ist ein Unikum bei uns: sie ist die einzige revolutionäre Manifestation, die ganz und gar volkstümlich ist, vom Anruf „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!" bis zum biblischen Zitat am Schluß. Büchner hat den Ton, der sich gleicherweise mit einer ökonomischen Beweisführung und mit der Bibel verträgt.

Es ist nicht ein Strich von diesem Dichter alt und kraftlos geworden. Daß er so wenig bekannt ist, gehört zu den Unbegreiflichkeiten, ach nein: zu den Begreiflichkeiten im deutschen Geistesleben. Tot ist er nie gewesen; sein unmittelbarer Einfluß auf dichterische Temperamente begegnet uns bis in die jüngste Zeit. Herr Landau, der Veranstalter unserer neuen Ausgabe, ist diesen Einflüssen mit großem Spürsinn nachgegangen. Seine Ausführungen möchten in manchem wohl noch zu ergänzen sein, in manchem einzuschränken. Zum Beispiel wäre Hermann Essig (von dem Dramen im Verlage von Paul Cassirer erschienen sind) in den Faden einzuschlingen, der vom Sturm und Drang über Büchner sich immer noch fortspinnt; und dagegen sind im deutschen Naturalismus, insbesondre in Hauptmann, Kunsttendenzen sehr andrer Art als die des Büchnerschen Stils siegreich geblieben. Hauptmanns Apostel hat gewiß von Büchners Lenz

viel empfangen; aber ist schon hier die Eigenbildung unverkennbar, so ist sie es im Fuhrmann Henschel, der mit dem Wozzek nichts gemein hat als ein paar Elemente des Stoffes, so sehr, daß eine Vergleichung der beiden Werke keinen Sinn hat. Daß Hauptmann Büchner schon in seiner frühesten Zeit kannte und höchlichst verehrte, weiß ich; ich selbst erfuhr vor vierzehn Jahren Hauptmanns Belehrung über den Landschaftsstil im Lenz. Irre ich nicht, so war Hauptmann auch derjenige, dem Wedekind den Hinweis auf Büchner verdankte, was ihm half, zu einer Form in „Frühlings Erwachen" durchzubrechen.

Aber außer solchen direkten Beziehungen zwischen den Geistern gibt es andre, die nicht mehr von der literarischen Sphäre begrenzt sind. Es ist im Büchner etwas Geistig-seelisches, was wir als das Wesentliche bei Maeterlinck gefunden haben. Seine Menschen stehen in einem Geheimnis — dem sie verbunden sind, aus dem sie sich für Augenblicke entringen, und von dem sie wieder hinsinkend eingeschlungen werden. Sieht man genau zu, so sind ihre interhumanen Beziehungen, Wunsch und Not des Wirkens von Mensch auf Mensch, sehr schwach. Sie sprechen aneinander vorbei. Es herrscht keine Feindschaft zwischen ihnen, sondern Fremdheit. Schwermut ist ihr Element. Es wird uns berichtet, daß Büchner in den Delirien seiner Todeskrankheit abwechselnd revolutionäre Gesichte hatte, und dann wieder mit einer feierlichen Stimme sich so vernehmen ließ: „Wir haben der Schmerzen nicht zu viel, wir haben ihrer zu wenig, denn durch den Schmerz gehen wir zu Gott ein. Wir sind Tod, Staub, Asche; wie dürften wir klagen?" Das Fatum war im Grunde seiner Seele. Und so wäre denn, bei aller seiner Kraft, der frühe Tod vielleicht doch von Anfang an in seiner Kraft gewesen?

Der Börsenwitz/ von Daniel Ricardo

Die Biographen des Witzes, Jean Paul, Friedrich Theodor Vischer und Kuno Fischer gingen am Börsenwitz vorüber. Der bayreuther Ästhet konnte die Börse nicht vorahnen; der schwäbische Satiriker hatte nicht die mindesten Beziehungen zum Reich der Prozente; und die heidelberger Exzellenz war wohl zu eng mit dem Klassizismus verwachsen, um Sinn für Einrichtungen der merkantilen Kultur zu haben. So blieb der Börsenwitz am Boden seiner Herkunft haften, weil keiner versuchte, ihn in die heiligen Hallen der Ästhetik einzuführen. Vielleicht hängt er zu sehr am Materiellen, um den Schöngeist zu reizen, seinen Spuren nachzugehen. Einer, ders sicher versucht hätte, wäre Schopenhauer gewesen, der, trotz seiner Abneigung gegen die „Propheten Merkurs", dem Reiz der konzentrierten Schlagkraft des Börsenwitzes nicht widerstanden hätte. Es ist schwer, diese Spezies des Witzes unter eine

bestimmte Registratur zu bringen. Er ist oft nur Witz, hält sich in den Grenzen dieser Emanation der Urteilskraft und begnügt sich, als Klangwitz, Wortspiel, Zweideutigkeit sein Publikum zu suchen. Er bewegt sich aber auch in den oberen Regionen und überrascht als „spielendes Erkenntnisurteil". Ja, er erreicht sogar gelegentlich die Höhen der Satire, der Ironie und des Humors. Jean Paul sagt vom Witz, „er ist der verkleidete Priester, der jedes Paar traut". Und Vischer fügt hinzu: „Er traut die Paare am liebsten, deren Verbindung die Verwandten nicht dulden wollen." Hier ist zum Ausdruck gebracht, daß der Kern des Witzes in der überraschenden Vereinigung von Kontrasten besteht. Mit dieser Charakterisierung ist aber sein Wesen noch nicht erschöpft. Kuno Fischer hat die Bedeutung des Witzes in seine Beziehungen zum Intellekt, zur Urteilskraft, gelegt und ist damit zu einer gerechten Wertung dieses geistigen Phänomens gelangt. Er nennt den Witz ein „spielendes Urteil". Er spricht vom „Spiel der durchdringenden Urteilskraft, das eine verborgene Wahrheit leicht und schnell zu Tage fördert"; ruft dann aber Widerspruch hervor, wenn er im Mutterwitz die kostbarste Blüte des Witzes sieht. Man kann vielleicht sagen, daß hier die Ursprünglichkeit des scharf und sicher pointierten Urteils am sichtbarsten hervortritt; wirksamer jedoch und ästhetisch befriedigender ist der Witz, der auf kultiviertem Boden wächst. Auf das Epitheton „intellektuell" hat auch der Börsenwitz Anspruch; aber seine Väter sind nicht immer mit Mutterwitz gesegnet. Der Witz setzt eine gewisse innere Freiheit voraus. Er darf nicht „an den Engel und den Gott glauben" und muß ewig Krieg mit dem Schönen führen. Ohne Zynismus kein Witz. Die zynische Überlegenheit aber wirkt auf den weniger konzentrierten Geist beruhigend und erlösend. Er fühlt sich geborgen in der durch den Witz gereinigten Atmosphäre. Man könnte glauben, daß die Börse, auf deren Boden um die materiellsten Güter gerungen wird, die Freiheit des Intellekts lähmt und ihre Völker tief im Stoff versinken läßt. Und doch gibts gerade in dieser Sphäre viele, die sich über der Situation halten und die Weite ihres Blicks nicht nach der Kursbewegung regulieren. Diese Kraft geht von der Börse selbst aus, in deren Bereich die stärksten Kontraste, in raschester Folge, aufeinandertreffen. Der Börsenwitz hat sich mit dem häufigen Szenenwechsel abgefunden und ein Wort geprägt, das zu den bekanntesten Inventarstücken des Börsenarsenals gehört: „Die Kurse sind wie eine Lawine, immer hinauf und hinunter." Hier präsentiert sich der Geist der Börse in reinster Form des Ausdrucks. Das ist nicht nur Witz, sondern auch Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Daß eine Lawine nicht steigt, nur fällt, weiß jeder. Man darf die Kenntnis dieser Erscheinung auch bei der Börse voraussetzen. Warum also das schiefe Bild? Um das ganze Getriebe um den Kurs; den oft sinnlosen Kampf um Gewinn und Verlust; das Manko an Menschenwürde, das dabei häufig aufgedeckt wird — mit der Hülle überlegener Ironie zu um-

kleiden. Es gibt Momente, wo die Börse sich selbst ironisiert; und wenn sich ihr Urteil einmal zu solcher Kraftleistung konzentriert hat, verfehlt sie nie, den Niederschlag der Erkenntnis zu einem Witz umzuprägen. Selbst im Wortspiel, das die Situation hervorbringt, steckt oft mehr als ein bloßes Spiel mit Worten. Bei einer der, nicht gerade seltenen, Emotionen der Newyorker Börse, die regelmäßig die großen Effektenmärkte der alten Welt in Mitleidenschaft ziehen, tröstete man sich an der Berliner Börse mit dem Witz: „Diesmal wars keine Deroute, sondern eine Redoute." Der Sturm in Amerika hatte sich nämlich schnell gelegt und war vorübergegangen, ohne auf dem Kontinent Existenzen geknickt zu haben. So wirkte der witzige Vergleich, der aus dem Börsenhaus an der Spree hervorging, wie eine Befreiung. Die Ängstlichen machten sich das Urteil zu eigen, das in dem Witz steckte. Ihnen war es die Bestätigung für die Ungefährlichkeit der Situation in NewYork. Möglich, daß der Autor des Wortes nicht mehr, als eine witzige Antithese fabrizieren wollte. Da die Börse aber dem Erzeugnis ihre Fabrikmarke aufdrückte, so war es damit zu einem Urteil erhoben. Der Vergleich der Deroute mit der Redoute wurzelte übrigens nicht nur in der Versetzung eines Buchstabens. Damit allein wäre noch kein Beweis für die kombinatorische Fähigkeit des Börsengehirns erbracht. Die schlimmen Tage in NewYork fielen in die Karnevalszeit; und so vereinigte sich ein Taschenspielertrick mit einer „erkenntnistheoretischen" Leistung zur Erzeugung eines „spielenden Urteils". „Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen; er glaubt nicht an den Engel und den Gott". So Schiller an die Adresse Voltaires. Aber der Vers könnte auch über dem Eingang zur Börse stehen. Nicht einmal vor „Ehrlich-Hata 606" machte ihr Witz Halt. Die Aktien der Höchster Farbwerke gingen in die Höhe, weil findige Köpfe die Millionen, die die Herstellung des neuen Ehrlichpräparats bringen könnte, beizeiten zu finanzieren suchten. Nun kam der Börsenwitz und griff sich den Übereifer der Spekulation heraus. Auf die Frage: „Was meinen Sie von der Hausse in Höchster Farbwerken?" — kam die Antwort: „Die Aktien werden bis 606 steigen." Und darauf erwiderte der Frager: „Wenn sie es „Ehrlich" sagen, wird es wohl so kommen." Bei diesem Beispiel wird der Witz durch einen gewissen liebenswürdigen Humor übertroffen, der das Lächerliche einer derartigen Kursprozedur hervorkehrt, ohne die natürlichen Schwächen der Börse zu verkennen. Es liegt im Wesen des Witzes, daß er oft verletzend wirkt. Und da die Gäste der Börse nicht in einem Meer der Gefühle zu schwimmen pflegen, so kann es vorkommen, daß das Destillat ihres Geistes nach Gift und Operment schmeckt. Ein bekannter Großfinanzier verheiratete seine Tochter, nachdem sie ihr Judentum abgestreift hatte, an einen adligen Herrn. Die Ehe ging in die Brüche; und die Börse setzte rasch ihr Votum unter den Fall, also perorierend: „Erst hat er seine Tochter konvertiert, und dann hat er sie abgestempelt zurückbekommen."

In der Art, wie der Börsenmann über sich selbst urteilt, drückt sich oft ein Maß von Selbsterkenntnis aus, das ihn zum Philosophen stempelt. Zum spekulativen Philosophen natürlich; denn der philosophische Spekulant ist niederen Grades. Wie beruhigend wirkt, zum Beispiel, dieser Dialog, der schematisch ist: „Was, meinen Sie, habe ich heute verdient?“. . . . „Die Hälfte“. Damit ist eigentlich die ganze Börsenphilosophie ausgedrückt: es wird stets „mit Aufgeld“ gehandelt, das der kundige Thebaner ohne weiteres abzieht. Nur die Neulinge zahlen alles bar. Und wer ganz gerissen ist, pumpt sich von seinem Gläubiger Geld und leiht es ihm dann zu 10 Prozent zurück. Ob solche Geschäfte wirklich vorkommen, ob sie nur der Phantasie der Börse entspringen —: sicher ist, daß in Berlin einmal über eine derartige Transaktion viel gelacht wurde. Da zeigt sich, daß die Börse auch Mutterwitz hat. Ich spreche von der Börse als solcher, weil sie es ist, die den Geist der ihr Angehörenden züchtet. Natürlich wird der Witz nicht von der Institution an sich produziert. Seine Schöpfer sind einzelne Personen. Die aber wirken nur als Agenten des Börsengeistes und sind in dem Augenblick verschwunden, wo die Börse sich „offiziell“ des neuesten Witzes bemächtigt hat. Daß einzelne, besonders witzige Köpfe trotzdem aus dem Meer der schwarzen Hüte hinausragen, hängt meist damit zusammen, daß sie auch sonst auf einem erhöhten Podium stehen. In Berlin gehört zu diesen gut geprägten Persönlichkeiten, deren Witz sich ständig selbst erneuert, der Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft Herr Karl Fürstenberg; in Wien dominierten durch witzige Schlagfertigkeit die Finanzbarone Königswarter und Sina. Von jenem stammt das böse Wort: „Wenn die Spekulation unter die Erde geht, fängt der Schwindel an“; dieser rief das Entzücken der „Tempelherren vom Schottenring“ hervor, als er den Kampf gegen den letzten der Mitbegründer der Österreichischen Kreditanstalt, Bankier Laemmel, mit der freundlichen Zusicherung einleitete: „Das Laemmel wollen wir mal scheeren“. Die Börse weiß Reichtum und Glück zu schätzen; au fond aber läßt sie sich nicht so leicht imponieren. Auch der „größte Mann“ wird von ihr kritisch behandelt. Und ihr Urteil verblüfft oft durch seine Sicherheit, mehr noch als durch seine Bosheit. So charakterisierte sie einen der kühnsten Pioniere der Spekulation durch die Frage: „Welche beiden Dinge kann der nicht ablegen?“ — Antwort: „Parvenümanieren und Rechnung“. Man wundert sich, daß die Börsenleute, bei so stark wirkender psychologischer Technik, doch häufig von Führern, deren bedenkliche Qualitäten sie erkannt haben, ins Schlepptau genommen werden. In dieser Divergenz zwischen Witz und Leichtgläubigkeit tritt das Manko der Börsenseele in die Erscheinung. Es besteht in der absoluten Hinneigung zu jeder Gewinnchance. Hat der im Wesen erkannte und witzig festgenagelte Anführer einen Erfolg aufzuweisen, so ist die Urteilsfähigkeit ausgeschaltet und es fungiert nur noch die blanke Gewinnsucht. Der Stratege der

Börse ist dabei von dem kleinen Spekulanten, den der Kitzel des Spiels oder die Gewohnheit in den Börsensaal treibt, zu unterscheiden. Die Feinde der Börse, deren einziges Requisit das vom Eisenbahnminister Maybach geprägte Kennwort „Giftbaum" bildet, sehen in ihr nur den Spielplatz. Von volks- und privatwirtschaftlichen Funktionen wollen sie nichts wissen, um ihr Hirn nicht mit Dingen zu belasten, die über ihr Verständnis gehen. Wäre die Börse nichts wie ein großer Spielklub, so hätte sie der „wohlwollenden" Behandlung durch ihre Gegner kaum standhalten können. Und ihr Boden hätte nicht ein Substrat geistiger Überlegenheit, wie es der spezifische Börsenwitz ist, abgelagert. Nimmt man zum Ausgangspunkt der Beweisführung die intellektuelle Leistung der Börse, die sich durch einen ihr eigenen Witz kennzeichnet, so kann man sagen: eine Institution, die den Scharfsinn in solcher Weise kultiviert, läßt sich unmöglich mit der Sphäre des Kasinos von Monte Carlo identifizieren. Der Börsenwitz ist ein starkes Argument gegen die katonischen, oft nur platonischen Verächter des Börsenparketts, und er hat seine Kraft diesen Widersachern gegenüber wirksam zur Geltung gebracht.

Wo der Witz ironisch wird, trifft er Schwächen, die der Börsenmann kennt, denen er aber niemals die Existenzberechtigung absprechen wird. Das verleiht ihm eine Charakterpose, die oft nur äußerlich wirken soll, um das hinter ihrem schützenden Schirm hockende graue Elend zu verdecken. Nicht selten dient sie dazu, die geschäftliche Position eines Wankenden zu stützen, dessen Rettung vielleicht darin besteht, daß er „das Gesicht wahrt". Die Verluste, die einer an der Börse erleidet, tragen die Kraft der Selbstheilung in sich. Sie werden nur als Kontraste zu den gleichen Gewinnmöglichkeiten empfunden und nicht einmal wert gehalten, auf eine gewisse „Moral" hin untersucht zu werden. Gewinner und Verlierer werden vom Witz jeder Würde entkleidet. In der schneidend kalten Luft der Witzregion erfriert jedes Sentiment. Als in Berlin wieder einmal die schiefe Ebene das Börsenniveau bildete — die Veränderung der Lage war über Nacht gekommen —, begrüßten sich die Auguren am nächsten Tag mit der verbindlich-teilnehmenden Frage: „Haben Sie sich schon an Ihre neuen Vermögensverhältnisse gewöhnt?" — Kann man sich eine beruhigendere Entladung einer atmosphärischen Spannung denken. Damit war die höchst bedenkliche Situation ins Reine gebracht. Neue Alarme fanden eine mit stiller Heiterkeit durchsetzte Stimmung und die Liquidation der Krisis ging ohne allzu lautes Gestöhn vonstatten. Mit dem Begriff und den Folgen der „Pleite" findet sich der Witz gern und gründlich ab. Das an sich wenig reizvolle Thema wird mit einer Liebe variiert, die den Verdacht erwecken könnte, als gehöre die „Pleite" zu den Existenzbedingungen der Börse. Beliebt ist z. B. diese Variante: A hat Pleite gemacht. Man erzählt das dem B. Der ist zunächst sehr erstaunt, erklärt dann aber ruhig und bestimmt: „Dann bin ich auch Pleite". Auf die

Frage: „Haben Sie denn mit A Geschäfte gemacht?" folgt die Antwort: „Nein, aber bei der Gelegenheit macht man mit Pleite." Ein Beispiel von vielen, das die genaue Kenntnis des Wesens aller geschäftlichen Erscheinungen illustriert. Der Börsenmann läßt sich gelegentlich betrügen; aber er tut dies im vollen Bewußtsein dieser Möglichkeit, das im einzelnen Fall einem oft durchbrechenden Optimismus unterliegt. Scharfsinn und Vertrauensseligkeit haben nicht selten ihre Stätte unter demselben Schädeldach. Und der Spekulant weiß, daß ohne ein bestimmtes Maß von Glauben überhaupt kein Geschäft möglich wäre.

Der Witz — soweit er nicht Mutterwitz ist — setzt geistige Kultur voraus. Aber nicht nur das: er haftet an der Nationalität. Berlin, Frankfurt, Wien sind die Pflegestätten des Börsenwitzes. London und Paris haben keinen so fruchtbaren Boden; und in New-York gehört der Witz zu den am seltensten gehandelten Effekten. Die Erklärung liegt auf der Hand. Wer pflegt die Tradition des Geschäfts und ist der stärkste Träger seiner Kultur? — Der Jude. Wer beherbergt in seinem Kopf einen geistigen Destillationsapparat? — Der Jude. Und da das jüdische Element an den drei größten Börsenplätzen deutscher Zunge dominiert; da es in London und Paris nur in verdünnter, durch nationale Zutaten gemilderter Form auftritt und in New-York in dem Begriff Yankee völlig aufgegangen ist — hat der Börsenwitz auf historischem Boden seine Blüte erlangt. Da ist er nicht nur Gast, sondern auch Vertreter der Kultur. Er repräsentiert den Geist der Börse, der, nach der Beschaffenheit ihrer Angehörigen, verschieden ist. Gehört der Witz an sich in eine Geschichte der Ästhetik, so liegt kein Grund vor, dem Witz der Börse eine weniger illustre Unterkunft anzuweisen. Jeder Ausdruck geistiger Freiheit wirkt ästhetisch; und der Wettkampf des rechnerischen Scharfsinns, der gelegentlich durch einen Witz ausgeglichen wird, ist gewiß nicht unschöner als der Streit um wissenschaftliche oder künstlerische Werte. Und wenn der Börsenwitz nur dazu gut wäre, dem Götzen Mammon die Narrenkappe aufs Haupt zu stülpen, so hätte er seine kulturelle Mission ausreichend begründet.

Junius / Chronik: Das ökumenische Konzil der Aufklärer

Vom fünften bis zehnten August hat der Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt in Berlin „getagt". Ob das Etikett glücklich gewählt war? Kongresse aller Schattierungen tagen, Parlamente tagen, um das lärmvolle Geklapper und Geplapper ihres Betriebes webt der fatale Dunst des Alltags; und alle Fratzen der gemeinen Notdurft werden wach, wenn man an ihre Arbeit und die Methoden denkt, nach denen sie sich voll-

zieht. Freies Christentum, religiöser Fortschritt: wie ganz anders sind die Gestalten, Erfahrungen, Empfindungen, die aus dem Dunst und Nebel heraufsteigen. Es ist nicht gut, profane und himmlische Dinge auf den gleichen Klang abzustimmen. Doch es sei. Kaum zählbar waren die Tausende, die an die Arbeit dieses Religionskongresses Heilshoffnungen geknüpft hatten. Die Begriffe: Freiheit, Christentum, Religion, Fortschritt, so verworren und vieldeutig sie vorgestellt worden, leuchten heute als Sonnen ihrem „Sittentag". Sie sind für Unzählige die Krücken des Gewissens. Es tut nichts, daß die ungeheure Denkarbeit der letzten Jahrhunderte diese Begriffe ausgehöhlt und entfleischlicht hat. Auch in ihnen bleibt ein mystischer Kern zurück, auf jene Rätselheit deutend, an die unser Schicksal geschmiedet scheint; auf jenes kaum nennbare Etwas, dem die Mysterien vom Leben und vom Tode die Gedanken immer wieder zutreiben, so irdisch, so weltzugewandt, so materialisiert, so rationalisiert, so verwissenschaftlicht und historisch sie geworden sein mögen. Um diesen dunklen Punkt des Ich, des Mikro- und des Makrokosmus kreisen also jene Begriffe, selbst wenn sie von einem dumpfen Gehirn gestammelt werden.

In solchem Zustand unklarer Aufklärung dämmert heute das moderne gebildete Gemüt dahin, das sich von Weltkongressen für religiösen Fortschritt Tröstungen und Erlösungen erhofft. Auch vom Religiösen und Metaphysischen, das die moderne Aufklärung sich erquält, gilt ganz besonders, was Goethe vom Lyrischen sagt: es muß im ganzen sehr vernünftig, im einzelnen sehr unvernünftig sein. Das moderne gebildete Gemüt mag nicht ewig im Zweifel leben und kann die Gewißheit doch nicht finden. Es hat sich der kirchlichen Gewissensautorität innerlich entwunden, aber ihm gebricht die Kraft, das ewige Licht als Brennpunkt unzähliger Strahlen zu begreifen. Es stellt sich die letzte, dem Menschenwitz erreichbare Wahrheit logisch, nämlich eindeutig vor. Es weist die Geheimnisse und Gnadenmittel der positiven Bekenntnisse ab, und ist trotzdem überzeugt, daß es möglich sei, für die Aufgeklärtheit eine Form zu finden, die dieselbe Kraft zur Seelenberuhigung besitzt wie die den Gnadenmitteln der Kirche in den Augen der Gläubigen zukommende. Die alten und neuen hebräischen Kleider sind, nach historisch-kritischer Methode, zerfetzt; aber vor dem was übrig bleibt, vor den Gebilden des wissenschaftlichen und philosophischen Kritizismus, vor der Begriffsmystik solcher Orientierungen, fürchten sich diese Aufgeklärten wie vor einem caput mortuum: sie geben den Anspruch auf die Gefühlsmystik nicht auf. Und überdies, wie viele sind des Aufstiegs in solche Höhen fähig? Er setzt die intellektuelle und sittliche Kraft zur Isolierung vom Massenmeinen und Massenglauben voraus, worin schließlich aller echte Persönlichkeitstrieb wurzelt. Es wäre töricht vorauszusetzen, daß diese Kraft in irgend weiten Umfang Mitgift des modernen gebildeten Gemüts ist, bloß weil es gescheit und wahrheitsliebend genug ist, die überlieferten Glaubensvorstellungen und die

Symbolik des Kultes, als „nicht mehr zeitgemäß“, zu verneinen. Seine Kraft ist eine halbe: sie ist nur Wille zur Halbheit. Sie reicht zur Negation aus, aus Eigenen kann sich der also Aufgeklärte positiv nicht erfüllen. Er kann und mag die lästerliche Vorstellung von einem fertigen Gott nicht überwinden, fertig wie eine Atrappe, oder wie ein Uhrwerk, welches das Getriebe am Rädchen laufen läßt. Die wahre Aufklärung ist aber eine gar köstliche Disposition, bestehend in dem Willen, nie ganz fertig zu sein, in der Freiheit, heute nicht zu glauben, was mir gestern noch gewiß war, in dem Haß gegen den Abschluß durch ein System von Formeln, das einen unermeßlich weiten und tiefen Ozean mit Eimern vorgibt ausschöpfen zu können. In dieser Disposition liegt ein hoheitvolles Gefaßtsein, liegt die Bereitschaft, sein Inwendigstes den Beschlüssen keines Konventikels (und keines Weltkongresses) auszuliefern, liegt der Abscheu vor jeder Art Proselytenmacherei. Das moderne aufgeklärte Gemüt aber kehrt, kaum unterwegs, in der ersten Kneipe am Wege ein; es erwartet die „zeitgemäße“ Anweisung zum selbigen Leben von einer neuen Gemeinschaft, unter deren Obhut es vor den Schrecken der Existenz Haltung gewinnen möchte. Mit einem Wort: es will, kaum zu Jahren gekommen, sich organisieren. Und es will in diese neue Organisation die Poesie des alten Aberglaubens hinüberretten.

Diese vage, substanzlose Sehnsucht der Durchschnittsaufklärung ist heute stärker als seit Jahrzehnten; es ist ein Wahn, zu meinen, die massenhafte naturwissenschaftliche Aufklärung hätte sie eingedämmt. In der neuzeitlichen Konventikelsucht steckt auch die Flucht vor der Last der Verantwortung, die ein Leben ohne grob-sinnliches Jenseitigkeitsideal den Irdischen aufbürdet. Heimlich sehnt man sich nach der frommen Väterweise.

Den Göttern dient' ich sparsam und selten nur,
So lang im Wahnwitz zweifelnder Weisheit ich
Ins Irre ging; jetzt aber drängts mich
Rückwärts zu lenken in alte Bahnen.

Sehen wir zu, mit welchen modernen Mitteln der religiöse Fortschritt in die alten, von dem römischen Sänger lustvoller Diesseitigkeit besungenen Bahnen zurückzulenken sucht. Bei schwüler Augusthitze — es waren die einzigen schwülen Tage des Sommers — und in stickigen Sälen wurden während siebenundfünzig Stunden einhundertsechsundzwanzig Reden gehalten. Die offizielle Präsenzliste wies weit über zweitausend Teilnehmer auf. Wenn über ‚aktuelle‘ Dinge gesprochen wurde, wie über die Religion und den Sozialismus, dann staute sich die Masse der Belehrungsucher vor der Halle und um die Plätze in ihr wurde gekämpft. Theologen und Laien; Europäer und Orientalen; Christen, Juden, Buddhisten, Mohammedaner; Bürgerliche, Christlichsoziale, Sozialdemokraten, entschieden Kirchliche und entschieden Unkirchliche, wie der tapfere Christoph Schrempf und der immergrüne französische Modernist Abbé Loyson: sie standen, sprachen,

beteten nebeneinander. Prachtvolle Charakterköpfe waren darunter, Männer der Wissenschaft wie Harnack, und Männer von edlem praktischen Willen wie Traub. Der greise Volksmann Schrader präsidierte. Bei einem Festgottesdienst in der durch das Alter etwas entnüchterten Marienkirche, dem Johann Sebastian Bach die Weihe gab, wurde in drei Sprachen über Glaube, Liebe, Hoffnung gesprochen. Volksversammlungen für die frommen Unkirchlichen. Manchmal traten die überlieferten Glaubensformen in eifersüchtigen Wettbewerb, so wenn die Professoren Hirsch (aus Chicago) und Hermann Cohen, der berühmte Kantscholastiker, für das oder ihr Judentum Modernität und Unentbehrlichkeit für die Modernität in Anspruch nahmen. Es herrschte eine verbrüdernde, jasagende Stimmung; über die grellsten Widersprüche hörte man hinweg; die Parabel von den drei Ringen wurde hier gelebt. Diskutiert wurde nicht; es wurden Bekenntnisse ausgetauscht. Auf dem ersten großen ökumenischen Konzil der Christenheit, das Konstantin der Große nach Nizäa berief, lagen sich die frommen Bischöfe in den Haaren und die Anwesenheit des Kaisers, der, um Einmütigkeit zu erzielen, im strahlenden Ornat seiner Macht und Würde selbst den Vorsitz führte, konnte die Leidenschaftsausbrüche eifernder Glaubensinbrunst nicht zügeln. Begreiflich; denn es galt, der Laienschaft einen handlichen Glaubensinhalt zu überliefern, wodurch im frommen Gemüt alle Zweifelsplagen über die Gottähnlichkeit oder Gottgleichheit Jesu im Keime schon erstickt würden. Hier, auf dem ersten ökumenischen Konzil der Aufklärung in Berlin, galt der Grundsatz voller Gleichwertigkeit aller Bekenntnisse und Glaubensinhalte, wofern sie nur in Gott münden. Alle Überzeugungen liefen nebeneinander her, und manche liefen mit unter, die man in gewöhnlicher Terminologie gottlose nennt. Aber darin bestand ja gerade die Freiheit.

Und wenn man zum Schluß etwa nach dem Ergebnis fragt? Wir wissen es schon: Die Gemeinsamkeit des Glaubens bestand darin, zu bekennen, daß man ein gemeinsames Bekenntnis nicht habe. Mit welchem Recht diese Art Gemeinsamkeit sich freies Christentum nennt, weiß ich nicht. Aber ein Weltkongreß für religiösen Fortschritt muß doch irgendeine Zielrichtung haben, einen Zweck, einen Willen, über einen gegebenen Zustand fortzuschreiten. Durfte nicht erwartet werden, daß man gegen religiösen Gewissenszwang, gegen die Verkoppelung von Staat und Kirche, gegen die übliche Art religiöser Unterweisung in Schulen Protest erhob und die Satzungen, die Kampfmethode, die Politik dieses neuzeitgemäßen Protestantismus beriet? Auch diese Erwartung trog. Unser heutiger religiöser Fortschritt leidet an Gefühlsunsicherheit und Willensohnmacht; darin echt modern. Dafür wurde in tausend Zungen dem alten lieben, dem „ewig reichen" Gott öffentlich die Existenz bescheinigt. „Das Phänomen Gott, die Tatsache der Religion als eine schlechthin gegebene, als eine von der wissenschaftlichen Forschung überhaupt nicht zu erschütternde, wurde an-

erkannt." Ich schäme mich, diesen Krüppelwuchs von Theologensprache hierher zu setzen; man kennt ihre leeren Schälle. Wird nicht sogar das bescheidene aufgeklärte Gemüt des modernen Menschen herausfinden, daß durch dieses blinde Fenster die Aussicht auf das Jenseits nicht trostreicher, die Orientierung im Diesseits nicht leichter geworden ist? Dieser Ausgang des ersten ökumenischen Konzils der Aufgeklärten war aber vom lieben Gott längst vorhergesehen. Als nämlich die rechtgläubigen Bürger Zürichs David Friedrich Strauß pensionierten, ehe er sein Lehramt für religiösen Fortschritt antrat, schrieb er u. a. an dessen Gönner, den Bürgermeister Hirzel von Zürich, der seine Rechtgläubigkeit zu Ehren zu bringen versuchte: „Es muß in gegenwärtigen radikalen Zeiten für uns legitime Gewalten doppelt erfreulich sein, wenn wir Zeichen der Anhänglichkeit an unsere Person von seiten her erhalten, von wo wir es am wenigsten vermutet hätten, namentlich von Freidenkern und aus Freistaaten. Sie sprechen klar und unumwunden Ihre Gesinnung gegen mich aus. Sie glauben an mich! Freundlicher Mann. Nehmen Sie dafür auch die Gegenversicherung, daß auch ich an Sie glaube, und zwar nicht bloß, daß Sie der Bürgermeister Hirzel sind, wie Sie gütig annehmen, daß ein Gott sei, sondern ich schreibe Ihnen außerdem auch Eigenschaften und Wirksamkeiten zu; wo ich denn nicht weiß, ob Ihr schönes Bekenntnis rücksichtlich meiner sich ebenso weit erstreckt. Ich bin vorsichtig geworden. Ihr Freund Hegel glaubt auch an mich, ja er beweist mich, wobei er mich aber zur absoluten Allgemeinheit macht. Mein lieber Herr Bürgermeister! Ich bin nicht die absolute Allgemeinheit, so wenig Sie selbst etwa die Bürgermeisterwürde in Zürich, sondern der wirkliche Bürgermeister sind. Ich will nicht bloß sein, sondern auch handeln, schaffen, regieren, belohnen, strafen und dergleichen. Wollen Sie mir daher durch die Allgemeine Zeitung gefälligst zu wissen machen, nicht bloß, daß Sie mich glauben, sondern auch als was und wie . . ." Dieses Schreiben Gottes an den Bürgermeister Hirzel hat Grillparzer durch den Baron Cotta im dreizehnten Bande der Gesamtausgabe seiner Werke verewigen lassen. Halten wir es in Ehren.

Anmerkungen

Gefährliche Frömmigkeit

Pius X. ist ein ehrlicher Mann und sehr fromm, aber, von der Leuchte der Vernunft verlassen, richtet die Frömmigkeit bekanntlich Unheil an. Soeben hat er den Vernünftigen unter den Katholiken eine neue peinliche Überraschung bereitet. Er gebietet, daß die Kinder zur Beichte, und zwar zum oftmaligen Beichten angehalten werden, sobald sie das Alter der Unterscheidung — das sei durchschnittlich das siebente Lebensjahr — erreicht haben. Ich will nicht dabei verweilen, daß unzählige Kinder, selbst manche stramme Bengel von 14, 15 Jahren, die Sünden, vor denen sie die Beichte behüten soll, erst aus dieser oder aus dem für die Gewissenserforschung benutzten „Beichtspiegel" kennen lernen; diese Seite der Sache wird von den „Kirchenfeinden" zur Genüge breitgetreten; nur an die andere soll erinnert werden. Hufeland schreibt: „Je mehr wir uns in einem tätigen Leben der Außenwelt zuwenden, destoweniger schweben wir in Gefahr, Hypochonder zu werden." Und Goethe spricht, die Forderung der Selbsterkenntnis ablehnend: „Der Mensch ist mit allem seinem Sinnen und Trachten auf die Außenwelt angewiesen; von sich selber weiß er bloß, wenn er genießt oder leidet, und so wird er auch bloß durch Leiden und Freuden über sich belehrt, was er zu suchen und zu meiden hat. Übrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich auch davor behüten." Freilich braucht die Menschheit Männer, die in der eigenen Seele forschen; ohne Selbstbeobachtung gäbe es keine Psychologie, keine wissenschaftliche Pädagogik, keinen psychologischen Roman; aber nur reife Männer von fester seelischer Konstitution entgehen den Gefahren, die mit anhaltender Selbstbeobachtung und Selbstdurchforschung verbunden sind. Dem jungen Menschen kann das Beichtinstitut unter Umständen nützen, dann nämlich, wenn er das Glück hat, in einer Seelenkrisis an einen sehr verständigen und kundigen Beichtvater zu geraten. Im allgemeinen aber lehrt die Erfahrung, daß der Zwang zu oftmaliger Gewissenserforschung, namentlich wenn er schon in frühester Jugend eingreift, die Seelen mehr oder weniger krank macht. Die roheren Naturen werden dadurch Zyniker und freche Spötter, die feiner organisierten entweder Seelenhypochonder, Hysteriker, Grübler, Frömmler, zu resolutem Handeln unfähige, ängstliche, furchtsame Skrupulanten, oder selbstgerechte Pharisäer und eitle Narren, die sich in ihrer eingebildeten Heiligkeit bespiegeln. Hat sich unedle Gesinnung in die Seele eingeschlichen, so wird sie sich bald verraten durch ein häßliches Wort, eine unschöne Handlung, eine böse Tat; dann rafft man sich auf und ruft sich selber zu: „pfui, du schlechter Kerl!" So wenigstens verhält sich der gut Geartete, der in guten Grundsätzen erzogen ist. Das genügt beim Durchschnitt der Menschen; der Beichte und oftmaligen Gewissenserforschung bedarf es nicht. Der Lump bleibt ein Lump, mag er auch täglich beichten. Schlimm genug, wenn der Staat zuläßt, daß in katholischen Schulen die Kinder schon mit 12, ja mit 10 Jahren zur Beichte gezwungen werden. Jetzt soll man gar die Siebenjährigen anleiten, ihre noch leeren Seelchen nach Dingen zu durchstöbern, die nicht drin sein können, ihre kleinen Dummheiten und Unarten, die bei gesundem Wachstum von selbst abfallen wie die Stengelblätter von der wachsenden Pflanze (Goethe) ungeheuer wichtig zu nehmen, als Sünden, als Todsünden zu beweinen! Also aufgepaßt, Herr Kultusminister! Er ist um diese

Würmlein bekummert, der gute Pius; er fürchtet Schreckliches für sie von seinem Gott, der sie in die ewige Höllenpein verstoßen wird, wenn sie ohne Beichte und Absolution im Zustande der Todsünde sterben. Beruhige dich, guter Pius! Dein Gott, der Gott der Orthodoxie, der dem kinderfressenden Moloch ähnlicher sieht als dem himmlischen Vater Jesu, dieser Gott existiert Gott sei Dank nicht.

Auch die Kommunion sollen die Siebenjährigen und noch jüngere Kinder empfangen, und von der ersten Kommunion an oft, womöglich jeden Tag. Pius beklagt die Kinder, die dieser nach seinem Glauben „mächtigsten Hilfe beraubt und von Fallstricken umgeben, ihre Reinheit verlieren und sich ins Laster stürzen, ehe sie die heiligen Geheimnisse verkostet haben." Das ist, pädagogisch betrachtet, weit harmloser als der Beichtzwang, wenn auch das Anhören oder Nachplappern von Gebetlein, womit man die Abcschützen und die Analphabeten auf die Kommunion vorbereiten wird, den mancherlei unnützen Belästigungen, mit denen falsche Pädagogik die Kinderseelen beschwert, eine neue hinzufügt; aber es ist tief beschämend für die Katholiken. Das von Jesus eingesetzte Erinnerungs- und Liebesmahl ist ein wirksames Mittel, den Glauben an ihn und die Bruderliebe lebendig zu erhalten und die damit in Verbindung gebrachte Rede vom Lebensbrot im sechsten Kapitel des Johannisevangeliums ist eine wohltätige Einladung, den wichtigen Prozeß der Seelenernährung zu studieren. Jesu Fleisch und Blut, womit natürlich seine geistige Wesenheit gemeint ist, sind wahrhaftig eine Speise und ein Trank, denn der einzelne Menschengeist kann auf gar keine andere Weise wachsen, als indem er andere Individualgeister verzehrt, und Jesu Geist ist bis auf den heutigen Tag für Unzählige die gesündeste Seelennahrung gewesen. Aber an dieses schöne und heilsame Symbol haben sich Vorstellungen geheftet, die mit den heidnischen Opfermahlzeiten verbunden waren; die Auffassung der Kapernaiten, die Jesus mit dem Worte (Joh. 6, 64) zurückweist: „Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch nützet nichts", hat gesiegt, und die Transsubstantiationslehre, die Lehre, daß Brot und Wein durchs Priesterwort in den Leib und in das Blut Jesu verwandelt werden, hat den Kapernaitismus dogmatisiert: aus dem heiligen Symbol ist ein magischer Zauber geworden. Nicht der Geist Jesu, sondern sein Fleisch soll geistig-sittliche Wirkungen hervorbringen. Die Laien, die deutschen wenigstens, haben bei aller Gläubigkeit trotzdem am vernünftigen Sinne des Lebensbrots festgehalten. Sie glauben, daß der würdige Genuß Seligkeit, der unwürdige Verdammnis wirkt, aber sie sind zugleich überzeugt, daß zum würdigen Empfange eine aus erbaulichen Betrachtungen und guten Vorsätzen bestehende Vorbereitung gehöre, daß also die Frucht des Sakraments psychologisch vermittelt werde, und sie haben es darum nicht gern, wenn ihre Kinder in einem Alter zur ersten Kommunion geführt werden, „wo sie's noch nicht verstehn", wo sie noch nicht fähig sind, durch ernsthafte Erwägungen die heilige Handlung fürs Leben fruchtbar zu machen. Und nun lehrt Pius, daß mangelnde Einsicht die Wirkung der Feier nicht beeinträchtige! Der Papst wird von über hundert Millionen Menschen, deren meiste immerhin zur Kulturwelt gerechnet werden, als unfehlbarer Lehrer der höchsten Wahrheiten anerkannt, und dieser höchste Lehrer nun bekennt mit unglaublicher Naivetät, daß er von einer leiblichen Speisung (leiblich bleibt sie, auch wenn wirklich die Hostie nicht Brot, sondern Fleisch sein sollte) erwartet, sie werde die Kinderseelen rein erhalten und vor Lastern bewahren, eine Wirkung, die selbstverständlich nur eine vernünftige Erziehung, gesunde Naturanlage vorausgesetzt, im geeigneten Milieu erzielen kann und in unzähligen nicht katholischen Familien wirklich erzielt. Das Selbstverständliche bedarf für Denkende und Unterrichtete keines Beweises;

dem Papste aber müßte eine Rundschau über den Erdkreis beweisen, wie sehr er sich irrt. Welch eine wunderbare Brille gehört dazu, ihm den sittlichen Zustand der Romanen und der Slawen, die kommunizieren, besser erscheinen zu lassen, als den der protestantischen Germanen und Angelsachsen, die jener „mächtigsten Hilfe" ermangeln!

Carl Jentsch

Gilbert Keith Chesterton

Der Träger dieses Namens wird seit kurzem von entdeckungslüsternen Literaten auf den deutschen Markt gezerrt und unter lauten Zurufen der verdutzten Menge als Meisterkritiker des Lebens vorgestellt. Es braucht uns nicht zu beunruhigen, daß deutsche Verleger sich von der Laune blasierter Schreiber in ein schlechtes Geschäft locken lassen. Aber es ist unerhört dreist, Unsterblichkeit für einen Schriftsteller laut einzufordern, der sein Mark aus dem Willen zur Paradoxie saugt, seinen Stil aus erquälten Antithesen, sein Ziel aus der Absicht d'épater le bourgeois. Man wagt ihn und das leichte Gepäck von ein paar dünnen Essayheften Shaw und Shaws Werk an die Seite zu stellen, man hat nicht einmal das Talent, zu merken, daß Chesterton, indem er das Vorzeichen der Tendenz ändert, der Kopist des geistvollen Spötters bleibt, ohne dessen ehrlichen Grundwillen, ohne dessen leuchtenden irischen Witz, ohne dessen Universalität und Humanität. Darum will ich vor dem neuesten Chesterton warnen, in der Hoffnung, daß auch auf den alten ein Makel fällt. Er heißt: What's Wrong with the World (Cassel and Co.). Nach den hitzigen und witzigen Angriffen auf die Modernität, die Heretics enthielten (1905), nach dem Cancan der historischen Vernunft in der dialektisch erkünstelten Orthodoxie (1909), wirkt dieses Buch matt und zahm, trotz aller künstlichen Aufpeitschung ganz beherrschter Gefühle zu Exzessen in Kritik und Ausdruck. Kritik der Modernität ist nun schon ein billiges Geschäft, seit Ruskin und Carlyle und Nietzsche und Ibsen und Shaw und das Heer ihrer Epigonen mit dem gleichen lauteren Kulturgefühl, wenn auch aus den verschiedensten Motiven der aufgeklärten bürgerlichen Modernität das Recht auf Zukünftigkeit bestritten; und wenn die Kritik dieser Männer heute noch Geltung hat, so ist es, weil hinter jedem ihrer Zweifel und hinter jeder ihrer Verurteilungen ein ganzer, aber auch ein wirklich ganzer Mensch steht, der ihren vielen halben Argumenten Weihe und Suggestionskraft gibt. In diesen Kritiken und Prophetien ist Stil und Rhythmus, in den tausendfach abgeleiteten Angriffen Chestertons ist Willkür, Absicht, der falsche Prunk einer Kennerschaft aus dritter Hand und das allen Witz zerreibende Behagen an der eigenen Ausdrucksfertigkeit. Das Ganze ist die übelste Form der neuromantischen Pose, zusammengebraut aus halben Gedanken und feigen Gefühlen. Und diesen Mann von Vierzig, dem in England eine kleine Gemeinde von Snobs und Salonphilosophen folgt, wagt man neben Shaw, neben Nietzsche gar zu stellen? In der Orthodoxie wird eine Apologie der Papstkirche versucht; die habe, in Lehre und Organisation, für alle Bedürfnisse und Nöte des Daseins in alle Ewigkeit vorgesorgt, in ihr sei Platz für alle Teufeleien sündigen Fleisches, aber auch für alle Feinheiten, Keuschheiten, Zartsinnigkeiten himmelwärts trachtender Seelen. Ich rechte nicht mit Gemütern, die aus Snobismus durchaus katholisch werden möchten. Aber nun schlage man rasch die Soirées de St. Petersbourg des Grafen Joseph de Maistre auf: aus wie tiefen Gründen quillt da die Verherrlichung des Cäsaropapismus, wie leidenschaftlich wird da das Weh der modernen Seele empfunden, der hinfort das eigene Gewissen Autorität sein soll. Übrigens, da England nicht katholisch sondern immer noch anglikanisch ist, bescheidet sich Chesterton damit, den Erzbischof von

Canterbury dem lieben Gott gleichzusetzen (Deus sive Archiepiscopus Cant). Das ist nicht neu, aber geistreich. Den neusten Chesterton, eine Generalübersicht aller gelebten und geglaubten Verkehrtheiten, finde ich leider weder neu noch geistreich, sondern angefüllt mit Geflunker und geschwollener Psychologie. Ein Beispiel: „Der Sozialismus bedeutet vielleicht die Befreiung der Menschen; aber die Menschen wollen nicht befreit sein". Über die Frauenfrage sagt er — aber wozu zitieren? Ich will Chestertons Ruf, und derer die ihn uns als Meisterkritiker empfohlen haben, nicht bloßstellen. Es könnte sich vielleicht doch noch ein Verleger finden, der ihn sich übersetzen läßt.

S. Saenger

Die Rasse Kains

Wer die Niederlassungen im Innern Boliviens, tief landeinwärts, fern von jedem lebendigen Kontakt mit anderen Völkern, bereist hat, dem fallen in dem Wesen ihrer Bewohner zwei Charakterzüge auf: Mißgunst und Haß.

Die Lebensverhältnisse, die körperlichen sowohl als die geistigen, in allen diesen Städten und Dörfern sind einförmig, an enge Grenzen gebunden. Die Moral, welche dort herrscht, ist hervorgegangen aus jener Gleichförmigkeit der Gewohnheiten, wie sie durch die Ähnlichkeit der Leidenschaften, die Gleichheit des Gedankenkreises erzeugt wird. Jenes rein materielle Leben, bar aller Abwechslungen und Gegensätze, wo in ewigem Kreislauf die nämlichen Ereignisse sich wiederholen, wo jedes Fest, wo Tag und Stunde jede Lustbarkeit nach dem Kalender geregelt ist, jenes rein materielle Leben muß schließlich Phantasie und Verstand in gleicher Weise erschlaffen.

So steht denn auch das geistige Leben in jenem Lande auf einer denkbar tiefen Stufe. Alles unterliegt schmählicher Bekrittelung. Das Privatleben jedes einzelnen ist Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Jedermann macht sich zum Zeugen und zum Richter seines Nachbars. Es gibt keine Handlung, welche nicht unter den Bereich jener Gemeinherrschaft fiele, deren Waffen Schmähung und üble Nachrede sind . . . Überall bemerkt man die Neigung, die Individualität zu unterdrücken, den einzelnen herabzuwürdigen zum bloßen „Mitglied der Gemeinde".

Scheelsucht und Gehässigkeit findet man fast überall unter der Provinzbevölkerung, namentlich in der iberischen Rasse, — von der sie ja die Bolivianer geerbt haben. Sie herrschen überall dort, wo es an hohen, idealen Bestrebungen fehlt, die das Gemeine unterdrücken, sowie denn auch jene Neigung, die Individualität zu knebeln, eine Eigentümlichkeit all jener Gesellschaften ist, die am Hergebrachten hängen, wo die Sucht nach Geld und Gewinn die einzige, alles andere verdrängende Sorge jedes einzelnen ist.

Der Respekt vor der Individualität, hervorgegangen aus dem Verständnis für sie, fehlt in einer derartigen Gesellschaft. Männer, die vor allem Menschen sind, gelten dort leicht als Narren. Bis man ihnen endlich doch — freilich häufig genug erst nach ihrem Tode — Gerechtigkeit angedeihen läßt. So wars zum Beispiel mit Sarmiento* der Fall. Wenn auch im Tone halber Ehrfurcht — denn diese Ehrfurcht wußte sich der geniale Mann im Sturme zu erobern — so nannte man ihn doch zeitlebens „den Narren".

Die Leute kennen eben einer den andern, haben den großen Mann als Kind, haben ihn seine Größe erringen sehen, und nun können sie sich nicht entschließen, seine Überlegenheit auch anzuerkennen. Am allerwenigsten diejenigen unter ihnen, die es

* Sarmiento war einer der Vorkämpfer in dem Kampfe um die geistige Befreiung Südamerikas.

selbst zu Reichtum gebracht haben. „Was für Talente kann ein Mensch besitzen", so hörte ich einmal einen reichgewordenen Dummkopf fragen, „der's nicht einmal verstanden hat, seine Armut loszuwerden?" Und wenn man jemanden als besonders intelligent schildert, so kann man sich sofort auf die Frage gefaßt machen: „Wieviel verdient er?"

Was aber an dem bolivianischen Volkscharakter insbesondere auffällt, ist jener Geist der Unduldsamkeit, der Haß. Wer immer dort auf einem Gebiete glänzende Erfolge erzielt, erweckt nicht nur unbezähmbaren Neid, sondern geradezu wilden Haß. Nur die Durchschnittlichkeit ist dort sicher. Doch wer das Mittelmaß, und sei es auch nur um Zollesbreite, überragt, erntet nicht Sympathie, sondern erbitterte Gegnerschaft.

Gerade jene Gehässigkeit, eine Zwillingsschwester des kriegerischen Müßiggangs, ist aber charakteristisch für die spanische Provinzbevölkerung. Sie ist der Krebsschaden, an dem die iberische Volksseele seit Jahrhunderten krankt. Nicht ohne Grund war es just ein Spanier, Quevedo, der den inhaltschweren Satz schrieb: „Der Neid ist schwach, denn er tötet und verzehrt nicht." Und dies verderbliche Unkraut hat sich von den Ahnen auf die hispanoamerikanischen Enkel verpflanzt und hier, scheint's, treibt es seine Giftblüten noch üppiger als im Mutterlande.

Mehrere Schriftsteller haben sich schon mit diesem Problem beschäftigt. So zum Beispiel der Chilene Lastarria und Reyles aus Uruguay, beide spanischer Herkunft. Bezeichnenderweise betitelt letzterer sein Werk „Die Rasse Kains" und er schreibt an einer Stelle: „Der Neid ist's, das Blut Kains, der uns — mehr als alles andere — zänkisch macht und aufrührerisch und kriegliebend."

Über diesen seinen Charakter darf man sich durch das Gehaben des Bolivianers nicht täuschen lassen. Seine Redeweise ist reich an Ausdrücken der Zuneigung und des Wohlwollens. Aber er gebraucht sie halb unbewußt, banal. Sein Wohlwollen ist geheuchelt und hinter seinen höflichen, süßen Redensarten lauert der Neid, die Gleichgültigkeit, der Haß. Aufrichtige Bewunderung ist ihm fremd. Furcht, Interesse oder Heuchelei bewegen ihn dazu, sich jener schmeichlerischen Phrasen zu bedienen. Wie dem Südländer ists ihm ein Bedürfnis, große Affekte zu heucheln. Edelsinn, Ritterlichkeit, Wahrhaftigkeit — das sind für ihn Worte ohne Inhalt; in seinem Innern wohnt grauenhafte Öde.

Der Neid ist eine Folge der Oberflächlichkeit und der Armut an großen inneren Zielen. Beides trifft beim Bolivianer zu.

Der Neid faßt Wurzel im Grunde aller jener Völker, deren wahrhafte Gläubigkeit erstarb und der Scheinfrömmigkeit, der Parasitin des Dogmas, wich. Er ist der ständige Genosse des Dogmatismus. Nicht ohne Grund wurde das „odium theologicum" sprichwörtlich. Und wem ists nicht bekannt, daß der Neid weit mehr als Hochmut, Schwelgerei, als irgendeine der sieben Todsünden der Erbfehler der Kleriker ist? Eine Ausgeburt des geistigen Müßigganges, ist er das Übel, an dem seit jeher das Klosterleben krankt.

Alles Streben der Bolivianer wie auch der anderen Völker Südamerikas ist auf den Luxus gerichtet. Jeder will es dem andern zuvortun und er glaubts durch übermäßigen Aufwand zu erreichen. Nichts natürlicher, als daß diese Üppigkeit, wie sie sich in reichen, aber geistig trägen Nationen breit macht, wiederum den Neid zeitigt.

Für diese Nationen ist eben ein gewisser Luxus eine Notwendigkeit, wie etwa für den Bischof sein Pontifikale oder für den Offizier seine Uniform. Und doch ist all dies nur eine Fortwirkung alten Abenteurersinnes und beide Laster, Üppigkeit und Mißgunst, sind nichts anderes als Folgeerscheinungen der geistigen Leere eines Volkes, das seinen innersten Glauben verloren hat und das nun all sein Heil sucht in dem Erwerb von Glücksgütern. Und dies ist der Fall im ganzen lateinischen Südamerika.

Maximus Neumayer

Zur Ästhetik des Aeroplans

Nichts löst uns die Mystik des Vogelflugs. Und doch: er bleibt eine Selbstverständlichkeit, bleibt sozusagen eine einleuchtende Mystik. Das Ganze des Flugs ist Geheimnis in alle Ewigkeit, aber zu dem „wie" können wir in formale Beziehung treten, können es beurteilen und mitfühlen nach unseren eigenen Begriffen von Bewegung; wir können sagen, daß wir den Flug begreifen mit unseren Sinnen, wie wir den Gang und den Galopp, das Ziehen und das Tragen, das Stoßen und jede andere irdische Bewegung begreifen; oder daß wir ihn nicht begreifen und ihn unwahrscheinlich finden und wenn er tausendmal wahrhaftig ist und gut.

Auf Proportionen kommt es an, auch bei der Bewegung; auf die Überzeugungskraft des Bildes, das eine Bewegung in uns hinterläßt, wenn sie vorbei ist; darauf, daß aus dem statischen Größeverhältnis des Bewegenden und des Bewegten, aus ihren reinen Dimensionen, wenn sie im Bilde erstarrt vor uns stehen, die Bewegung wieder beginne und zu geschehen scheine: nur dann ist die Bewegung suggestiv, wenn sie ihren Apparat so mit sich gefüllt hat, daß er sie verrät, auch wenn sie sich in einer Ruhe versteckt hält. — So sind die Bilder des Segelbootes im Winde, des Vogels mit ausgebreiteten Schwingen immer — in jeder ihrer Phasen gleichmäßig — suggestiv. Wir sehen die ganze Bewegung vor uns und begreifen aus der Stellung der Segel die Richtung, aus ihrer Schwellung und ihrem Verhältnis zum Boot die Geschwindigkeit der Fahrt. Beim Vogel verstehen wir ganz instinktiv und ohne mit dem unbekannten Medium Luft zu rechnen, daß große Flügel ihn gut tragen; und das Schweben als jene Flügelstellung, die sich uns am längsten einprägt, wird uns zum Zeichen, in dem wir für immer den Flug erkennen und fühlen müssen.

Die Photographie bietet uns heute die wunderbarste Kontrolle unseres Gefühls für Bewegungssuggestionen. Sie gibt uns unzählige nie geahnte Phasen von allem, was da kreucht und fleucht und am Ende wissen wir es, daß die suggestivsten nicht unter den niegeahnten zu suchen sind, sondern unter denen, die — den Sinnen längst bekannt — sich ihnen in Ruhe einzeichnen. So kennen wir jetzt das Pferd in allen Augenblicken aller Gangarten und wissen nur, daß es da unzählige Phasen gibt, die wir nicht innervieren können, die wir einfach nicht glauben. Und wichtig sind uns immer wieder nur die wenigen ganz charakteristischen Phasen, wo die Bewegung in einem Gleichgewicht ganz eingefangen scheint. Das sind aber immer wieder die längsten Phasen: das Tier hält sie am längsten, weil sie ihm Gleichgewicht geben, und weil sie am längsten dauern, haftet ihr Bild vor allem im Bewußtsein. Das Bild, welches die Kraft und Leistung sinnlich darstellt, als Proportionen von Maschinen, Linien und Winkeln, von Tragendem und Getragenem.

Damit wäre es gesagt: suggestiv an einer Bewegung ist, was sich den Sinnen als Gleichgewicht und Proportionalität eindrückt und sich wahrscheinlich macht.

Suggestiv ist der Flug des Raubvogels. Es ist wahr und wahrscheinlich, er ist das Absolute des Fliegens: sein bloßes Schema, das geöffnete V, suggeriert uns Flug ohne Ende. An diesem Schema messen wir alle übrige Flugbefähigung: jene Befähigung, die allein das Auge zuzusprechen hat, und die mit der tatsächlichen gar nicht zusammenfallen muß. Die Fälle, in denen wir zum empirischen Bewußtsein des Fluges auch sein unmittelbares Gefühl erhalten, sind nicht häufig. In den meisten fehlt uns etwas zum letzten Glauben, zum Mitgehobensein. — Ich glaube, daß die optische Wahrscheinlichkeit des Fluges — wie jeder Bewegung — zu- und abnimmt mit der deutlichen Sichtbarkeit des Apparates. Das bedeutet für die fliegenden Organismen: je schneller sie die Flügel bewegen, je weniger

sichtbar diese werden, desto mehr scheinbares Übergewicht gewinnt der Körper und desto unwahrscheinlicher wird der Flug. Am unmöglichsten sehen die Insekten aus, der Maikäfer z. B., bei dem statt der Flügel nur etwas wie ein Gelee zu bemerken ist und nie begreiflich wird, wie das Dings sich da oben hält. Vom Adler (über den Aeroplan) bis zum Maikäfer rangieren sich dann die zahllosen Nuancen der Unwahrscheinlichkeit.

Das größte Mißverhältnis in alle Bewegungen hat die Maschine gebracht. Dadurch daß sie das Bewegende beliebig zusammenschrumpfen ließ, oder gar unsichtbar machte, bewirkte sie eine völlige Anarchie unserer eingepflanzten Proportionalforderungen. Früher erlebte man nur Proportionen, die organische Möglichkeiten ausdrückten, erlebte daher sozusagen immerfort eine Proportion. Man lernte für jedes Pferd seinen Wagen, jeden Wagen seine Belastung, jede Last ihr Gerüst, jeden Bau seine Basis abzuschätzen und schön zu befinden. Und jetzt wird alles wieder zerstört: es kommt der winzige Motor und arbeitet für 50 Pferde, es kommt die Eisenkonstruktion und trägt, wozu zwanzigmal mehr Steine nötig waren; die alten Proportionen sind gestürzt und die neuen wechseln von Tag zu Tag, (und wo sich alte und neue mischen, dort ist die Not am höchsten).

Und da ist nun der Aeroplan gekommen. Er stellt in all seiner unerhörten Großartigkeit die absonderlichste Kreuzung der alten und neuen Proportionen dar. Zunächst der Zweidecker. Das alte Verhältnis des Vogels und der tragenden Schwingen wird angedeutet, aber: dort tragen die Schwingen den Vogel und der Vogel bewegt die Schwingen: es gibt kein drittes und sie erklären einander ganz. Hier aber tragen wohl die Schwingen den Vogel, aber der bewegt erst die Propeller, und diese (kaum sichtbar durch die schnelle Drehung) bewegen ihrerseits erst das Ganze. Die Flügel, zumal es vier sind, sind zu kurz um das Tragen plausibel zu machen; sie tragen ja auch nicht allein, sondern mit Hilfe der Propeller. Da diese aber unsichtbar bleiben, haben wir nur die Disproportion der Flügel und des übrigen, den Mangel an fühlbarem Gleichgewicht (das tatsächlich vorhanden, aber für die Augen gefälscht ist).

Und doch fliegt das Ding. Und nein, doch fliegt es nicht und wird für unser Gefühl wohl niemals eigentlich fliegen mit jener Suggestionskraft, die noch besteht, wenn von der Bewegung als solcher abstrahiert wird und die noch im Bilde unvermindert wirkt.

Anders scheint es mit dem Monoplan zu stehen, denn er gibt sehr stark den Eindruck des Fliegens. Das Ganze ist elegant balanciert, das Flügelpaar ist ungefähr breit und lang genug, um so viel heben zu dürfen, wie viel wir von Mann und Apparat sehen. Aber es ist natürlich doch nichts mit der Ästhetik dieses Fahrzeuges. Denn was wir als Bewegendes postulieren — die Flügel — ist doch nur bewegtes und die Illusion ist nur ermöglicht, weil wir das eigentlich Bewegende, den Propeller, nicht sehen. Innerlich aber sehen wir fast die gleichen Disproportionen wie bei den Insekten: wie bei diesen die surrenden Flügel, so wird hier der Propeller durch die schnelle Drehung unsichtbar und es bleibt das Übergewicht des Bewegten. Nur während es bei den Insekten dies zur Folge hat, daß der Flug unglaubwürdig wird, so geschieht hier aus den gleichen Gründen das genaue Gegenteil, der Flug wird hier suggestiv; weil das Ganze, das übrig bleibt, sich für das Gefühl wieder in zwei teilt, in tragende Flügel und getragenen Leib und, aller Rationalität zum Trotz, die Schönheiten des Urbildes in uns wachruft, zu denen es sich doch nur verhält wie die Marionette zum Menschen: es bewegt sich mit seinen Gliedern, aber nicht durch diese.

Wie aber die Schönheit der Marionette nicht die wahre Schönheit sein kann (als welche immer dort Formen erfaßt, wo Kräfte liegen) so kann die echte Schönheit der Flug-

maschine auch nicht die sein, die man durch falsche Ähnlichkeiten erhält und die man in symbolgieriger Sentimentalität ihr gerne heute schon zusprechen möchte.

Es muß gewartet werden, bis sie ihre neuen inneren Gesetze erkannt und sich aus ihrem Geiste ihre zweckmäßigste Form entwickelt haben wird. Was wir dann zu gewärtigen haben, bleibt abzuwarten. Es ist möglich, daß gerade diese zweckmäßigste Form eine unmögliche sein wird: sie wird besser sein als dieses Spiel mit den passiv-aktiven Flügeln, weil sie uns nicht verführen wird, Enthusiasmus an Imitationen zu vergeuden, wie es z. B. die steinmaskierte Eisenkonstruktion — das ästhetische Pendant der Flugmaschine — getan hat und noch heute tut.

Die Lehre von der Schönheit der Technik, die Zweckästhetik fordert, daß alles scheine, was es ist. Und weil der Aeroplan, so wie er heute ist, nur schön sein kann, wenn er diese Forderung nicht erfüllt, so muß er — ich ahne es schon — aus technischen Gründen häßlich sein.

Leo Popper

Petersburger Nächte

Unter diesem Titel hat Paul Barchan seine russischen Essais gesammelt, die ich liebe. Barchans Art hat etwas von Bang, ein feines Mitfühlen, erotischen Duft, dabei genug öffentliches Gewissen und hinter aller Regiekunst einen ernsten Willen zum Helfen. Solche Mischungen könnten dumpf bleiben und unausgeglichen, er aber hat eine so starke schriftstellerische Begabung, ein so anschaulich erzogenes Sprachgefühl, daß er leicht über dem Stoff schwebt, ihn mit der Kunst des Dichters gliedert und durch die Intensität seiner Bilder unsere Phantasie befriedigt. Es ist etwas ungemein Sympathisches in solchen russischen Skizzen, die wie die Augen aller guten Russinnen ebensoviel menschliches Verständnis als Sinn für die Kultur der Lebensgenüsse verraten, eine Vereinigung von Interieurtraulichkeit und Weltreife, wie sie nur in diesem Lande möglich ist. Die Typen der Stadt, die Literaten in der Soiree, Studenten und Tataren, Kosaken und Dirnen, nächtliche Katzenmessen und der Frühling der Petersburgerin, Cholera und Selbstmord, die Erotik und die Politik zwischen so verschiedenen Stadtindividuen, als Warschau, Petersburg und Moskau sind, das ist der Inhalt der ausgezeichnet impressionistischen Beobachtungen: alles von einer süßen Müdigkeit, von einer morbiden Weichheit, halb Landschaft, halb Symbol und wenig System, am nächsten der Art Tschechows, die Barchan als flächenhaft zweidimensional bezeichnet im Gegensatz zum dreidimensionalen Tolstoi und vierdimensionalen Dostojewski. Darin liegt die Grenze ihres Gesichtsfeldes und der Charakter ihrer Technik.

Oskar Bie

* Paul Barchan, Petersburger Nächte. S. Fischer, Verlag, Berlin, 1910.

Berlin W

Es scheint hier jedermann zu wissen, was sich schickt, und das erzeugt eine gewisse Kälte, und es scheint ferner, daß hier jedermann sich durch sich selbst behauptet, und dies ruft die Ungestörtheit hervor, die der Neuling hier bewundert. Die Armut scheint hinausgeschoben in die Viertel, die an die offenen Felder streifen oder nach innen ins Düster und Dunkel der Hinterhäuser gedrängt, die von den herrschaftlichen Vorderhäusern verdeckt werden wie von mächtigen Körpern. Es scheint, als habe hier die Menschheit aufgehört zu seufzen und angefangen, ihres Lebens und Daseins endgültig froh zu sein. Doch der Schein trügt, und die Pracht und Eleganz sind nur ein Traum. Aber auch das Elend ist vielleicht nur eine Einbildung. Was die Eleganz des Westens von Berlin betrifft, so scheint

sie ausgezeichnet durch Lebhaftigkeit und zugleich ein wenig verdorben durch die Unmöglichkeit, sie ruhig zu entfalten. Es steckt hier übrigens alles in einer fortlaufenden Entfaltung und Veränderung. Die Männer sind ebenso bescheiden wie unritterlich, und man kann sehr glücklich darüber sein, denn die Ritterlichkeit ist stets zu drei Vierteln unpassend. Die Galanterie ist etwas außerordentlich Dummes und Vorlautes. Es gibt hier demnach wenig gefühlvolle Auftritte, und wo sich irgendein feinsinniges Abenteuer entspinnt, merkt man es gar nicht, das ist doch immerhin sehr fein. Die Herrenwelt ist heute eine Geschäftswelt, und wer Geld verdienen muß, hat keine oder wenig Zeit, sich auffallend schön zu benehmen. Daher eine gewisse rauhe abfertigende Tonart. Im allgemeinen gibt es viel Amüsantes im Westen; die Lächerlichkeiten leben so reizend und hübsch, wie man es sich nur träumen kann, weiter. Da ist die Emporkömmlingin, eine Gewaltsdame, naiv wie ein kleines Kind. Ich persönlich schätze sie sehr, weil sie so üppig und zugleich so drollig ist. Da ist die „Kleine vom Kurfürstendamm". Sie gleicht einer Gemse, und es ist viel braves und liebes an ihr. Da ist der Lebegreis. Es spazieren nur noch sehr wenige Exemplare dieses Kalibers in der Welt, die zu leben weiß, herum. Die Sorte ist im Aussterben begriffen, und ich finde, daß das sehr schade ist. Ich sah neulich einen solchen Herrn, er kam mir wie eine Erscheinung aus verschwundenen Zeiten vor. Da haben wir wieder etwas Anderes, den reichgewordenen ländlichen Ansiedler. Er hat sich noch nicht abgewöhnt, Augen zu machen, wie wenn er über sich selbst und über das Glück, in dem er sitzt, staune. Er benimmt sich viel zu sittsam, so, als fürchte er, zu offenbaren, woher er stamme. Da haben wir wieder die ganz, ganz gestrenge Gnädige aus der Bismarckzeit. Ich bin ein Bewunderer von strengen Gesichtern und von ins Wesen des Menschen übergegangenen guten Manieren. Mich rührt ja überhaupt das Alte, sowohl an Bauten wie an Menschengestalten; deswegen erquickt mich aber das Frische, Neue und Junge nicht weniger; und jung ists hier, und gesund scheint mir der Westen zu sein. Sollte eine gewisse Portion Gesundheit eine gewisse Portion Schönheit verdrängen? Mitnichten. Das Lebhafte ist zuletzt das Schönste. Nun ja, vielleicht wedle und scharwenzle und schmeichle ich jetzt ein bißchen; wie z. B. durch folgenden Satz: Die hiesigen Frauen sind schön und anmutig! Die Gärten sind sauber, die Architektur ist vielleicht ein wenig drastisch, was kann das mich kümmern. Es ist heute ja jedermann überzeugt, daß wir Stümper sind im großen, stilvollen und monumentalen und wahrscheinlich deshalb, weil in uns zu sehr der Wunsch lebt, Stil, Größe und Monumentalität zu besitzen oder zu erzeugen. Wünsche sind schlimme Dinge. Unser Zeitalter ist entschieden das Zeitalter der Empfindlichkeit und Rechtlichkeit, und das ist doch sehr hübsch von uns. Wir haben Fürsorgeanstalten, Krankenhäuser, Säuglingsheime, und ich bilde mir gerne ein, das sei doch auch etwas. Wozu alles wollen? Man denke an die Schauder der alten Fritzen-Kriege und an sein — Sans-Souci. Wir haben wenig Gegensätze; das beweist, daß wir uns danach sehnen, ein gutes Gewissen zu haben. Aber wie schwenke ich da nur ab. Darf man das? Es gibt einen sogenannten alten Westen, einen neueren Westen (rund um die Gedächtniskirche) und einen ganz neuen Westen. Der mittlere ist vielleicht der Netteste. Ganz bestimmt trifft man in der Tauenzienstraße die höchste und meiste Eleganz an; der Kurfürstendamm ist reizend mit seinen Bäumen und seinen Kaleschen. Ich sehe mich mit großem Bedauern schon an den Rahmen meines Aufsatzes anstoßen, in der fatalen Überzeugung, daß ich vieles, was ich unbedingt habe sagen wollen, gar nicht gesagt habe.

Robert Walser

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Aphorismen über Politik / von Moritz Heimann



Trotz ihrer oft behaupteten und oft dargestellten Rückständigkeit könnte die Politik eine Schule des Geistes sein von einem so hohen Rang, daß kaum eine andere ihr gleich käme. Denn sie ist imstande, den Menschen zu zwingen und also auch zu lehren, seine Stellung zu den Dingen in der rechten Mitte zwischen der Flüchtigkeit und der Ewigkeit des Lebens zu nehmen; zu lehren, daß wir nicht, wie die Hunde auf eine Fährte, die Nase auf den Tag niedergedrückt halten, noch mit ausgelassener Schwärmerei uns in den leeren Raum eines tausendjährigen Reiches verlieren sollen; zu lehren also, zwischen Journalismus und Chiliasmus in kluger Fahrt hindurchzusteuern. Der politische Blick ist es, der einen Philosophen und Religionsstifter befähigt, den Menschen sich überhaupt nur zu bewahren, nicht aufgelöst durch die Zelle und nicht erdrückt durch die Sterne; sondern als Wirklichkeit, so klein, daß man über ihn walten kann, und so groß, daß es sich lohnt, über ihn zu walten. Und auf diese Weise zum Philosophen ausgebildet werden, das heißt nichts andres, als zum Menschen ausgebildet werden, zu seiner einzigen ächten Weisheit — unbeschadet der beiden Tropfen Blei und Gold, Gewöhnung und Sehnsucht, die in unsern Adern rollen. Die ewige Unentscheidbarkeit der Gegensätze, die ewige Gefahr der Wahl, das ewig Künstlerische der geistigen Welt wird sehr deutlich in dem Lichte, mit dem die Politik das Leben untersucht. Gäbe es qualitative Entscheidungen, gut oder böse, richtig oder falsch, lügnerisch oder wahr, so würde die Welt im Laufe der vielen Jahrtausende längst zur Klarheit und zur Ruhe gekommen sein. Die Frage: ob die Tugend erlernbar, oder ob sie nur angeboren sein könne — diese Frage, die nicht nur die griechische Geschichte fast ganz und gar ausgemacht hat und die, in hundert mehr oder minder durchsichtigen Verkleidungen, in jeder unserer täglichen Zeitungen, bald so, bald so beantwortet wird, sie wäre längst zur Ruhe gekommen, wenn die Wahrheit ganz in einer der beiden Antworten steckte. Aber da die Frage qualitativ nur logisch gestellt ist, von der Wirklichkeit aber quantitativ, nämlich: in wie weit ist die Tugend erlernbar? — so wurde das Antworten darauf zu einem Kampf ohne Sieg und Frieden; und es erwies sich, daß alle unsere großen moralischen Wahrheiten den Sanduhren gleichen, die, wenn sie abgelaufen sind, müssen umgekehrt werden.

„Die Wahrheit liegt in der Tat zwischen zwei Extremen; aber nicht in der Mitte.“ Indem die Politik uns erzieht, in diesem Sinne die Wahrheit aufzufassen und uns in einer Art von Freiheit übt, macht sie uns in einem höheren

Grade lebendig als andere Geistesbetätigungen. Den Genuß davon, das muskulöse Gefühl von Existenz und Unsicherheit bezahlen wir mit dem Genuß der Eitelkeit; was, ganz wie beim Künstler, weder gleichbedeutend ist mit dem Verzicht auf Feuer, Leidenschaft und Rausch, noch zur Charakterlosigkeit verpflichtet.

Einen jungen, zwanzigjährigen Menschen hörte ich gegen ähnliche Anschauungen sich mit Verachtung auflehnen; er schrieb sie einer Lockerung der Lebenskraft zu und wollte von keiner Einsicht etwas gelten lassen, die nicht der Ausdruck des einfachsten und ein für allemal gerichteten Willens wäre. Und der alte, von vielen Stürmen gezauste Strindberg entscheidet aus der Erfahrung ebenso, wie jener vor der Erfahrung. „Welche Ansichten muß ich denn haben? — Die du hast! Stehst du unten, so siehst du von unten; stehst du oben, siehst du von oben. — Wenn sich aber meine Stellung ändert, ich nach oben komme? — Dann bekommst du einen neuen Gesichtspunkt. Das heißt ja Ansichten ändern; aber dir ist nicht bange, wie immer genannt zu werden. Behältst du dagegen den alten Gesichtspunkt bei, auch nachdem du einen neuen Standpunkt erreicht hast, so siehst du schief; bekommst eine schiefe Stellung, arbeitest dir selber und deinen Interessen entgegen. Das kann recht uneigennützig aussehen, erregt aber niemals Vertrauen. Solche Verschiebungen im Wachstum machen Krüppel."

„Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst; es gibt
Kein andres Unrecht, als den Widerspruch"

sagt die Gräfin Terzky.

Aber so einfach liegen diese Dinge nicht. Ohne Zweifel: teilhaben wollen am Ganzen, das ist es, was den Menschen aus seiner Persönlichkeit, aus seiner Form, aus seinem Glücke wirft — und doch ist es ein Trieb wie alle andern Grundtriebe und von den Demiurgen vielleicht der oberste. Wohl möglich, daß man dabei zwischen zwei Stühlen zu sitzen kommt, aber das ist in Wahrheit der anständigste Platz, den es gibt. Und statt mich von Strindberg einen Krüppel schelten zu lassen, erinnere ich mich lieber, daß die edle Diotima aus Mantinea die Philosophierenden diejenigen nennt, die zwischen den Weisen und den Unweisen in der Mitte stehen. Etwas fremd sein, ist zudem ein guter Standpunkt. Etwas fremd sein, befähigt zur Abstraktion und zu der Gewaltsamkeit, die ein Bestandteil der Idealität ist. Oft waren es Fremde, die die Nöte und Notwendigkeiten eines Staatswesens besser erkannten, als die Einheimischen. Ein nassauischer Reichsfreiherr, nicht ein märkischer Junker, reformierte Preußen. Und auch Bismarck, wie seine Geschichte erwies, war im Grunde ein Fremder in seiner Kaste — er war genial.

Wir hörten kürzlich den Strindbergschen Gedanken aus dem Munde des Reichskanzlers als das Wort von den „gottgewollten Abhängigkeiten".

Es stand schon Bismarck nicht gut an, dieses Wort, und dem modernen Philosophierenden erst recht nicht. Denn ihm trauen wir nicht wie jenem einen Kampf mit Gott auf der Basis der Gleichberechtigung zu. In Bismarcks Munde war das Wort eine Gotteslästerung; Napoleon hätte es 1813 sagen können; es heißt so viel wie: Dieu c'est moi. Der Philosophierende gar kann es nur obenhin und zum Prunken gedacht haben, denn sonst würde die Absurdität des Ausdrucks ihm nicht verborgen geblieben sein. Gott ist auf beiden Seiten der Gleichung; er will die Abhängigkeit und will die Empörung. Wo auch steht geschrieben, was Gott gewollt hat? Menschen haben es geschrieben, immer nur Menschen, immer steht ein Mensch zwischen Gott und den Menschen. Gott ist nicht beweisbar, sondern kann nur geoffenbart werden; und darum darf jederman an eine gottgewollte Abhängigkeit glauben, insofern sie ihn selbst verpflichtet, niemals aber, daß er daraufhin von anderen irgend etwas fordere. Gottgewollte Abhängigkeit, das ist die Lehre des vom Blute Servets unsühnbar geröteten Calvin, angewandt auf diese Erde. Und wir verwerfen diese Lehre aus Herzenskraft. Selbst wenn sie wahr ist, kämpfen wir gegen sie. Selbst wenn sie wahr ist, dürfen und müssen wir gegen sie kämpfen. Sie hat ihren Willen, wir den unsrigen; nehmen wir aber den ihrigen an, so wird die Kraft der Welt um etwas geringer. Keine Lehre braucht unsern Willen zu lähmen, auch die wahrste nicht. Die Schönheit aber der gottgewollten Abhängigkeit, die gleicht dem goldenen Ruder, mit dem Nietzsche einen Fischer das Wasser des in Abendglut stehenden Sees aufregen sah; zu Hause fressen diesen königlichen Fischer vielleicht die Läuse.

Die gottgewollte Abhängigkeit wurde von der linken Seite des Hauses unfreundlich aufgenommen; man schien dort nicht zu ahnen, daß man zu diesem Geiste der Finsternis ein rechtes Geschwister dumpf und gläubig verehrt: man nennt es Entwicklung. Auch sie ist ein Götze, dem wir opfern, dem wir unsern Willen, unsern Geist, unsre Tapferkeit und alles das in unsrer Seele opfern, worin sich das Leben als unbegreifbar und unmeßbar warnend anzeigen möchte. Dieser Götze Entwicklung hat die Menschen, die ihn ohne Mißtrauen anbeten, so an das Leben gewöhnt, daß sie es nicht mehr kennen und verstehn. Er hat einen Optimismus der harten Haut geschaffen und eine abgöttische Frömmigkeit des Erfolgs. Unversehens wird aus der Entwicklung die Entwicklung zum Guten. Aber dieses so bürgerlich freundliche Wort Fortschritt ist, weit entfernt davon, eindeutig und beruhigend zu sein, vielmehr voll einer dunkeln und gefährlichen Paradoxie. Wenn Fortschritt der Sinn des Menschenlebens wäre, wer könnte, schlimmer noch: wer möchte dann noch leben? Wer hielte es dann aus vor Mitleid mit den Geschlechtern, die vor uns dahingesunken sind, und wer vor Neid gegen die aus der Zukunft heraufkommenden? Und ist Fortschritt nicht der Sinn unsres Lebens, wer hielte es dann aus vor Langeweile? Wir können niemals

glauben, daß irgendeine Generation von Menschen auf Erden nur provisorisch gelebt hätte; und dürfen doch nicht glauben, daß die unsrige nicht auch nur ein Provisorium sei.

Es ist ein Fehler, den naturwissenschaftlichen Begriff der Entwicklung mit unmittelbarer Analogie auf den Menschen anzuwenden. Das Individuum ist ein schlechter Kausalitätsleiter; in demselben Sinne, wie der eingeschaltete Kohlefaden ein schlechter Elektrizitätsleiter ist und dadurch zum Glühen und Leuchten erregt wird. Gottgewollte Abhängigkeit und Entwicklung sind fast immer entweder Phrasen, oder sie sind Quietive. Man braucht sie als Beweismittel im Kampf am liebsten, wenn man keine andern hat. Ja, diese andern widersprechen ihnen. Denn indem jeder mit seinen Beweisen überzeugen will (oder doch so tut, als ob er überzeugen wolle), gesteht er ein, daß er die intellektuelle Lage des Gegners nicht für bestimmt durch seine natürlichen Verhältnisse, sondern für bestimmbar durch ideelle Erwägungen halte. Wer wirklich an Entwicklung und gottgewollte Abhängigkeit glaubt, müßte von einer Toleranz ohnegleichen sein; aber nirgends sehen wir diese Toleranz.

Der Handelnde ist, es sei dahingestellt, ob gewissenlos, wie Goethe meint, zumindest in der Lage, die Bismarck gekennzeichnet hat: es sei oft nötig, daß überhaupt etwas gemacht werde, selbst wenn im Augenblick nicht gleich das Rechte gemacht werden könne. Sobald aber auch der Handelnde sein Tun zu rechtfertigen hat, hört er auf, ein eigentlich Handelnder zu sein und wird ein Betrachtender und Bewertender; er bekommt ein Gewissen, er wird aus der Historie in die Moral hinüber versetzt. (Das war Bismarcks Schicksal, im Vergleich mit demjenigen Napoleons; es war fast wörtlich der Geier, der an seiner Leber fraß; es vergrößerte seine Arbeitslast um das Hundertfache und ist seine eigentümliche Tragik, weil es aus der Natur, nicht aus den Zufällen seiner Stellung herstammt.) Der Betrachtende und Bewertende kann sich nie begnügen, daß Etwas geschehe, sondern will immer, daß das Notwendige, sogar daß das Rechte in abstracto, das Reine, Gute geschehe. Was aber das Gute sei, das vermag selbst der naivste Ostelbier nicht mehr so klipp und klar zu definieren wie sein altrömisches Ebenbild, ganz unmoralisch, als das, was den Herrschenden dienlich und gemäß ist: Ein guter Mann, ein Konservativer; ein schlechter Mann, ein Liberaler. Das Christentum hat Schuld, daß es so einfach nicht mehr geht, das Christentum, mit seiner Freiheit des Christenmenschen, mit seiner Aufhebung der gottgewollten Abhängigkeit, mit seinen so zarten wie kühnen Begriffen von gut und böse über das Nationale, ja über die soziale Moral hinweg. Dieses Christentum durchdringt alle Parteien; die Konservativen wissen nicht, wie sehr es sie lähmt, die Sozialdemokraten nicht, wie sehr es sie befeuert. Eine fast versöhnliche und beinah komische Äußerungsform davon ist, daß keine Partei der andern ein relatives Recht zuzuerkennen geneigt

ist; sondern jede glaubt von der andern, daß sie gewillt sei, ein Bösewicht zu werden. Wenn zwei Diebe sich im Hader trennen, sagen sie zu- oder voneinander: Schuft, so moralisch ist die Welt. Die Parteien möchten eine jede sich in der Reinheit ihrer Ideen insinuieren, auf die gegnerische aber nach der Insuffizienz und Gebrechlichkeit ihrer jeweiligen zufälligen Erscheinung mit Fingern weisen. Trotz vieler Böswilligkeit — natürlich bei Menschen, die sich um Dinge kümmern, die sie nichts angehn — steckt Ehrlichkeit im Verkennen der Gegner. Man glaubt nicht, daß der Andere irre, sondern daß er schlecht sei; und weil man nichts voneinander weiß, beurteilt man den Gegner als eine homogene Masse. Das ist er aber so wenig, daß zum Beispiel die Sozialdemokratie auf dem Lande viele und beklagenswerte Verheerungen in den Gemütern der ihr Verfallenen angerichtet, sie leer, eitel und herzenskalt gemacht hat, und in den großen Städten ihre Anhänger zu einer zuchtvollen, bildungsfähigen und humanen Klasse erhob, als Erzieherin so viel erreichend, wie Kirche und patriarchalisches Regiment irgendwann erreichten.

Jede Partei, und am bereitwilligsten immer die, die sich auf ihren Patriotismus etwas Besonderes zugute tut, läßt sich die Mitläuferschaft des Pöbels gefallen. Die Usurpatoren und Revolutionäre, von unten wie von oben, rechneten immer mit ihm so zynisch wie mit den andern Elementen der politischen Lage. Und in der Tat ist der Pöbel für die Ausfechtung der inneren Politik dasselbe, wie ehemals die Söldner für die der auswärtigen. Vielleicht ist er schon im Begriff, sich ebenso zu verwandeln, wie die Söldner sich in Volksheere verwandelt haben.

Gibt es in dieser konstitutionellen, allgemein wahlberechtigten Welt keine reine Handlung, also keine Gewissenlosigkeit von Stil, so gibt es ebenso wenig die reine Betrachtung, und also auch keine reine Idealität. Denn es gibt heute innerhalb unseres Landes keine bloßen Objekte der Politik, außer den Frauen und den Minderjährigen. Durch den Wahlzettel übt jedermann einen, wenn auch noch so geringen, Einfluß auf das Schicksal der Gesamtheit aus. Das politische Problem ist dadurch sehr verwickelt worden, und ein in der Natur dieser Verhältnisse liegender Gegensatz hat an Schärfe gewonnen, der nämlich: ob die auswärtige oder die innere Politik den Primat vor der andern habe. Je nachdem man, sei es aus Tradition und Berufung, sei es aus eigner geistiger Wahl, hierin entscheidet, wird man den Gesamtaspekt des öffentlichen Lebens von Grund aus anders haben. Und zwar haben diejenigen, die der äußeren Politik den Primat zuerkennen, es leichter, zu einer Grundorientierung zu kommen, als die andern; sie werden nicht von dem Individuum als dem Objekt der Politik gestört, sie nehmen es als Material. Bei aller Augenfälligkeit der Realität dürfen sie schalten wie Ideologen. Als ein Beispiel, bis in welche Gebiete hinein man sich

durch jene Grundorientierung sicherer wagen darf als durch eine, selbst bei großer Sachkunde niemals vor Angriffen sichere Spezialorientierung, führe ich Bismarcks Argument gegen die direkten Steuern an: er bekämpft sie psychologisch mit dem Hinweis darauf, daß die Barzahlung, der Steuererheber und der Exekutor die Menschen unzufrieden und aufsässig machten, während die indirekte Steuer nicht empfunden würde. Unzufrieden aber, nörgelnd und reichsunlustig kann der Staatsmann ein Volk nicht gebrauchen, das er in jedem Augenblick zum Heere zusammenzuballen in der Lage sein will; mögen immerhin jene Eigenschaften imstande sein, eine gerechtere Verteilung der Staatslasten anzubahnen. Die Gerechtigkeit kommt ihm erst hinter der Brauchbarkeit für seine Zwecke. Wem aber mehr an der Gerechtigkeit liegt, wer also nicht den Staat als Ganzes, als Abstraktion, im Auge hat, sondern das möglichst hohe Wohlergehen des Einzelnen, für den gilt jene Erwägung nicht nur nicht, sondern indem er das Individuum mündig haben will, könnte er sich entscheiden: die direkten Steuern machen unzufrieden, also muß man sie bevorzugen, es soll jeder wissen, was der Staat von ihm verlangt, und sich alle Vierteljahre dieses Verhältnisses bewußt werden. (In jener selben Rede — ich führe das an, um zu zeigen, welcher fadenscheinigen Beweisführung in der politischen Debatte auch der geistreichste Mann fähig ist — in derselben Rede über direkte oder indirekte Steuern behauptete Bismarck, es sei nicht wahr, was die Gegner vorbrächten, daß die indirekten Steuern in empörend ungerechtem Verhältnis zu Lasten der armen Bevölkerung lägen; der Begüterte, der den Handwerker und Arbeiter beschäftige und beköstige, trage daran über das Maß seines eigenen Konsums hinaus. Mit diesem Quidproquo hätte er ebenso gut, ja noch besser, die gänzliche Steuerfreiheit der Begüterten verfechten können.)

Von der auswärtigen Politik auf die innere zu schließen, sei es auch obenhin und leichtsinnig, ist ein einfacher und natürlicher Vorgang; von der inneren auf die äußere aber, das ist von einer großen Schwierigkeit; ja es kann einem zuweilen so vorkommen, als ob es unmöglich wäre. So lange das Volk nicht mitzustimmen berufen war, war die Politik leicht zu verstehen. Sie war für die, die sie machten, Spiel; für die, die sie erduldeten, Schicksal. Die extremen Erscheinungen der äußeren Politik konnten fatalistisch hingenommen werden wie ein Sturm oder eine Pest, und der einzelne mochte sich daran erweisen, wie er dem Schicksal gewachsen sei. Seit aber das Volk scheinbar über sich selbst zu bestimmen berufen ist, ist Verwirrung da. Denn was ist auswärtige Politik, erkannt an ihrer extremen Erscheinung? Es ist der Krieg. Und der Krieg ist keine Naturmacht mehr. Wer hört noch das Gebrause der vier apokalyptischen Reiter? Zwar gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen, es sei denn das bleiche narkotische der Metaphysik; aber der Pest auf dem weißen Pferde hat die Hygiene die Pfeile gestumpft; und der Hungersnot auf dem schwarzen hat die Wirtschaft die

Wage ins Gleiche gebracht; das vierte aber, das rote, auf dem der Krieg sitzt, ist an den Stall gewöhnt. Für was soll sich ein märkischer Bauer heute totschießen lassen? Nicht für Handgeld, wie der abenteuernde Reisläufer und Landsknecht von ehedem; sondern er wird Soldat, wie er geimpft wird. Nicht um Beute, wie noch die prächtigen, in Golde strotzenden, mit Straußenfedern geschmückten, theatralischen Generale Napoleons, und nicht für Haus und Herd; denn das Privateigentum ist auch im Kriege geschützt, und was die Frauen und Mädchen anbetrifft, so haben sie nicht mehr auszuhalten, als sie selber irgend wollen. Napoleon, der einen sehr ursprünglichen Begriff vom Kriege hatte, bedauerte, daß er nicht plündern und schänden lassen konnte; je zahmer die Affären wurden, um so sinnloser wurden sie. Inzwischen sind hundert Jahre Tugend über die Erde gegangen, und unsere Landwehrleute in den französischen Quartieren kamen von den Schlachtfeldern schnurstracks ins Idyll und teilten ihren Zwieback mit den Gefangenen. Ahnt man aber, welche ungeheure Abstraktion da von dem einfachen Manne verlangt wird, der sich totschießen lassen soll für etwas, das er nicht greifen, noch fassen kann? Ein deutscher Bauer würde ja, wenn die Sprache nicht hinderte, einem französischen Bauern unvergleichlich näher stehen als dem deutschen Advokaten, Beamten, Arzt und adeligen Grundherren. Ist es nicht Aberwitz, sich vorzustellen, daß zwei Menschen, von denen der eine heute seine Pflugfurche in das Oderbruch, der andere in den Acker der Bretagne zieht, morgen aufeinander losschießen sollen? Und nicht mal aufeinander; sondern sie sehen einander gar nicht als Feinde, Auge in Auge, sie sind zu Funktionären geworden, zu Repetiergewehren und Zielscheiben. Der adlige Herr und seine beflissene Nachahmung, der bürgerliche Offizier — die, in verschiedenem Grade, ebenfalls mit ihren Standesgenossen im fremden Lande mehr an Denk- und Gefühlsinhalt gemeinsam haben, als mit ihren standesfremden Volksgenossen — die haben es günstiger als der gemeine Mann, weil das Phantom der Ritterlichkeit ihnen die Augen von der materialen Wirklichkeit ablenkt. Und überdies stehen sie recht deutlich außerhalb des Begriffes eines Volksheeres. Der Krieg ist ihnen Beruf, sie haben Handgeld. Sie machen ihre Karriere auf diesem Gebiete, selbst wenn ihnen nicht mehr Raubzüge in den eroberten Städten winken, sondern nur Gehälter, und wenn es sehr hoch kommt, eine Dotation, immer aber die nicht bloß ritterliche, sondern sozial münzbare, und in Heiraten, Badedirektionsposten und Verwaltungsratsstellen klug gemünzte Ehre.

Wenn man täglich des Morgens in den Zeitungen liest: Deutschland hat dieses getan, und Rußland das, und England jenes, und abends durch ein Dorf geht und fühlt, wie wirklich und wie schwermutvoll einsam jedes Haus dasteht und in „die einsame, blindäugige" Nacht versinkt, — dann kann es

einem geschehen, wenn man sich überhaupt an den Tag erinnert, daß man sich fragt: wer ist das, was ist das, Deutschland, Rußland, England? Ich verstehe das, wenn ein Shakespeareischer König „mein Bruder Frankreich" sagt; aufs Heute angewendet, verstehe ich es nicht ohne weiteres. Ich verstehe, daß den Fürsten der Ubier Hermann, der Cherusker, folgendermaßen bescheidet:

„Ich weiß, Aristan, diese Denkart kenn' ich.
Du bist imstand' und treibst mich in die Enge,
Fragst, wo und wann Germanien gewesen?
Ob in dem Mond? Und zu der Riesen Zeiten?
Und was der Witz sonst an die Hand dir gibt;
Doch jetzo, ich versichre dich, jetzt wirst du
Mich schnell begreifen, wie ich es gemeint:
Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!"

Und ich nenne mit Marbod die Lektion gut, und glaube mit Fust: „Was gilts, er weiß jetzt, wo Germanien liegt?" Aber die neue deutsche Nation macht es mir nicht so leicht und sicher. Wo ist heute der Nationalismus, zu dem es von den Standesbestrebungen einen direkten Weg gäbe, weil er sie umfaßte?

Der Adel ist auf Herrschaft aus; der Arbeiter will seines Leibes und Lebens freie Sicherung und Gestaltung; was der Bürger diesen beiden Bestrebungen an Realität Ähnliches an die Seite zu setzen hätte, schämt er sich zu sagen; denn er müßte sagen: Profit. Einst war er der Träger des Nationalismus; aber es hat sich herausgestellt, daß dieser Nationalismus nur die verlängerte Kette war, das Versprechen des Kosmopolitismus. Ein sehr großes Vaterland, das ist beinahe kein Vaterland mehr. Was haben wir jetzt von der stärkeren Realität unserer Anschauungen, von all der „Realpolitik", die populär geworden ist? Etwas Zynismus und eine Vertiefung unserer Kannegießerei, nicht unseres politischen Lebens, Instinktes und Willens. Man hat von den darwinistischen Lehren sich die Entwicklung adaptiert, als eine Befreiung von der Pflicht, zu wollen. Man hat vom Sozialismus so viel für sich erschlichen, daß man seines guten „schlechten Gewissens" ledig werden konnte. Weiß man nicht, wie flüssig alle Theorieen sind? Weiß man nicht, daß Theorieen Wahrheit nur sind in der ersten, frischen, enthusiastischen Kraft ihres — Irrtums? Nicht weil die wirtschaftlichen Mächte das primum mobile des menschlichen Lebens sind, glaubt man es, sondern weil man es glaubt, sind sie es. Eines Tages — sei es auch nur für dreißig Jahre — wird man aufhören, es zu glauben, und dann werden sie es nicht mehr sein; — die Erde dreht sich um die Sonne erst seit Kopernikus es gelehrt hat. Man weist mit Stolz auf den Aufschwung unserer Zivilisation hin. In jedem Kaffeehaus spielt eine Zigeunerkapelle, und kein Berliner trägt zum Frack eine schwarze Krawatte. Aber es ist wohl Sklavenart, sichs gut ergehen zu lassen, ohne Freiheit. Sklavenart, sich auf die Wirtschaft zurückzuziehen, ohne die Macht des Herrschens und

der Politik in Händen zu haben. Was wäre Venedig, wenn die Kaufleute nicht Herren gewesen wären, sondern bloß Händler! Es ist Sklavenart, das Leben an Geld und Genuß zu messen. Und die heimliche Macht der Industriekapitäne und Bankiers — diese realste Realpolitik — steht nicht höher im Rang, als die der Eunuchen, Lieblingssklaven und Kurtisanen an Höfen des Orients und Okzidents. Die Macht ohne den Schein der Macht, das kann eine große Wollust sein; aber die Macht ohne die Form der Macht führt schließlich zum kleinen Zynismus.

Fast eher noch glaube ich, daß die Konservativen liberal, als daß die Liberalen Politiker werden. Aber doch zeigt es sich immer wieder, daß sie ihre Situation nicht verstehen und sich ihre Waffen aus den alten Rüstkammern holen, statt aus den neuen. Immer wieder glauben sie, bekenntnisstark und irreligiös wie sie sind, die Religion als Polizei nötig zu haben; — in einem Lande, das, Dank der Sozialdemokratie und nur Dank ihr, frei ist von anarchistischen Attentaten; in einer Zeit, die so voll Zucht und Selbstbeherrschung ist, daß die Sozialdemokraten in Scharen von Hunderttausenden durch die Straßen und Gärten einer Stadt marschieren, ohne eine Fensterscheibe und eine Blume zu vernichten; in einer Zeit, wo die Sozialdemokraten sich abgewinnen, was alle Predigten aller Pastoren nicht haben durchsetzen können: die Verminderung des Trinkens; wo täglich Feuerwehrleute Heldentaten von Bravour und Besonnenheit tun, die schwerer wiegen als militärische Taten, weil sie ohne Rausch und Pfauenschwanzruhm geschehen. Sie kommen nicht hinaus über die Bäuerin meiner Heimat, die am ersten 1. Mai ihre Speckseiten im Garten vergrub. Sie spüren es nicht, daß sie es nicht mehr nötig hätten, geistig reaktionär zu sein, um herrschen zu können; daß es die Möglichkeit zu einem neuen Aristokratismus und Konservatismus gibt, wofern er kulturell und unkirchlich ist und seine innere Freiheit und Verwegenheit, seinen geistigen Zynismus nach außen walten äßt, — denn wenn der Konservative Geist hat, so ist das eine sehr besondere, souveräne, spielende und künstlerische Art von Geist, der des Liberalen durchaus überlegen. Die bürgerliche, rationalistische Kritik vom achtzehnten Jahrhundert her schien mit dem Aristokratismus fertig geworden zu sein; in Spielhagens Romanen kann man das Fazit dieser selbstgerechten Rechnung lesen. Aber im neunzehnten Jahrhundert wurde der unterhöhlte Boden neu fundamentiert. Darwin, Gobineau und, diese Ideen mit dem Flackerschein amerikanischer Riesenreklamen an den Himmel werfend, Nietzsche gründeten eine Rangordnung der Menschen auf einer neuen Basis, so, daß der Humanismus davor erschrak und sich blind stellte.

Daß er bald die Augen auftun wird, dafür haben Literaten zu sorgen angefangen, die seit kurzem allerlei aristokratische Gelüste, Wünsche, Forderungen und Eitelkeiten in die Zeitungen bringen. Von ihrer Grundgefahr abgesehen

— die Entwicklung als Verrat, so daß sie auch mit der Wahrheit zu lügen lernen; denn was ist Verrat? eine zu schnelle Entwicklung — befinden sich diese Männer fast alle insofern in einer schiefen Lage, als sie von der Kunst, von der Poesie her kommen. Es ist aber im Künstler, im Dichter Etwas, das der rein und historisch aristokratischen Durchgestaltung des Lebens immer widersprochen hat — ein Geist der Natur, der Erneuerung, des Zwiespalts — das Unsoziable; und eine Vornehmheit darin, die von höherem Rang als die historische ist. Die Kunst schmeichelt nicht nur einer Vornehmheit, wie van Dyck; sie schafft auch eine, wie Rembrandt — und dieser allein beugen wir uns ohne ressentiment. Ja, sie ist eine recht wahrhaft christliche insofern, als sie vom einzelnen Menschen verlangt und erzielt, den ganzen Ring der Menschheit, von der Natur bis zur Form, in sehr einsamem und sehr ernsthaftem Kampf ohne Schutz und Vormundschaft zurückzulegen.

Die Leute aber mit dem historisch aristokratischen Ideal erkannten ihre Propheten nicht, und warfen die drei, zumindest zwei von ihnen, zu den Teufeln. Auch den dritten machten sie unschädlich, indem sie ihn in die Konventikel verwiesen, weil sie seine Rückständigkeit, den wörtlichen Bibelglauben, nicht von ihm ablösen konnten, so wenig wie sie ihn immer noch von sich selbst ablösen können.

Und so haben sie sich wieder mit dem Zentrum verbunden, und den freireligiösen Vereinen werden die Erbschaften gesperrt. Der Schutz der Speckseite. Welch einen kläglichen Begriff von einem Gott müssen diese Leute haben, daß sie ihn glauben schützen zu müssen! Das hätte einen gewissen Sinn gegenüber einem Nationalgott; aber auch in diesem Falle nur, wenn er der Gott eines sehr viel kleineren Volkes als von sechzig Millionen wäre. Ob sie es nicht wissen, welche Kraft die Empörung über Ungerechtigkeit hat? Und auch dann noch, ja erst recht hat, wenn sie sich unter Furcht oder Stumpfheit jahrzehntelang verborgen hält!

Alle Woche hören wir von Gerichtsurteilen, die uns das Blut kochen machen. Man spricht überall im Lande, wenn man unter sich ist, unumwunden von Klassenjustiz. Hätten wir nur eine rechte Klassenjustiz! Daß junge Leute, Studenten, die der Hafer sticht, Scheiben einschlagen und Lokomotiven zur Entgleisung bringen, das ist so schlimm nicht; aber daß, vor Gericht gestellt, jeder von ihnen dasselbe Sprüchlein herbetet und sich auf sinnlose Trunkenheit hinausredet, das ist schmachvoll für sie und für uns. Da war es Zeit, Klassenjustiz zu üben, und das heißt, daß gemäß dem Anspruch ihrer Klasse die jungen Helden hätten erfahren müssen, daß ihre Entschuldigung ihr Vergehen zu einem Verbrechen machte. Es läßt sich schließlich jedes Regiment ertragen, aber Ungerechtigkeit läßt sich nicht ertragen. Kein Gefühl politischer Gegnerschaft, ja wütenden Hasses kommt dem nah, das im Blute aufflammt gegen Ungerechtigkeit. Dieses ist doch, rühmt man sich, das Land des Michael Kohlhaas und des Erb-

försters! Die Bürger sollten sich nicht begnügen, die Hand in der Tasche zu ballen, oder ihrem Groll in den Zeitungen Luft zu machen. Sie sollten, an der Redensart von der Unabhängigkeit der Richter nicht mitspielend, eine Einrichtung durchsetzen, wonach das ungerechte Urteil eines Gerichts zum Gegenstand der Beratung und Untersuchung in den Parlamenten gemacht werden könnte; nicht bloß bei den Etatsberatungen, sondern als selbständiger Zweck und Gegenstand. Dann aber sollten sie sich nicht, wie jetzt so oft, von den Ministern und Räten durch formale Erledigungen ihre materialen Beschwerden mit fiat hokus pokus aus der Hand schlagen lassen. Mehr als einmal erinnerten Parlamentsverhandlungen an den biederen Landmann, dem man gewisse, dunkle Praktiken bei einem Grundstückskaufe vorwarf. „Aber," verteidigte er sich, „da müßte ich ja ein Schuft sein, wenn ich das getan hätte," und auf diese Weise machte er die Widersacher stumm.

Kein Börsengesetz und keine Steuervorlage ist so wichtig, wie daß einem Manne sein Recht geschieht. Und das Volk würde lernen, mit ganz andern Augen auf die großen Schwatzhäuser zu sehen, wenn es wüßte, daß gegebenen Falls sein Schicksal unmittelbar, nicht bloß durch das Kanalsystem von Gesetzen dort beraten würde. Aber der Bürger unserer Städte lebt eine zu schattenhafte Existenz, als daß er etwas Wirkliches und Unmittelbares ergriffe. In jenen berühmten Novembertagen, wo der Kaiser sich von seiner Aktivität durch eine sogenannte Volksbewegung abdrängen ließ — wir haben beiläufig in unserer Geschichte manches Beispiel von dem Kampf zwischen Jorcus und Zivilles bei Siegfrieds Hochzeit, wo jeder nur solange angriff, wie der andere floh — in jenen Tagen stand in einer offiziösen Zeitung ein verstecktes Angebot, einem Ausschuß des Parlaments Einblicke in die äußere Politik zu geben; es wurde nicht einmal angenommen, geschweige denn, daß man es von selbst gefordert hätte. Ein demokratischer Politiker, mit dem ich mich darüber unterhielt, stellte sich gänzlich kalt gegen die Idee; denn, meinte er, es käme nicht auf Einrichtungen an, sondern auf Männer; in England, wo es mehr politische Begabung gäbe als bei uns, wüßte man sich der rückständigsten Maschine zu freiheitlichen Handlungen zu bedienen. Das ist gewiß richtig und gescheit und beweist doch nur, daß man sich bei uns noch durch die realpolitischsten Erwägungen zu unpolitischer Handlungsweise überredet. Wenn in einer ständigen Kommission unseres Reichstags über auswärtige Politik Unsinn geredet würde, so beweist das nicht, daß in ihr auch nach zehn Jahren noch Unsinn müßte geredet werden. Auch der Grundsatz men, not measures hat seinen Punkt, wo er dumm wird, genau wie der umgekehrte. Zu lernen weiß man doch bei uns, und es hätte vielleicht in zehn Jahren ein paar Männer gegeben, die sich von den Diplomaten der Zunft nicht brauchten abspeisen zu lassen.

Der bürgerliche Städter ist an Wirklichkeit, dieses Wort im Schicksalssinne genommen, nicht nur dem Bauern und Arbeiter unterlegen, die ihre Not und ihrer Not Überwindung mit jedem Morgen neu körperlich vor Augen haben, sondern auch dem Adel. Der Patrizier, der vom Standpunkte der Züchtung aus ungefähr zum Adel rechnet, ist von ihm doch in sozialer Hinsicht wesentlich verschieden. Der Adlige will herrschen; der Patrizier will Karriere machen. Der Patrizier lernt erst im höheren Alter als der Adlige die Menschen kennen, weil er nicht so früh zu repräsentieren gezwungen ist, und also nicht so leicht Distance gewinnt und sich über die Menschen orientiert. Er heiratet im allgemeinen später; und früh zu heiraten, aber unter solchen Umständen, daß eine Symbiose der Generationen zustande kommt, ist das stärkste Mittel zu einem idealistischen Konservativismus. (Daß er auch entweder konventioneller oder zufälliger heiratet, macht den Züchtungsunterschied vom Adligen aus.) Und dieser Patrizier stirbt aus, und mit ihm eine sehr humane Art von Vornehmheit, ohne die der Bürger entweder streberhaft es dem Adligen im Räuspern und Spucken schnell gleichtun lernt, oder sich mit der Entwicklung begnügt. Sein Mangel an Wirklichkeit — noch einmal: Wirklichkeit ist nicht dasselbe wie Hauptbuch — hat ihn zum Virtuosen der verpaßten Gelegenheiten gemacht.

Wir sind noch mittendrin in der Komödie der letzten verpaßten Gelegenheit. Als der Reichstag aufgelöst wurde und von rechts der süße Flötenspieler flötete, da gab es wohl einen Augenblick von Zögern. Aber man war Realpolitiker und schlug sich auf die falsche Seite. Niemals, auch heute nicht, hatte es soviel Sinn für den Liberalismus, die Wahlen mit der Sozialdemokratie zu machen. Die Sozialdemokratie hatte die Zeit der stärksten, inneren Verlegenheit; und wenn jemals, so lohnte sich damals der Versuch, die Partei durch Vergrößerung zur politischen Mitarbeit im Sinne einer radikalen Volkspartei zu zwingen. Eine Partei von hundert Mitgliedern kann sich nicht auf politisches Sonntagsvergnügen beschränken; eine Partei von vierzig kann es. Heute liegen die Dinge anders; heute kommt man als hinausgeworfener Cousin und kommt zu Leuten, die sich neu gesammelt haben, denen ihr Mißtrauen gegen die bürgerliche Vetternschaft durch die Entscheidung von damals als zurecht bestehend bescheinigt wurde. Und diese Entscheidung hatte noch eine andere für unser freiheitliches Leben schlimme Folge: sie nahm den herrschenden Klassen zu viel von ihrer wohltätigen Angst vor der Sozialdemokratie. Ja, man hatte dort eine rechte, hübsche, körperliche Angst vor den drei Millionen roten Wählern, und atmete auf, als sich herausstellte, wie wenig Kunst und Kraft dazu gehörte, mit ihnen fertig zu werden. Der Ton wurde schnell anders; man fühlte sich als Sieger, man setzte den Daumen ins Auge. Man hatte zu viel Angst gehabt; hüte man sich, daß man nicht jetzt zu wenig hat. Führt man die Machtfrage

herüber und hinüber auf eine einfache, brutale Formel zurück, so liegt sie so, daß die Herrschenden im Besitz der Armee dem Volke überlegen sind, wegen der besseren Bewaffnung der Armee (denn der Armee selbst werden sie immer sicher sein, wegen des faktiosen Zuges der Deutschen, der zwei Regimenter in derselben Garnison und zwei Dörfer auf einem Tanzboden gegeneinander hetzt, und immer den bunten Rock vom Arbeitskittel sich wird absondern lassen). Eine Revolution ist aussichtsloser, als sie vor dreißig, vor sechzig Jahren war. Aber die Wissenschaft, gewohnt wie Chronos ihre eigenen Kinder zu verschlingen, hat auch die Antwort auf die Maschinengewehre bereit: die Bombe. Noch einmal: unserer Sozialdemokratie — alle preußischen Tugenden haben sich in ihr verdichtet, und der König könnte stolz auf sie sein, wie ein Niederbarnimer auf die Teltower Rübchen — verdanken wir es, daß wir als einziges Land von Bedeutung in Europa keine Attentate zu verzeichnen haben. Glaubt man aber, daß unsere wunderbaren Gewehre und Rücklaufkanonen das letzte Wort behalten würden, so irrt man.

Jedenfalls hat der Liberalismus schuld, daß die Gelüste nach der schärferen Tonart sich wieder regten. Nun gut, man war im Block. Und was tat man? Man sprengte ihn sofort. Diese guten Machiavellis hatten es nicht eilig genug, wieder ehrlich zu werden, und verlangten die Wahlreform für Preußen. Man nahm seine Zeit zu kurz, und statt seine Bundesgenossen zu korrumpieren, hat man sie schnell wieder zu sich kommen lassen.

Aber was will diese verpaßte Gelegenheit im Taktischen gegen die großen strategischen sagen, die der Liberalismus sich hat zuschulden kommen lassen! Unser regierender Adel war immer partikularistisch. Man weiß, daß es Bismarck in sich schon nicht leicht gehabt hat, sich zu nationalisieren, und daß es ihm von seinen Standesgenossen in Formen, die bis zum Haß gingen, erschwert wurde. Der Liberalismus durfte sich schmeicheln, Hüter des nationalen Gedankens zu sein; aber er hat es nicht vermocht, den Enthusiasmus davor in seine Segel wehen zu lassen. Versäumte Gelegenheit: Marine und Kolonieen. Das setzte sich gegen die Junker durch, denn sie hatten den richtigen Instinkt dagegen. Eine äußere Politik, die Kolonieen haben will, ist ganz etwas anderes als diejenige, die nur die Grenzen eines Stamm- und Mutterlandes festigen, sichern oder auch erweitern will. Sie erfordert einen andern Typ Menschen. Ja, sie wäre imstande, aus den deutschen eine homogene, nicht junkerliche, herrschende Klasse heraus zu bilden. Aber der Nationalismus reichte nicht so weit; man war aus den Schützenfesträumen durch Bismarck zu rauh geweckt und stand im neuen Tag verwirrt. Was man da gegen die Sache versäumt hat, das hat man mit demselben Erfolg, der Lähmung, gegen sich versäumt.

Und schlimmste aller versäumten Gelegenheiten: der Bauer. Wenn man bedenkt, wie die Bauernbefreiung gegen den Willen der herrschenden Klasse zustande kam, und nicht etwa bloß gegen böswillige, beschränkte und habgierige Menschen, sondern gegen so edle, krystallreine und vorbildliche Naturen wie der General Marwitz eine war, — und nun sieht, wie es heute steht, so hat man einen Gegensatz vor sich, der in der Geschichte fast einzig ist.

Der Bauer und sein Los, das ist das Gebiet, wo der liberale Mangel an Wirklichkeitssinn seine schwerste Niederlage erlitten hat. Hier wuchs sich jene Sorte von Idealismus aus, die nach des alten Wieland Wort „seine Lehrjünger zu Menschen bildet, die man nirgends für einheimisch erkennen kann." Was soll mir alle Wissenschaft, wenn sie mich blind und überheblich gegen die simple Tatsache macht, daß ich ohne Kleider leben kann, die neuen Hygieniker behaupten es, und ohne Telephon und Luna-Park, aber nicht ohne Brot und Rüben. Schutzzoll und Freihandel sind keine Dogmen, sondern Objekte praktischer Erwägung, über die heute so, und morgen anders, niemals aber für immer und endgültig zu entscheiden die Aufgabe und Talenterprobung des Staatsmannes ist. Deutschland ist stolz auf seine Industrie? Mit Recht. Deutschland wird ein Industriestaat? Nun, kein Mensch bringt es fertig, nicht agrarisch zu fühlen, außer in den Stunden der Muße und der Dyspepsie. Ein Volk auf Industrie stellen, heißt es auf ein Provisorium stellen. Denn wie in diesen Blättern jüngst Herr Kammerer nachgewiesen hat, setzt die Industrie, je mehr sie sich vervollkommnet, ihren Verbrauch an Menschen herab, und zweitens ist die Industrie ein Ding, das schnell gelernt und schnell nachgemacht wird.

Je entschiedener der Liberalismus in seiner Einseitigkeit wird und sich der Idee eines vorwiegend industriellen und kaufmännisch betonten Deutschlands verschreibt, um so weiter wird er von der Möglichkeit abgetrieben werden, Subjekt der Politik zu sein. Es lähmt ihn obenein eine geheime, tiefe Hoffnungslosigkeit. Er glaubt das Feld verteilt, er glaubt die agrarischen und die sozialistischen Gebiete in festen Grenzen. Sind sie es aber? Das moderne Agrariertum mit seiner Zurücksetzung des politischen Willens hinter den beruflichen und mit seiner demagogischen Methode, zu werben und sich zu vereinigen, hat eine wesentlich andere als die alte konservative Struktur. Die Veränderung kann noch größer werden als sie heute schon ist. Die nächste Agrarkrisis — und nach ein paar Erbgängen wird sie kommen — kann den Zusammenhang mit der alten Partei lockern, vielleicht zerreißen. Andrerseits erreicht die Sozialdemokratie, soviel sie erreicht, nur gerade das Letzte nirgends, sondern schiebt es vor sich her hinaus. In dem Maße, in dem sie wuchs, wuchs auch an Macht und selbständiger Form ihr Gegner. Sie hat bessere Löhne und manchen bürgerlichen Wert erkämpft, nur gerade Sozialismus nicht. Es hilft nichts, die Trauben,

die man schlucken muß, süß zu nennen. Man hat gefabelt, daß die Truste dem Sozialismus zugute kommen müßten, das Gegenteil ist der Fall. Stellt man sich die beiden Gebiete der menschlichen Tätigkeit, den Ackerbau und die Industrie vor, und dazu die Organisation menschlicher Tätigkeit, die man Sozialismus nennt, scheint da nicht der Sozialismus eine größere Wahlverwandtschaft zum Ackerbau zu haben als zur Industrie? Das Stabile zum Stabilen, nicht zu dem Nervös-Geschmeidigen, Wandelbaren, Anpassungsfähigen, dem Neuerungssüchtigen und Neuerungsmächtigen, auf Talent und Initiative Gestellten? Ist es durchaus ein Traum vom tausendjährigen Reich, Deutschlands Zukunft in seiner Vergangenheit gespiegelt zu sehen und es als einen sozialistischen Agrarstaat zu denken, und die Organisationen der Industriearbeiter zu einer neuen Art von Innungen gesammelt, zu denen ihre Zucht und Moralität sie seit langem vorbereiten?

Es ist für alle, die nicht unmittelbare Macht haben, immer doch noch besser, am tausendjährigen Reich zu arbeiten, als an dem Tag, „der nur Verworrenes im Verworrenen spiegelt". Der Realpolitiker ohne Mandat friert an seinem eigenen Froste. Für den aber, der am Menschen arbeiten will, wird immer wieder die Politik zum Rätsel. Er fühlt die Gefahr einer Gesinnung, die infolge der Betonung der inneren Politik die äußere verwirft, und der andern, die infolge der Betonung der äußeren Politik die innere unfrei macht. Das Problem stellt sich ihm am Ende so: ob es ihm möglich sei, den Begriff einer Gesamtpolitik zu konzipieren, innerhalb welcher zwar die äußere den Primat habe, die innere aber trotzdem das wahre Ziel vorstelle. Und das ist das Problem der Erziehung.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Nach einer Zeit fand im Musenhain jener vielbesprochene Abend statt, der den Kreis der dort Vereinigten sprengte und die Besuche in dem schlimmen Lokal zum Abschluß brachte.

Hedwig Krause war erschienen, aber nicht in Schwesterntracht, und hatte, gleichsam zum Schutz, den in persönlich moralischen Dingen äußerst braven und gediegenen Doktor Hülsebusch mitgebracht. Dieser nun wieder hatte schon längst den Wunsch gehabt, das Treiben um Quint, wie es sich in dieser verrufenen Umgebung abspielte, aus der Nähe zu beobachten. Es war damals nicht ganz ohne Gefahr, den Sitzungen solcher Konventikel beizuwohnen, da man überall geheimbündlerische Tendenzen witterte, denen ein gewisses Ausnahmegesetz, das in jenen Zeiten in Kraft war, mit drakonischer Strenge zu Leibe ging. Aber gerade diese Strenge bewirkte einen zähen und fanatischen Widerstand und trug dazu bei, daß sich in vielen guten, jugendlichen Köpfen kühne und revolutionäre Ideen in Menge bildeten. Man rechnete allen Ernstes mit einem gewaltigen, allgemeinen gesellschaftlichen Zusammenbruch, der spätestens um das Jahr neunzehnhundert eintreten und die Welt erneuern sollte. Wie die armen ländlichen Professionisten, die den Spuren des Narren gefolgt waren, auf das Tausendjährige Reich und auf das neue Zion hofften, so und nicht anders hofften die sozialistischen Kreise, und diejenigen jugendlichen Intelligenzen, die ihrer Gesinnung nahe standen, auf die Verwirklichung des sozialistischen, sozialen und also idealen Zukunftsstaats.

Über vielen Tischen politisierender Volkskreise schwebte damals, verquickt mit dem Bier- und Zigarrendunst, gleich einer bunten, narkotischen Wolke, die Utopie. Was bei dem einen diesen, bei dem andern jenen Namen hatte, war im Grunde aus der gleichen Kraft und Sehnsucht der Seele nach Erlösung, Reinheit, Befreiung, Glück und überhaupt nach Vollkommenheit hervorgegangen: das gleiche nannten diese Sozialstaat, andere Freiheit, wieder andere Paradies, Tausendjähriges Reich oder Himmelreich. Diese sich immer neu erzeugende Wolke des Zukunftsstaates oder Zukunftsreichs, war auch über den Köpfen der Gesellschaft im Musenhain stets gegenwärtig.

Dominik saß zur Linken, Hedwig Krause zur Rechten Quints und die Eltern des Mädchens würden nicht wenig erschrocken gewesen sein, ihre Tochter in solcher Umgebung zu sehen. Übrigens war der Leiter ihres Krankenhauses ein berühmter medizinischer Forscher und Arzt, der liberale Ansichten hatte und sogar über Doktor Hülsebusch und Schwester Hedwig hinweg, selbst ein Interesse an Quinten nahm. Sein Haus vor der Stadt war ein in Deutschland bekannter, gesellschaftlicher Mittelpunkt. Er liebte Musik, er unterhielt mit den

meisten bedeutenden Geistern der Nation, im Gebiete der Literatur und Kunst, Beziehungen. Kinderlos und bemittelt unterstützte die Gattin junge begabte Menschen, Künstler und Künstlerinnen und ein gewisser junger Maler, Bernhard Kurz, wurde von Professor Mendel und seiner Gattin wie ein eigener Sohn gehalten.

Da nun Hedwig Krause zuweilen in die Familie ihres Chef-Arztes gezogen worden war und Bernhard Kurz, den sie von dorther kannte, ebenfalls, nicht weit von ihr, in der Tafelrunde dieser schlechten Spelunke saß und überdies Mendel selbst einmal zu ihr gesagt hatte: „eine Person, wie Sie, Schwester Hedwig, kann und soll ohne Schaden überall hingehen!" so fühlte sie bald die Unsicherheit und das Unbehagen, das sie beim Eintritt befallen hatte, mehr und mehr nachlassen.

Sie war überdies nicht die einzige Frau in diesem Kreis. Ihr gegenüber saß, neben einem nicht sehr großen, einem russischen Bauern ähnelnden Menschen, ein junges Weib, das immer wieder schmachtend und abhängig nach den kleinen, unter Bart, Haupt- und Wimpernhaar fast verborgenen, blöde zwinkernden Schweinsäuglein ihres Nachbars hinblickte. Dieser Nachbar, der ein fast immer subsistenz- und obdachloser Dichter war, zog zuweilen ein Blättchen heraus, auf das er mit Bleistift Notizen machte. Sein Name war Peter Hullenkamp und der seiner Freundin Annette von Rhyn.

Peter Hullenkamp, mit Bettfedern im verwahrlosten Haar und dem langen kaftanartigen Paletot, den er deshalb nicht auszog, weil er ihn direkt auf dem Hemde trug, war eigentlich eine Apostelgestalt. Kurt Simon erschien er wie ein Waldbruder. Dem jungen Dominik wie ein zynischer Philosoph des Altertums. In Wirklichkeit war er ein zeitfremder Mensch, hinter dessen steiler, gewaltiger Stirn, sich eine ferne Zukunft und eine ferne Vergangenheit in ein ewig gährendes Märchen zusammenbildete. Auch Annett von Rhyn, die überall neben ihm herlief, wie Antigone neben dem blinden Ödipus, war vollkommen durch ihn und er durch sie in dieses brodelnde Märchen eingeschlossen. Sie nannte ihn abwechselnd einen König von Taprobane, einen Kaiser der sieben schwimmenden Silberinseln, einen Aufseher der hängenden Gärten der Semiramis. Vier Wochen lang nannte sie ihn den Herzog von Ophir, die nächsten vier Wochen lang war er ihr Harun al Raschid, der Kalif, und sie lebte mit ihm, indem sie ihm seine Flöhe absuchte, an den mit Früchten, Gewürzen und Getränken überlasteten Tischen in den Palästen und bedient von den vielen hundert Sklaven ihrer Einbildung.

Außer Hedwig Krause und Annette von Rhyn hatte, die Kellnerinnen natürlich ausgenommen, noch eine dritte Frau, Josefa Schweglin, eine russisch-polnische Studentin aus der Schweiz, den Mut gehabt, sich in das Bereich der berüchtigten Kneipe, und in das Bereich des Narren vom Grünen Baum, wie Quint

hier genannt wurde, hinabzuwagen. Dieses Mädchen, das mit jenen Kreisen Fühlung hatte, die Turgenjeff die nihilistischen nennt, war erfüllt mit eigenen Ideen und hatte, außer einer großen Befähigung und Leidenschaft für die Mathematik, eine noch stärkere Leidenschaft für alles, was in der Seele des niederen Volkes nach Freiheit, Erlösung und Leben rang. Auch ihre Parole war: Alles mit dem Volk, für das Volk, durch das Volk, obgleich sie aus einem hochmütig-adelsstolzen Hause stammte und, wie viele ihrer russischen und polnischen Mitschwestern, mit seidenen Kleidern, Equipagen, Dienern und Gouvernanten aufgewachsen war.

In diesem Kreise geistvoller und gebildeter Leute, wie überhaupt unter den Eindrücken der großen Stadt, waren die sieben ländlichen Anhänger Quints etwas schüchtern und kleinlaut geworden. Aber sie hielten mit Augen, in denen die mystische Flamme flackerte, ihren mit leidenschaftlichem Opfer erkauften Messias festgepackt — und es war ein Bann, den er spüren mußte und mit dem auf keine Weise zu spaßen war, ebensowenig, als man ihm so und so zu entrinnen hoffen konnte. Diese einfachen Männer mochten bescheiden und schüchtern sein, aber sie ließen sich im Grunde keinen Pfennig von dem, was sie von Quint glaubten fordern zu dürfen, abhandeln. Wehe aber, wenn er etwa eines Tages als eine Art Zechpreller vor ihnen stand.

In Wahrheit hatte Emanuel für sein Teil mit dem Leben abgeschlossen und eben darum eine volle Empfindung der Unabhängigkeit, der Freiheit erlangt. Aber er fühlte recht wohl, wie das Leben hier in der Stadt ihn mit tausend neuen Organen umklammern wollte. Während er zwar die Gleichgültigkeit und den Haß der großen Masse deutlich empfand, fühlte er doch auch immer mehr Augen mit spannungsvoller Erwartung auf sich gerichtet und wußte, daß sie, ohne eine Art endlicher übernatürlicher Offenbarung, nicht wohl würden zu befriedigen sein. Es gab auf seinem Wege hier mitunter für ihn weder ein Vorwärts noch Zurück. Oft dachte er, aus dem Boot, wenn er allein auf der Oder schwamm, in den Fluß zu verschwinden. Aber er hoffte und harrte, beinahe mit heißer Sehnsucht, auf eine ahnungsvoll vorausgefühlte, andere Todesart, die er aus dem Unbekannten heraus bestimmt erwartete. Immer wieder war er enttäuscht, wenn sie der Abend nicht gebracht hatte und die Sonne eines neuen Tages wiederum in sein Fenster schien.

Während also die buntgewürfelte Tafelrunde, und mancher außerhalb der Tafelrunde, der Entpuppung des unerklärlichen Menschen, wie einer Erlösung entgegensah, stiegen in diesem immer stärkere Wellen empor, die dem Tod durch Fügung des Schicksals, wie einer Erlösung entgegenfluteten.

Dominik hatte zu seiner Geliebten, Elise Schuhbrich, gesagt, Quint sei ein Mensch, der in einer erhabenen, innerlichen Größe über das Erdreich wandele. Die ganze Person erhebe sich bis in das Göttliche hoch hinaus, während er

kaum mit den Füßen in der platten Gemeinheit ihrer niederen Umgebung stünde. In der Tat hatte Emanuel Wallungen überirdischer Größe und Erhabenheit. Er sagte selbst wiederholt zu Dominik, wie er sich allbereits dem Unsichtbaren überall näher verbunden fühle, als dem Sichtbaren. Der Weber Schubert meinte, daß er schon halb im Himmel sei.

Im ganzen war seine Stellung in der Tafelrunde, wo die Jünger ihn anhimmelten, der Professor ihn für ein gutes Modell eines kirchlichen Bildes und sonst für einen sensationellen Narren nahm, wo dieser junge Künstler ihn für ein Genie gelten lassen wollte, der andere ihn für von Schwachsinn geschlagen hielt, mehr lächerlich als beneidenswert. Besonders da zwar ein jeder von dem starken Eindruck seiner Persönlichkeit getroffen, aber doch im letzten Winkel der Seele nicht sicher war, ob er es mit einem reinen und gutgläubigen Toren oder mit einem bewußten, abgefeimten Betrüger zu tun hatte. Die aber, ohne im Sinne des Köhlerglaubens gläubig zu sein, mit starker Verehrung dem einzigartigen Wesen Quints ergeben waren, und zwar nicht ohne eine gewisse, mystische Gläubigkeit, waren: die russische Polin, der haarbuschige Dichter Peter Hullenkamp, Kurt Simon, Salo Glaser und vor allem Hedwig Krause, Elise Schuhbrich und Dominik.

Als die Gesellschaft zahlreicher, als an jedem früheren Abend eine Weile über alltägliche Dinge plaudernd beisammen war, fing man bereits an den übrigen Tischen und Räumen des Lokales an, sich über sie aufzuhalten. Nach einiger Zeit fand eine Genossenschaft halb betrunkener Kommis es für angebracht, halblaut das fromme Lied „Ach bleib mit deiner Gnade!" unterbrochen von „Du bist verrückt, mein Kind, du mußt nach Berlin!" anzustimmen.

Es war in der kleinen Gasse kein starker Wagenverkehr, dennoch hörte man durch die Fenster, die außen mit Läden verschlossen waren, durch das Geklapper der Bierseidel und das Geträller der Kellnerinnen, den dumpfen Rumor einer großen Stadt. Der blonde, verstandestüchtige Doktor Hülsebusch, der sich eigentlich vorgenommen hatte, dem Idol Schwester Hedwigs einmal gründlich den Puls oder auf den Zahn zu fühlen, erörterte, während die übrigen in einzelnen Gruppen andere Fragen behandelten, mit Dominik das Für und Wider der Vivisektion. Dominik machte starke Einwände, während Hülsebusch alle entsetzlichen Folterqualen, die man den Tieren im Dienste der Forschung auferlegte, im Interesse der Menschheit für notwendig hielt. Dominik meinte: Schuld zeuge Schuld, und wenn es auch nur das Verbrechen am Tiere wäre, so hätte im Grunde die Menschheit nur den Fluch, der in allem Verbrechen liege, davon. Übrigens hätte die Menschheit bereits einen so großen Erkenntnisschatz, daß sie ihn gegen die Summe des massenhaften, brutalen Unsinns, der die Welt beherrsche und der von einer niedrigen und beschränkten Selbstsucht getragen sei, nur durchzusetzen brauche, um von dem größten Teil der Übel, denen

sie jetzt mit falschen Mitteln zu Leibe gehe, befreit zu sein. „Sie wenden sich also gegen das Recht der freien Forschung!" sagte Hülsebusch: während mehrere Male das Wort „Gemeinheit" über den Tisch herübergeflogen kam, das der Professor ausgesprochen hatte und das sich auf Vivisektion bezog. „Wenn Sie das Recht der freien Forschung unterbinden, meine Herren," rief Doktor Hülsebusch, „wie wollen Sie denn jemals zu erträglichen allgemeinen Zuständen kommen?" „Die Wissenschaft," rief ein Herr vom Nebentisch . . . „die Wissenschaft hat uns zurückgebracht!" „Ein solches Wort kann nur jemand aussprechen, der von Wissenschaft eine ebensogroße Ahnung, wie ein Droschkenpferd von Klavierspiel hat!" entgegnete Doktor Hülsebusch. Der fremde, starke Herr vom Nebentisch, der schon erheblich getrunken hatte, trat darauf an die Gesellschaft heran und fing an von einem gewissen Leiden zu klagen, das er nicht näher bezeichnen wollte und das seit vier Jahren, unter den Händen von mindestens fünfzehn Ärzten, nur schlimmer und schlimmer geworden sei. „Solche Leute wie Sie," rief Hülsebusch, „die sich mit ihren Leiden nach vier Jahren noch immer in solcher Umgebung herumtreiben, könnte nicht einmal Gott selber gesund machen. Wir lernen nach und nach," fuhr er fort, „mittelst der Wissenschaft die Natur beherrschen!" „Lernten wir uns doch erst selbst beherrschen," sagte Dominik. „Was wollen Sie denn mit aller ihrer Selbstbeherrschung anfangen?" fragte Hülsebusch, „gegen solche furchtbare Feinde der Menschheit wie Cholera, Blattern, Lues und Tuberkulose, lieber Freund? Da müssen doch eben wir Ärzte heran." „Gute Luft, Bewegung, Sonne, Seife," warf Salo Glaser ein, „ist meiner Ansicht nach das ganze ärztliche Evangelium."

Jetzt redete Quint und in dem Kreise der gebildeten Leute erregte die veraltete und dabei biblische Form seines Denkens eine mitleidsvolle Betretenheit, die sich in einem zwiefach höflichen Aufhorchen ausdrückte.

„Der Satan," sagte Quint mit einer bald hohlen, bald leise klingenden Stimme, „ist der Feind und Mörder von Anbeginn. Wer aber ein Leib und ein Geist ist mit Gott, hat das ewige Leben. Der Satan allein brachte Krankheit und Tod in die Menschenwelt. Des Satans Fluch, unter dem wir leben, heißt Feindschaft, Haß, Selbstsucht, Gesetz und ewig sich wiederzeugende Sünde durch das Gesetz. Kann jemand meinen, daß Krankheit etwas anderes als Sünde ist? Der Teufel war des Gesetzes Anfang, und des Gesetzes und also der Sünde und also der Krankheit Ende wird Christus sein."

Elise Schuhbrich hatte ihre beiden Arme ungeniert, hinter dem Stuhle Dominiks stehend, über seine Schultern gelegt und er hielt ihre Hände in den seinen, während sie mit einem ernsten, etwas müden Gesichtchen, unter schweren blonden Flechten andachtsvoll auf Quinten herabblickte. Auch ihr Geliebter blickte auf Quint. Als dieser schwieg, trat eben der Agitator Kurowski grüßend von der Straße herein und hing seinen Überrock an den Kleiderständer, nahm dann ein

Spiegelchen, kämmte sich, bestellte Bier, faßte die Kellnerin unter das Kinn und hatte dann schließlich zwischen Kurt Simon und der russischen Polin Platz gefunden.

„Gut!" sagte Hülsebusch, ohne merken zu lassen, daß er es, seiner Meinung nach, mit einem Irren zu tun hatte, zu Emanuel Quint. „Gut! Aber das können wir doch nicht den Kranken sagen, die zu uns kommen und fordern, daß man sie gesund machen soll.

Ich sage Ihnen übrigens offen: ich bin ein Gegner des Christentums. Ich bin mit Goethe, Schiller und unseren größten Philosophen der Ansicht, es ist durch die christliche Lehre ein lebensfeindliches Element in die europäische Menschheit gekommen. Das Christentum hat zum Beispiel mit der Verdammung, Entheiligung und Entwürdigung des Geschlechtslebens allein schon maßloses Unheil angerichtet. Es hat den Vorgang der Liebe der Geschlechter, aus dem die neuen Menschen hervorgehen, auf eine Stufe mit den Vorgängen in einer Latrine oder Kloake gebracht. Ja sogar auf eine noch tiefere Stufe. Ich betrachte das Christentum noch immer überhaupt als den wahren Krebsschaden unserer gesamten menschlichen Zustände."

Ein Murmeln ging durch den Jüngerkreis, aber Anton Scharf, der mit stotternden Worten dreinfahren wollte, ward durch einen Wink seines Meisters zum Schweigen gebracht.

Dann sagte Quint:

„Es ging ein Sämann, aus zu säen seinen Samen, und indem er säete, fiel etliches an den Weg und ward vertreten und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf den Fels und da es aufging verdorrete es, darum, daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten unter die Dornen, und die Dornen gingen mit auf und erstickten es. Und etliches fiel auf ein gutes Land. Da es aber aufgehen wollte, kam der Feind des Nachts und säete Unkraut darunter aus. Und es war am Tage der Ernte kein gutes Jahr und nach Frost und Hitze, nach Mehltau und Hagelschlag, waren wenige Körnchen Weizens übrig geblieben."

„Er könnte sich gut etwas deutlicher ausdrücken," bemerkte Weißländer zynisch, „ohne seiner Stimme Zwang anzutun." Josefa Schwieglin aber, die mit Bewußtsein die gleiche Anrede wie die Jünger brauchte, sagte: „Sie meinen also, Meister, daß unser heutiges Christentum Fels, Weg, Dornen, Hagel, Brand, Mehltau, kurz alles andere, nur nicht der ursprüngliche Weizen des Sämanns ist. Nun gut! Aber ist überhaupt auch nur ein Körnchen des alten Weizens übrig geblieben?"

„Was müßte geschehen, wenn ein Körnchen des alten Weizens übrig geblieben wäre?" fragte, statt zu antworten, Quint.

„Es müßte in gute Erde gelegt werden."

„Es sei denn, daß ein Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, anders bleibt es allein und trägt keine Frucht," fuhr Quint fort. „Du hast recht geredet!"

„Demnach, wenn wir Sie richtig verstanden haben, sind Sie im Sinne des heute herrschenden, römisch-katholischen, griechisch-katholischen oder protestantischen Christentums," bemerkte Kurowski, „durchaus kein Christ?"

„Ich bin die Auferstehung und das Leben!" sagte Quint.

Diese letzte Bemerkung bewirkte eine allgemeine Bewegung unter den Anwesenden. Keiner von ihnen hätte eigentlich sagen können, welcher Art die Wirkung war, die sie ausübte. Wenn der eine sich in seinem christlich religiösen Gefühl, dessen doch jeder, wenn auch zurückgedrängt, noch genug besaß, verletzt fühlte, der andere beleidigt, der dritte erschrocken war, der vierte und fünfte mit lauernder Spannung weiteren Offenbarungen des Tollhauskandidaten entgegen paßte, so hatten doch alle zugleich, selbst Doktor Hülsebusch, einen unerklärlichen tiefen Schauder gefühlt. Jedes Auge war auf diesen fest in seinem Wahne begründeten, neuen Messias gerichtet, selbst von dem vorausgesetzten falschen Schein wie von etwas Übernatürlichem angezogen. Nie hatte man mit so leidenschaftlicher, fast quälender Gier hinter das Geheimnis eines Geistes zu dringen begehrt.

„Ich sage euch aber, das Geheimnis des Reiches, das Senfkorn im Acker der Menschheit heißt Selbstlosigkeit!" Und Quint unterließ nicht, wieder gewisse entscheidende Sätze der Bergpredigt wie: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, tut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen!" hinzuzusetzen.

„Ist wirklich die Befolgung jener Sätze und der Umfang der heute geübten Selbstlosigkeit gleich dem Umfang des Reiches Gottes auf Erden, so muß man allerdings sagen, daß es noch immer nicht größer als ein Senfkorn ist," sagte Fräulein Schweglin.

Doktor Hülsebusch aber rief: „Die Entwicklung, ein menschlicher Staat, die Kultur überhaupt, ist nicht zu gründen auf Selbstlosigkeit. Kampf, Selbstsucht bleiben die mächtigsten Triebfedern. Das Christentum hat es darum auch in zweitausend Jahren mit dieser falschen Tendenz nur zu einer ungeheuren Heuchelei, zu einem ungeheuren Fiasko gebracht. Die Welt wird überall von Selbstsucht getragen, die Nationen werden durch Selbstsucht aufrecht erhalten, von Selbstsucht werden alle großen und kleinen Handlungen der Menschen untereinander diktiert und inspiriert. Die Kirche übt die Herrschaft in Gott und fordert dafür die Knechtschaft in Gott. Die Herren wollen sich gegen die Herren und gegen die Knechte, die Knechte gegen die Knechte und gegen die Herren durchsetzen. Da ist nicht einer in den wilden Interessenkämpfen unserer Zeit, der nicht seine eigene Festung ist. Soll er nun also selbstlos sein und sogleich seine Festung schleifen lassen? Das allersterilste Prinzip, das es geben kann, behaupte ich, ist die Selbstlosigkeit: denn wer sie wirklich und mit ganzer

Folgerichtigkeit wahr machen will, der müßte, um den Frieden um jeden Preis durchzusetzen, vom Schauplatz oder vom Kampfplatz abtreten, der müßte freiwillig aus dem Leben gehen. Damit würde, horribile dictu, Selbstmord die echte christliche Forderung, die eigentlich letzte Folge der Lehre sein."

„Töte die Selbstsucht und wenn es nicht anders sein kann," sagte Quint, „so töte dich selbst. Und wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren und wer sein Leben nicht lieb hat, der wird es gewinnen, sage ich euch."

Nun ereignete sich ein Zwischenfall. Salo Glaser, der möglicherweise ein wenig zu hastig getrunken und bisher, den Kopf in die Hand gestützt, keinen Blick von Quinten verwendet hatte, schien plötzlich durch Wort und Anblick des Narren vom „Grünen Baum" widerstandslos, gleichsam in einen Strudel hineingezogen zu sein. Er sprang auf und sagte mit fester, lauter und bebender Stimme: „Meister, was soll ich tun, um deiner würdig und des ewigen Lebens, von dem du sprichst, teilhaftig zu sein?"

Kurt Simon versuchte Salo, während er leise und eindringlich redend seine Erregung beschwichtigen wollte, auf den Stuhl niederzuziehen. Der Professor sagte: „Wir sind aufgeklärte Leute und Künstler, hysterische Weibspersonen sind wir nicht!" „Machen Sie doch um Gotteswillen keine Geschichten," sagte Bernhard Kurz, „wir werden ja alle im höchsten Grade lächerlich! Die Leute werden ja aufmerksam!" „Das geht weiß Gott etwas weit," sagte Weißländer. „Sollen wir uns denn hier von einem Primaner, einem durchgefallenen Abiturienten" — gemeint war Dominik — „und einem Fuchs im ersten Semester unsterblich blamieren lassen?"

Inmitten dieses Durcheinanders von Worten erhob sich jetzt feierlich die Apostelgestalt Peter Hullenkamps. „Ich sage euch," rief er, „laßt ihn reden. Ihr seid ein banales, plattes, flaches, gottverlassenes Geschlecht, das von dem wahren Geiste des Christentums keine Ahnung hat. Trinkt euer Bier und raucht eure Giftstangen, aber spuckt nicht den Unrat eurer Seelen aus, wenn eine Raupe, die verpuppt im Staube gelegen hat, zum erstenmal ihre Schmetterlingsflügel ausbreiten will. Weiter," wandte er sich an Salo Glaser, indem er einen ihm dargebotenen Schnaps bis zur Neige trank, „immer vorwärts, junger Idealist! Weiter, lassen Sie sich nicht abschrecken!"

Die Worte des Dichters, verbunden mit dem Trunk, den er tat, lösten unwiderstehlich das allgemeinste Gelächter aus.

Salo hatte inzwischen, bleichen Antlitzes, dagestanden, von allen Einsprüchen unberührt. Jetzt sagte er: „Wovon sollte ich mich wohl einschüchtern lassen? Ich denke doch, daß, sofern man sich in einem Erlebnis wie dem unseren befindet und einem über das Leben hinaus entscheidenden Augenblick nahe fühlt, alles andere geringfügig ist." Salo schwieg und suchte nach Worten, da sprang Dominik auf und umarmte ihn. „Jawohl," rief er alsdann mit lauter Stimme,

„ich bin ein durchgefallener Abiturient! Aber dürfen vielleicht Primaner oder durchgefallene Abiturienten, die dem Leben, weil es sie anekelt, hoffnungslos gegenüberstehen, nicht Gottsucher sein?" „Machen Sie lieber," schrie Hülsebusch, „physikalische oder chemische Experimente und suchen Sie herauszukriegen, durch welches Verfahren aus der anorganischen Natur das Eiweiß zu ziehen ist. Wir müssen lernen, aus Steinen Brot machen. Dann wird die berühmte soziale Frage gelöst und Sie werden ein wirklicher Wohltäter der Menschheit sein." „Brot?" fragte Dominik mit Achselzucken und im Ton der Geringschätzung. „Euer wissenschaftliches Brot ist mir zu trocken. Wenn Sie wenigstens Manna gesagt hätten." Kurowski rief: „Unbedingt hat der Doktor recht; denn entweder ist Gott überhaupt nicht zu finden, trotzdem er von tausend und abertausend versunkenen Menschengeschlechtern gesucht worden ist, oder aber er ist gefunden und dann, muß ich sagen, lohnt es des Suchens nicht. Was nützt mir ein Gott, dem nach hunderttausend Jahren Nachdenkens die Lösung der sozialen Frage noch nicht gelungen ist, oder der sich für sie nicht interessiert!"

Alle sprachen jetzt durcheinander, so daß in dem Lärm der Stimmen etwas Zusammenhängendes kaum noch zu unterscheiden war. Der starke Herr, der vorhin über die Ärzte geklagt hatte, wiederholte fortwährend: „Selbstlosigkeit? Das wäre doch eine höchst dürre Moral!" „Ich scheue mich nicht zu sagen, meine Herrschaften," sagte ein Individuum, das herangetreten war und eine schlechte Zigarre wie aus Höflichkeit zwischen zwei Fingern in die Höhe hielt . . . „ich scheue mich nicht, zu sagen, daß ich ein Sünder und in gewisser Beziehung gläubig bin. Jesus ist für mich weit mehr als ein bedeutender Mensch gewesen. Ich bin ein Sünder, ich hoffe auf Sündenvergebung und hoffe auf die ewige Seligkeit, die uns der Heiland versprochen hat. Das aber muß ich Ihnen versichern, wäre sein Himmel nur Selbstlosigkeit, dann, ja dann wäre Jesus der größte Betrüger gewesen, der je gelebt hätte. Selbstverständlich ist er das nicht."

Weißländer, der sich mit einer der Kellnerinnen für eine Weile zurückgezogen hatte und wiederkam, hatte Ränder unter den Augen. Er rief nach Bier, er schlug auf den Tisch. Er rief, daß es eine Gemeinheit wäre, das Heilige so in den Schmutz zu ziehen. „Ich halte mich aber durchaus, auch in dieser Umgebung, nicht für schmutzig," sagte gelassen und sich selbst eine Zigarette drehend der Maler Kurz. „Es müßte Ihnen doch auch bekannt sein, daß der Gründer der christlichen Religion kein Salonlöwe gewesen ist. Seine Jünger sind ganz gewöhnliche Fischersleutchen und andere Professionisten gewesen. Ich bin durchaus nicht sehr bibelfest, aber es ist mir, als ob ich gelesen hätte: Christus nimmt die Sünder an, oder so, und isset mit ihnen. So oder ähnlich, ich weiß es nicht." „Es ist vielleicht dem Herrn nicht bekannt," äußerte er mit Bezug auf das Toben Weißländers, „wie die ersten christlichen Gemeinden von den sogenannten Heiden Versammlungen der Bettler genannt wurden.

Und was den Gebrauch von Bibelzitaten betrifft, so heißt es ja doch: Suchet und forschet in der Schrift!" Dominik rief: „Von wem ist wohl das lautere Wort am meisten mißbraucht worden? Ich denke doch von den vielen Hunderttausenden, die es zu Herrschaftszwecken herabwürdigten und es zur Knute, zur Folter, zum Scheiterhaufen erniedrigten. Ich meine damit alle die niederträchtigen, betrügerischen, tückischen, egoistischen, zänkischen, groben, schändlichen, oberflächlichen, pöbelhaft eitlen, von Dummstolz aufgeblähten, kriechenden, anmaßlichen, lüsternen, verbuhlten schlechten Pfaffen — die guten natürlich nicht! — die für gute gegolten haben und unter dem Schutze ihres Talars, ihrer kirchlichen Festung weiter für gute gelten. Diese sind es, diese — nicht wir! — entehren das Gotteswort.

Und was brauchen denn diese Menschen den Heiland? Fühlen sie sich denn nicht in diesem Leben hier auf der Erde ganz kannibalisch wohl? Sagen Sie doch! Was soll denn so ein fettiger, wohlgenährter Pfaff, der fette Gänse und Knödel frißt, von den Leiden des Menschensohns wissen? Sehen Sie sich doch so ein Gesicht mal an! So ein Kerl kann ja überhaupt kein Gesicht machen. Diese Kerle sind ja nicht mal Kuhschweizer. Sie haben das Christentum einfach zur milchenden Kuh gemacht! Diese Leute kennen und brauchen den Heiland nicht und der Heiland kennt und braucht sie nicht! Aber diese neun Kellnerinnen hier, die, ausgenützt, von Ihnen und aller Welt verachtet, entehrt und mißbraucht, ausgestoßen von der gesamten christlichen Welt, in Elend und Siechtum verkommen müssen, die haben ihn nötig, die brauchen ihn."

Auf diese Rede, zu der sich Dominik leider mehr und mehr durch die Erregung des Augenblicks hatte hinreißen lassen und die er mit den Worten schloß: „Mich ekelt, mich ekelt, mich ekelt die Welt!", wäre vielleicht sofort ein böser Auftritt gefolgt, wenn nicht ein langgelockter, jugendlich hübscher Pianist, der dem Kreise angehörte und der durch Elise Schuhbrich mit krampfhaften Bitten an das Pianino gezwungen wurde, eben jetzt mit Macht die Tasten gerührt hätte. Er hatte begriffen, was seine Aufgabe war, und ließ nicht nach, alles Laute im Raume überdröhnend, mit Baß und Diskant einen solchen Rumor zu machen, bis jedermann, weil niemand sein eigenes Wort verstand, durch ihn zum Schweigen gebracht worden war.

Bereits aber hatte jemand dem schmierigen Wirt, der sich aus Zuhälterkreisen allmählich bis zur Höhe seiner jetzigen Stellung heraufgearbeitet hatte, die Beleidigungen Dominiks hinterbracht und die Kellnerinnen, die beinahe darüber den Dienst vernachlässigten, hielten gestikulierend Rat, wie sie den Sturm beschwören könnten. Die bestialischen Eigenschaften ihres rücksichtslosen Brotherrn und grausamen Ausbeuters waren ihnen genugsam bekannt. Sie wußten genau, daß bei der Roheit und Rachsucht und zur Gewalttat neigenden Art dieses Ehrenmanns viel zu befürchten war.

Langsam sah man den Wirt heranschreiten.

Die Gestalt des Menschen war untersetzt. Auf einem kurzen Halse saß ein friseurhaft gescheitelter Kopf, der mit seinen stechenden, schwarzen Augen und seinem gedrehten Bärtchen auf der Oberlippe, ebensogut dem, unter italienischem Namen reisenden Leiter einer herumziehenden Kunstreitergesellschaft angehören konnte. In seinen Kreisen wurde der Mann auch jetzt noch der schwarze Karl genannt und man wußte, daß er in einem Fall, wo unter rätselhaften Umständen ein gewisser Fabrikbesitzer ermordet aufgefunden worden war, nur mit Mühe und Not, und weil die Beweise nicht ganz zureichten, dem Zuchthaus oder dem Beile entschlüpfen konnte. Unter den Dirnen, in deren Betten, wie man weiß, Männer aus allen Gesellschaftsschichten einander ablösen, wo der Platz eines schweren Verbrechers zuweilen, noch warm, von einem Polizeileutnant, oder umgekehrt der Platz eines Landjunkers und Herrenhausmitgliedes, noch warm, von einem sogenannten Geldschrankknacker oder Klingelfahrer eingenommen wird, glaubte man an die Unschuld des schwarzen Karl keinen Augenblick. Man erzählte dort, er habe das Kapital zur Eröffnung des Musenhains lediglich durch Erpressung zusammengebracht.

Man fürchtete übrigens allgemein den Jähzorn und die Rachsucht des schwarzen Karl, der oft schon durch ein ganz harmloses Wort in seiner Ehre verletzt werden konnte. Es kam hinzu, daß er, wie viele Verbrechernaturen, feurig und im gleichem Maße von Eitelkeit, geschlechtlicher Gier und Geldgier erfüllt, ein gefürchteter Abgott der käuflichen Mädchen war: eine Stellung, die er entschlossen behauptete.

Schwester Hedwig, die den Wirt jetzt breitbeinig in der Nähe des langen Tisches dastehen und trotz aller Beschwichtigungsversuche der Kellnerinnen, bald Quint, bald Dominik fest aufs Korn nehmen sah, geriet in Angst und bat Doktor Hülsebusch, daß er ihre Zeche begleichen und ihr bis an die Pforte des Krankenhauses das Geleit geben möchte. Da der Pianist wieder leise spielte, ja zuweilen die Hände ganz von den Tasten nahm und übrigens alle Verständigen dieser Tafelrunde die Unterhaltung in vernünftige Grenzen zurücklenken und Dominiks Entgleisung vertuschen wollten, so schwirrten nun allerhand religiös-historische Doktorfragen durch die Luft. Der Parakletus, Kirchenväter, Namen vieler christlichen Sekten wurden durcheinander genannt und, vom Hundertsten in das Tausendste, mit den Tagen der frühesten Christengemeinden angefangen, Essäer, Therapeuten, Nazarener, Ebioniten, Donatisten und Montanisten und Chiliasten durchgenommen.

„Diese besonders — die Chiliasten" — sagte ein Student in den letzten Semestern, ein Freund von Hülsebusch, „richten mit ihrer Erwartung des Tausendjährigen Reiches immer wieder in den Köpfen köhlergläubiger Menschen das ärgste Unheil an." Ein anderer rief und fügte hinzu: „Wie denn überhaupt der

Glaube an Christi Wiederkunft, seit den Tagen der ersten Christen, die Stärke des christlichen Wahnsinns und trotz aller jahrtausendelanger Enttäuschung noch heute seine Stärke und damit der schlimmste Feind einer Gesundung unseres geistigen Lebens ist."

Plötzlich trat eine Stille ein. Der schwarze Karl war mit einer unheilverkündenden Blässe im Gesicht bis zu Dominik durchgedrungen und hatte sich vor dem schönen Jüngling, der vom Sitze emporgesprungen war, aufgepflanzt. „Ich möchte bloß wissen," fragte er, „ob Sie gesagt haben, daß ich ein Ausbeuter bin." „Ich habe nicht speziell Sie gemeint," erwiderte Dominik, der nicht wenig erschrocken war und den die heisere und gemeine Stimme des Kerls und überhaupt der ganze Mensch anekelte. Da hatte ihn aber die Faust des Wirtes bereits mit brutalem Griffe vorn an der Gurgel und hinten im Nacken gepackt und er lag, eins, zwei, drei, auf der Gasse draußen.

Der Professor und die meisten Teilnehmer dieser nächtlichen Sitzung, Weißländer und einige andere ausgenommen, erhoben sich. Ihre Rufe der Entrüstung und der Mißbilligung riefen indessen an einigen anderen Tischen und in den Nebenlokalen für den Wirt eine wahre Salve des Beifalls wach. Dazwischen wurden Worte wie, Sozialistenbagage! und, Anarchistengesindel! ausgesprochen. Durch solche Worte und seinen Beifall wurde aber der schwarze Karl auf dem Wege seiner Ehrenrettung noch weiter geführt, wobei auch seine Wut durch den Aufbruch der Tafelrunde gesteigert wurde. Er schrie, dieses Jüngelchen habe er schon längst auf dem Striche gehabt. Es sei ein Schüler, der, statt zu lernen, sich herumtreibe und ein Verhältnis zu einer Kellnerin angefangen habe, einem Mensch, das er ihm am liebsten gleich auf die Straße nachschmeißen möchte.

„Und Sie!" — mit diesen Worten trat jetzt der Wirt dicht vor Quint, dessen Miene sich nicht verändert hatte — „wagen Sie sich noch einmal mit Ihrem Gesindel in mein Lokal herein, unterstehen Sie sich noch ein einziges Mal . . ." er schwieg. In dem ganzen Lokal aber war die Stille so tief geworden, daß man plötzlich die Stimme eines Harzer Kanarienvogels vernahm, der irgendwo in einem Wirtschaftsraume der Kneipe herrlich trillerte.

Nach einigen bangen Augenblicken hörte man Quintens Stimme sagen: „Womit habe ich Ihnen Böses getan?" Diejenigen aber, die, in der nun wiederum folgenden Stille, die entstellten Züge des Wirtes betrachteten, hatten eine Empfindung, als ob dieser Mensch den anderen, den armen Narren in Christo, der immer noch, nicht ohne Ruhe und Hoheit, vor ihm stand, mit einem tödlichen Hasse gehaßt haben müßte, bis zu diesem ersehnten Augenblicke, Jahrtausende lang.

Leider sagte der Maler Kurz jetzt ein Wort, das seiner Tapferkeit und seiner Empfindung zwar Ehre machte, aber das böse Verhängnis des Auftrittes ward: „Rühren Sie diesen Menschen nicht an, sonst werden Sie es zu bereuen haben."

Diesen drohend und schneidig gesprochenen Worten folgte als einzige, schreckliche Antwort des Wirtes ein Faustschlag mitten in Quintens Gesicht.

Emanuel schwankte. Das linke getroffene Auge schloß sich zu und es rann daraus Blut und Wasser über die im Augenblick unförmlich aufgeschwollene Wange herunter. Während aber der Wirt, wahrscheinlich rot vor den Augen sehend, hochatmend und aufgerissenen Mundes noch die Besinnung nicht wieder erlangt hatte, beugte Quint sein furchtbar verschwollenes Antlitz, schon wieder vollkommen seiner Herr, vor ihm hinab und küßte dem schlechten Halunken die ruchlose Rechte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

In dieser Nacht, als Quint mit nassen Kompressen um den Kopf im „Grünen Baum" zur Ruhe gegangen war, hielten die Jünger, im hinteren Zimmer des Wirtshauses, bis zum Morgen Rat miteinander. Sie konnten es voreinander nicht mehr verbergen, daß ihr Glaube an Quint, seit sie in der Stadt lebten, von leisen Zweifeln getrübt und durch die Ereignisse dieser letzten Nacht mehr noch als durch die jüngste Feldpredigt und den mit ihr verknüpften Steinhagel, geradezu erschüttert worden war.

Mit wachsender Unruhe, ja mit Besorgnis, waren sie Quint in die Stadt gefolgt, und, zwar gehorsam, aber doch ängstlich von Tag zu Tag eine Offenbarung erwartend, seinen Fußstapfen nachgegangen und seinen Befehlen nachgekommen. Das unbeirrte, täglich erneute Treiben der großen Stadt, das jeden Morgen, als ob es keine Erdbeben, keine Posaune des Jüngsten Gerichts, kein nahes Weltende, keinen Heiland und keinen Emanuel Quint gäbe, mit Wagengerassel, Geschrei, klappernden Menschenschritten, Heulen von Dampfpfeifen von frischem begann, trug dazu bei, sie irre zu machen. In diesem allem, das ihnen neu war, lag ein gewaltiger Lebensmut und etwas wie eine kühne, entschlossene Freudigkeit. Es war mit ihren stillen, beschränkten Seelen, ähnlich wie es mit einem kleinen Weiher sein würde, wenn plötzlich ein starker und breiter Bergstrom sich seinen Weg durch ihn hin gebahnt hätte: der ruhige Spiegel ihres Innern ward gleichsam zerbrochen und in eine strudelhafte Bewegung zerstückt.

Sie hatten dabei, wie es allen Menschen eigen ist und diesen harten und groben Köpfen erst recht natürlich war, trotz aller Belehrungen und Erfahrungen durch Quint und mit Quint, den eigensinnigen Wahn ihrer Herzen festgehalten. Sie nahmen alles, was Emanuel diesem Wahne Widersprechendes geäußert hatte, mit Widerstreben, aber doch mit der Überzeugung hin, daß es nur den Zweck habe, seine Gottesnatur zu verbergen. Während aber der Glaube an die endliche Wiederkunft des wahren Heilands, an den dreieinigen Richter des Weltgerichts und an das, dem Weltgericht selber folgende, tausendjährige Reich der

Auserwählten, unter Jesu Königtum, eingewachsen in ihnen, ja unzertrennlich mit ihrem Wesen blieb, fing jetzt allmählich der Zweifel an Quintens Messiastum sich stärker zu regen an.

Auf diese braven Leute und guten Christen hatte der Himmel von Jugend an die Last der Mühsal gelegt und sie hatten den in sich beruhenden Geist Emanuels zuerst für einen Strahl der Hoffnung, später für eine Hoffnung und eine Zeitlang für eine Gewißheit genommen. Es ist zu vermuten, daß solchen Gläubigen das Bewußtsein der Selbsttäuschung niemals gänzlich erloschen ist, und sie sich vielmehr in die wohltätig täuschende Illusion mit Wollust, als in eine Erlösung hineinwühlen.

Um nun den Glauben und das Vertrauen der Seinigen nicht zu enttäuschen hätte der Meister erstlich den Heilungen, die er an Kranken verrichtet hatte, nicht selbst den Charakter des Wunderbaren absprechen dürfen, wie er es doch bei jeder Gelegenheit, die sich bot, mit Bestimmtheit tat. Er hätte müssen zum vorhinein eine Reihe wirklicher oder scheinbarer Wunder tun, ein Geschäft, womit er sich niemals befassen wollte. Seit Emanuel jene Zeit im Gebirge durchlebt und sich gleichsam ein neues Herz gemacht hatte, erschien ihm die Sucht zum Wunder Blindheit gegen das Wunder zu sein und eine freche und dreiste Herausforderung der Gottheit, deren tägliche, stündliche Wunder, bereits über die Fassungskraft jedes sehenden Menschen unendlich hinausreichen. Um seine Jünger zu befriedigen, hätte Quint das, was man Allmacht nennt, oder wenigstens die Fertigkeit eines Cagliostro und die Kenntnis einiger populären Theatereffekte, vielleicht auch nur gelegentlich eine entschlossene Lüge nötig gehabt. Alledem widersprach die ihm eigene Reinheit und Einfachheit. Darum ließ er den Wahnsinn der Seinen darben. Er sagte niemals: ihr werdet mich morgen zur Rechten des Vaters sitzen sehen! Er sagte niemals zu Anton Scharf, daß er Paulus, zu Martin Scharf, daß er Petrus oder Johannes wäre. Die Neigung zur Exaltation und zur Illumination, wie sie in Schneider Schwabe vorhanden war, hätte ihm die Ernennung des armen Schwärmers zum Elias oder Isaias leicht gemacht: aber statt sie zu nützen, bekämpfte er sie. Allerdings, er hatte sich selbst den Christus genannt, später aber, so und so, immer wieder gewisse Vorbehalte dabei gemacht, durch die seine Gläubigen eher schwankend als sicher wurden, weil sie sich über die Art, wie es doch endlich gemeint war, nicht einigen konnten. Kurz: die Offenbarung blieb immer wieder aus und sie hatten sich auch gestern wieder mit ihr, als mit einem unentdeckten Geheimnis behelfen müssen.

Außerdem setzte sich Quint mit dem wahren Heiland, wie sie ihn kannten, durch allerlei Worte und Taten in Widerspruch. Sie beteten, rangen inbrünstig in langen Gebeten mit Gott, und ihr Meister selber hielt nichts davon. Er nahm niemals teil an ihren Betstunden, noch hatte er jemals in stummer Versenkung

unter ihnen auf den Knieen auch nur eine Viertelstunde zugebracht. Seine Rede ging: ihr seid gottlos oder ihr habt einen freien, gewissen Wandel in Gott, was keiner von ihnen begreifen konnte. Es wird auch nicht wundern, daß der Tag, an dem der Narr das gebenedeite Bibelbuch in der Talmühle an die Wand geschleudert hatte, unter den Seinen unvergessen war: eine Handlung, die für den Augenblick göttliche Autorität zu beweisen schien, obgleich sie schon damals Schauder erregte, die aber in der Folge nur durch wirkliche, augenscheinliche Offenbarungen übernatürlicher Macht sich rechtfertigen konnte. Solche blieben indessen aus und nun schlich sich eine leise Besorgnis der Gewissen ein, ob nicht am Ende Quint statt von einem göttlichen „von einem unsauberen Geiste" besessen wäre? — die in eine nicht gerade nach außen merkbare, aber doch unzweideutig vorhandene Entfremdung, Quint gegenüber, ausartete. Konnte es nicht am Ende doch der vor dem Ende zu erwartende Antichrist, der Feind, der Verführer und ihr Verderber sein?

Und warum sprach er denn immer in Gleichnissen? Das, womit er den Himmel auf die Erde ziehen wollte und die Güte Gottes heimisch machen auf der Welt, jene gleichnisfreien Sätze: Liebet eure Nächsten, tut wohl denen, die euch hassen und alle ähnlichen begriffen sie nicht. Waren denn nicht an ihnen selbst, ihrer Ansicht nach, seit Jahrtausenden schwere Verbrechen verübt worden? — durch die Tyrannen, die Herrscher, die reichen Kaufleute und Ausbeuter, durch alle die Fürsten und Gewaltigen, die ihre Familien in Not und Siechtum qualvoll hinzuleben gezwungen hatten? — Sollten sie diesen Leuten jetzt freiwillig noch mehr hinopfern, als diese ihnen bereits geraubt hatten? statt für die langen Martern diese Leute in den Abgrund der Hölle verstoßen und sich selber mit Ehrenstellen, reichlichem, üppigen Leben und Müssiggang belohnt zu sehen? Ihre Selbstlosigkeit zu verlangen, konnte vielleicht eine Probe auf die wahre Frömmigkeit und wahre Demut ihrer Gesinnung sein: aber, da sie doch nun dem Meister den Beweis ihrer Treue erbracht hatten, warum nahm es denn immer noch kein Ende, mit dieser quälenden Prüfungszeit? Sie bedachten nicht, daß die Prüfungszeit, die der echte Heiland den Menschen zumutete, nun, nach beinahe zweitausend Jahren, die seit seiner Geburt verflossen sind, noch nicht einmal beendet ist.

Übrigens wurde ihr Glaube von den verschiedensten Seiten unterminiert. Es waren nicht wenige, die ihnen zu verstehen gaben, Quint sei ein abgefeimter Betrüger und Ausbeuter ihrer Geldtaschen. Dies hatte sogar der Wirt im Musenhain, indem er sie, die Jünger, die über den Löffel barbierten, Dummen nannte, des näheren ausgeführt. Auch war die Bezeichnung des Narren vom „Grünen Baum", die ihr Heiland ganz allgemein hier erhalten hatte, dazu angetan, ihn auch in ihren Augen herabzuwürdigen. Keinem von ihnen fiel es ein, daß nicht, wie Gerechtigkeit fordert auszusprechen, Emanuel sie, sondern daß

sie ihn gesucht, verfolgt, immer wieder ergriffen und in seine nun innegehaltene Bahn gedrängt hatten.

Als die Jünger nun, anfänglich furchtsam und flüsternd im Hinterzimmer des „Grünen Baum" beim Schein einer Kerze Rat hielten, hatten sie sich in kurzer Zeit, nachdem erst das Eis gebrochen war, nicht minder im Zweifel als früher im Glauben gestärkt, wobei Emanuel nicht zum einfachen Menschen, sondern weit mehr zum Feind, zum Dämon, zum bösen Geiste sich umbildete. Emanuel wollte nichts wissen von einem sogenannten Kirchenlied. Er meinte: die schlichte, fruchtbare Einfalt der Lehre leide unter einem weichlich aufgeschwemmten Gefühl, das in einer sumpfigen Trübsal dahinsickere. Dies bekannte er eines Tages, in Gegenwart vieler, Dominik. Diese Ansicht deutete man ihm nun als Verbrechen aus. Seltsam war, daß er seit seiner Feldpredigt den Namen Jesu nie mehr genannt hatte. Die Jünger glaubten darin, bei der Angst und dem Fieber dieser Nacht, etwas Ähnliches, als die bekannte Furcht des Satans vor dem Kreuze und Namen des Heilandes zu sehen. Quint hatte gesagt: Buße? Was Buße? Tut meine Worte! Er hatte es zu dem zerknirschten Weber Schubert gesagt, der sich vieler heimlicher Sünden anklagte. Er bedeutete Dibiez, wie der öffentliche Sündenbekenntnisdrang eine öde Falle des Satans sei. Seine Worte waren: „Der Teufel sündigt, so lange der Teufel in euch ist; mag der Teufel dem Teufel Sünden vergeben! Gott aber, wenn er in euch ist, sündigt nicht: so kann er sich auch nicht Sünden vergeben, noch kann er in euren Seelen Buße tun." War nicht, fragten die angstvollen, ja entsetzten Augen der Jünger untereinander, auch diese Ansicht teuflisch und ketzerisch?

Am allermeisten bildete aber der Verkehr Emanuels mit einer wachsenden Anzahl gebildeter Menschen für die Seinen ein Ärgernis. Sie sahen erstens, nach Art ihrer Sektengenossen, Teufelswerk in aller Bildung und Wissenschaft und besaßen außerdem jenen Haß gegen bessere Kleider, edleres Aussehen und überlegene Lebensform, die dem Paria der Gesellschaft eigen ist. Zudem war auf Grund des Glaubensrestes, der ihnen geblieben war, die Angst, sie könnten durch jene Elemente auch im kommenden Reich um ihren Vorrang geprellt werden und zugleich die Eifersucht auf den persönlich geliebten Emanuel Quint erwacht und alles dies wirkte in jenen Stunden dahin, daß sie, aufs heftigste gegen ihren Meister erregt, zu entschlossenem Handeln bewogen wurden.

„Es geht nicht anders!" sagte Krezig, der Handelsmann. „Wir müssen ihm sagen, daß wir endlich bestimmt Bescheid wissen wollen."

Dennoch mußten drei oder vier Tage vergehen, bis sie sich gegen den Meister herauswagten. Dieser blieb inzwischen meist allein, empfing auch die wenigen Leute nicht, die jetzt noch kamen, um seinen Rat in Lebensnöten zu erbitten, machte einsam weite Spaziergänge, einige Male mit Dominik, aber nur ein einziges Mal mit den Jüngern, die indessen im Abstand hinter ihm bleiben mußten

und kaum eines Wortes teilhaftig wurden, und schien in Sorgen und Grübeleien versunken zu sein.

Man befand sich im Wirtsgarten eines ländlichen Gasthauses, etwa zwei deutsche Meilen entfernt von der Stadt und auf Veranlassung Quints war das Mittagessen durch die Seinen in einem kleinen, mit frischem Sand bestreuten, Tanzsälchen bestellt worden, das nach dem Garten zu offen stand. Während man unter den Kastanien auf und nieder ging, war das Geflüster der Jünger zu gegenseitiger Aufmunterung stärker und stärker geworden und Krezig hatte sich eben gefaßt gemacht, eine vorbereitende Frage an Quint zu tun, als zur größten Verwunderung, ja zur Freude aller, die Gestalt des böhmischen Josef durch ein Hintertürchen im Garten erschien.

Nachdem der Sturm des Empfanges vorüber war, Josef etwas sprunghaft auf die Menge an ihn gerichteter Fragen geantwortet hatte und Emanuel das verlorene, scheinbar wiedergefundene Schaf seiner Herde begrüßt und mit einem durchdringenden Blicke gemustert hatte, fing das Geflüster von neuem an. Quint mußte bemerken, wie die Kreise, die seine Jünger in lebhaft gestikulierenden Gruppen um ihn beschrieben, weiter wurden, ja er befand sich schließlich im Garten allein, indessen die Seinen außerhalb um das ganze Anwesen herumstrichen.

Er setzte sich nieder und lauschte dem Bienengesumm, verfolgte den Lärm einer Spatzengesellschaft, den Schwalbenflug, sog Duft von Reseda und Goldlack ein und hielt einen Maikäfer in der Hand, der abwechselnd über ihre innere und äußere Fläche krabbelte. Endlich flog der Käfer davon, Schubert, die Scharfs, Schmied John und die anderen tauchten auf und Quinten kam plötzlich das alte unendliche Mitleid mit diesen ihn hündisch verfolgenden Leuten an.

Inzwischen hatten jene sich mit Hilfe des böhmischen Josef, auf dessen in der Ziegelei geäußerte Zweifel sie jetzt zurückgekommen waren, einen Mut gemacht und, indem sie vor ihren Verführer und Abgott als feierliche Gesamtheit hintraten, erbaten sie die Erlaubnis von ihm, eine Anzahl Fragen stellen zu dürfen. Sie ward ihnen unverzüglich gewährt.

„Wer bist du?" fragte also der erste Sprecher, Handelsmann Krezig, Emanuel.

„Erstlich der, der ich mit dir rede!" war die Antwort.

„Ist es wahr, daß du gottgesendet bist?" hieß die zweite Frage. Die Antwort: „Meint ihr, daß der Satan sich gegen sein eigenes Reich selbst bewaffnen wird?"

„Du hast gesagt, du bist Christus! Bist du es wirklich?" hieß es weiter. — Die Antwort war: „Du sagst es, und du sagst recht daran!"

Da sprachen sie zu ihm, indem sie fast alle bleich wurden: „Was tust du für ein Zeichen, auf daß wir sehen und glauben dir? Was wirkest du?" — „Habt ihr nicht gehört, was geschrieben steht: es wird diesem bösen und mirakelsüchtigen Geschlecht, das die Zeichen der Zeit nicht siehet, kein Zeichen gegeben? Warum

forschet ihr nicht in der Schrift, wo ihr doch selber meinet, ihr habet das ewige Leben darin?" sagte Quint.

Schmied John aber sagte: „Auf das Wort des Heilands sind böse Geister aus den Menschen in Säue gefahren. Er hat des Jairus Tochter, den Jüngling zu Nain und Lazarus von den Toten auferweckt. Lazarus roch bereits, er hatte vier Tage im Grabe gelegen. Jesus verrichtete viele Wunder. Er machte Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige rein."

„Ihr seid Toren," sagte Emanuel. „Ihr, die ihr selber ein Zeichen Gottes seid, begehret Zeichen! Das macht der Feind: er hat euch gegen die Zeichen Gottes überall im Himmel und auf Erden blind gemacht. Würdet ihr glauben, wenn ich trockenen Fußes über das Wasser der Oder ginge, die dort fließt? Es stehet geschrieben, des Menschen Sohn speisete mit fünf Gerstenbroten und zween Fischen fünftausend Mann und es wurden davon zwölf Körbe mit Brocken gesammelt, er ging trockenen Fußes über das aufgeregte Meer gen Capernaum und danach glaubten sie doch nicht an ihn, denn im sechsten Kapitel des Evangelium Johannes steht zu lesen, gleich nachdem diese Wunder beschrieben sind, im dreißigsten Vers, eben das, was ihr zu mir gesagt habt: ‚Da sprachen sie zu ihm: was tust du für ein Zeichen, auf daß wir sehen und glauben dir? Was wirkest du?'"

Die Männer riefen: „Wir würden glauben! Wir würden glauben! Versuche es!"

Quint redete weiter: „Höret, der Satan sprach eines Tages zu mir: ‚Mache, daß diese Steine Brot werden.' Des Menschen Sohn aber antwortete ihm: ‚der Mensch lebet nicht vom Brot allein'. Des Menschen Sohn hat niemals fünftausend Mann mit fünf Gerstenbroten und zween Fischen gespeiset. Ihr Satanskinder! Warum versucht ihr mich? Des Menschen Sohn hat ihnen aber Brot vom Himmel zu essen gegeben und hat euch Brot vom Himmel gereicht und ihr habt es in die Pfützen geworfen!"—Sie riefen mit Ungeduld: „Zeige uns dieses Brot!"

Mit einem tiefen Grauen im Ausdruck, als ob er einem Gespenst, dem ewigen Urfeind aus den Tiefen der Zeiten her unerwartet wieder ins Auge sähe, sagte Quint: „Ich . . . ich . . . ich! Ich bin das Brot des Lebens! lauten die Worte des Menschensohns."

Auf diese Worte des Narren in Christo trat ein verlegenes Schweigen ein; Krezig aber hatte den Mut es auszusprechen, wie er sich nicht erinnern könne an irgendein Brot, das Quint ihnen jemals zu essen gegeben, geschweige, daß sie es in eine Pfütze geworfen hätten. Alle, ausgenommen die Scharfs, blieben dabei, der Heiland habe Wunder getan, sowohl an anderen wie an sich selbst: denn er sei am dritten Tage nach seiner Kreuzigung und nach seinem Begräbnis sogar von den Toten auferstanden.

„Des Menschen Sohn hat gesagt: ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben!'

Er ist es! Aber er ist niemals als ein körperlicher Leichnam aus einem Grabe hervorgegangen," sagte Quint. „Ich bin die Auferstehung und das Leben! Wer es fassen mag, fasse es! Wem es aber der Vater gegeben hat, daß er diese Worte zu begreifen imstande ist, der und der Vater, der und der Sohn, ja der und der Geist sind eins."

„Herr," sagte Martin Scharf, „rede deutlich mit uns. Wir sind arme, ungelehrte Leute und verstehen deine rätselhaften Worte nicht. Bist du von deinem Vater gesendet, so kann es nicht dein irdischer Vater sein, den du meinst, sondern nur der himmlische. Öffne uns einmal nur den Himmel für einen einzigen Augenblick und zeige uns deinen Vater in seiner Herrlichkeit, so fallen wir nieder und beten dich an."

„Martin, solange bin ich bei euch," sagte Quint, „und du kennst mich nicht? Wie sprichst du denn: zeige uns den Vater? Wer mich siehet, der siehet den Vater. Glaubet ihr nicht, daß ich im Vater und der Vater in mir ist?"

Sie riefen: „Tue das kleinste Zeichen, so glauben wir! Tue das kleinste Zeichen, so fallen wir nieder und beten dich an!"

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben," antwortete Quint. „Und wer mich siehet, der siehet nicht mich, sondern den, der mich gesandt hat. Wer aber den, der mich gesandt hat, nicht siehet, der siehet auch nicht mich. Wer aber den siehet, der mich gesandt hat, der betet nicht an, außer den Vater und betet nicht anders an, als den Sohn, und sein Gebet ist die Kraft der Wahrheit und des Geistes allein. Der Satan ist ein Gewalttäter, der Vater aber ist kein Gewalttäter! Und wie ihr noch heute vor Gewalttätern anbetet und im Staube liegt, vor den Königen, die da Kinder des Satans sind, und vor Satan selbst anbetet, so sollt ihr vor dem Vater nicht anbeten. Der Vater ist in euch oder der Feind, und wo er in euch ist, nämlich der Vater, so weiß er, wessen ihr bedürfet in Ewigkeit."

Anton Scharf tobte jetzt in einer überstürzten Verlegenheit. „Wir haben geglaubt und wir sind dir nachgefolgt. Es ist nun über ein Jahr, daß wir an dich geglaubt haben. Wir haben das Unsere zu Geld gemacht und viele von uns haben ihr Gewerbe und ihr Haus vernachlässigt. Wir haben Tag für Tag gehofft und sind des festen Vertrauens auf eine Offenbarung gewesen. Warum hast du uns in die Stadt geführt? Wozu haben wir unser Geld zusetzen müssen? Warum sind wir in diese Löcher des Lasters hinuntergestiegen? Warum umgibst du dich mit den Studierten und Vornehmen? Warum hast du dem Schuft, der dich schlug, die Hand geküßt und nicht lieber Feuer vom Himmel gerufen, ihn und die ganze Höhle der Unzucht zu verbrennen und auszutilgen?"

„Wisset ihr nicht," sagte Emanuel Quint, „wes Geistes Kind ich bin?" Es war überraschend anzusehen, wie durch diese enttäuschten Männer gestellt, dieser in die Enge getriebene Tischlerssohn trotzdem sein Messiasgewand nicht ablegen konnte.

„Es ist wahr, ihr habt mir euer irdisches Brot zu essen gegeben und ich habe euch weder Gold noch irdisches Brot dafür zurückgeschenkt. Verdammt mich denn, verleugnet mich. Und wenn ihr meine Worte zwar höret, aber nicht glauben, sondern verwerfen wollt, so werde ich euch nicht richten. Denn ich bin nicht gekommen, daß ich die Welt richte, sondern selig mache. Ich habe weder Silber und Gold noch Brot, das ich euch zurücklassen könnte, aber meinen Frieden lasse ich euch. ‚Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt' und nicht so, wie ihr mir gegeben habt. Wer aber nehmen will, was ich gebe, der nehme und habe meinen Frieden."

Es war zu erkennen, wie durch alle diese Reden der wankende, ja fast zerstörte Glaube der Landleute nicht gestärkt worden war. „Tue ein Zeichen," riefen sie durcheinander. „Tue ein noch so geringes Zeichen, an dem wir erkennen, daß du wirklich der von Gott Gesendete bist!" Da stand Emanuel von dem Gartenstuhle auf, wo er gesessen hatte, und sprach: „O, ihr Ungläubigen, des Menschen Sohn ist kein Wundertäter, das heißt, kein Gewalttäter. Der Wundertäter ist ein Gewalttäter. Siehe, die Gerechtigkeit Gottes umgibt euch wie ein Gewand zum Schutz vor der Kälte. Sie ist wie ein Dach über eurem Kopf, zum Schutz vor Hagel, Regen und Schnee und vor stürzenden Felsmassen. Die Gerechtigkeit Gottes ist wie ein sicheres Haus, sie macht, daß ihr aufrecht geht und steht und ihr vor Schwindel und Wahnsinn bewahrt bleibet. Der Wundertäter ist der Gewalttäter. Nur der Feind will die Mauern der Gerechtigkeit Gottes zerschlagen und die Dämme vor der Sintflut durchbrechen, der Sintflut, darin ihr alle ersaufen müßtet. Nur der Feind, sage ich euch, will Wunder tun. Des Menschen Sohn ist aber kein Wundertäter und also kein Gewalttäter, sondern ein Wohltäter. Sollte er wohl die Wohltat der Gerechtigkeit Gottes antasten wollen? Wollt ihr den Sohn gegen den Vater bewaffnen, wo doch der Vater den Sohn am Herzen trägt?

Der Fürst dieser Welt ist ein Gewalttäter. Gott aber ist kein Gewalttäter. Wenn ihr Augen hättet zu sehen und Ohren zu hören, so würdet ihr die Hölle dieser Welt, die Hölle des Abgrundes dieser Welt, die Hölle des Gewalttäters durch die Jahrtausende ächzen, stöhnen und heulen hören. Nun also: die Gewalttäter hassen mich, denn ich bringe den Frieden; weil ich aber den Frieden bringe, so hassen sie mich ohne Ursache. Ihr aber sollt mich lieben und nicht verwerfen, wie der Fürst dieser Welt, denn ich liebe euch. Werdet Gottes Kinder!

Ich sage euch: entzündet euer Licht an dem Licht, solange das Licht bei euch ist! Nur eine kleine Zeit ist es noch bei euch, dann überfällt euch die alte Finsternis. Glaubet an das Licht, dieweil ihr es habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid."

Alle diese Worte hatten nicht den geringsten Eindruck auf Quintens Jünger gemacht: zu lange war ihre Hoffnung hingehalten, ihre Erwartung und ihre Neugier getäuscht worden. „Rede deutlich! Wenn du wirklich bist, was du zu

sein behauptest: der König in Zion, der König des Tausendjährigen Reichs, so kannst du es uns durch ein Wort, durch einen Wink deiner Hand beweisen."

„Brechet alle diese Kirchen ab," sagte lächelnd Quint, „deren Türme dort aus der Ferne herüberblicken und in zween Tagen will ich eine neue Kirche aufrichten, daß man der alten nur mit Grausen gedenken soll."

Die Jünger riefen: „Wie können wir denn die Kirchen abbrechen?" „Da liegt es!" schloß Emanuel Quint mit einer aus dem Lächeln in tiefen Ernst sich verkehrenden Zustimmung.

Diese mißverstandenen Worte hatten nun wieder auf den Kreis der acht einen gewissen Eindruck gemacht. „So sage uns wenigstens endlich," schrie Weber Schubert, „was es mit dem Geheimnis des Reiches Gottes, das du uns vorenthältst, für eine Bewandtnis hat!" „Und was heißt das?" fragte der Weber John: „Wir haben dir alles hingeopfert und dafür soll uns die Finsternis, wie du sagst, überfallen?"

Emanuel griff sich, wie in Verzweiflung gen Himmel blickend, mit beiden Händen gegen den Kopf. „Es steht nicht in meiner Macht," sagte er, „euch aufzuklären. Ich will meinen Vater bitten, daß er eure Herzen erleuchten soll. Wenn ihr euch aber dermaleinst bekehret und sehend seid, wie ihr jetzt verfinstert seid, so werdet ihr euch erinnern und werdet erkennen und begreifen alles das, was ich euch gesagt habe."

„Werden wir sterben oder werden wir, die wir dir nachgefolgt sind, mit diesen unseren leiblichen Augen die Herrlichkeit Gottes und das neue Zion herabkommen sehn?" fragten einige.

Quint sprach: „Habe ich euch nicht immer wieder gesagt: ohne daß ihr von neuem geboren werdet, könnt ihr das Himmelreich nicht sehen? Und seid ihr von neuem geboren worden? Seid ihr, geheiligt durch den Geist, zu heiligen Menschen Gottes geworden? Ich habe mich für euch geheiligt durch den Geist und die Wahrheit, damit auch ihr durch den Geist und die Wahrheit geheiligt werdet. Aber ihr seid nicht geheiliget worden und habt euch selbst nicht geheiliget. Deshalb seid ihr Knechte der Welt. Aber ich bin kein Knecht der Welt. Und ich bin nicht mehr in der Welt, während ich mit euch rede, die ihr nichts anderes seid als Kinder der Welt. Wahrlich ihr habt dem Menschensohne gedient, aber ihr habt ihm gedient um des Feindes willen, habt ihm gedient um des Fürsten willen dieser Welt. Des Menschen Sohn aber hat euch gedient um Gottes willen. Denn auch ich bin gekommen, nicht daß ich herrsche, sondern diene! Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Aber nur wer aus der Wahrheit ist, höret meine Stimme. Ihr aber habt Ohren, die nicht hören und Augen, die nicht zu sehen vermögen. Meine Rede fasset darum nicht Boden unter euch. . ."

„Es ist nicht wahr," lärmten sie wütend untereinander, „daß seine Rede nicht

Boden gefaßt hat unter uns. Nur zu sehr hat sie Boden gefaßt. Und jeder von uns hat ihm gedient um Gottes willen und nicht gedient um des Teufels willen." Krezig rief: „Vielleicht haben wir dir gedient, ohne zu wissen, um des Teufels willen, denn du bist vielleicht selber der Antichrist." „Er ist ein Narr, er ist ein Verführer, er ist der verrückte, verbummelte Tischlerssohn," äußerte etwas im Hintergrunde der böhmische Josef, der mager und stark verändert war, „er hat uns alle ins Elend gebracht."

„Wer mir dienet," klang die feste Stimme Emanuels, „der dienet nicht mir, sondern dem, der mich gesandt hat. Und ich wiederhole euch: niemand hat Teil an des Menschen Sohn, der nicht vom Vater wiedergeboren ist. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist. Gott aber ist nicht aus dem Fleisch geboren. Gott ist Geist. Der erste Mensch ist gemacht in das natürliche Leben und der letzte Mensch, des Menschen Sohn, ist gemacht in das geistliche Leben."

So redete Quint, alles zusammengefaßt vor ihnen ausbreitend, was er sie jemals gelehrt hatte, mit Dringlichkeit. Aber seine Bedränger warfen ihm vor, er habe sie hingehalten, er habe sie mit Ausflüchten abgespeist, er habe niemals anders, als in zweideutigen Gleichnissen zu ihnen geredet. Und sie forderten immer wieder, er möge ihnen seine Legitimation von Gott vorlegen und wenn Gott wirklich sein Vater wäre, so müsse es ihm doch ein Leichtes sein, sie etwas von seiner Herrlichkeit sehen zu lassen. „Zeige uns endlich den Vater!" riefen sie.

Und Emanuel rang die Hände. „Seid ihr denn immer noch unverständig?" seufzte er. „Habe ich nicht zu euch gesagt: wer mich siehet, siehet den Vater? Solange bin ich bei euch und ihr kennt mich doch nicht! Wisset ihr nicht, daß der Vater in mir ist? Der Vater ist Geist und niemand kann den Vater sehen oder der selber vom Vater ist. Niemand kommt zu mir, außer daß der Vater ihn an mich ziehet. Niemand siehet den Vater, als den er selber verkläret hat. Sollte ich einem Blinden mit leiblichem Finger den Vater zeigen? ‚Der Wind bläset, wo er will und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.'" (Schluß folgt)

Jakob Burckhardt/ Briefe an Ribbecks



Im Frühjahr 1856 war Otto Ribbeck neunundzwanzigjährig dem Ruf nach Bern als Extraordinarius der klassischen Philologie gefolgt. 1859 wurde er Ordinarius. Die Schweizer Natur und die Schweizer Freiheit sagten ihm zu. 1860 feierte er das Vierhundertjahr-Jubiläum der Universität Basel mit, bei welchem Anlaß seine Geneigtheit, eventuell als Professor nach Basel zu kommen, erkundet wurde. Anfang 1861 nahm er den Ruf in die Rheinstadt an. In einem Brief vom 20. September 1861 (vgl. das von Ribbecks Gattin Emma aus seinen Briefen 1846—1898 entworfene „Bild seines Lebens", 1901 bei Cotta in Stuttgart) schildert er der Mutter einige seiner Basler Kollegen. Für die hier mitgeteilten Briefe kommen folgende in Betracht: „Vischer, mein nächster Kollege, mit dem ich schon in Rom den Winter (1852/53) zusammen war, ein reicher Altbasler, tief in Familien- und Stadtbeziehungen verwickelt, aber dennoch sehr artig und freundschaftlich, höchst zuverlässig und wacker; Gerlach, ebenfalls Philolog, steht im Rufe der Grobheit, gegen mich aber bisher durchaus menschlich-kollegialisch; Wackernagel, einer meiner nächsten Fakultätskollegen, altdeutscher Philologe, berühmter Mann, still, aber wohlwollend; Burckhardt, Historiker, alter Hausfreund von Kuglers, Jugendfreund Emmas, geistreich, witzig, liebenswürdig in höchstem Grade; Stähelin, Theologe, dreifacher Millionär, gibt exquisite Diners und fährt seine Günstlinge spazieren". Mit Kollegen, Stadt, landschaftlicher Umgebung, Studenten und Schülern (Ribbeck hatte, wie Burckhardt selbst, auch in der Prima des Gymnasiums — Pädagogium war der Name des Obergymnasiums — zu unterrichten) war er zufrieden; nur nicht mit dem Klima, dem er, kaum mit Recht, seine mannigfachen typhösen Fiebererscheinungen zuschrieb, und das ihn denn auch schon nach anderthalb Jahren bewog, den Ruf nach Kiel anzunehmen. Von Michaelis 1862 bis 1872 lehrte er in Kiel. Von hier kam er nach Heidelberg und 1877 nach Leipzig.

Ribbecks Gattin, Emma, war die Tochter des Generalmajors v. Baeyer und der älteren Tochter J. E. Hitzigs, des Chamisso- und E. T. A. Hoffmann-Biographen. Dessen jüngere Tochter Klara war mit Franz Kugler, dem Kunsthistoriker, verheiratet. Beide Ehepaare, das Baeyersche und das Kuglersche, wohnten zusammen mit dem Vater Hitzig in dem diesem gehörigen alten Haus an der Friedrichstraße. Jakob Burckhardt, der in Berlin studiert hat und, bereits Dozent an der Universität seiner Vaterstadt, im Herbst 1846 dahin zurückgekehrt war, um bis Herbst 1847 die gründlichen Neubearbeitungen von Kuglers beiden großen Werken, der Geschichte der Malerei und des Handbuchs der Kunstgeschichte unter seines ehemaligen Lehrers und treuen Freundes Augen durchzuführen, ging in diesem Hitzigschen Hause aus und ein. Fräulein Emma

Baeyer kennen zu lernen, bot der zweite Aufenthalt Burckhardt beste Gelegenheit, da, nach dem Tod ihrer Mutter und bei den häufigen Dienstreisen Baeyers, des Begründers der mitteleuropäischen Gradmessung, Emma bei ihrer Tante Kugler engsten Anschluß fand. Noch sei daran erinnert, daß Paul Heyse, mit dem Ribbeck schon 1849 Freundschaft geschlossen hatte, eine Tochter Kuglers als Gattin heimgeführt hat, somit Ribbecks Vetter geworden war.

Die Briefe Burckhardts an Ribbeck sind im Mai 1904 als Vermächtnis der Frau Emma Ribbeck in meine Hände gelangt. Kenntnis von ihnen hatte ich schon im Jahre 1899 nehmen dürfen. Die biographische Skizze, die ich zu Ende des Todesjahres Jakob Burckhardts, 1897, veröffentlichte, hat Frau Emma Ribbeck, wie sie mir aus Leipzig im Dezember 1899 schrieb, ihrem Mann noch in seiner letzten Krankheit vorgelesen. Otto Ribbeck starb im Sommer 1898. Mit dem Jahre 1867 bricht der Briefwechsel ab. Vielleicht hat die trotz Burckhardts Bitten erfolgte Berufung eines ihm besonders werten deutschen Kollegen nach Kiel dem freundschaftlichen Verhältnis ein Ende bereitet.

H. Trog

An Fräulein Emma von Baeyer [spätere Gattin Otto Ribbecks] in Berlin

Hochgeehrteste Fräulein Emma. Basel, 11. April 1849.

Steht Ihr Album noch für meine geringen Verslein offen? Ist die Erinnerung an mich armen Landstreicher nicht schon längst verdrängt durch tausend wichtigere Dinge? Darf ich es überhaupt wagen, mit meinem ur-vormärzlichen Angesicht vor Sie zu treten, nachdem Sie das Jahr 48 überstanden haben? Doch es handelt sich ja überhaupt nicht darum, ob ich noch in Ihr Album aufgenommen werde, sondern um Abzahlung einer Schuld; ich habe Verse versprochen und muß mein Versprechen halten, das Weitere ist dann Sache Ihrer Gnade und Barmherzigkeit. Es war mir heilige Pflicht, ganz expreß etwas für Sie, schöne Emma, zu dichten — hier ist es und fleht um Nachsicht.

Vorwürfe und Tadel bitte ich mir durch den Überweiser dieses, meinen Freund Bußinger, zukommen zu lassen, welchen ich Ihnen nebst meinen Versen hiermit zu Füßen lege. Es ist ein exemplarischer Mensch.

Darf ich bitten, mich Ihrem werten Herrn Vater, Ihrer Fräulein Schwester und Ihrem ganzen Hause bei diesem Anlaß bestens zu empfehlen?

In alter Ergebenheit Ihr treugehorsamer

Burckhardt (ehemals genannt: die reene Bosheit).

Verehrte Emma! Basel, 24. Dez. 1849.

In dem Augenblick, da ich die Feder mit erfrornen Fingern ergreife, werden sich wohl in einem gewissen Hause an der Friedrichsstraße die Lichter am Weihnachtsbaum entzünden, wie vor drei Jahren, als ich so liebevoll von allen Seiten

bedacht wurde. Ich bin aber nicht bloß bei diesem Anlaß, sondern auch sonst das ganze Jahr über oft und viel im Geiste bei Ihnen, und weiß erst jetzt, an den trüben, einsamen Abenden, wie gut ich damals aufgehoben war. Aus dem Briefe von Onkel Franz ersehe ich nun, daß ich auch bei Ihnen noch nicht ganz verschollen bin, und daß mein armes kleines Heftchen [Gemeint ist das 43 Seiten starke Büchlein „Ferien. Eine Herbstgabe", Basel 1849 bei J. G. Neukirch. Diese Lyrica-Sammlung beginnt mit einem Cyklus „Aussichten aus einem Fenster"] Ihnen einige Freude zu machen das Glück gehabt hat; ich nehme Ihr vielwertes Schreiben vom 12. Juni wieder hervor und sehe mit Beschämung, wie Sie meine pflichtschuldige Gabe so unverdient wohlwollend aufgenommen haben. Wenn ich diese Zeilen früher las, als mir selber jene Verse noch besser gefielen, so war ich erfreut, jetzt bin ich beschämt.

Wie das Stübchen aussieht, aus welchem jene „Aussichten" aufgenommen sind, hat Ihnen vielleicht Heyse geschildert, der mich auf dem Hin- und Herweg bei seiner Schweizerreise besucht hat. Dieser gänzlich wohlerzogene Göttersohn vertraute mir an, daß er bisweilen an Sie, verehrte Emma, Briefe richte, und dieses erregte meinen Neid; um nicht in gar allem hinter dem lieben Kind zurückzubleiben, nehme ich mir jetzt heraus, Ihnen ebenfalls ein paar Zeilen zu senden. Er hat mir inzwischen sein Porträt geschickt, welches jetzt wohl schon lange in Onkel Franzens Prunkgemach prangen wird. Ich habe das mir übersandte noch immer nicht einrahmen lassen, weil er mir ein so schmeichelhaftes Motto darunter geschrieben hat, daß ich selbiges mit einer besonderen, schwierigen Vorrichtung muß verdecken lassen. [Das Porträt fand sich nach Burckhardts Tode noch ungerahmt vor; das Motto hatte Heyse einem Gedicht in den „Ferien" entnommen.] — Indem ich dieses schreibe, in Gesellschaft einer Cigarre, fällt es mir aufs Herz, daß dieser für Sie bestimmte Brief wohl unvermeidlich nach Tabak duften wird. Ach, ich verwildere ganz! ich wachse ohne alle Aufsicht heran; es ist ein Erbarmen. Die Leute verlangen nur, daß ich mich alle acht Tage, Freitags von 7 bis 8, auf einer Art von Schaffot in ganzer Figur zeige und ihnen was vorschwatze; da sehen sie mich an und gehen wieder. Und das tut der feinste Flor der hiesigen Damen! Jeder Anwesende, auch der Geringste, ist glücklicher als ich, denn mir bleibt nichts übrig, als während des Redens die Augen gen Himmel zu heben, wenn mich nicht der großartige Anblick von circa 150 Damen außer Fassung bringen soll. Die Gatten sitzen so, daß sie die Damen im Profil sehen; freilich behalten die meisten Damen die Hüte auf. — Aber Sie werden finden, ich sei sehr eitel, daß ich zuerst Onkel Franz und nun noch Sie, schöne Emma, mit diesen Vorlesungen unterhalte, es ist aber das Einzige, was jetzt regelmäßige Unruhe in mein Dasein bringt, denn die Poesie ist für eine gute Weile schlafen gegangen, und der Rest ist Arbeit und betrübte Einsamkeit. Zu Zeiten tröstet mich mein altes Klavier,

auf welchem ich bekannte Melodien spiele und unbekannte phantasiere. Aus Andacht für die guten und lieben Abende in Berlin habe ich Rossinis Soirées musicales gekauft, exekutiere aber die Accompagnements beträchtlich unvollkommener als Sie. Wie komme ich mir jetzt vor, daß ich damals Ihre himmlische Geduld so oft in Anspruch nahm! Am Darben lernt man den Überfluß kennen. — Sonst haben wir hier ziemlich brillante Abonnementskonzerte, für welche ich bloß aus liebreicher Gesinnung für meine Schwester und meine Nichten unterschrieben habe, welche ich hinführe. „Man muß sich bei Zeiten als Onkel beliebt machen", das hat mir einst ein kluger Mann gesagt. Bei Ihnen im Norden versteht sich dergleichen von selbst; hier nicht so durchaus. Sodann existiert hier alle Montage eine Liedertafel, bei welcher ein guter und harmloser Geist herrscht; Bußinger ist seiner Zeit auch dabei gewesen und hat sich ebenfalls amüsiert. Aber nachhaltig ist dergleichen doch nicht. Summa Summarum: ich weiß erst jetzt, wie gut ich es hatte in Berlin, als ich abends hinkommen durfte in das bekannte Heiligtum; ich weiß auch erst jetzt, wie sündlich ich handelte, als ich im Mai und Juni 47 immer nur über meinen Büchern saß, aus Heißhunger bald nach Italien zu kommen. Sagen Sie das 1) sich selbst, 2) der verehrten Tante Clara; sagen Sie ihr aber auch, daß ich jetzt dafür mit Bewußtsein büße.

Ihrer Absolution, verehrte Emma, möchte ich gerne einigermaßen sicher sein! Indem ich Sie bitte, mich Ihrer werthen Fräulein Schwester und Ihrem Herrn Vater bestens zu empfehlen, lege ich mich Ihnen zu Füßen Eminus

[Als der von Deutschland Ferne nennt sich Burckhardt auch sonst in Briefen aus den 1840er Jahren eminus, in der Ferne, vgl. „Aus Jakob Burkhardts Jugendzeit" von Dr. M. Pahuke im Basl. Jahrb. 1910.]

An Otto Ribbeck in Bern Basel, 3. Febr. 1861.

Endlich, verehrtester Herr, kann ich Sie entschieden als unsern Collegen begrüßen, nachdem ich während der Unterhandlung unserer Behörde mit Ihnen eine nicht geringe Spannung ausgestanden. Ich hoffe, Sie sollen Ihren Entschluß nie bereuen, denn ohne unsere Dinge einseitig rühmen zu wollen, darf ich doch sagen: es ist hier Vieles, was Ihnen werth sein kann. Unser Pädagogium hat doch immer einen Flug Leute gezogen, denen es in philologicis Ernst war, sobald man sich ihrer annahm; in collegialischer Beziehung lebt sichs hier harmloser als leichtlich anderswo, in geselliger Beziehung jedenfalls viel angenehmer als zu Bern, und in amtlicher so fort wie sonst auf der Welt nirgends. Auch werden Sie es mit der Zeit zu schätzen wissen, daß wir hier an einer großen Weltstraße, im Rheinthal und in der Nähe beträchtlicher Weinberge wohnen. Das Laub wird hier vierzehn Tage früher grün als in Bern, und im Winter haben wir weniger Kälte und bedeutend weniger Schnee, anderer Vortheile zu geschweigen.

Für Erkundigungen und Besorgungen mögen Sie nun über mich verfügen. Es wäre mir eine rechte Freude, wenn Ihnen der Einzug in Basel auf jede Weise leicht und erfreulich würde. Ihrer werthen Frau Gemahlin, welcher ich mich insbesondere empfehle, kann hier ein angenehmer Aufenthalt mit Sicherheit versprochen werden. Wenn sich meine Wenigkeit ebenfalls bestreben darf, hiezu das mögliche beizutragen, so wird mich dieses sehr glücklich machen.

An der Universität wie sie ist, werden Sie Manches auszusetzen haben, allein Sie werden auch Manches bessern können und gerade deshalb ist uns Ihre Hieherkunft so werthvoll. Was das Pädagogium betrifft, so werden Sie hoffentlich erstaunt und erfreut sein über den verhältnismäßig trefflichen Durchschnitt. Die Disciplin ist dabei so leicht zu handhaben, daß sie beinahe gar nicht zur Sprache kömmt.

Die Mittel der öffentlichen Bibliothek sind zwar nicht groß, doch wohl für Ihr Fach nicht geringer als in Zürich und Bern, und überdies wird Ihren Wünschen alle mögliche Rechnung getragen werden. Mit dem Herrn Oberbibliothekar [Gerlach] wird es Ihnen leicht sein, sich auf den allerbesten Fuß zu stellen, so übel derselbe es auch aufnahm, daß man ihn bei Ihrer Berufung nicht consultirte. Dieß sind Stimmungen, welche vorüber gehen.

Vielleicht werden Sie in einiger Zeit vorläufig hieher kommen, um sich die Dinge in der Nähe zu besehen. Es sollte mir eine große Freude sein, wenn ich Sie hier sehen und Ihnen dabei nützlich werden könnte.

Genehmigen Sie einstweilen den Ausdruck der vollkommensten Hochachtung Ihres ergebenen JBurckhardt, Prof. (St. Alban, bei Hrn. Meck)

Basel, 7. Febr. 1861.

Hiermit, hochverehrter Herr College, melde ich Ihnen nur in aller Eile:

1) Daß ich die Inserate in die „Basler Nachrichten" und das „Tagblatt" gegeben habe, dreimal abzudrucken;

2) Daß Sie, wenn Sie mich je nicht gleich treffen sollten, in beiden Redaktionen nur nachzufragen brauchten, ob Meldungen eingegangen;

3) Daß ich Ihnen noch vor Montag sous bande die betreff. Nummern zuschicken werde, so daß Sie die Nummern Ihres Inserates zum voraus kennen;

4) Daß ich heute bereits eine Wohnung inspiciert habe, welche Ihnen möglicherweise zusagen könnte (Heuberg N. 397), aber sehr teuer ist.

Besten Gruß an Ihre werthe Frau Gemahlin!

Jederzeit der Ihrige. JBurckhardt.

P. S. Genieren Sie sich nicht mit Aufträgen, ich versehe sie gerne.

An Prof. Ribbeck in Kiel

Verehrtester Herr und Freund, Basel, 27. Juny 1863.

Ich dachte immer, es würde irgend eine Zeile von Ihnen hieher dringen,

sehe nun aber wohl, daß ich die Correspondenz eröffnen muß. Dieses geschieht bei Anlaß der Dankespflicht wegen der Vorlesung über Catull, welche ich mit dem höchsten Interesse gelesen habe. Ich beneide Sie um die Freiheit, mit welcher Sie zu dem Kieler Publikum reden dürfen! viele Töne und Übergänge, die Sie brauchen, würde man mir hier schwer passiren lassen, und doch kann man dieselben so schwer entbehren, weil das damalige Rom so modern und modisch war. Im Uebrigen steckt mir Ihre Arbeit gar manches Licht auf, das mir sonst nie geleuchtet hätte, und ich habe allerlei Gelübde gethan, Dieß und Jenes zu lesen oder wieder zu lesen. Herzlichen Dank! — [Zum Catull-Vortrag Ribbecks ist nicht ohne Interesse die Stelle aus einem Brief R.'s vom Febr. 1863: „Ich habe den Catull gewählt, werde aber vorher im Wochenblatt bekannt machen, daß nur Personen männlichen Geschlechts und verheirateten Frauen in bestandenen Jahren der Zutritt gestattet ist."]

Hier geht es wie sonst, alte Collegen, neue Collegen und am Samstag Kleinhüningen. — Beim letzten großen Diner, welches der Prophet [der alttestamentliche Theologe Stähelin] gab, erschien echte Schildkrötensuppe. — Hagenbach filius, Prof. der Mathematik, geht zur Physik über und wird in mathematicis ersetzt durch Neumann, Sohn des Königsbergers. — Kießling [der Philologe] scheint sich hier recht wohl zu acclimatisieren.

Ich für meine Person hatte im letzten Herbst einen Anlauf genommen und die „Kunst der Renaissance" geschrieben; 7/8 der Arbeit waren druckfertig, etwa 550 Druckseiten an Valor, — da wurde ich über gewisse Principien der Eintheilung und sonstigen Behandlung zweifelhaft und cassirte die Arbeit. Was mich dazu getrieben hatte, dieselbe zu unternehmen, war der innere Vorwurf beim Anblick meiner wohlgesammelten Vorarbeit; ich sagte mir, es sehe aus als fürchtete ich Mühe und Anstrengung — nunmehr habe ich bewiesen, daß dieß nicht der Fall ist und habe recht vieles im Lauf dieses Winters gelernt, erlaube mir aber, auf die gräßliche Funktion des Corrigirens und Edirens zu verzichten. Vielleicht werde ich die Hauptresultate einmal fragmentarisch in 10—20 Bogen veröffentlichen; daran stirbt man nicht.

Aber einen Winter wie den letzten will ich auch nicht mehr erleben wenn es anders zu machen ist. Ich war nur noch halb Mensch.

In der Politik ist es ungefähr so gekommen, wie ich es Ihnen und Ihrer allerwerthesten Frau Gemahlin auf einer Bank links von der Grenzacherstraße weissagte, wenn Sie sich noch erinnern mögen. Das preußige Ministerium hat wirklich so gerechnet: „lassen wir den Dingen ihren Gang, so werden wir weggespült und vielleicht die Monarchie mit — also: es wird oktroyirt werden" — denn was gegenwärtig mit Presse etc. geschieht, ist bereits ein wahres Octroyiren. Der letzte Faktor, die Revolution, ist oder scheint noch nicht in der Nähe zu sein. Jene werden dann sagen: „sie wäre doch gekommen."

Köchly scheint vorerst den Ruf nach Heidelberg ausschlagen und in Zürich bleiben zu wollen. Doch wissen wir seit etwa 10 Tagen nur dieses und seither könnte er sich wieder anders besonnen haben. Oder geht weit im Norden etwa eine Pensionierung vor, für welche er sich in Bereitschaft hält? W. V. [Wilhelm Vischer, Prof.] meint freilich, jener lasse sich nicht pensionieren, sondern werde noch sterbend die Zügel in den Händen behalten.

Heut Nachmittag war unter allgemeinem Brummen Regenz, weil Gerlach diese Stunde statt der beliebten 4 Abends gewählt hatte. Am Ende kam auch die wohlbekannte Frage wegen des Inscribirens von Leuten ohne rechtes Maturitätsexamen auf das Tapet; es war so gemütlich, so heimlich! ich weiß nun wenigstens, daß noch auf Jahre hinaus dieses das rituelle große Orchesterfinale aller Regenzen sein wird. Es wurde wieder eine Commission bestellt; heimelt Sie das nicht an?

Sonntag.

Nachdem ich gestern so weit geschrieben, war es rite Zeit, Schönbein [den großen Chemiker] aus dem Laboratorium zum Gang nach Kleinhüningen abzuholen, allwo man zahlreich und recht vergnügt war. Den Abschluß bildet mehr und mehr leo ruber, das Haus zum rothen Löwen.

Und so bleiben wir gesund. Es liegt mir noch auf dem Herzen, daß Sie, Verehrtester, mit einem sanitarischen Vorurteil von hier geschieden sind, ja ich habe mich schon auf dem sträflichen Gedanken ertappt, es wäre eigentlich billig, daß Sie durch etliches Unwohlsein in Kiel genöthigt würden, uns eine Ehrenerklärung auszustellen. Doch wird die allerwertheste Frau Gattin finden, ich sei schon vor Zeiten nicht mit Unrecht als „reene Bosheit" charakterisirt worden. Ich möchte übrigens gerne wissen, wie es der Allerwerthesten geht und ob sie wohlauf und zufrieden ist. Bitte daher meine besten Grüße ihr zu Füßen zu legen.

Ich meinesteils arbeite sehr bequem und ruhe etwas von der Ueberanstrengung des Winters aus, bin auch gesonnen, die Sommerferien rein nach den Gesetzen der höhern Bequemlichkeit an irgend einem See zu verdämmern. Von Paul weiß ich kein Wort; seit meinem Condolenzbrief [beim Tod von Heyses Gattin] habe ich keine Antwort. Wie geht es auch den guten Leuten?

Hierauf grüßt Sie von Herzen stets der Ihrige JBurckhardt.

Das IV. Heft von Vischers kritischen Gängen liest sich wie lauter Honig. Die mißverstehenden, humorunfähigen Recensenten des dritten Faust müssen ihn aber schwer geärgert haben.

Verehrtester Herr und Freund, Basel 10. July 1864.

Ich habe eine schöne lange Zeit auflaufen lassen ohne Ihnen zu antworten — und was haben Sie in dieser Zeit nicht Alles erlebt! Bin ich auch nur sicher, daß Sie sich Basels jetzt noch erinnern mögen?!

Inzwischen bin ich Ihnen unter allen Umständen ein Wort des Dankes schuldig für ihren damaligen schönen Brief und für das was darin lag. Mein eigenes Angesicht kann und kann ich nicht photographieren lassen! Der Widerwille ist gar zu groß, ich weiß nicht warum! —

Der gute liebe Oeri [Jakob Oeri, Burckhardts Neffe, später als Basler Gymnasiallehrer der Herausgeber der Griechischen Kulturgeschichte und der Weltgeschichtlichen Betrachtungen], mit dem ich wegen dieser Einlage beginnen will, ist Ostern mit unsern besten Segenswünschen nach Bonn gegangen. Sie, Verehrtester, fehlten ihm hier und fehlen ihm auch dort. Er schrieb mir neulich: „Ritschl (den er aufs Höchste verehrt) hat doch nicht das Feuer Ribbecks . . . Letzthin hieß es, Ribbeck werde zu Ritschls 50jährigem Amtsjubiläum hierher kommen, ich forschte ihm einen ganzen Tag nach, erfuhr aber nachher, daß er doch nicht gekommen sei." — Er will Ihnen schreiben, ja wenn wieder Friede würde, so käme er gewiß einmal nach Kiel, um Sie zu begrüßen. Ich hoffe von ihm zwar gewiß keine glänzende, aber doch eine leidlich glückliche Laufbahn, da er Geist hat und auf einen tüchtigen, ruhigen Fleiß angelegt ist.

Hier geht alles wie es gehen mag. Als wahrer Weltweiser begehre in in academicis nicht mitzuregieren, behalte viele Desideria in stillem Busen und bin froh, wenn das was schief geht, nicht durch meine Mitschuld schief geht. Ich habe diesen Winter wieder vor gemischtem Publikum gelesen „über das Zeitalter der Gegenreformation", mit ebensolchem äußern Erfolg wie vor 2 Jahren, dießmal aber einen hohen und theuern Eid gethan, nicht mehr einen ganzen Winter hindurch diese Last auf mich zu nehmen. Collega Kießling qualifiziert sich sehr gut und entwickelt eine Jugendlichkeit in manchem Beginnen, um die ich ihn bisweilen von Herzen beneide, bisweilen aber auch giebts im Stillen etwas zu lächeln. Statt Bechmanns haben wir [für römisches Recht] Hartmann, ein feines Männchen; anderer Personenveränderungen nicht zu gedenken. Doch will ich noch melden, daß vom Herbst an Wackernagel die Stunden in der I. und II. Klasse des Pädagogiums abgiebt und daß L. Sieber, der Ihnen wohl bekannt ist, sie erhält. — Prof. Jung [Mediziner] ist gestorben vor 3 Wochen. Was er war in der spätern Zeit, wäre leicht zu ersetzen, aber die Stelle ist schwer zu besetzen. Wir Andern sind noch munter.

Eine Hauptgeschichte ist, ob wir uns an das Examenkonkordat der östlichen Schweiz für die Theologen anschließen sollen oder nicht. Leider kommt diese ganz politische Frage an den Schwanz einer religiösen Sympathiefrage und kann schwerlich mehr irgend objektiv behandelt werden. In religiösen Dingen scheinen wir dem allgemeinen Liberalismus zuzusteuern, es ist aber schwer weissagen.

Sie können denken, wie oft ich über die Zeit des beginnenden Krieges an Sie und die werthe Frau Emma gedacht habe. Eine Zeitlang stellten wir uns die

Universitat Kiel als eingestellt und Sie als geflüchtet vor, bis man, ich weiß nicht durch wen, erfuhr, Sie seien geblieben. Inzwischen muß ja wohl auch das Schmerzenskind Vergilius endlich vollständig zu Stande gekommen sein? Es ist eine wahre Wahrheit: in unserer Zeit leidet der Autor eines auf langjährige Arbeit angelegten Werkes unverhältnismäßig. Vor hundert Jahren waren alle sonstigen Lebensverhältnisse viel stätiger und einfacher; man wußte: in diesem Hause, das Dein gehört und das du nach Belieben mit Büchern und Sammlungen anfüllen kannst, wirst du, wenn nichts Absonderliches eintritt, in 30—40 Jahren sterben, nun nimm einen vernünftigen Anlauf. Wer kann das jetzt noch sagen? Der Ortswechsel, das enge Wohnen, die Excitantia aller Art, womit unser liebenswürdiges Säkulum so reichlich gepfeffert ist, die Hatz und Eile, und wer kann sagen was noch Alles — von diesen Geschichten aus muß auch das Arbeiten sich amerikanisieren.

Bei Anlaß des Druckenlassens komme ich auf Paul, von welchem ich endlich einen sehr lieben Brief hatte. Er hat also eine ganze Bürde voll Dramen, und dazu noch die Meraner Novellen! Mir ist nicht nur diese Fruchtbarkeit ganz merkwürdig, sondern vor allem dieser unerschütterliche Mut, womit er der undankbaren deutschen Bühne sich immer wieder anbietet. (Ich weiß Einen, der letzteres Institut schon längst hätte links liegen lassen.) Seitdem man ihm die Sabinerinnen fallen ließ, erscheint er mir als ein Held, indem er dennoch weiter arbeitet. Die Kritik auch in den Blättern geht ungewöhnlich scharf mit ihm um oder beschweigt ihn, ganz als ob man Leute wie ihn zu Dutzenden hätte. Von seiner nunmehrigen Stellung in München habe ich keine Idee. Er hofft, Sie in den Ferien zu Seon um sich zu haben! er meint, unser einer sollte auch kommen, aber Glockenschlag 14. August hören unsere armen Ferien auf.

Ich hatte diesmal den ernsthaften Vorsatz, dieselben auf lauter Galerien (Frankfurt, Cassel, Gotha, Dresden, Nürnberg) zu wenden, fand dann aber doch, daß dergleichen mitten im Sommer eine wahre Hatz sein würde, und beschloß mich an irgend einen See vielleicht un lago qualunque zu legen, in Gesellschaft einiger nützlichen Bücher, mit Minimum 5 Stunden eigentlicher Arbeit per Tag. Jetzt oder nie will ich Aristoteles Politica durchlesen, mit der Feder in der Hand; außerdem will ich von Heiden den Catull samt Ihrer Abhandlung in meinen Schnappsack stecken. Ich bin doch einigermaßen inficiert von jener Idee, welche einst beim Bier in der Wirtschaft gegenüber vom badischen Bahnhof zur Sprache kam: einmal auf meine kuriose und wildgewachsene Manier das Hellenentum zu durchstreifen und zu sehen, was da herauskommt, freilich gewiß nicht für ein Buch, sondern für einen academischen Curs „vom Geist der Griechen". Ich male mir wie Lafontaines Milchmagd aus, wie ich denselben zuerst ganz zaghaft 2stündig, dann bei weitern Studien 3- und 4stündig vor Wenigen aber Emsigen lesen würde. Es gehören Vergleichswegen

ziemlich viele Orientalia dazu, A. T. und Zendsachen und Röth (obwohl man von diesem, seit er tot ist, merkwürdig wenig mehr redet). Sie müssen mich aber nicht verrathen, sonst genire ich mich.

Nun mein herzlichstes Lebewohl und die besten Grüße an die werthe Frau Gemahlin, welcher der Aufenthalt in Seon ja recht gut bekommen möge!

Bleiben Sie gewogen Ihrem getreuen J. B.

Verehrtester Herr und Freund. 16. Oct. 1865.

In der Voraussetzung daß Sie jetzt ein Brief jedenfalls in Kiel trifft, was von den deutschen Ferienzeiten (dem Objekt unseres Neides) nicht gilt, will ich nun eilends an Sie schreiben um nur wenigstens Sie nicht auch in die Bankerottmassa meiner Briefschreibung hineinzuziehen. Ich habe nämlich so viel auflaufen lassen, daß mir von Tag zu Tag einleuchtender wird: es ist besser, du schreibst an Niemand mehr. Neulich vor dem Frühkaffe, da ich überhaupt meine luminosesten Ideen habe, besann ich mich, wie wohl ein Inserat in der A. A. Z. lauten müßte, worin unser einer erklärte, er schreibe keine Briefe mehr, und wie schön das zu motiviren wäre.

Von Paul weiß ich längst nichts mehr, er soll dieß Frühjahr in Italien gewesen sein. Sein guter Onkel wird sich gefreut haben ihn zu sehen! Dem ist aber schwer zu helfen! Die alten Benedictinerklöster, wo man in aller Ruhe bis zum Tode forschen konnte, hatten doch ihr Gutes.

Verschiedene gute Leute von hier haben in diesem Sommer Sie und Ihre werthe Gemahlin in Rippoldsau kennen gelernt und sprechen mit Freude davon. Frau Landerer, welche Ihren Wunsch nach einer kleinen Verssammlung von mir für baare Münze genommen hat, gab sich hier (wie ich ausdrücklich der Wahrheit gemäß bezeuge) eine unendliche, aber vergebliche Mühe das Ding für Sie zu erwerben und machte mir endlich direct einen Besuch (wir sind gute alte Bekannte), aber es half nichts, die Sammlung ist aus Buchhandel und Antiquariat verschwunden und wünscht nicht mehr gekannt zu sein.

Da ich in diesem Augenblick nicht weiß, wen Sie in Heidelberg mögen getroffen haben, so weiß ich auch nicht, was alles von akademischen Nachrichten Sie interessiren kann. Ihr Nachfolger scheint sich vortrefflich zu acclimatisiren und wir wünschen nur, daß ihn nicht die erste beste Lockung von außen bethören möge. In den nächsten Wochen kommt im großen Rath das neue Universitätsgesetz vor, welches unsere Dotation steigern und allerlei nützliche Aenderungen mit sich führen soll. Man hat die beste Hoffnung es durchzubringen, da unsere Frequenz im Sommer gegen 110 Studenten betrug und die Bandfabrication durch neue Bestellungen aus America in fieberhaften Jubel versetzt ist. In dem neuen Gesetz wird auch die Bibliothek reorganisirt und G. [Gerlach], obwohl natürlich ohne allen Verlust an Einnahme und Ehre, hinausbugsirt. Er wüthet

nun und schimpft und droht, es ist ihm aber nicht zu helfen. Seine Gewaltthätigkeit wächst mit den Jahren und die Art wie er die Absendung zum Wiener Jubiläum in der Regenz forcirte, war sehr ergötzlich.

Wir hoffen, die Frequenz soll diesen Winter noch steigen, den Zürchern zum Gram, welchen ihre Maschenschaft mit dem Concordat völlig schief gegangen ist. In ihrem eigenen Kanton wählt jetzt eine Gemeinde nach der andern orthodoxe Pastoren von draußen. — W. W. [Wilh. Wackernagel] ist letzten Winter und dann noch den ganzen Frühling in Nizza und Mentone gewesen und wird auch diesen Winter sich noch schonen müssen und nur einen Teil seines Unterrichts übernehmen können.

Auf dem Münsterplatz beginnt man schon die Meßbuden zu errichten, viele Bäume verlieren ihr Laub, und somit wird wohl bald das neue Semester und das „Rectoratsessen" im Anzug sein, und vir magnificus Rütimeyer wird an seiner Rede arbeiten, wenigstens sieht man ihn nicht mehr.

Mein Neffe Oeri ist, soviel ich weiß, in seinem Examen begriffen; sobald er aus dem Ei gekrochen sein wird, giebt er Ihnen gewiß ein Lebenszeichen so frühe als uns. Ich wünsche von Herzen, daß seine Schritte in die Welt von Anfang an leidlich glückliche sein mögen, damit er Courage bekömmt; an Fleiß und Beharrlichkeit wird es dann nicht fehlen.

17. Okt.

Ich meinerseits bin im Arbeiten bis über die Ohren, und zwar nur für meine akademische Pflicht, denn das Verfassen und Druckenlassen von Büchern habe ich gänzlich aufgegeben. Von der „Kunst der Renaissance", welche April 1863 zu 7/8 fertig war, mir aber gar nicht und in keinem Sinne genügte, habe ich die Abteilung „Architektur und Dekoration" im letzten Winter an Lübke übergeben, welcher Alles vermehrt, umarbeitet [was zum Glück nicht geschehen ist] und illustriert, und Ebner wendet wirklich ein gutes Stück Geld an die schönen Holzschnitte. — Ist mir alles recht, wenn ich nur nicht mit der Sache geschoren bin und alle Verantwortung auf andere Schultern abladen kann.

Vom „Geist der Hellenen" kann ich nur Folgendes melden: pro 1) war es eine Idee inter pocula, von so was zu sprechen! pro 2) in neuern Zeiten dachte ich: du sammelst wenigstens aus möglichst fleißiger griechischer Nebenlektüre so viel, daß sich daraus in etwa 2 Jahren ein Nebencollegium analogen Inhalts, etwa „Cultur der Griechen" ꝛc. combiniren läßt; — pro 3) auch diese Rechnung der Milchfrau ist in die Brüche gegangen, seitdem ich wirklich wieder ein paar Bände ad hoc durchgelesen und beinebens aus Pauly und Handbüchern mich überzeugt habe, wie rasend viel schon geleistet ist und wie ich unvermeidlich in die Strömungen der Ideen anderer Leute hineingeraten würde. Man kann diese Alten nicht mehr recht mit eigenen Augen lesen! Denn zu ihrer Lectüre ge-

hört so viel Nebenwissen, daß man eben diesen Nebenwissern anheimfällt, wenn man, wie ich, nicht Philolog vom Fache ist.

Von Ihrem kühnen Einschneiden in Juvenal würde ich wohl ein Lied zu hören bekommen haben, wenn ich nicht den G. [Gerlach] seit längerer Zeit im Gespräch etwas kurz hielte. — Ich hoffe, Sie haben wenigstens die Stelle von den Göttern: Carior est illis homo quam sibi unangefochten gelassen, welche ich für einen Kernspruch aller Zeiten halte.

Zu den Abmachungen über Ihr Land wird man, Alles in Allem genommen, Glück wünschen müssen, obschon es vor der Hand wieder nur ein Provisorium ist. — Sie haben keinen Begriff davon, wie die Sache in süddeutschen Eingeweiden wirkt! Die Bismarckophobie ist überall ausgebrochen. Dem badischen Ministerium soll mitten in seiner vollen Popularität das Regieren förmlich verleidet sein, und Frhr. von Roggenbach — wird vielleicht in preußischen Staatsdienst übergehen!! —

Uebrigens ists im Badischen Ländle schön! gestern, als ich diesen Brief liegen ließ, fuhr ich nach Freiburg und gieng den ganzen Nachmittag bis Sonnenuntergang in der Umgegend herum und weidete mich an den durch den Herbstduft fern scheinenden Bergen und der Sonnengluth in den Weinblättern, Platanen, Gartenhecken ꝛc. Der Münsterturm im Sonnenuntergang, feurigroth und dunkelviolett, machte mir wieder einen mythischen Eindruck wie vor 30 Jahren, da ich ihn zuerst sah.

Nun leben Sie wohl, wertester Freund, und grüßen Sie herzlich Ihre werthe Frau Gemahlin, welcher ich einen gelinden Winter und recht gründliche Herstellung wünsche.

In alter Anhänglichkeit Ihr J. Burckhardt.

Verehrtester Freund. Basel 28. Okt. 1867.

Sie werden sich wundern, daß ich erst jetzt antworte, ich war aber einen vollen Monat in Frankreich und Paris und fand erst gestern Nachts bei meiner Heimkehr Ihren werthen Brief vor.

Ich bitte Sie, uns Dilthey noch zu lassen! er ist noch jung und jugendlich und kann gerade in Basel sich so vortrefflich auf eine Laufbahn in Deutschland vorbereiten. Ich glaube, er hat jetzt in Basel solche Zeiten die er in Zukunft als die glücklichern seines Lebens betrachten wird. Sodann würden Sie ihn in Kiel vielleicht auch nicht lange behalten, wer weiß! Denn das Zeug an ihm ist sehr bedeutend, das muß ich zur Ehre der Wahrheit bekennen. Ich bin ganz bekümmert wegen Ihrer Anfrage, und hege nur die Eine schwache Hoffnung, daß vielleicht die Verspätung dieser Antwort mit für sein Hierbleiben entscheide. — Sie wissen vielleicht, daß Steffensen bei seiner Kränklichkeit ihn selber als Stütze aussuchte, und siehe da! es gelang, und die Studenten faßten Feuer für

Dilthey und wir hatten nun schon das tröstliche Gefühl einer vortrefflichen Acquisition für unser botteghino. Soll nun das so bald wieder zu nichte werden?

Ich schreibe gar nichts weiter hierüber, da ich doch nicht Specialia genug von seinen Büchern weiß. Seine Bildung ist, nach seinem Gespräche und seiner Antrittsvorlesung zu urteilen, höchst solid und dabei hat er eine superbe literarhistorische Ader.

Aber Sie müssen ihn uns noch lassen, es hilft nichts!

Wir sind jetzt auf 120 Studenten, und blähen uns doch nicht auf! sondern erwarten in Ergebenheit weitere günstige Wendungen unseres academischen Schicksals.

Das ist schön, daß es der werthen Frau Gemahlin besser geht, es wäre ihr aber gewiß in Basel auch besser gegangen und ich lasse ein für allemal keinen Schatten auf der Salubrität des hiesigen Ortes haften, schon aus academischen Gründen nicht. Es ist in ganzen zehn Jahren hier nur ein einziger Student am Typhus gestorben und der war grade dran, Candidat zu werden. Ein paar Wochen Unterschied, und unser academisches Fell wäre völlig sauber.

So bequem wie in Kiel wohnt man freilich hier nicht, wenn man nicht außerhalb Asphaltpflaster, Gasflammen und aller sonstigen menschlichen Comforts logieren will. Aber in Paris ists noch viel enger.

Ich möchte wirklich Ihr Klein-Madeira einmal besuchen; Ihre Frau Gemahlin wird sich dort aus Blumen und Schlingpflanzen eine wundervolle Residenz erbaut haben. Allein ich kann jetzt lange nicht mehr reisen; nicht sowohl mein Geld (denn das dauert mich nicht) als meine Zeit ist verreist auf mehrere Semester, und ich sehe jetzt auf 2 Jahre eine Zeit voraus, da ich die Ferien wieder am Schreibtisch zubringe, wie dies seit 5 Semestern bis auf diesen Herbst geschehen war.

Schönen Dank wegen ὕβρεως. [Zum Geburtstag des Augustenburgers hatte Ribbeck 1864 eine nachher gedruckte Rede über das griechische Wort Hybris, den frevlen, den Göttern verhaßten Uebermut, gehalten.] Leider wird sich ὕβρις immer von Neuem gebären. Denn wie es bei Geibel heißt:

wer Gewalt hat, braucht Gewalt.

Ich habe noch letzten Mittwoch in Paris den Franz Joseph mit Napoleon einfahren sehen und mir allerlei Gedanken gemacht.

Es wäre schön, wenn Sie die alten Stätten Ihrer so gesegneten Wirksamkeit wieder einmal besuchen wollten; die werthe Frau Gemahlin würde hier den beharrlichen Theil der frühern Gesellschaft wiederfinden. Freilich mehrere Zugvögel sind fort.

Leben Sie recht wohl.

In alter Anhänglichkeit der Ihrige JBurckhardt.

Nervenschwäche / von Robert Hessen



Es ist nun dreißig Jahre her, daß der Amerikaner Beard uns das Wort Neurasthenie prägte. Damals fühlte die ärztliche Welt, daß endlich eine passende Bezeichnung für einen immer häufiger werdenden Zustand gefunden worden sei. Im ersten Eifer wurde dann alles Mögliche mit jenem bequemen Namen gedeckt, während umgekehrt heute die Richtung der Medizin dahin geht, die Grenzen genauer zu ziehen und nur für ganz bestimmte Symptome jene Diagnose zuzulassen.

Für die Hygiene liegt der Fall anders. Für sie existiert kein so schroffer Übergang aus dem Zustande der Gesundheit in den des Krankens, kein Entweder-Oder, wie es gewisse Kliniker der Exaktheit schuldig zu sein glauben. Sie klagt ganz im Gegenteil darüber, daß der Begriff der „Disposition", die an sich noch nicht Krankheit ist, aber deren notwendige Voraussetzung bildet, sich in der heutigen Klinik so schwer durchsetzt. Wenn Gesundheit ihr soviel bedeutet wie tadellose Funktion sämtlicher Organe, so kennt sie auf dem Wege von diesem erfreulichen Anblick bis zum traurigen klinischen „Befunde" viele Zwischenstufen. Und von diesen führen die zahlreichsten heutzutage über ein breites Gelände, das im Laientum den Namen „Nervenschwäche" mit nur zu guten Gründen trägt.

Innerhalb jeder Kultur kann es auf die Dauer nur wenige Kopf- oder Handarbeiter geben, die, mehr oder minder, nicht von ihr betroffen wären. Liegt hierin ein „Trost für die Elenden", so doch zugleich auch der schwere Vorwurf gegen die Kultur an sich: daß sie gerade dort, wo sie am blendendsten entwickelt wird, die Nervensysteme am sichersten untergräbt; daß sie gerade dort, wo sie an unsre Nervenkraft die höchsten Forderungen stellt, die Möglichkeiten der Remedur vereitelt.

Wir sehen also: Nervenschwäche ist eine Quittung über zu starken Nervenverbrauch, der Ausdruck eines stattgehabten Mißverhältnisses, entweder zwischen Kraft und Anforderung, oder zwischen Anforderung und Wiederausgleich.

Denn oft gewiß würde die Anforderung lange Zeit hindurch ertragen werden, falls man dem überlasteten Nervensystem nachher auch die nötige Ausspannung gönnen wollte. Da diese Ausspannung entweder fehlt oder nicht genügt, tritt Ermüdung ein. Ermüdet nennen wir die Faser, der man keine Zeit läßt, sich ihrer durch Arbeit und Umsatz in den Zellen entstandenen Stoffwechselreste zu entledigen, keine Zeit, sich aus dem Blutstrom frisches Material aufzubauen. Solche ermüdeten Zellen zu weiteren Leistungen der Funktion zu zwingen, ist genau so inhuman, wie ein abgetriebenes Pferd weiterzupeitschen. Dennoch sind im heutigen Berufsleben zahllose Kulturträger, sei es höherer oder niederer Ordnung, zu solchem Mißbrauch mit sich selber gezwungen, falls sie ihre Stellung nicht verlieren wollen. Dann folgt in ganz bösen Fällen, nach mancherlei Vor-

boten, ein Zusammenbruch, der durch notgedrungene Entlastung zur leiblichen Wiederherstellung, zuweilen aber auch zur Hirnparalyse führen kann; in weniger bösen eine Art Anpassung des Nervensystems an eine verkehrte Lebensweise, freilich nicht ohne Störung des Allgemeinbefindens; in den meisten Fällen jedoch das, was auch von Beard schon als „reizbare Schwäche" charakterisiert wurde. Kein Organ funktioniert ordentlich; Schlaf, Appetit, Verdauung sind gestört; ein Auf und Nieder der Stimmung ist besonders im Depressionsstadium lästig; die Arbeitsleistung wechselt, weil das fortgesetzte Aufmerken schwer fällt und durch Herzklopfen, Augendruck, Schläfenweh, Schwindel beeinträchtigt wird. Vor allem aber nimmt ein dauerndes Unlustgefühl dem ausgesprochenen Neurastheniker die rechte Daseinsfreude, ja das befestigte Bewußtsein der eignen Unzulänglichkeit wirkt allmählich lähmend oder doch mindernd auf andre, bis dahin intakte, Provinzen des Körpers ein.

Selbstverständlich kann es auch ganz leichte Fälle geben, wo die stattgehabten Insulte keinen tieferen Schaden anzurichten vermochten und nach Aufhören der Schädigung zu schnellem Ausgleich kommen. Behalten wir den oben gezeichneten, allgemeinen Hintergrund im Auge und fragen uns jetzt genauer nach dem Wesen, den Quellen, den Hilfsmitteln, den Aussichten der kompletten, klinisch beglaubigten Neurasthenie, so werden sich viele meiner Leser hoffentlich durch Vergleich zu der Überzeugung gehoben fühlen, daß sie noch gar keine richtigen Neurastheniker seien, sondern gerade nur dem ganz unvermeidlichen Götzen Kultur ihr Opferscherflein beisteuern.

Nehmen wir zunächst die zwei großen Gebiete, die auch dem gebildeten Laien geläufig zu sein pflegen: die sensibeln oder Empfindungsnerven, und das Großhirn als die Kopfstation, das Hauptquartier, wo die Meldungen einlaufen und die Befehle fortgeschickt werden, so können beide sich auf ihre Weise an der Neurasthenie beteiligen, indem etwas an ihnen verschoben, in Unordnung geraten ist, was heutige Physiologen die „Reizschwelle" zu nennen pflegen.

Natürlich gibt es ein ungereiztes Nervensystem überhaupt nicht. Reize bilden vielmehr für jeden Nerv die ganz unerläßliche Anregung zum Leben und Funktionieren. Allein wie im Frühling Milliarden von Blüten zu Boden fallen, so produziert unser Alltagsleben zahllose Reize, die keine Reaktion verdienen. Die gütige Natur hat uns also mit Widerstandskräften gerüstet, um stattfindende Reize auszuschalten. Diese Widerstände sind nur zum Teil mechanischer Art und in den Nervenhüllen organisiert; zum Teil bestehn sie in der Unverbrauchtheit der Faser selbst: hauptsächlich aber bilden sie eine Funktion des im Großhirn stationierten Oberbewußtseins.

Die meisten Menschen werden ja sehr erstaunt sein, zu erfahren, daß sie zwei Sorten von Bewußtsein haben. Doch hat es diese Wohltat uns ermöglicht, solche unnützen Reize, an die jede Reaktion verschwendet wäre, nur bis ins Unter=

bewußtsein vordringen zu lassen; z. B. das laute Ticken einer Wanduhr. Sie tickt, um gehört zu werden; wir hören sie auch, wünschen das aber nicht, weil die daran gewendete Aufmerksamkeit der Arbeit entzogen würde, mit der wir gerade beschäftigt sind. Darum übt unser Großhirn eine gnädige Hemmung aus, indem es jenes zugeleitete Ticken nicht über seine Reizschwelle gelangen läßt. Immer noch tickt die Uhr, immer noch versuchen unsre Hörnerven, den Schall weiterzumelden, doch er bleibt vor der Schwelle liegen, ans Unterbewußtsein gebannt, und wir arbeiten weiter, als ob wir kein Gehör für jenes Geräusch hätten.

Unsre Physiologen nennen dergleichen weggestaute, unterschwellige Reize heut einen „Komplex". Es gibt ihrer jedoch weit weniger harmlose, als ein Geräusch, das gezwungen wird, sich im Unterbewußtsein zu verlieren; z. B. peinliche Jugenderinnerungen. Hat jemand einen tyrannischen Vater gehabt, einen Rohling, der seine zarte Frau zu Tode quälte und in seinen Knaben jede Regung zur Selbständigkeit niederprügelte, so ist das Andenken hieran zwar nicht in allen Stunden lebendig, doch nichtsdestoweniger vorhanden und wirkt störend mit, sobald das Individuum gezwungen wird, sich schnell und selbständig zu entschließen. Solche „gefühlsbetonten" Komplexe spielen bei der Neurasthenie insofern eine große Rolle, als sie zwar im Unterbewußtsein verankert, aber nun auch durch die Logik des Oberbewußtseins so gut wie gar nicht mehr zu korrigieren sind, außer unter sehr glücklichen und infolgedessen sehr seltnen Umständen, deren einen wir mit dem Zaubernamen Erfolg bezeichnen, sei es nun Erfolg im Geschäft, Erfolg in der Liebe oder in der Kunst.

Am glücklichsten leben unsre Phlegmatiker, weil ihre Reizschwellen hochliegen. Sie reagieren auf alles etwas langsamer als andre und pflegen, wenn verheiratet, erst auf jede zweite Frage ihrer Frau zu antworten, nicht schon auf die erste. Dafür verfallen sie aber auch sehr viel schwerer einem ungewollten Kraftverbrauch. Umgekehrt rückt bei solchen Menschen, die schon von Natur leicht reizbar (erethisch) waren, jene Schwelle beim zu starken „sich ausleben" herab, so daß nun allerlei Reize sie überschreiten, die niemals zur Perzeption kommen durften, doch, sobald sie erst einmal ins Oberbewußtsein geschlüpft sind, ganze große Funktionsgebiete alarmieren und Reaktionen hervorrufen, die zum stattgehabten Reiz in gar keinem Verhältnis mehr stehn. Gelingt es dem Oberbewußtsein nicht, das Ticken der Wanduhr auszuschalten, weil die Reizschwelle zu tief steht, so werden solche Menschen bei der Arbeit unruhig, werfen ihre Feder hin, springen stöhnend empor, schießen zornige Blicke, klagen, schreien, machen das ganze Haus aufständisch; und bellt gar plötzlich ein Hund oder setzt ein Leiermann ein, so bekommen sie einen Tobsuchtsanfall. Sie sind eben neurasthenisch.

Bekannt ist es von Thomas Carlyle, wie er nur in stillster Einsamkeit glaubte schaffen zu können, und wie seine Gattin einmal in Chelsea durch diplomatische

Beseitigung eines krähenden Hahnes das Meisterstück ihres Lebens lieferte. Hier spürt man deutlich den Fluch der Kultur. Sie fordert gebieterisch von jedem Schriftsteller, jedem echten Künstler höchste Verfeinerung der Nerven, nimmt ihm aber damit zugleich die Robustheit der Widerstandskräfte, die allein das Dasein angenehm zu gestalten vermag. Viele hochbegabte Künstler sind so zartbesaitet, ohne schon jemals verbraucht worden zu sein. So steht es von Mozart geschrieben, daß er als Knabe keine Trompete blasen hören konnte und, als der Vater ihn einmal dazu zwang, schmerzgefoltert in Krämpfe verfiel. Von Richard Wagner freilich ist solches nicht überliefert. Ähnliche Schwächen auf andern Gebieten mögen aber bei Erwachsenen noch so entschuldbar sein, das Schlimme bleibt: sie erwecken fast immer einen unliebenswürdigen Eindruck.

Aufs innigste hiermit zusammen hängt jene zumal in der Ehe so unerläßliche Tugend, die wir Geduld, und jener beim Werk so peinlich hervortretende Mangel, den wir Konzentrationsunfähigkeit nennen. Zu den Reizen, die ihren Weg über die Sinnesorgane mehr zufällig nehmen und sich direkt ans Oberbewußtsein wenden, gehört z. B. Widerspruch. Es ist keineswegs immer Stärke des Temperaments oder eine durch Verwöhnung ins Kraut geschossene Eitelkeit, was gewisse Menschen bei der geringsten Kreuzung ihres Willens wütend werden läßt; sehr häufig ist es nur angeborene oder durch Mißbrauch erworbene Nervosität, woher ihre Psyche für Reizungen solcher Art eine zu tiefe Schwelle hat.

Der Mangel an Konzentrationsfähigkeit aber kann die allerverschiedensten Abstufungen aufweisen. Er beginnt in der Schule schon mit schlechtem „Aufpassen" und macht im späteren Leben das Individuum untauglich oder doch weniger tauglich als andre für solche Arbeiten, die Geduld und Spannung zugleich erfordern. Allbekannt sind Musiker und Literaten, die ihr Leben lang immer ein großes Werk anfangen, von dem nichts zutage kommt. So sind zum chirurgischen Operieren, vollends zum Augen-, Ohren-, Kehlkopfspiegeln mit ihrem oft langen, starren Hinblicken auf einen Punkt, ungeduldige, fahrige Leute schlechterdings nicht zu brauchen; aber auch gesunde und ausdauernde werden zuweilen neurasthenisch, sobald sie diese Arbeit übertreiben.

Ein sichres Zeichen geminderter Nervenkraft ist die Unfähigkeit mancher Menschen, längere Zeit hintereinander zu lesen. Neurastheniker müssen diese Beschäftigung aufgeben, wie sie auch von jeder andern Arbeit plötzlich abspringen, weil ein Gefühl der Insuffizienz sie antreibt, entweder das Ruhebett oder irgendeine Zerstreuung aufzusuchen. Es ist hier jedoch wohl zu unterscheiden, ob ein unverbrauchtes Nervensystem, das noch niemals zur Konzentration gezwungen worden war, wegen fehlender Übung und aus Trägheit versagt; oder ob ein unzulängliches gleich bei der ersten Anforderung seine Schwäche dokumentiert; oder ob ein früher normal gewesenes, doch übermüdetes und abgehetztes durch nachlassende Funktion seine Warnsignale gibt.

Eines der bekanntesten bei Männern in verantwortungsreicher Stellung ist das Versiegen des Gedächtnisses. Gerade die schnell erforderten Namen oder Zahlen, auch wenn sie früher noch so geläufig waren, wollen im Augenblick des Bedarfes nicht auf die Zunge. Da wirken aber nicht irgendwelche Sperrungen aus dem Unterbewußtsein; sondern die Hirnzellen, die mit den benötigten Eindrücken imprägniert sind, liegen durch Mißbrauch und Überanstrengung darnieder. Deshalb antworten sie nicht, sobald sie vom Oberbewußtsein aus antelegraphiert wurden, sondern sie bedürfen einiger Zeit, um den Reiz zu verarbeiten. Es ist ganz typisch, wie jemandem drei Stunden später etwas „einfällt", auf das er im entscheidenden Moment nicht kommen konnte.

Nach neuerer Anschauung besteht jedes Nervensystem aus einer durchweg zusammenhängenden Kette funktioneller Einheiten, den sogenannten Neuronen, dargestellt aus einzelnen Nervenzellen oder einer Mehrheit von solchen. Der Neurastheniker in klinischem Sinn ist somit ein Mensch, dessen Neurone entweder vollständig oder doch in sehr wichtigen Bezirken einen gestörten Tonus aufweisen. Tonus wieder nennt man das Verhältnis zwischen dem vorhandenen Dauerzustande funktioneller Güte der Nerven selbst und den sie treffenden Reizen; unter gestörtem Tonus versteht man daher eine herabgesetzte Tauglichkeit der Nervenfaser.

Allmählich ist es gelungen, gewisse andere Nervenleiden, wie Zwangsvorstellungen und Angstneurose, aber auch gewisse Formen der Hysterie, die früher zu Verwechselungen Anlaß gaben, von der eigentlichen Neurasthenie schärfer zu trennen. Der sonst gesunde Übermüdete aber unterscheidet sich auch im Zustande großer Erschöpfung durch das Fehlen des subjektiven Unlustgefühles, das den Neurastheniker plagt. Beginnende Gehirnerweichung endlich, die ja auch häufig mit Gedächtnisstörungen anfängt, so daß ein Arzt zum Beispiel schwitzend vor einem Rezept sitzt, aber eine ganz alltägliche Arznei oder gar seinen eigenen Namen nicht mehr hinzuschreiben weiß, bedarf einer sorgsamen sachverständigen Untersuchung zur Differentialdiagnose. Im ganzen ist es auf diese Weise, — wenn wir von allen möglichen partiellen Nervenschwächen absehen, die sich bei sonst robusten Menschen zeitweise vorfinden —, gelungen, etliche Unterabteilungen auszusondern, von denen die vier wichtigsten in der Klinik zerebrale, vasomotorische, digestive und sexuelle Neurasthenie heißen. Allen Betroffenen aber sind gewisse „Stigmata" eigen, die man kennen muß. Dahin gehören eine große Empfindlichkeit gegen jede Entziehung von Schlaf, sowie gegen schlechte Luft; ein Erwachen in arbeitsunfähigem Zustande, spätes Aufstehen und langsames Zusichkommen im Lauf des Tages. Bei wissenschaftlich und künstlerisch tätigen Patienten will man eine Vorliebe für allgemeine Gesichtspunkte bemerkt haben, und Nachempfindung statt Originalität. Dazu kommt ein verdrossenes, launisches Wesen, ein Fernsein wirklicher Heiterkeit und seelischer Ausgeglichenheit.

Nun zu den Quellen, den Ursachen klinischer Neurasthenie.

Sie können ganz plötzlicher, aber auch dauernder Art sein. Der Chirurg nennt, was einem Gliede zustößt, eine Verletzung, ein Trauma. Solche Traumen gibt es für Hirn und Rückenmark auch ohne (am Leichnam) sichtbare, ja selbst ohne mikroskopisch nachweisbare Verwüstungen, hauptsächlich durch einen Nervenschock. Ich erinnere nur an Eisenbahnunfall, Schiffsuntergang und Feuersbrunst, um Vorstellungen auszulösen, die jede weitere Erklärung überflüssig machen. Der gehabte Schreck zittert in manchen Nervensystemen derart weiter, daß nach einer solchen Erschütterung Frauen wie Männer auf Jahre hinaus nervenschwach sein können. Die während der russischen Revolution 1905 und später ausgestandene Angst, zumal im Kreise der von den „Pogroms" bedrohten Unglücklichen, hat zahllose Nervensysteme zerrüttet. Bei Frauen aber wirkt als häufigstes „Dauertrauma" eine unglückliche Ehe.

Hier spricht natürlich ein ganz bestimmter „gefühlsbetonter" Komplex aus dem Unterbewußtsein regelmäßig mit. Es ist die in deutschen Mädchengemütern bei der Jugenderziehung erregte Vorstellung von einem unerhörten Glück, das mit der Ehe beginnen soll. Diese eigensinnige Vorstellung macht die Betroffene meistens unfähig dazu, sich anzupassen, sobald die ersten Zeichen vorliegen, daß für die Höhe des erträumten Glückes die Voraussetzungen fehlen. Manche werden von einer solchen Enttäuschung durch den Mann, von dem sie „alles erwarteten", der sie aber „nicht versteht", weil er hastig, rauh, Zärtlichkeiten abgeneigt, womöglich auch noch eng horizontiert, unedel denkend und höhnisch ist, völlig niedergeschmettert und erleiden dadurch in ihrer zerebralen Nervenkraft Schaden wie von einem Zusammenstoß auf der Bahn. Sie verlieren den Appetit, weinen viel, nehmen keinen Anteil mehr an der Umgebung und lagen früher, wie das Balzac bei der „femme de trente ans" beschrieben hat, in reicheren Häusern Jahre lang gekränkt auf den Sofas herum.

Für die Blutgefäß- oder vasomotorische Neurasthenie will ich als typisches Beispiel den Fall eines chirurgischen Traumas anführen. Er betraf eine Unglückliche, die sich als junge Frau wegen irgendeines Gewächses die Gebärmutter hatte entfernen lassen. Sie litt seither in unerträglicher Weise an Blutwallungen, während Hände und Füße kalt waren. Oft lag sie Tag und Nacht in profusem Schweiß; ließ der Schweiß nach, so traten dafür Kopfweh und Selbstmordgedanken auf. Sie war zu jeder Arbeit, jeder Konzentration unfähig.

Zur Illustrierung der Herkunft digestiver wie sexueller Nervenschwäche sind mir zwei Fälle schroffen Mißbrauchs bei sonst sehr gesunden Personen in Erinnerung. Der erste betraf ein blühendes, erwachsenes Mädchen von kernigster Faser. Ihre Mutter erkrankte plötzlich; und die Tochter, ein liebevolles, gewissenhaftes Geschöpf, unterließ es in der Aufregung der ersten drei Pflegetage mit Nachtwachen, Nahrung zu sich zu nehmen. Nachher ging es nicht mehr, oder

doch nicht recht; der Magen kam nie ganz in Ordnung. Ich sah sie als verheiratete Patientin wieder. Sie war, obschon immer noch leistungsfähig, doch niedergedrückt und hatte viel zu klagen.

Der andre Fall betraf einen jungen Leutnant, einen frischen, vollsäftigen Menschen, dem in einer Großstadt nach einer Gesellschaft überraschend ein sehr hochwertiges Liebesglück in den Schoß fiel. Er übernahm sich dabei derart, daß er auf Jahre hinaus unfähig war. Es gewährte einen komischen Kontrast, den strammen Jungen mit seiner frischen Lebensfarbe jeden neu ins Regiment kommenden Arzt mit der Frage belagern zu sehen, was er denn wohl gegen seine Impotenz machen könne. Ganz allmählich hat ihm die Natur dann doch noch geholfen.

In diesen beiden letzten Fällen erinnert das Versiegen der Nervenkraft an das, was man beim gebohrten Brunnen Auspumpung nennt. Auch sie entsteht durch Erschöpfung des Betriebskapitals, mangelnde Rücksicht und Mißbrauch. Man muß dann warten, bis das zurückgetretene Grundwasser wiederum angesammelte Feuchtigkeit nach oben drängt, kann zuweilen aber auch den unterbrochenen Kontakt und die Funktion durch therapeutisches Aufschütten beschleunigt herstellen.

Dem Dauertrauma einer unglücklichen Ehe entspricht in weitesten Kreisen die Schädigung durch einen ungesunden Beruf. Millionen und Abermillionen sind in Europa zu diesem Lose verurteilt. Aufenthalt in schlechter Luft, zu hohe Nervenspannung, zu schlechte Regenerationsbedingungen zerrütten hier den ursprünglich oft ausgezeichneten Tonus und schaffen zahllose Neurastheniker, zumal in der Fabrikbevölkerung.

Auf unsre jungen Mädchen wirkt als Dauertrauma die Schule. Wir Deutsche sind wie vernarrt in diesen scharfen Unterricht, obschon ihn gerade die eifrigeren, welche aufpassen, mit Kopfweh und Appetitlosigkeit zu bezahlen pflegen. Die armen Kinder werden hier, weit mehr als in der biblischen Geschichte, in den Anfängen der Neurasthenie unterwiesen, verlieren ihre Frische, die sie, bevor sie zur Schule gingen, hatten, werden blaß und untauglich.

Hierher gehört auch die vom deutschen Schulwesen unzertrennliche Masturbation oder Onanie, die seit Verfeinerung des deutschen Nervensystems geradezu grauenvolle Verheerungen durch Entsäftung der jungen Birken anrichtet, von der aber die allermeisten Schulmänner am liebsten gar nichts hören, sondern sich sittsam die Ohren zuhalten, sobald man davon anfängt. Es kann gar keine bessere Vorbereitung zur Nervenschwäche geben, so daß man fast bei jedem klinischen Neurastheniker im Krankenexamen auf die Tatsache jugendlicher Onanie stoßen wird.

Als Dauerursache wirkt ferner die „Blastophtherie", die Keimvergiftung von den Eltern, meistens vom Vater her durch Lues oder Alkoholismus. Der Vater mag, als er in die Ehe trat, seine Lues soweit auskuriert gehabt haben, daß die

Kinder ohne rote Sohlen zur Welt kamen; aber sie bleiben, von der Skrofulose ganz abgesehen, kürzer, schwächlicher, anfälliger als die von gesunden Eltern und werden demgemäß auch leichter neurasthenisch.

Es treten zu diesen direkten Folgen indirekte in Gestalt von allerlei unzuträglichen, im Unterbewußtsein haftenden, Jugendeindrücken aus Familien, deren Eltern verseuchte Säfte haben, tuberkulös, Trinker oder sonstwie gestört sind. Wo Vater und Mutter sich zanken, sobald sie sich sehen, und keine Geduld miteinander haben, werden auch die Kinder leicht fahrig und jäh. Dazu rechne man die sattsam bekannten sonstigen sozialen Mißstände, unbekömmliche Wohnungsverhältnisse und mangelnde Berührung mit der Natur.

Sehr häufig wirkt gleich einem psychischen oder chirurgischen Trauma eine schwer fieberhafte Krankheit mit Säfteverlusten und Abmagerung. Typhusrekonvaleszenten, die von unkundigen Ärzten oder wegen fehlender Geldmittel in einem lärmreichen Quartier belassen bleiben, werden selten gesund und behalten, wenn sie mit dem Leben davonkommen, schwere Neurasthenien zurück. Denn das „Verdauen" störenden Geräusches ist eben eine Funktion, der selbst robuste Hirne auf die Dauer erliegen können, wenn dieselbe Schädigung erbarmungslos, zuletzt gleich einem Nagel, sich ins Ohr hineinbohrt. Die Reizschwelle sinkt dann immer tiefer, und die zerebrale Nervenschwäche ist eines Tages fertig.

Leider muß man hinzufügen, daß sie in manchen, zum Glück seltenen, Fällen erst durch irgendeine verkehrte psychische Beeinflussung vonseiten des behandelnden Arztes, wie durch unbedachte Schwarzfärberei, erzeugt oder doch befestigt wurde.

Der Laie dürfte sich nun ganz besonders dafür interessieren, was wohl gegen eine vorhandene Neurasthenie zu machen sei. Die Antwort wird selbstverständlich ganz verschieden ausfallen, je nach dem Grade der Störung und ihrer Herkunft. Am einleuchtendsten und erfolgversprechendsten bleibt natürlich die Beseitigung der Ursache, durch die das Leiden entstand. Aber da diese Ursache so häufig beruflicher Art ist, kann es leicht darauf hinauslaufen, daß ein Patient seine gesundheitliche Besserung durch eine finanzielle Dauerschädigung einlösen soll, die ungünstig aufs Allgemeinbefinden zurückwirkt.

Auf jeden Fall hoffe ich mich hier an ein Publikum zu wenden, das den altmodischen Patientenstandpunkt bereits verlassen hat, wo nicht Menschen, sondern „Krankheiten" behandelt werden, also irgendein Ding auf -itis oder -ia, das als allein richtige „Diagnose" auf eine Tafel über dem Krankenbett geschrieben wurde, wofür es bestimmte Mittel gab, die der Arzt kennen mußte, worauf er, wenn er sein Geschäft verstand, die Krankheit „heilte", indem er den Patienten einiges schlucken ließ. So einfach liegen die Dinge diesmal nicht. Wenn irgendein Leiden, verträgt die Nervenschwäche keine schematische Behandlung. Man muß kombinieren, muß die einzelnen Hilfsmöglichkeiten

zu rechter, wohlabgewogener Zeit in Aktion bringen; und muß als Arzt am besten von optimistischer Gemütslage, zu kräftigender Willensübertragung fähig sein.

Setzen wir zunächst einmal voraus, daß es sich um einen Neurastheniker handelt, der Lust und Mittel hat, eine Kur zu gebrauchen. Was wird für ihn am vorteilhaftesten sein?

Unbedingt wird er aus seinem alten Kreise herausgerissen werden müssen, wo außer offen zutage liegenden Schädigungen auch andre, nicht gleich dem ersten Blick auffallende, mitwirken können, die nur dem Unterbewußtsein angehören. Ist die Verpflanzung gelungen, so erübrigt sich in vielen Fällen überhaupt jede Therapie. Das wohlige Bewußtsein der Entspannung, der Pflichtlosigkeit in irgendeinem nervenkräftigenden Höhenklima, zumal in der wintersportlichen Alpenwelt, sommers am Strand oder auf dem Lande, das Feriengefühl tun herrliche, oft völlig ausreichende Dienste. Es ist jedoch ein fixer Aberglaube vieler Neurastheniker, daß sie nur herdenweise, gut beaufsichtigt und gut geschoren gesunden könnten. Sie werden also, wie man heute sagt, „ein Sanatorium aufsuchen".

Dessen berühmte Lage hilft nun häufig rein gar nichts. Otto Veraguth in seiner ausgezeichneten Monographie (Berlin 1910, bei Julius Springer) hat es hervorgehoben, wie häufig man mit einer sogenannten „schönen Gegend" bei Neurasthenikern eine Niete zieht, weil sie entweder für landschaftliche Reize überhaupt, oder doch in ihrer momentanen Depression unempfänglich sind. Andre, die in einem stillen Bauernhaus gut aufgehoben gewesen wären, macht das Tellergerassel der gemeinsamen Mahlzeiten nur noch nervöser. Eine der Hauptaufgaben für die Kur jedes kränkeren Neurasthenikers beginnt aber beim Betreten der Anstalt damit, für ihn das richtige Wechselmaß von Ruhe und Reiz, behufs Einrichtung seines gestörten Nerventonus zur Norm, festzustellen. Absolute Ruhe tut es in schweren Fällen nicht, und sicher niemals auf die Dauer. Die Reize aber können ebensowohl wirkungslos wie zu stark sein, also neue Schädigungen zu den alten fügen.

Ein sehr interessantes Beispiel aus der Geschichte, die von Neurasthenikern ja wimmelt, liefert der ältere Pitt, genannt Earl of Chatham. Bei ihm bestand jene heut so häufige Verschwisterung von Gicht mit Neurasthenie. Er war durch das aufreibende Leben eines englischen Kriegsministers zu bewegter Zeit so herunter in seinen Nerven, daß er aus London auf seinen stillen Landsitz floh. Doch hier wieder, in der Abgeschiedenheit, fehlten ihm jene fortwährend prickelnden Neuigkeiten, die seine reizverwöhnten Nerven nicht mehr entbehren konnten. So war er krank in London, doch fast noch neurasthenischer daheim, hatte keine frohe Stunde, keinen Schlaf, keinen Appetit, war untauglich zu jedem Geschäft und hat nur einmal noch kurz vor seinem Ende das Parlament, die Stätte seiner einstigen Triumphe, auf Krücken gleich einem Gespenst aus der Gruft betreten. Ihm wäre vielleicht mit einer Diät nach Lahmann zu helfen gewesen.

Immer ist es ein gutes Zeichen, wenn ein geschwächtes Nervensystem Ruhe und Langweil überhaupt noch aushält. Verlangt jedoch ein Kranker dringend nach Abwechselung, so kann man bei der Zuführung von Sinneseindrücken, Lektüre, Unterhaltung nicht sorgsam genug sein. Schwere, moderne Musik schadet fast immer; „spannende" Romanlektüre auch; aufregendes politisches Parteigezänk erst recht. Und nun gar Depeschen aus dem Geschäft! An therapeutischen Mitteln kommen vor allem in Frage die bekannten Wärme- und Feuchtigkeitsregulierungen durch Einwirkung auf die Haut, sowie durch Kost; Einwirkungen auf die Psyche, das Ober- wie Unterbewußtsein des Kranken; Gymnastik, Massage und eine passende „Beschäftigungstherapie".

Es steht zu hoffen, daß alles, was zu diesen Punkten etwa zu sagen wäre, Gemeingut sämtlicher heutigen Anstaltsleiter ist, so daß sie durch einseitige physikalische oder diätetische Maßnahmen keine Spezialhypochondrie züchten und keine neuen störenden „Komplexe" schaffen. Es ist ja noch erinnerlich, wie das Publikum mit den ersten Winken der sogenannten Naturheilmethode sofort in den grünen Klee rannte. Die Ärzte empfahlen Luftbäder; die kundigen Thebaner jedoch reden heute noch fast nur von Sonnenbädern. Sonnenbäder sind ein ganz schwerer Eingriff und dem Schwitzkasten gleichwertig. Es mag höchstens bei rheumatischen Neurasthenikern passieren, daß man ihnen das Sitzen in der Sonne empfiehlt. Aber stundenlanges nacktes Liegen? Ebenso machten viele Kleinstädter vor fünfzehn Jahren eine Rückentwickelung zu Amphibien durch, indem sie unentwegt im nassen Gras hüpften und gar nicht Wasser genug auf ihre mißhandelte Haut bekommen konnten.

Wenden wir uns den Hilfsmitteln zu, die bei solchen Nervenschwachen anzuwenden wären, die keine Anstalt aufsuchen können, sondern als Erwachsene im Beruf, als Kinder in der Schule bleiben müssen, so steht das Halbbad in erster Linie. Ich will die Methode, die sich mir am besten bewährt hat, kurz beschreiben. Die Badwanne darf nur soviel Wasser enthalten, daß es dem sitzenden Patienten noch nicht bis zum Nabel geht und die (gekrümmten) Knie zum Wasser hinausstecken. Das Wasser selbst hat eine Wärme von 26 Grad Reaumur, also zwei Grad weniger als das Blut. Ein Badediener schöpft und übergießt mit einem kleinen Eimer Nacken und Schultern sechsmal hintereinander. Dann legt sich der Kranke im Wasser nieder, und der Badediener frottiert mit flachen Händen ein Glied nach dem andern feucht, Beine, Arme, Bauch und Brust, zuletzt den Rücken. Das muß schnell gehn. Dann wird das Wasser um zwei Grad (auf 24) abgekühlt, der Patient setzt sich wieder auf, und noch sechsmal übergießt der Diener sacht die Rückseite. Damit Schluß.

Ich kenne, besonders wenn der Beistand keine zu rauhe Hand hat, nichts Angenehmeres und Erquicklicheres. Anstrengungen und Schaden sind ausgeschlossen, es wäre denn das Zimmer zu kalt oder zu heiß, oder Zugluft in ihm vorhanden.

Energischere Naturen, die über keine solche Vorrichtungen und Hilfen verfügen, können sich die Halbbäder auch durch feuchte Selbstfrottierungen unmittelbar nach dem Aufstehn ersetzen. Die Füße müssen natürlich bekleidet sein, der übrige Körper nackt. Ein leinenes Frottierlaken, das den ganzen Körper deckt, wird eingetaucht, ausgewunden und wie ein Mantel um die Schultern geschlungen. Zehn bis fünfzehn Sekunden genügen zur Manipulation; denn stärkere Wärmeentziehungen sind ganz unrätlich. Kneipp und andre Wasserkünstler haben mit ihren kalten Kniegüssen und ähnlichen brutalen Prozeduren viel Unheil angerichtet.

Kinder, die in der Schule neurasthenisch gemacht wurden, sind am übelsten dran. Deutsche Eltern pflegen gegen solche Beschwerden taub und blind zu sein und selbst für Appetitmangel nur Vorwürfe zu haben. „Aus der Schule nehmen? Das Mädel muß doch was lernen!" Wird sie „krank", nun so wird sie von einem guten Arzt auch wieder „geheilt". Da müssen dann besonders Eisenpräparate herhalten. Gegen Hommels aus Ochsenblut hergestelltes Hämatogen hegen viele zartere Naturen leider instinktiven Widerwillen. Am billigsten zugleich und bekömmlichsten ist nach meinen Erfahrungen das Eiweißeisen (liquor ferri albuminati), empfehlenswert für Erwachsene auch das berühmte Levico-Wasser, das durch seine Beimengungen von Arsenik (im Verhältnis von etwa eins auf eine Million) die Lebensgeister anfrischt.

Viel ist heute die Rede von der Psychanalyse, von der Überredungs-Therapie und vom Auflösen hemmender Komplexe durch sie. Sicher vermag ein Arzt, der das bekannte „Vertrauen" ausströmt, viel, ohne zu dem veraltenden Mittel des suggestiven Befehls in der Hypnose seine Zuflucht zu nehmen. Bei jeder manifesten Nervenschwäche bleibt es eben das A und O der Behandlung, den meistens nicht einfachen, sondern komplizierten Ursachen auf die Sprünge zu kommen.

Sehr treffend wird von Veraguth hervorgehoben, wie die zu starke finanzielle Belastung durch eine Kur bei Leuten, die es nicht eigentlich dazu haben, das Plus an Lebensfreude, das durch die Entspannung entstehn sollte, nur zu oft hinfällig macht. Geht es nicht schnell genug vorwärts, so verfallen die Patienten in Gewissensbisse und schlimmere Gemütsbeschwer, als mit der sie anzogen. Das bildet überhaupt eine große Schwierigkeit, für die Scharen Unbemittelter, die heut für eine systematische Nervenbehandlung reif sind, passende Anstalten vorzusorgen. Deshalb ist die sogenannte Beschäftigungstherapie, die auch für Lungen- und Herzkranke ihre Rolle spielt, mehr und mehr in den Vordergrund getreten. Es hat sich dabei gezeigt, daß der Sport ganz andre und wertvollere Lustelemente in sich birgt, als das disziplinierte Turnen. Schweres Bergsteigen, Fußball und Wettrudern scheiden hier natürlich aus. Für die bemittelten Klassen kämen Tennis und Golf in erster Linie, mit ihrem Reiz der Partie, der alle

Hemmungen des Unterbewußtseins vergessen macht und ein absolutes Wohlgefühl erzeugt. Garten- und leichte Handwerksarbeiten bieten genügende Auswahl zur Individualisierung.

Ob es heute noch irgendwo ganz gesunde Menschen in Deutschland gibt? Unsere Ansprüche sind so tief gesunken, daß vieles Minderwertige schon imponiert. Und ob wir geneigt wären, einen gesünderen Zustand einzutauschen durch Drangabe bestimmter Kulturannehmlichkeiten, an die wir gewöhnt sind? Hier liegt der Haken. Die Kultur, scheint es, muß sich selber totlaufen. Heute kriecht sie wie ein gefräßiger Giftdrache zu den letzten Reserven, die unser Volkstum noch hatte: unsern Strand- und Bergbevölkerungen. Dort hausten früher Fischer und Hirten, die vielleicht nicht sehr kultiviert, aber sicher auch nicht neurasthenisch waren. Aber die Städter drängen nach, in jedes Dorf, in jedes Tal, und ruhen nicht, bis sie alles, alles mit ihren Geldinteressen, ihren Raffiniertheiten angesteckt und verdorben haben.

Wozu eigentlich? Sind unsre Fabrikstädte etwas gar so Schönes, wo neben einer normalen oder halbnormalen Minorität sich Millionen von Menschen herumstoßen, die, wenn man sie unzugerichtet ansieht, der Herrgott in seinem Zorn geschaffen zu haben scheint? Welk, flachbrüstig, schlecht schlafend, schlecht verdauend, widerstandsunfähig, pervers, und mit einem Nachwuchs, der solcher Eltern würdig ist? Aus der Heimat erhielt ich unlängst einen Brief, worin eine junge Frau sich beklagte: es käme ihr alles so alt, so verblichen, so müde vor. Die Jugend könne sich nicht mehr „so freuen, so toben und so unvernünftig glücklich sein, wie wir das noch konnten." Ja, das ist der Punkt. In amerikanischen Sprechstunden ist es schon seit Jahrzehnten eine ganz geläufige Redensart: „Doctor, baby is so nervous!" Das klingt manchem vielleicht komisch. Der Nervenarzt in Berlin und auch anderswo hat jedoch leider viel Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß die Neurasthenie der Säuglinge etwas sehr Tatsächliches ist. Zugleich ist sie die gefährlichste von allen; denn nicht nur macht sie das betreffende Kind, wenn es überhaupt heranwächst, untauglich zu Leistungen, sondern ruiniert nebenbei auch die Mutter. Wenn die sich nach schwerem Tagewerk zur Ruhe legen, und Kraft für den nächsten Morgen sammeln will, beginnt das Kind zu schreien, prompt mit dem Eintritt der Dunkelheit, und hält die Mutter die Nacht hindurch in Atem, weil seine Säfte zu schwach sind, um die sogenannte zweite Verdauung, die in den Nachtstunden vor sich geht, durchführen zu können. Das Kind hat regelmäßig jenes unbehagliche Gefühl der Völle, von dem Erwachsene nur geplagt werden, wenn sie sich eine besonders schwere und unbekömmliche Mittagsmahlzeit antaten. Diese meldet sich dann strafend so zwischen zwei und fünf Uhr und hält den Schlemmer wach; beim neurasthenischen Säugling genügt aber schon die Alltagskost, um dieses traurige Ergebnis zu zeitigen. Ich muß gestehn, daß mir in meiner Praxis die allerbetrübendsten

Eindrücke durch die bleichen, erschöpften Gesichter der jungen Mütter gekommen sind, die von ihren neurasthenischen Neugeborenen selber neurasthenisch gemacht wurden. Niemals hat eine derartig geplagte Frau einen Vorrat von Kraft. Alles, was von ihr geleistet wird, kommt nur zustande durch ein fast übermenschliches Aufgebot von Energie, immer mit dem Gefühl bevorstehenden völligen Zusammenbruches und tödlicher Ermattung. Solche Unglücklichen sind oft zu einem langen Leben verurteilt, ohne eine einzige seiner Freuden zu genießen, ja müssen womöglich den kränkenden und verbitternden Vorwurf erdulden, daß ihr ganzes Leiden nur „Einbildung" sei und sie schon könnten, wenn sie nur wollten. Darum findet man gerade in der Fabrikbevölkerung, wo die Neurasthenie der Frauen in erschreckender Weise um sich greift, die ausgeprägtesten Fälle, weil hier die Brutalität des scheltenden Gatten allzuhäufig noch durch die völlige Mittellosigkeit, sich irgendeine wirksame Erleichterung zu verschaffen, potenziert wird.

Um nicht mit einer so pessimistischen Note zu schließen, will ich die beiden großen Jungbrunnen angeben, die uns allen von der gütigen Natur auf den Lebensweg mitgegeben wurden. Der eine heißt Mäßigkeit, auch bei der Arbeit. Also Ruhepausen, um den ermüdeten Zellen Zeit zur Erneuerung zu geben! Der andere heißt Muskelpflege; denn das blutreichste Organ des Körpers vermag durch einen regen Stoffwechsel alle andern zu regulieren und instandzuhalten.

Aber gerade dieses Organ wird von den meisten Deutschen, sobald sie erst in ihren Beruf getreten sind, beiseitgeschoben, wie man in den Schrank einen Anzug hängt, den man nicht mehr tragen will.

Glück in Dornen/ Erzählung von Irene Forbes=Mosse



n jenen Nächten konnte Britta nicht schlafen. Zuerst wars, weil der Mond so hell auf die Diele schien; sie war aufgestanden und hatte sich in den Lichtstrahl gestellt, so weiß, und ihre Füße so weiß; das Herz klopfte ihr, als sei sie einem Geheimnis auf der Spur. Dann war sie dem Strahl nachgegangen bis ans Fenster und hatte hinausgeschaut, festgebannt, als könnte sie etwas versäumen. Der Rasenplatz fahl, wie verbrannt, im klaren Licht; die Baummassen zu beiden Seiten zusammengedrängt, gedrungener als am Tage, und schräg über die weißschimmernden Pfade scharfe, schwarze Striche: die Schatten der Rosenstämmchen, unter denen gesprenkelte Petunien wucherten. Gradaus über die Wiese ging ihr Blick. Dort ganz am Ende war die Südmauer, wo an verwitterten Spalieren die blauen amerikanischen Trauben reiften, duftbestäubt, unter raschelnden rostroten Blättern.

Und über all die sandigen Wege spannen sich kleine rosenfarbne Winden.

In der Mitte der Wiese war das Rondell, in das die Pfade mündeten. Hier stand Fortuna, mit dem moosgrünen Füllhorn, vorwärtsschreitend, als wolle sie dem Rosengestrüpp entgehn, das mit langen, dornigen Ästen den Sockel umrankte und hinaufgriff zu ihrem nackten Knie. — So lange Zeit schon stand sie hier und lächelte, in Sonnenglut und Mondeskühle, wenn der Novembersturm durch die Alleen fuhr oder im Winter alles still lag unter der weichen Beschwichtigung des Schnees. Als der Großpapa ein kleiner Junge war, mit langem Lockenhaar und offenem Hemdkragen und komischem Spenzerchen, wie auf der Silhouette im Gartensaal, hatte sie schon so gelächelt, mit schlankem, gebogenem Hals, mit zurückflatterndem Kleid, ein bißchen eilig, als ob sie nur auf der Durchreise sei . . . und das Glückssymbol hoch über die Dornen haltend, die immer höher wucherten, sich immer gieriger danach streckten.

Britta hatte sich nach diesem nächtlichen Abenteuer — denn sie empfand es als ein Abenteuer — tüchtig verschlafen. Als sie aufwachte, saß Mucki, wie ein frisch erblühter Krokus, an ihrem Bett. In einem berückenden Flanellanzug, weiße Schuhe an den schmalen Füßen, die in fliederfarbenen Socken steckten, die weiten Hosen aufgekrempelt, so daß man die feinen Knöchel und einen Teil des Beines sah. Schlaksig, aber guter Rasse — zu gut vielleicht. Onkel Grahnstedt, der sich darauf verstand, verglich Mucki im stillen mit den allzu rein gezüchteten englischen Hühnerhunden, wo immer drei von fünfen an der Staupe eingingen, oder doch, wenn sies überstanden, für den Rest ihres Erdenwallens ein schwaches Kreuz behielten.

Wenn Muckis Gesundheit es zuließ, dann studierte er Jura. Wenn alles normal verlief, würde er sich schließlich zu einem Landrat kristallisieren. Diese

Laufbahn war ihm nach demselben Prinzip von den Umständen vorgeschrieben, nach welchem junge Mädchen, die zu keinem besonderen Fach Neigung spüren, Stützen der Hausfrau werden.

Aber nun war Mucki schon seit mehreren Monaten daheim. Er hüstelte und wurde so schrecklich leicht müde, worüber er sich weiter keine Gedanken machte. Aber unangenehm war es, daß seine Hände, an denen sich die Nägel seit einiger Zeit seltsam wölbten, sich oft auf der inneren Fläche feuchtkalt anfühlten. Es war ihm gräßlich; immer hatte er sich bei anderen davor geekelt, und nun mußte es ihm selber so gehn.

In den häufigen und immer länger dauernden Pausen, während deren Mucki nicht studierte, hatte er sich eine intensive Bekanntschaft mit allerhand Propheten einer kühl-ästhetischen Lebensweisheit erworben und eine gewisse losgelöste Art über die Nächststehenden zu urteilen angewöhnt. So sagte er auch jetzt, als die Schwester sich erstaunt die Augen rieb, in seiner unpersönlichsten Kennermanier: „Ich sehe dich gern schlafen, Britta, du hast nicht diese barbarische Art, dich zusammenzurollen und bis an die Nase zuzudecken, die ein Überbleibsel aus der Zeit sein muß, als sich die Menschen in hohle Bäume einwühlten."

Britta lachte. — „Doch, doch, du kannst es mir glauben," sagte er nachsichtig — „du gehörst zu den Leuten, die auf dem Bett liegen, nicht im Bett."

Er trat ans Fenster. „Wie wärs, wenn wir nachher etwas ruderten?" fragte er, „ich habe ein paar Bücher, die könnten wir mitnehmen; feine Sachen . . ."

Britta dehnte ihre harten weißen Arme. Sie würde natürlich rudern, und Mucki würde im Boot liegen und Wasserrosen mit langen, glitschigen, übelriechenden Stielen aus ihrem schlammigen Erdreich ziehn, oder über „Einfühlung" reden, das war ja jetzt so ein Schlagwort; nun ja, also rudern!

„Es ist mir recht," sagte sie, „ich hatte zwar Mamsell versprochen, ihr mit der Wurst . . ."

„Britta, rede nicht davon. Wenn du dergleichen tust, ists schon schrecklich genug. Du kannst aber nicht sagen, daß es meinetwegen geschieht, denn ich esse sie nicht."

„Na also — ich werde mich eilen, Mucki; nur ein Viertelstündchen — wie auf Pastors Sofakissen geschrieben steht, in Stahlperlen, Mucki — fühlst du dein Blut gerinnen?"

Der Bruder wanderte hinunter in das lange, kühle Eßzimmer, wo es immer etwas säuerlich nach Schwamm roch. Tante Gunda war noch nicht erschienen. Aber auf dem kleinen Harmonium unter dem Pfeilerspiegel lagen Bibel und Gesangbuch. Mucki beeilte sich, mit wieselartiger Geschwindigkeit zwei weiche Eier zu vertilgen, denn er hatte ein heiliges Grauen vor dem „Druidenkultus", wie er die Morgenandacht nannte. Diese Institution bestand erst seit dem Tode von Onkel Henning, den bei dem Gedanken an gemeinsame Familienerbauung

mit Mamsell und Böttcher und der hannoveranisch flötenden Kammerjungfer Ida — von Onkel Grahnstedt die Prozessionsraupe benannt — der Schlag gerührt haben würde. Aber nun war Tante Gunda immer tiefer ins Pastörliche geraten. Wenn sie im Herbst die Weihnachtsbesorgungen zu machen hatte, stieg sie im christlichen Hospiz ab und verbrachte dort, in einer Atmosphäre von Missionaren und Raubrittern, deren Namen auf ow oder itz endeten, Tage der Weihe, denen auch der Reiz der Verfolgung nicht mangelte, denn Onkel Grahnstedt, der gänzlich aus der Art geschlagen war, machte sich sowohl über die „Allianz" als auch über den Bund der Landwirte in geradezu empörender Weise lustig.

„Warum wählst du nicht lieber gleich den Sozialdemokraten?" sagte Tante so von oben herab. „Weil das in ihrer Art ebenso fürchterliche Bonzen sind", sagte Onkel gleichmütig. Es vereinigte sich überhaupt vieles, um Onkel Grahnstedt zu dem zu machen, was uns allen not tut: zu einer täglichen Geduldsprobe, die, wenn sie mit Ergebung ertragen wird, die Allmacht versöhnt, so daß wir mit schwereren Prüfungen verschont bleiben. Wenn er zum Beispiel in dem ihm persönlich angewiesenen Teil des Schlosses die Parkettböden mit grüner Ölfarbe streichen ließ, „weil das ein altes Jägerherz erfreut" — oder seine Zeitung, freisinnigster Richtung, auf allen Gartenbänken liegen ließ („und wer kann wissen, wohin solch giftiges Samenkorn fallen mag", klagte Tante Gunda), oder wenn er bei Tisch von ihrer gemeinsamen Urgroßmutter zu reden anfing, welche die Geliebte eines regierenden Herrn gewesen sein sollte und von der das gute Meißner Service stammte. „Aber ihre Schönheit hat sich ja nun leider nicht auf uns vererbt, liebe Gunda."

Auch liebte Onkel Grahnstedt, wenn das Essen auf dem Tisch stand, „in Gleichnissen" zu reden. Besonders wenn das Gericht „Kohlwickelchen auf polnische Art" erschien, unterließ er es nie zu sagen: „also wiedermal Maulwürfe in Leichentüchern". Sogar in Anwesenheit des Inspektors! Solche Witze waren doch wirklich nicht angebracht.

Tante Gunda machte dann ihr gekränktes Mondecargesicht und gedachte des „seligen Mandelsloh", der solcher Roheit nicht fähig gewesen und dessen Bild, von einer Meute winziger Porzellanhunde aller Rassen umgeben, eine Etagere ihrer Wohnstube zierte: ein schwärmerisch blickender Herr mit dunklem Backenbart, schwarzweißkarierten Beinkleidern und prießnitzartiger Halsbinde, mit dem sie — noch in der Krinolinenzeit — verlobt gewesen.

Auf einen verabredeten Pfiff schlüpfte Mucki hinaus und fand Britta auf der Terrasse, mit einem der herrenlosen Hüte angetan, die im Flur hingen und unter denen nur Onkel Grahnstedts grüne Leinwandmütze und Tante Gundas Monstrum aus Gaze und schwankenden Fliederdolden ein bestimmtes Geschlecht verrieten.

Die Geschwister gingen zwischen den alten, düstern Kastanienbäumen am Fließ entlang bis zu der Stelle, wo dasselbe in den Gartenteich einmündete. Dort lag der graue, rissige Kahn, zwischen Binsen und jungen Erlen, die Jahr um Jahr, Zoll um Zoll weiter in den See hinauswuchsen, so daß das „Angelhäuschen", welches sich noch in Muckis Kinderzeit auf drei Seiten im Wasser gespiegelt hatte, jetzt ganz von Gebüsch umgeben war.

Britta ruderte quer über den See, bis zu der Stelle, wo das Fließ wieder aus demselben hervorkam, klarer und tiefer als bei seinem Eintritt. Nun konnte man sich treiben lassen, durch Schilf und Binsen erst, wo überraschte Frösche bei ihrem Nahen klatschend untertauchten, dann an Hopfengärten und Gurkenfeldern vorbei, wo große Dillstauden in der Sonne dufteten, später durch Wiesen bis zur Sägemühle. Ganze Strecken lang waren die Ufer mit Erlen und Haseln eingefaßt. Man machte den Kahn an einem Baumstamm fest und saß da in tiefster Einsamkeit. Die Sonne schlüpfte durch die Blätter hinunter auf den klaren, sandigen Grund; winzige braune Fischchen standen stromauf mit goldenen Augen und erwarteten die herabtreibende Nahrung, und die Wellchen machten ein kleines zopfartiges Muster, wo sie sich, leise glucksend, am Bootskiel teilten.

Britta war das alles so selbstverständlich lieb, wie eine Mutter ihrem Kinde lieb ist. Das Behagen daran durchdrang sie wie Erdgeruch, diese Erde war sie, und sie war ein Teil dieser Erde; in dem tiefen Grunde steckte sie mit tausend Fasern, in die linde Luft dehnte sie sich mit tausend Ästchen. Aber Mucki mit all seinen neuen Büchern hatte solche ihr fremde Art dem allen nachzuspüren: er konnte sie plötzlich auf das Beben der Blätter aufmerksam machen, das sie bisher mehr gefühlt als gesehen, oder wie die Strömung an seichten Stellen die schmalen Wassergräser umbog und gleichsam kämmend über sie weglief, — oder er deutete ins Land, wo es sich in langatmigen Wellen streckte, goldgelbe Lupinenschläge und daneben braune, aufgepflügte Ackerstreifen, wo die Eggen hinter den geduldigen Pferden herglitten, von hagern, helläugigen Knechten, mit alten Dragonermützen auf dem Kopf, geleitet. Er sagte irgend etwas über Farbe, über Umriß, etwas, das dem Bild wie einen Rahmen gab und es heraushob und in Brittas Hirn abphotographierte; und war ihr doch, als sei dadurch etwas verloren gegangen, weil sie nun, wenn sie die alten Rotschimmel pflügen sah, nicht mehr an die Pferde selbst dachte, an ihre Heimkehr mit schweren Füßen in den warmen Stall, an das Klirren der Ketten und Schnobern der Nüstern im Dunkel — wenn die Mäuse im Mondlicht nach der Haferkiste huschen und die Katze, zu Stein erstarrt, hinter den Stalleimern kauert — sondern nur an Muckis Blitzaufnahme, die oft von einem treffenden Zitat begleitet wurde. Es war immer ein Lauschen und Schnuppern, wenn er die Dinge beschrieb, oder er zeichnete beim Sprechen mit dem Daumen in die Luft, als fühlte er weichen Ton seinem Druck entgegenschwellen und nachgeben. —

Wenn er ihr von einem Buche sagte: „das ist ist etwas Feines", so wußte sie, daß es sich oft nur um ein paar Zeilen handeln würde, die er ihr zwei-, dreimal wiederholen konnte, langsam nippend, als koste er alten Wein. Er fing den schönen Schmetterling, dem sie träumend nachgeschaut, er wußte durch die leise Unterstreichung des beschreibenden Wortes verschwommene Stimmungen in klare Linien zu bannen, wo ihr Gefühl alles in einen Nebel von Zärtlichkeit gehüllt hatte.

Und sie war immer bereit mit ihrer Bewunderung, mit ihrem Nachempfinden; freilich liebte auch sie manches, das vom Bruder als etwas Fremdes, sogar Feindliches empfunden wurde. So fühlte sie ihr Herz sich in Wonne zusammenziehn, wenn große Eilzüge donnernd in eine Bahnhofshalle einfuhren; so liebte sie Marschmusik und Glockengeläut, geflaggte Straßen und lustige, erhitzte Menschengesichter; und wenn um Pfingsten Schulkinder mit Botanisiertrommeln und Blätterkränzen durch den Park zogen und „ich bin ein Preuße" sangen, so bekam sie deswegen noch keine Gänsehaut wie Mucki, der sich bei allen patriotischen Kundgebungen krümmte wie von geistiger Seekrankheit befallen.

„Wenn du nun Landrat bist und mußt im Kriegerverein das Hoch ausbringen?" sagte Britta ...

Mucki lächelte; er bekam ein paar scharfe Fältchen an den Mundwinkeln, daß er aussah wie ein kranker Jockei mit seinem blassen, bartlosen Gesicht, das oft so namenlos jung und nichtssagend, aber oft alt und voller Doppelsinnigkeit erschien. „Ach, dazu kommt es doch nicht", sagte er und kratzte seinen hohen Spann, denn die Mücken stachen durch den feinen, fliederfarbenen Strumpf; und dann lachte er, denn Brittas Augen waren angstvoll geworden. „Ich bleib ja sicher stecken, wenn so ein muffliger Bonze mich examiniert, und ich muß die ganze Zeit seine angelaufenen Brillengläser anstarren, und er hat einen Siegelring am Zeigefinger — oder Watte in den Ohren — du weißt ja, da wird mir sofort übel ... Na und überhaupt hat das alles gute Weile."

Ja, gute Weile hatte es, denn nun sollten die Geschwister in die Schweiz und den ganzen Winter dort bleiben. Erst wollte Tante Gunda mit und Britta sollte bei Onkel Grahnstedt bleiben, aber Mucki hatte erklärt, dann brächten ihn keine zehn Pferde nach Arventhal, denn Liegehalle und Intensivfütterung sei schon an sich kein Vergnügen, aber Tante Gunda als tröstender Engel, die ihm vorlesen würde, „Quo vadis" und ähnlichen Quatsch, und bei Tisch die Freifrau herauskehren — wie damals in Montreux — wo sie ein Gesicht machte, als ritte sie auf die Reiherbeize mit dem Falken auf der Faust, daß all den Majorswitwen und Justizrätinnen schwindlig wurde — und von „Majestät" sprach, mit dem gewissen Augenaufschlag der Auserwählten aus Potsdam — nein, das konnte er kein zweites Mal überstehn!

Der Arzt hatte ein Einsehen gehabt, und die Tante mußte sich mit allerhand pikierten Redensarten in die veränderten Pläne fügen. Am betrübtesten war Onkel Grahnstedt. Er ging so gern mit der Nichte durch die Ställe und Felder — sie fühlte eine Art Mutterstolz, wenn eine moorige Wiese dräniert worden war, anders als Mucki, der über die schönen Sümpfe jammerte, die mehr und mehr ausgerottet wurden. Abends, nach dem Nachtessen, kamen die Geschwister oft noch in Onkels Sanktum, das mit zahlreichen ausgestopften Raubvögeln geschmückt war, die mit gespreizten Flügeln von der Decke herabhingen wie Lampen in einer Moschee. Es waren da auch schwarzlackierte Korbstühle, welche fürchterlich knirschten, wenn man sich anlehnte und allgemein gemieden wurden, auch schon deshalb, weil Onkel Grahnstedt sie alljährlich mittels Stiefellack in Stand setzte.

Britta spielte ein paar Sätze von Beethoven und allerhand wehmütige Volkslieder aus der Silcherschen Sammlung auf dem alten Tafelklavier, oder Onkel klappte das Kommersbuch vor ihr auf und zog sich dann wieder zurück in eine Ecke des grünen Ripssofas beim Ofen; aber Mucki saß, schmal und reglos, beim Fenster unter der Schmetterlingssammlung, mit helleuchtender Stirn im sanften Widerschein der Laterne draußen.

Diese Abende in dem großen, niedrigen Zimmer, wo die verflederten Bücher im Glasschrank, Shakespeare und Faust, David Copperfield, Onkel Toms Hütte und „Mine Stromtid", Atta Troll, Hans Huckebein und „les Misérables" nachbarlich beieinander standen, diese Abende waren für den alten Herrn der erfrischende Nachttau, die tiefe, heimliche Erdschicht, in die seine Seele mit ihren feinsten, durstigsten Wurzelspitzen hinunterlangte.

Und von dem fliehenden Aktäon, der tobenden Jagd im Frühlingswald auf dem verblichenen Wandteppich, der über dem Klaviere hing, tönte es wie Hornruf der Jugend durch sein altes, gütiges Herz.

Der gute Onkel Grahnstedt! Einsame Wintertage würden es für ihn werden, dieses Jahr! Und später, wenn man sich wiedersähe . . . ach Gott, auch im besten Fall, es ist ja doch nie wieder dasselbe.

Mucki zog ein Buch aus der Tasche. „In diesem heimatlichen Rinnsal verankert," begann er, „will ich dir etwas lesen, das von Flüssen und Gebirgen erzählt, die wir wohl nie mit leibhaftigen Augen sehen werden." Er grinste still vor sich hin, denn er hielt sich selbst immer zum besten, wenn ihn etwas begeisterte. Es war eine beinah qualvolle geistige Schamhaftigkeit, gleichsam eine Eifersucht auf seine eigenen Gefühle, an der er litt. Mit schüchterner, klangloser Stimme, die ab und zu ein wenig bebte, las er, die schmalen Schultern zusammengeschoben, den Kopf gebückt, Maurice de Guerins Zentauren. Britta hörte zu, vorgebeugt, mit halboffnen Lippen. Wie groß waren die Bilder, die vor ihren Augen kamen und gingen. Die Sätze schritten wie mit hallenden Hufen oder

glitten dahin wie volle Ströme, die das Ufergras überschwemmen, ragten wie Vorsprünge, wandten sich und traten zurück, den Hügelketten gleich, von denen sie zu sagen wußten.

„Höre, Britta, ist das nicht herrlich? — ‚Zuweilen kam meine Mutter heim, vom Wohlgeruch der Wiesen umströmt, oder triefend von den Gewässern, in denen sie geschwommen‘ — denke sie dir, die Zentaurin, wie sie heimtrabt, mit nasser Mähne, Schlamm und Schilfblüten an den Schenkeln — zu ihrem Jungen, das da in der Finsternis, im tiefsten Schweigen geboren, seine Zeit verschläft oder mit noch weichen Hufen in den Höhlen umherirrt. Höre: ‚Manchesmal kehrte sie, wie von tiefster Seligkeit bewegt, manchesmal aber traurig und schleppend, als trüge sie Wunden, in unsere Höhle zurück. Von weitem schon verriet es mir eine Eigentümlichkeit ihres Hufschlags — ich fühlte ihre Not in meinem ganzen Sein‘ — Und hier, Britta, spricht er von den Flüssen; er ist erwachsen, hat seine Höhle verlassen: — ‚Bei sinkendem Tag erfrischte ich mich in ihrem Bett. Meine eine Hälfte, im Wasser untergetaucht, bewegte sich in den Fluten, die es zu beherrschen galt, während die andere sich lässig erhob und ich meine müßigen Arme über dem Wasserlauf reckte. So, der Stunden vergessend, von den Wellen umspült, gab ich dem Zug ihrer Strömung nach, die mich, den scheuen Gast, in die Ferne trug und zu allen verborgenen Reizen ihrer Ufer führte. Wie oft überraschte mich die Nacht, wenn ich so die Ströme hinabtrieb, die unter immer breiter lagernden Schatten die Gewalt der Götter dahintragen, bis in die fernsten Täler. Dann beruhigte sich mein Ungestüm, bis nur noch ein leises, gleichmäßiges Lebensgefühl, mein ganzes Wesen durchrieselnd, übrigblieb — wie im Spiegel der Gewässer, die ich hinabtrieb, der Widerschein der Göttin, welche die Nacht durcheilt. Melampus! ich bin alt, und ich traure um die Flüsse! Wenn ich ihren Schoß verließ, begleitete mich ihre Kraft, und nur zögernd, Wohlgerüchen gleich, wich sie von mir. —‘

„Das Buch wollen wir mitnehmen, Brittchen, daraus sollst du mir vorlesen, wenn ich daliege mit dem Plaid über den Beinen und das ewige Blau und Weiß anstarren muß. Und dann im Sommer grüne Matten und rote Kühe und schwarze Tannenwälder, wie abgezirkelt! Es kratzt einem im Hals, gerade wie die Sprache dieser hartkantigen Nation. Ja, ich weiß, du bist andrer Ansicht. Du schwärmst für Jeremias Gotthelf und gescheuerte Milcheimer und grüne Wiesen mit gelben Ranunkeln. Und mich stören all die Grand-Hotels avec lift et éclairage — ich werde das nun wohl für den Rest meines Lebens genießen — winters gibts dann noch chauffage central, wo ich immer Stockschnupfen von kriege.“

Britta hatte den Arm um ihn gelegt. Sie lachte ihn an mit zärtlichen graublauen Augen. Nun lachte auch er: „Nur ein Glück, daß Tante Gunda hier bleibt, . . . Dieser Kelch. — Wird man immer so intolerant, wenn

man nachts viel hustet? Wenns ganz schlimm um einen stünde — da würde es einem wohl wieder egal sein . . . Aber ich kanns nun einmal nicht ertragen, wenn sie das gewisse Gesicht aufsetzt, du weißt schon . . . Edelfrau und Christin, besonders wenn sie mit der Pastorin spricht. Die Pastorin ist ihr ja in dem Fach noch über, aber Tante denkt, ‚das gehört sich auch so für Sie, meine Beste, aber ich könnte von Rechts wegen auch anders' —."

„Mucki, du bist greulich. Du weißt gar nicht, wie Tante an dir hängt . . ."

„Doch, das ist eben das Gräßliche, und ich weiß auch, daß sie ‚viel Schweres' durchgemacht hat, und alles das vom seligen Mandelsloh. Ach, wenn die Menschen doch nicht immer ‚Schweres' durchmachen wollten. Sie gehn dann den Rest ihres Lebens wie beschädigte Pakete von Hand zu Hand und kommen sich dabei heroisch vor . . ."

„Mucki, aus dir sprechen deine herzlosen Philosophen. Sind die nicht endlich unmodern geworden? Dein Buchhändler könnte dir wirklich bald eine andere Sorte schicken, ich meine beinah, Knigges Umgang mit Menschen wäre nicht übel, zur Abwechslung.

„Gott, Brittchen, du kannst ja ordentlich kratzen. — Aber du hast recht, ich sollte den Schnabel halten, bin ja selbst ein beschädigtes Paket." Er sah seine Hände an: „Komisch, und mit den Händen les ich dir den Zentaur vor und denke mich da hinein, als ob ich selbst so ein alter Gewaltskerl wäre. Was würden die zu mir gesagt haben! Wie ist die Stelle doch, wo er dem ersten Menschen begegnet?" Er blätterte ein paar Seiten zurück: „‚Einst beim Vordringen in ein Tal, das nur selten von Zentauren besucht wird, erblickte ich einen Menschen, der auf dem anderen Ufer dem Lauf des Flusses folgte. Er war der erste, den ich sah, und ich schätzte ihn gering. Dieser — so sagte ich mir — gilt kaum eine Hälfte deiner selbst. Wie kurz sind seine Schritte, wie unbeholfen sein Gang! Seine Augen scheinen mit Unlust den Raum zu messen. Das muß ein Zentaur sein, der, von den Göttern zu Fall gebracht, verdammt ist, sich in dieser Gestalt weiter zu schleppen!' — Aber siehst du, den Hohn der Zentauren läßt man sich gefallen; mit denen kann man ja doch nicht konkurrieren, aber . . ."

Britta rieb ihre warme, braune Wange an seiner Schulter; sie wußte ja, es würde bitter sein, wenn all die jungen Engländer und Norweger kämen, mit Ski und Rodelschlitten, in ihren weißen Sweaters, hochgebaut, schmalhüftig, stählern.

„Was haben wir schon für Reisen zusammen gemacht, Mucki," fing sie an, „schon als kleine Kinder. Ich habe noch ein paar Bilder davon, aber nur so verschwommen: Das große Schiff und der Nachthimmel darüber, und chinesische Lampions hingen in der Luft. Mammina ging auf und ab mit den

Marineoffizieren, sie hatte einen blauen Mantel an und etwas Glitzerndes über dem Haar. Wir sollten schon längst zu Bette sein, aber wir hatten uns versteckt, wo die aufgerollten Taue lagen. Ein Matrose wickelte uns in seine dicke Friesjacke, wir schlüpften zusammen, ich hielt den einen Ärmel fest und du den andern. Wie so zwei kleine Eulen saßen wir ..."

„Ja", sagte Mucki, „und die Schiffskapelle spielte aus dem Mikado und so süßes, italienisches Zeugs, wie Fondants und süßer Champagner, aber es paßte alles zusammen, es gehörte dazu, zu Mamminas Parfum, ihrem Lachen, ihren kleinen, zerstreuten Gutnachtküssen ..."

„Ach, sie muß bezaubernd gewesen sein" — Britta sah vor sich hin, als suche sie in dem verschwimmenden Erinnerungsgewölk. — „Wie wir die strenge Gouvernante bekamen, kniff sie immer ein Auge zu, wenn sie uns irgendwo begegnete, so verständnisvoll — weißt du, ich habe von damals einen Eindruck behalten: Mama als Chef einer Schmugglerbande." Mucki lachte leise. „Ja, ich glaube, das Gesetzwidrige reizte sie als solches. Im Garten des Paradieses würde sie den verbotenen Baum gleich ordentlich geschüttelt haben, aber die Äpfel hätte sie an die Affen verteilt und keinen einzigen für sich behalten. Ich glaube, sie wollte nichts vom Leben, und darum — wer weiß — gab es ihr viel. Sie hatte „Löcher in den Händen", wie man in Italien sagt."

Sie bleiben ein Weilchen stumm. Ihre Gedanken sind weit weg auf dem alten Kirchhof im Süden, wo Vasen und gebrochene Säulen zwischen Zypressen schimmern, an denen im Frühling Rosen und Glyzinen hinaufklettern, und lange Inschriften von kurzem Leben berichten.

„Weißt du noch", sagt Britta, „wie froh wir waren, als wir aus dem großen Hotel wegzogen. Der Garten hatte so was krinolinenmäßiges — und die langweiligen Palmengruppen — ach und was saß man so furchtbar lang bei Tisch! Es war so nett, als es dann zu teuer wurde und wir in die billige Pension übersiedelten, wo der englische Pastor war mit den vielen Kindern. Wir spielten Krocket und gingen in den Evening Service und du trugst Maud Tomlinson das Gesangbuch nach Haus ..."

„Ich war ein greulicher Bengel," sagte Mucki, „man sollte nicht glauben, wie sich ein so charmanter junger Mann daraus entwickeln konnte. Aber ..." er fährt mit dem Finger leise über ihre schlanke, gebräunte Hand —, „es wäre doch besser, wenn du Stammhalter und heir presumptive auf Schloß Hypothekenlust geworden wärst ... Du wärst da besser für geeignet, Jungfer Brittchen! ..."

„Ach, so ein Unsinn, Mucki, dafür paß ich ganz und gar nicht, ich kann ja absolut nicht kommandieren; wenn Fenster geputzt werden, muß ich immer an mich halten, ums nicht selber zu tun; — nein, paß auf, du wirst noch ein

rechter Landwirt von Gottes Gnaden und räsonnierst über die Kornpreise und sagst „aber der alte Gott lebt noch“, wenn dir was nicht in den Kram paßt.“

„Na — hoffentlich donnert Onkel Grahnstedt noch recht lange über dem Ganzen. Kurios — es ist mir geradezu ein ästhetischer Genuß, ihn fluchen zu hören — seine Flüche haben Stil — ich hänge an ihnen, wie an dem Rokokoschnörkel über der Haustür, oder dem Moos zwischen den Steinfließen . . .“

Britta plätschert ein wenig mit dem Ruder, dann sagt sie: „Als wir zuerst hierher kamen und uns alles fremd war, was haben wir uns damals unglücklich gefühlt, Mucki! Wie so zwei junge verkaufte Hunde. Und jetzt? „Als wärs ein Stück von mir.“ — Wer weiß, dort in den Bergen wird's uns auch so gehn. Ich glaube, du wirst da Stellen finden, wo dir ganz wohl wird. So ganz einsame, auf der Höhe, wo keine Bäume mehr sind, nur das kurze dichte Gras — wie ein Fell; und so schmale, schmale Rinnsälchen im Gras; Mucki, da reiten wir hinauf, und dann nehmen wir den Pferden die Sättel ab und legen uns an den Erdboden, in die Sonne, wo der Wind ganz einsam streicht, daß die kleinen, kurzgestielten Glockenblumen rascheln.“

Und dann macht Britta das Boot los und rudert nach Haus.

Britta hatte einige Tage in der kleinen Stadt verbracht, welche die Station für Arventhal bildete. Ostern war nicht mehr fern, und es sollte ein kindliches Eiersuchen im Sanatorium stattfinden, mit allerhand Geschenken und Späßchen. Sie war in den ziemlich primitiven Läden herumgerannt, todmüde zu Bett gegangen, und als sie in tiefster Finsternis geweckt wurde, dehnte sie sich erst ein paarmal verzweiflungsvoll, bei dem Gedanken heraus zu müssen.

Im Posthof, wo ihr Schlitten stand, huschten Laternen über den Schnee; die sie trugen, waren schwarz vermummt. Die Pferde kamen mit schauernder Haut und bleiernen Füßen und stellten sich ergebungsvoll an die Deichsel. Der Kutscher trat, sich den Bart wischend, aus der Gaststube; ein Mädchen hinter ihm leuchtete hinaus mit erhobenem Arm. Er nahm dem Knecht die Peitsche aus der Hand, stopfte die Pelzdecke unter Brittas Füßen fest, und fort ging es, holpernd erst und schurrend, dann immer rascher mit knirschendem Laut über den harten, gefrorenen Schnee.

Am Marktplatz vorbei ging der Weg. Der Ritter auf dem Brunnen, weißbepelzt, mit Lanze und Fähnlein, warf seinen Schatten auf die Wand der Apotheke zur Linken. Der Brunnen selbst glänzte in der Pracht glitzernder Zapfen und Zacken, welche mit ihrer phantastischen Gotik die Kunst der Menschenhand übertrumpften. Hier und dort öffnete sich eine Haustür, ein rotes, verdrossenes Gesicht in gestrickter Mütze, oder in dicke Tücher vermummt, blickte dem Gefährt nach, und dann machte sich die Gestalt daran, die Schwelle und den Bürgersteig, soweit die Hausfront reichte, mit Asche und Sand zu bestreuen.

Langsam stieg der Schlitten bergan, Fluß und Brücke hinter sich lassend, wo sich die Eisschollen grünschwarz und bedrohlich türmten und am Ufer, über den verschneiten Treppchen, die Bäume standen mit starren blauschwarzen Ästen, in denen verklammte Vögelchen saßen, braun und rund und reglos, wie Samenkapseln.

Schnee überall: an den Wirtshausschildern, die an verschnörkeltem Eisenarm über die Straße ragten, der Schwan und der Stern und der goldne Baum — an dem Zierat der Tore und Fenstergitter alter Familienhäuser, auf ihren schön geschweiften Dächern, die soviel Achtung und Sicherheit zu versprechen schienen all denen, die sich ihrem Hausrecht fügten. Und auch ein winziges Häuschen derselben zierlich-behäbigen Bauart stand auf halber Höhe, einem demütigen holzgedeckten Kirchlein gegenüber; Britta hatte es zum erstenmal im Spätsommer gesehen, als Rosengerank die Haustür umwirrte und im offnen Giebel ein Mädchen saß und Weißzeug nähte: nun lag es so geheimnisvoll wohlwollend unter dem bläulich schwellenden Schneedach, und das feine schmiedeeiserne Geländer, das die Stufen zur Haustür einfaßte, wiederholte wie ein zartes Echo die prächtige Phrase der großen Patrizierhäuser.

Am Kloster fuhren sie vorbei, wo früher der Bischof regierte; es war Licht in den lanzenförmigen Fenstern der Kellerei. Die war nun längst zu einer ganz prosaischen Wirtschaft geworden, aber so, im Halbdunkel, über der Terrasse, die sich mit breiten Mauerpfeilern wie mit tappigen Füßen an die Landstraße stemmte, schien es Britta, als müsse dort ein Spuk vor sich gehn, als brummten die Stimmen gespenstischer Mönche, wohlbeleibt wie die breitgegürteten Fässer.

Nun lag die Stadt ganz unter ihnen: ein Gewirr von Dächern und Dachluken, Giebeln und Schornsteinen, vom Schnee verbunden und ausgeglichen, in dem sich wohl nur die Katzen zurechtfanden, die mit behutsamen Pfötchen und weichen, genauen Sätzen aus dem siebzehnten Jahrhundert ins neunzehnte und wieder zurück ins achtzehnte sprangen. Der Schlitten glitt rasch und lautlos an einzelnen Bauernhöfen vorbei. Am Weg standen kahle Bäume voller Krähen — Nußbäume wohl —, aber bald hörten sie auf. Rechts senkte sich der Abhang ins Tal und wurde mit jeder Minute tiefer und steiler. Britta träumte vor sich hin, mit halbgeschlossenen Lidern: Alles umher war noch blaß und flimmernd; noch hielt der neue Tag seine Hand vor das zitternde Licht.

Nun waren sie schon seit Ende August dort oben, und die drei Stübchen, die sie vor einem halben Jahre noch nicht gekannt, waren ein Stück ihres eignen Wesens geworden; etwas, dem auch sie gehörte, von dem sie in vielen Jahren träumen würde, ob sie wollte oder nicht. Fast ebenso ein Stück von ihr wie die Räume in Dörnberg mit ihren spärlichen Möbeln, fadenscheinigen Teppichen und verblichnen Tapeten es geworden.

Da war vor allen Dingen Muckis kleines Wohnzimmer, mit den Büchern und Bildern, die hin und wieder, eigentlich zu ihrem Leidwesen — denn sie vermied gern alle Veränderungen — gewechselt und umgestellt wurden. Da lächelte Lionardos Hl. Anna wie eine gütige Brunnenfrau auf sie herab — oder eine Bellinische Madonna sah mit dem dunkelumschatteten Blick einer sanften Hirschkuh vor sich hin; und auf einer Staffelei waren Photographien aufgestapelt, die der junge Herr Brinkmann zu kunsthistorischen Studien brauchte und mit Mucki besprach und durchstudierte: Fragmente von Mosaikböden aus kühlen italienischen Kirchen, schwarz-weiße Sterne und Räder und Blumenbänder: wieviel schmerzende Knie hatten auf ihnen gekniet, wieviel staubige Füße waren mutlos oder freudig über sie hinweggegangen, wie viel Augen über sie hingeglitten, achtlos oder leidgetrübt . . . Und andere Abbildungen noch, aus Orten, deren Namen Britta nicht kannte: Säulenschäfte und Kapitäle und verstümmelte Götterhäupter, deren weite feierliche Brauen sie an die offnen Schwingen großer, einsamer Seevögel gemahnten.

So viel fremde Schönheit herrschte in dem kleinen Krankenzimmer: lautlos und doch überzeugend in ihrem machtvollen Auf und Ab von Leidenschaft und Beruhigung.

Manchmal quoll es angstvoll in dem Mädchen auf, wenn es den Bruder, still und durchsichtig, die Bilder zurücklegen sah in ihre Mappen: o, sein junges Leben — und die Welt so weit und so reich . . . versäumt — ja, war das nicht das rechte Wort? Denn sie sah es wohl: aus diesen reinen, vollendeten Formen wehte ihn jene geheimnisvolle Kühle an, der höchsten Schönheit Atemzug, die mehr Heilkraft für ihn hatte als die warmen, klopfenden Pulse menschlichen Mitgefühls.

Vor Muckis Zimmer war ein bedeckter Balkon, auf dem er viele Stunden des Tages zubrachte. Die allgemeine Liegehalle hatte er verabscheut. Diese Kamelhaardecken und Fieberthermometer, diese ewigen Witze und überhaupt das tägliche Zusammensein mit denselben Menschen, ohne daß irgendein gemeinsames, unpersönliches Interesse die geistige Luft ventiliert hätte . . . er war dabei zusammengeschrumpft, wie Gras auf einer glühenden Schaufel; und da hatte ihm Britta die Wohnung im Giebel erobert, wo der Föhn nachts in den Dachsparren sauste und es mit der Bedienung haperte, wo man aber frei war, wie die Turmschwalben. Und sie lief ja so gern für ihn treppauf, treppab. Ihr eigenes Zimmer lag daneben; mit seinem aufgestapelten Gepäck, dem Photographierapparat und der Teemaschine hatte es etwas Feldlagermäßiges, ohne unordentlich zu sein. Ich bin die Sakristei und du die Kirche, sagte sie; aber wenn sie nur einen großen Tisch hatte und helle Wände, so war sie zufrieden — im übrigen dem Glauben lebend: „Wo man glücklich ist, ist's schön, und wo man unglücklich ist — ist ja doch auch alles drum und dran entsetzlich."

Und hier hatte sie sich glücklich gefühlt, die ersten zwei, drei Monate: Mucki schien sich so wunderbar zu erholen, und es war, als ob neues Leben auch sie durchströmte. Ein Anspannen aller Muskeln in ihren jungen hilfsbereiten Armen, ihren raschen dienstfertigen Füßen, und zugleich in ihrem Innern wie ein Anpassen an die großen, klaren Linien dieser feierlichen und doch menschenfreundlichen Natur. Die alltäglichsten Dinge hatten etwas Festliches gehabt in dieser neuerwachten Zuversicht „daß nun alles wieder gut würde", ob sie nun Mucki half Bilder ordnen und umstellen, ob sie ihm vorlas, die Teetassen wusch oder Enzian und Moos in flache irdne Schalen pflanzte, da war immer der Blick ins Weite, der Geruch der reinen winterlichen Erde, das Wehen der reinen kameradschaftlichen Luft. Sie magerte ab in den Bergen, sie fühlte, wie sie leicht und stählern wurde, und Mucki lachte und sagte: „Wie lieblich ist der Botin Schritt", wenn sie ihm die Briefe brachte, oder er meinte, es wüchsen ihr kleine Flügel an den Füßen, wie dem schlanken Gott Merkur!

Ja und dann — dann war Lassen gekommen. Und nun — was war's, daß sie sich so unaussprechlich bangte, bei dem Gedanken, ihn heut wiederzufinden? Daß sie bisweilen wünschte, der Schlitten möchte rascher gehn, und dann wieder um sich blickte, beinah angstvoll, weil dies Glück des Entgegenfahrens bald vorüber sein würde. Als sie wegfuhr — vor drei Tagen — hatte nicht die Freude der Rückkehr schon damals den Abschied durchzittert?

Vor ein paar Monaten noch kannte sie ihn kaum, nur daß er liebe Augen hatte, das hatte sie gleich gesehn, und seine Stimme tat ihr wohl und die ruhige Art, wie er einen Stuhl hinstellte oder ein Fenster öffnete. Sie hatte, ganz instinktiv, gleich von Anfang an die Empfindung von Festigkeit und Zartgefühl gehabt, von einer verfeinerten, ob auch ganz unausgeklügelten Lebensfreude, einer Art Lebensfreude, in der sich Epikureer und Heilige, Kinder und Philosophen zusammenfinden könnten. Und wie sie dann bei den verschiedensten Gelegenheiten entdeckt hatte, daß er diese Eigenschaften wirklich besaß, hatte sich ihr Herz jedesmal ein wenig weiter aufgetan, mit jener tiefen, zuckenden Seligkeit, die wir empfinden, wenn ein Mensch, den wir zu lieben beginnen, etwas noch Schöneres offenbart, mit noch reicherem Maße mißt, als wir erwartet hatten. Ja, und nun füllte er ihr Herz — füllte es ganz, er und Mucki; doch für Mucki war's ein schmerzhaft leidenschaftliches Klopfen, so viel ruheloser, als was sie für Lassen empfand, denn neuerdings war wieder die Angst um den Bruder erwacht, und wenn er nur von einem Zimmer ins andre ging, lag in dem Ton der zufallenden Tür etwas Doppelsinniges für sie.

Allmählich war Muckis Balkon der Sammelplatz geworden, wo sich ihre Bekannten, einzeln oder gruppenweis, zusammenfanden. Lauter junge Menschen. Man tauschte Bücher und Zeitungen, man musizierte und photographierte, verabredete Schlittenpartien, wenn der Sanitätliche es zuließ. Zeitweise konnte

man ganz vergessen, daß man unter Kranken war, wenn man die fröhlichen Gesichter sah, denn wieviel Fieber und wieviel Jugendlust es war, das aus ihren Augen glänzte — wer konnte das bemessen!

Schwerkranke bekam man nicht zu sehen. Sie lagen in einem Seitenflügel. Nur die Pflegerinnen schlüpften mit Servierbrettern durch die Korridore und gaben auf teilnehmende Fragen immer dieselbe gleichmütige Antwort. In dem kleinen Freundeskreis war bisher alles gut gegangen. Mucki und eine junge Spanierin waren wohl die Kränksten unter ihnen. Aber die Luft war so fein und prickelnd, es atmete sich hier so leicht, die schweren Gedanken mußten unten bleiben, sie konnten nicht herumwirbeln in dieser Höhe.

Es waren Menschen in Arventhal, die sich schon viele Jahre so hinhielten, gute und schlechte Zeiten durchmachten; aber sehr schwer nahm man auch die schlechten nicht. Freilich, die es so leicht nahmen, waren jung, niemand zählte auf sie. Sie verloren die Zeitberechnung, sie waren freilich schon lange hier, aber es ging ihnen doch so viel besser: da durfte man um ein paar Monate mehr oder weniger nicht handeln. Die Verheirateten waren schon schlimmer dran — und gar erst die Väter und Mütter; ja, die wollten sich durchaus nicht in Schlaf singen lassen. Wenn das Fräulein beim Essen die Post verteilte, wechselten sie die Farbe und blickten hastig in den Brief, dem sie die eingelegte Photographie schon angefühlt hatten: eine junge Frau, nicht schön, nicht häßlich, niemand würde einen zweiten Blick auf das Bild geworfen haben, wenn er es zufällig in einem Album gefunden hätte; oder zwei kleine Mädchen, steif und fremd mit ihren neuen Kleidern und feierlichen Photographiergesichtern. — Ach, aber was suchten, was fanden die Augen der Empfänger nicht alles, Wohlbekanntes und Überraschendes, in diesen Gesichtern; eine Entdeckungsreise, die immer wieder von vorn anfing. Für diese hatte das Leben einen scharfen Umriß: sie wußten, es hatte irgendwo angefangen und mußte — in nicht allzulanger Zeit — wieder aufhören; sie wußten, daß Glück und Hoffnung auf Glück nicht dasselbe sind, und sie klammerten sich ans Nächste, an das Heimatliche und Altgewohnte, das mit jedem Tage kostbarer wurde, kostbarer als alle flimmernden Fernen. Denn um die zu erreichen, braucht man Zeit, und Zeit haben nur die, die sie noch verschwenden. Sie aber waren sparsam geworden.

Seit Karen Sibelius, die junge finnische Künstlerin, gekommen war, ging's an dem Tisch beim Fenster munter her. Wie ein krankes Rennpferd, bei dem sich immer noch eine dreifache Lebenslust in Sprüngen und plötzlichen Läufen äußert, ließ ihr bewegliches Künstlerblut sie unter all diesen jungen Menschen als die Lebendigste erscheinen. Britta war ihr unendlich gut, wie einem wilden, fremdartigen, zeitweise rührend zutraulichen Tierchen. Bisweilen konnte sie — abrupt und graziös in ihren Bewegungen — sich in der Sofaecke zu einem

kleinen jammervollen Knäuel zusammenwickeln und bittre Tränen vergießen, weil die Gestrenge ihr die Zigaretten weggenommen oder gescholten hatte, wenn sie den ganzen Vormittag zu Bett lag. Dann war sie auch fortwährend in Geldnöten; ein mysteriöser Onkel in Lappland, den sich Britta nicht anders als im Renntierschlitten und mit einem Eiszapfen an der Nase vorstellen konnte, schickte zwar ziemlich ansehnliche Summen, aber Karen hatte, was sie „Anfechtungen" nannte, in Gestalt von „Schildpattmännern" und „Spitzenmadams", und wenn sie denselben erlegen war, mußte sie sofort Geschenke für alle Bekannten erstehn — das nannte sie, sich den Ablaß erkaufen. Daher war die Ebbe chronisch, wie sehr auch Britta rechnete und wie oft sie auch „Tilgungsfonds" in irdnen Schweinchen für Karen anlegte . . . Es dauerte aber nie lange, so erklärte Karen, der heilige Eber müßte dem Odin geschlachtet werden, und sie hätte Thors Hammer gleich mitgebracht — das war dann meistens ein alter Schuh, konnte aber auch ihre beste Haarbürste sein, darauf kam's ihr nicht an.

„Ah — Sie werden sehn, Britta — wenn ich mein erstes großes Konzert gegeben habe . . . dann hört das ekelhafte Sparen auf . . . Ihr sollt alle paff sein über meine Herrlichkeit. Ich denke mir jetzt schon immer die entzückendsten teagowns aus — wenn ich in der widerlichen Liegehalle röste und mir den Teint verderbe."

Dabei zog sie sich sehr nachlässig an, ihre Kleider waren zerknittert, die glanzlosen Haare wie verweht, und wenn sie sich langweilte, was oft der Fall war, schien alles an ihr welk und tot herumzuhängen. Und doch, wenn sie in ihrer planlos zusammengestoppelten Kleidung ins Zimmer trat und plötzlich mit leuchtenden Augen aufblickte, schienen alle andern Frauen nichtssagend zu werden, als sei ein eigner, kapriziöser Stil in ihrer Stillosigkeit verborgen, dem man nachspüren mußte, ob man wollte oder nicht.

Mucki kam nun öfters herunter in die große Wandelhalle oder schlenderte mit Karen im Garten herum, zwischen den künstlichen Felsgruppen, auf denen der Höchstkommandierende grünliches Edelweiß züchtete. Sie schmuggelte ihm Zigaretten zu, die verboten waren, was den Reiz, ihn rauchen zu sehen, nur erhöhte. Zuweilen zankten sie sich; über Bücher meist; denn sie verschlang alle modernen Philosophen und modernsten realistischen Romane mit der harmlosen Zuversicht eines jungen Straußen, der sich auf seinen Magen verlassen kann. Es war etwas Unausgeglichnes, Rücksichtsloses in ihr, das er durch Spott zurückwies und das wohl zum Teil mit ihrem planlosen Lesen, zum Teil aber mit ihrem nordischen Volkstum zusammenhängen mochte, das mit beiden Füßen schon im Zukunftsstaat steht, den Kopf aber noch zurückwendet nach Islands Märchenklippen . . .

Plötzlich ließ er dann alle Streitlust fahren, sah sie ein bißchen traurig, ein

bißchen belustigt an und bat sie, ihm vorzuspielen. Das tat sie denn auch, wenn sie in der Stimmung war, ohne sich lange zu besinnen; mit Vorliebe Mozart und Bach und altitalienische Violinkonzerte, zu denen sie mit klangloser, aber urmusikalischer Stimme die Oberstimme summte.

Bisweilen wiederholte sie eine Stelle, und das konnte sich Mucki zur Ehre rechnen. Denn nur, weil sie durchfühlte, daß sein Geschmack, wenn auch nicht immer übereinstimmend, dem ihren ebenbürtig war, kam ihr der Gedanke, ihm das verborgene Gewebe zu erklären; zu zeigen, wie der Komponist, hier durch ein leises Ausweichen, dort durch ein zartes Mehr oder Minder im Ausdruck, die Zeichnung leben ließ, ohne doch die Ruhe der Form zu zerstören. Ganz aus eigner Hingebung spielte sie einen Abschnitt, oder auch nur ein paar Takte, zwei-, dreimal, und nickte ihm mit klaren, verstehenden Augen zu. Mucki verschwand ganz in dem tiefen Ledersessel. Die Töne kamen und gingen, schlangen sich zu Gewinden, breiteten sich aus mit schöner freigebiger Gebärde und sanken in sich zusammen wie Blumenkelche, ehe es Nacht wird. Er saß und blickte vor sich hin und wußte nichts mehr von dem langweiligen Saal mit seinem Fries optimistischer Weisheitssprüche, die den Widerspruchsgeist eines Lamms erwecken mußten. Die häßliche, schokoladenfarbige Tapete, die gipserne Klythia und goldgerahmten Aquarelle dankbarer Patienten — er sah nichts mehr, was ihn sonst doch so leicht quälte und abzog: die Töne waren stärker, ihr Herzschlag, ihre Lust und Schmerz wurden von neuem in ihm geboren, bis sie sich endlich in einem letzten Akkorde lagerten und die Harmonie in lichten Strahlenbündeln nach allen Seiten hinausklang. Britta hatte anfangs auch zugehört, aber es überwältigte sie, sie mußte so bitterlich weinen; da fühlte sie sich nicht sicher vor dieser Gewalt in Karens Händen und war nicht wiedergekommen. Die beiden weinten nicht. Ein Ausdruck erschien auf ihren Gesichtern, als stünden sie auf rosigen Gipfeln, und, tief unter ihnen, der Rauch der Dächer und alles Leid der Welt . . .

Der Schlitten fuhr lautlos über den glatten Schnee. Zur Rechten, jenseits des tiefen schneegefüllten Tals, ragten die blendenden Höhen. Tannenwälder leckten mit schwarzen Zungen an ihnen herab, und hier und dort klebte ein Dorf, halb verschüttet, unter der glitzernden Last. Links waren sanftere Anhöhen, verschneite Böschungen, dann und wann ein altes hölzernes Haus, das warm und braun unter dem Schneedach dastand: Sprüche liefen in krausen Buchstaben um seinen Mittelbalken, gleich Runen in einen Zaubergürtel geritzt, der vor Unheil bewahrt. Krähen saßen schwarz und stumm auf dem Zaun über dem Abgrund, überall lastete der Schnee, schweigsam und schwer, aber belebt durch sein eignes Glitzern und Funkeln. Es war das echte Winterwetter, zu dem sowohl ruhige Arbeit wie tolle Lustigkeit paßt, aber nichts Wehmütiges, nichts das hilflos ist und ergeben.

Ein bißchen weiter noch, und der Schlitten hielt. Hier wurden die Pferde gewechselt. Es war eine winzige Ortschaft, Kirche und Posthaus, das zugleich als Wirtschaft diente, und ein paar braune Bauernhäuser, die im Sommer lange blühende Nelkenzweige aus den Fenstern niederhängen ließen und die Namen ihrer Erbauer über der Haustür trugen.

Britta wurde ins obere Gastzimmer geführt. Der Kachelofen brummte, es roch nach Holz und frischem Kaffee. Bald stand alles vor ihr auf sauber gedecktem Tisch. Hier war sie schon einmal gewesen; damals als sie ankamen. So voller Hoffnung: das kleine Gasthaus schien die erste Etappe zu sein zur Erfüllung ihres einen Wunsches. Heut blickten sie die ausgestopften Murmeltiere über dem Sofa und die Eichkätzchen über dem Klavier weniger zuversichtlich an. Damals hatte sie in den vergilbten, verflederten Noten gestöbert, allerhand „Edelweißwalzer" und Tyroliennen und die „Schule der Geläufigkeit". Und mitten drin hatte sich eine kleine Melodie von Gluck verirrt, von der sie bisher angenommen, niemand kenne sie. Aber wie sie sie spielte, die wehmütige Oberstimme mit der gleichmütig rieselnden Begleitung, war ihr auf einmal, als lächle sie jemand mitleidig an, als führe ihr etwas traurig Liebkosendes übers Herz, sie wagte nicht aufzuhören, weil sie fühlte, wie ihr die Augen voll Wasser standen. Mucki hatte hinter ihr auf dem glatten Roßhaarsofa gesessen und gesagt: „Komm, Britta, probier mal, es ist genau wie Pastors Kanapee, man kommt sich vor wie eine Lawine."

Heut aß und trank sie rasch, ohne sich umzublicken. Die Murmeltiere und Eichkätzchen sahen mottenfräßig aus in der klaren Wintersonne, sie hatte Eile, aus dem Bannkreise ihrer starren Äuglein zu kommen.

Als Britta in der Dämmerung im Sanatorium eintraf, fand sie Mucki und einige andre ihres kleinen Kreises in Karens Zimmer. Sie hatten sie erst später erwartet, und es war große Überraschung und Geschrei, als sie eintrat. Karen machte gerade Kaffee auf ihrer Höllenmaschine, die sich diesen Namen durch häufige Explosionen verdient hatte, und irgend jemand mußte wohl Geburtstag haben; denn eine bekränzte Torte, mit Wachskerzchen geschmückt, spendete ein geheimnisvolles Rembrandtlicht. Wenn man von einem Ort, an dem man lange ununterbrochen gewohnt hat, sei's auch nur kurze Zeit, fortgewesen ist, so sieht man ihn bei der Rückkehr wie etwas Altbekanntes und doch unbegreiflich Fremdgewordenes wieder. Die Augen haben sich an andern Dingen zerstreut und erfrischt, und es ist, als ob ein Maler ein Bild betrachtet, an dem er lange gepinselt und das er dann einige Tage gegen die Wand gelehnt, abseits gestellt hatte. Diese jungen, teilweise kindlichen Gesichter, mit glänzenden Augen und geröteten Backen, diese armen leichtblütigen Wesen, die sich an einem winzigen Täßchen schwarzen Kaffee und einer verbotenen Zigarette einen kleinen Freudenschwips holten — standen sie ihr nach so viel Monaten des Zusammenseins eigentlich

nahe? Oder waren es Schatten, wie man sie von der Straße aus an erleuchteten Fenstern vorübergleiten sieht, die hinauslächeln ins Dunkle und nichts wissen von den andern Schatten da draußen. Lassen war nicht im Zimmer, das sah sie gleich, und es war ihr unheimlich, daß er nicht gleich da sei sie zu begrüßen. Es fuhr ihr kalt übers Herz. War irgend etwas vor sich gegangen, während sie fort war, hatte sich etwas verändert? Und waren sie denn wirklich alle so lustig? Unwillkürlich streckte sie ihre Hand aus; sie hätte gern einen Augenblick die Augen geschlossen und sich an jemanden angelehnt. Ach, wie dumm! Es war gewiß das warme Zimmer und die Blumen, nach der kalten Fahrt. Sie strich sich über die Stirn und beugte sich über den Bruder, der sich aufgerichtet hatte. Aus ihrer Pelzjacke hauchte ihn noch die frische Schneeluft an, in ihrem Haar hingen ein paar glitzernde Tröpfchen.

„So, da kommst du ja gerade noch recht" — sagte er grämlich, aber mit einem lieben Aufleuchten. „Noch ein bißchen Explosivstoff, Fräulein Karen, das Ding ist ja schon wieder in den letzten Zügen."

Herr Brinkmann aus Livland, der das R rollte, als ob er sechs Tigerkatzen verschluckt hätte, kam mit der Spiritusflasche gelaufen. „Um Gotteswillen, erst auspusten!" rief Britta eben noch zur rechten Zeit.

„Na ja, man denke sich," sagte der Assistenzarzt, „wenn der ganze Kasten in die Luft flöge. Chirurgische Tätigkeit, welche Abwechslung!"

„Ob unser Oberbonze dabei glänzen würde, erscheint mir zweifelhaft," sagte Karen und goß eine morastige Brühe, welche sie „türkischen Mokka" benannte, in die Puppentäßchen ein. „Wenn man seit Jahren nichts tut, als trostbedürftigen Menschen versichern, daß anhaltendes Fieber ein sicheres Zeichen der Genesung sei — ob man da die übrigen Handgriffe nicht verlernt?"

„Nu" — sagte Herr Brinkmann — „wänn die Härrn Ärrrzte alle die Krrankheiten zu behandeln wissen, jejen wälche — wie es in ihrem rreizenden jarrrgon heißt — keine Kontraindikation voorrliecht, so missen es sähr errfahrrne Leite sein ... Ich habe heite im Wartezimmer eine Liste der landleifigsten Krankheiten durchstudiert, die man alle in Arrrventhal loswerden kann — ärrbarrmen Sie sich, mir schaudert noch davon." —

„Ja, nicht wahr," sagte Karen, „wenn man so was liest, meint man, man hätte alles gleichzeitig." „Ja", — sagt Herr Brinkmann mit noch stärkerem Geschnurr — „da waar ein Parragrraf ieber Schnüürrleberrn, ein den Siejeslauf des Korrsätts parrallel bejleitendes Jebel, und ein anderrer ieber die Kniebeitelentzündung, wälche sich die änglischen house-maids durch das iebertriebne Schrruppen där Tührrschwällen und Trräppen zuziehn, zu wälchem sie der starrre Konventionalismus des brritischen Spießertums värrurrteilt ... Nachdem ich zehn Minuten jelesen hatte, fiehlte ich berreits deitliche Symptome dieser spezifisch weiblichen Jebrästen an meinem eijnen Leibe ..."

Britta fing an auszupacken. „Nein, nein, nichts anrühren, das sind Überraschungen, aber hier — und hier —" sie reichte verschiedene Pakete herum. „Ihre Schlittschuhe, Karen, sind jenseits von Gut und Böse. Der Onkel aus Lappland muß Ihnen schon ein Paar neue stiften."

Eine kleine, unbehagliche Pause entstand. „Ach, Fräulein Karen braucht keine Schlittschuhe mehr, sie will morgen weg. Dies ist der Opferschmaus." Mucki hatte es gesagt, leichthin, aber er machte sich mit der Kaffeemaschine zu schaffen, während er sprach.

„Ja, es sind Frrrämde jekommen aus den Tälern därr Wältlust," sagte Herr Brinkmann, „sie warren anjetan mit weißen Jakken und jestrickten Kappen, und an ihrren Füßen warren Ski und an ihrren Händen warren Fausthandschuh — morrjen will Fräulein Karren mit ihnen ieber die Hehn." —

„Wie die Ibsensche Dame mit dem Bärenjäger," sagt der Assistenzarzt — „ich bin frei — ich bin frei!" —

„Ja, das bin ich auch, Gott sei Dank" — sagt Karen. Ihr Ton ist verärgert.

„Hat Ihnen der Höchstkommandierende seinen Segen oder seinen Fluch dazu erteilt?" fragt Fräulein von Leutwein und betrachtet ihre langen, durchsichtigen Hände.

„Ach, der soll reden" — sagt Karen heftig. „Was hilft's mir, ob ich ein paar Jahre länger lebe, wenn ich mich die ganze Zeit langweile. Das ist grad wie eine Freundin von mir, die sich niemals Stirnlöckchen brennen will, weil sie Angst hat, sie könnte mit vierzig Jahren kahl davon werden. Als ob es nicht ganz egal wäre, wie man mit vierzig Jahren aussieht . . ."

„Aus Ihnen redet die Arglosigkeit der ersten Jugend," sagt der Assistenzarzt.

„Ach, ich kann, ich kann nicht mehr!" sagt Karen; „ich ersticke. Das ist alles ganz schön für einige Zeit, kahle Berge und kahle Zimmer und nichts als Luft — aber dann . . . Sehn Sie, wenn ich nur ein französisches Modejournal in die Hand nehme oder im Annoncenteil der Zeitung die Namen all der Winterkurorte lese — da wird mir elend vor Zorn. Ich möchte an der Riviera sein, oder in Ägypten, und im allerschönsten Hotel wohnen und immerzu klingeln, und dann käme ein italienischer Kellner und sagte „Commandi" und „non dubiti" und brächte mir alles, was ich nur wollte. Und abends möchte ich auf einer Terrasse sitzen und Eis essen und geputzte Menschen wogten auf und ab, dazu müßte irgendwo Isoldes Liebestod gespielt werden oder es dürfte auch meinetwegen so was Zuckriges sein von Leoncavallo. Und wenn ich Fieber hätte, desto besser, man lebt ja doch eigentlich nur bei erhöhter Temperatur. Das Vegetieren hier — na ja — die Murmeltiere leben ja schließlich auch in ihrer Heukiste. Und dann — wenn ich genug davon hätte — dann wollte ich wieder arbeiten. Es hat keinen Zweck, die paar Freuden dieses Lebens in einen Schrank zu schließen, wie ein

braves Kind seinen Kuchen wegschließt, damit er länger vorhält. Man ist doch nur präokkupiert. Nein, viel besser man frißt die ganze Herrlichkeit auf einmal auf, dann hat man Ruhe . . ."

„Also die Indijestion als Vorrrbedingung derr Sälenläuterung," bemerkte Herr Brinkmann.

„Ja, erst einmal Kairo oder die Riviera und ordentlich austoben und dann irgendeine tüchtige Stadt, wo man an seine Arbeit geht, wie man in einen guten harten Apfel beißt."

„Sind Sie nicht ein flatterhafter Schmetterling, tout bonnement, liebe Karen?" sagt Fräulein von Leutwein spitz. „Noch vor ein paar Wochen waren die Klassiker und die Vereinfachung der Lebenslinie die Losung . . . Sind Sie damit schon zustande gekommen?"

„Man nennt die Schmetterlinge flatterhaft," läßt sich Muckis träge Stimme vernehmen. „Aber die Bienen, die uns von klein auf als Muster eines moralischen Lebens vorgehalten werden, sind es ganz ebenso. Nur, daß sie dabei auch noch einträgliche Geschäfte machen. Ich finde die Schmetterlinge sympathischer."

„Danke für Ihren Beistand," sagte Karen trocken. „Dieser Kuchen verbreitet übrigens eine Allerseelenstimmung, die uns alle angesteckt hat. Ich bin dafür, ihm den Garaus zu machen."

„Ja, liebe Karen," sagt Mucki, „pusten Sie uns mal der Reihe nach das Lebenslicht aus, Stück für Stück 'n Dreier . . ."

„Nein, das muß jeder selbst tun, aber ich will anfangen."

„Also . . . das feuerrote, die Kerze der ewigen Anfechtung, das sind Sie, Fräulein Karen," sagt der Assistenzarzt.

„Nun also — Courte et bonne," sagt Karen, „laß fahren dahin!" Und sie beugt sich über den Kuchen. Wie fein die zitternden Nasenflügel, der große, leichtzuckende Mund, die feinen, beweglichen Augenbrauen. Auch die andern jungen Gesichter beugten sich vor. „Ave, Karen, Morrriturri," schnurrt Herr Brinkmann, und Karen sagt, „o, hören Sie auf mit Ihrem philisterhaften Latein." Ganz im stillen kommen sie sich doch wohl alle ein bißchen heroisch vor, daß sie so gar nicht abergläubisch sind.

Nun erkundigte sich Britta nach den Bekannten, zunächst ohne Lassens Namen zu erwähnen. Man ging leicht über das Ungünstige hinweg. Der März war nun einmal ein böser Monat, und es war Etikette, solche Zwischenfälle möglichst flüchtig zu streifen. Nur als die Rede auf Concita, die kleine Spanierin, kam, ging's wie eine Wolke über die Gesichter.

Concita war im Herbst mit Vater, Großmutter, vielen Geschwistern und einer alten, schnurrbärtigen Dienerin Trinidad angekommen. Vater und Geschwister, klein und schmächtig, von gelber Gesichtsfarbe und alle mit denselben kurzen

Radmänteln angetan, die an Studenten von Salamanca gemahnten, waren nur kurze Zeit geblieben. Wie fremde halbverklammte Wanderratten sah man sie, schwarz und schweigsam, an den verschneiten Hängen hintereinander hergehen, und bei Tisch saßen sie mit düsterbrennenden Augen und sprachen mit seltsam heisern Stimmen, wozu sie mit den Händen gestikulierten; auch klagten sie sämtlich über Frostbeulen. Dann eines Tages waren sie verschwunden, nur Concita mit der Großmutter und der alten Trinidad blieben zurück.

Es war viel Wesens mit dem jungen, fremdartigen Geschöpf gemacht worden. Herr Brinkmann nahm sich vor, den Don Quixote in der Ursprache zu lesen, und kam alle Augenblicke mit dem Wörterbuch gerannt; die jungen Damen lernten spanische Tänze und mexikanische Lieder von ihr. Aber die Besserung hatte nicht vorgehalten, und nun war sie schon seit vielen Wochen nicht mehr ins Eßzimmer oder in den Wintergarten gekommen. Die jungen Leute hatten sie alle gern, ihr niedliches, gebrochenes Deutsch, ihr Mutwillen und ihre gänzliche Unbesorgtheit — wie ein krankes Kätzchen freute sie sich über jeden Sonnenstrahl — das alles hatte einen gewinnenden Zauber. Nur mit Karen war es nicht zur Intimität gekommen. Diese empfand ihr eignes Kranksein wie eine Degradation, und der Anblick schwer Erkrankter störte sie in dem künstlichen Optimismus, den sie sich wie ein Gitter errichtete, hinter dem ihre Kunst sich friedlich entwickeln konnte. Denn die mokante Gleichgültigkeit, mit der sie ihre Krankheit erwähnte, die oft verletzenden Vergleiche, die sie brauchte, wenn sie von sich selbst und ihren Leidensgenossen sprach, waren im Grunde doch nur eine abergläubische Methode, das Schicksal zu entwaffnen, den Teufel an die Wand zu malen, damit er nicht in Wirklichkeit erscheine.

Aber ab und zu — selten genug — schenkte auch sie dem kranken Kinde eine Aufmerksamkeit: ein leiseironisches Lächeln, so von weit her, wie eine kleine Welle, oder, im Vorübergehen, eine leichte, kaum fühlbare Liebkosung; einmal auch ein Bündelchen dicker, kurzgestiehlter Schneeglöckchen, die nach Erde rochen; „kleine, weiße Hasen" hatte sie gesagt . . . Ihre seltsame, mühelose Gewalt versagte auch hier nicht. Concita saß erstarrt und blickte wie in einen tiefen Brunnen hinab, mit flehenden Augen: „O liebe, schöne, wunderschöne Brunnenfrau, komm doch nur noch ein einziges Mal herauf und sieh mich freundlich an . . .."

Nun brachte der Assistenzarzt einen Erfolg aufs Tapet: Lassen. Der Oberarzt hatte gestern auf Lassens Bitte eine große Generaluntersuchung vorgenommen und ging seitdem schmunzelnd einher wie ein majestätischer Silen. Ein so eklatanter Fall von Besserung war lange noch nicht dagewesen. Aber nun wollte der verblendete Mensch gleich abreisen, zu seiner Arbeit zurück, ohne Übergang, ohne Nachkur. Es war zum Tollwerden. Noch drei Monate müßte er bleiben, dann konnte er wieder Stahlstaub schlucken, wenn er durchaus darauf bestand. Aber jetzt schon . . . der Alte schnob wie ein Delphin.

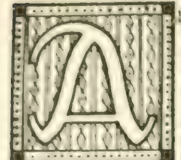
Britta fühlte, wie eine Hand ihr Herz nahm und zusammendrückte. Es war, als söge ein chemischer Prozeß plötzlich die Farbe aus allem um sie her, und doch war's ihr nicht einmal ganz klar, was die Nachricht alles in sich schloß. Denn es war eine solche Gewohnheit geworden, neben Lassen am Tisch zu sitzen, mit ihm zu wandern, zu photographieren und tausend kleine Lustigkeiten zu haben — und daß mit seinem Fortgehen auch alle diese kleinen unbedeutenden Dinge, die doch wie ein freundliches Gespinst den Tag durchzogen, aufhören müßten, das würde ihr erst allmählich durch eine fröstelnde Leere, durch ein gewohnheitsmäßiges Erwarten, das unbefriedigt bleiben würde, klar werden.

Wie gewöhnlich, wenn etwas Ungewohntes oder Feindliches in ihr Leben trat, erwachte in ihr das Bedürfnis, etwas Mechanisches zu tun. Wenn sie zu Hause gewesen wäre, würde sie in die Sattelkammer gegangen sein und dem alten Christian geholfen haben, die Trensen und Kandaren zu putzen. Solche Beschäftigung war wie eine Gnadenfrist. Erst mal äußerlich Ordnung und Sauberkeit stiften, nachher läßt sich das Innerliche auch leichter einräumen und verwinden. So empfand sie auch jetzt nur den einen Wunsch auszupacken, ihre Kleider zu wechseln und in Muckis Zimmern nach dem Rechten zu sehen: die Blumen hatten gewiß kein frisches Wasser bekommen, oder es lag Staub auf den Photographien.

Aber als sie den Korridor entlang schritt, wo am Ende das hohe Fenster den Blick auf verschneite Wiesen und Hügel und ein einsames Kirchlein freigab, da spürte sie, wie sie das alles jetzt schon mit andern Augen ansah. Als sei ein Lächeln erloschen. Die Berge zogen graue Schleier um sich, traurig, fröstelnd — und das, was vor einer kurzen Stunde Leben hieß, hieß nun schon Erinnerung. War das noch dieselbe Welt?

(Schluß folgt)

Die internationale Himmelskarte / von Fritz Kahn



Am 22. Oktober 2137 vor Christi Geburt ließ der Kaiser Tschung-Khang die beiden Hofastronomen Hi und Ho am Tage einer Sonnenfinsternis öffentlich hinrichten, weil sie diese nicht prophezeit hatten; ein Akt, der zwar nicht von einer hohen Auffassung der Menschenwürde, wohl aber von einer ausgebildeten Form staatlich geregelter Wissenschaft zeugt. Genau viertausend Jahre später ließen die weltlichen und geistlichen Behörden in Chili einen gewissen Renous wegen Zauberei verhaften, weil er Raupen hatte, die sich in Schmetterlinge verwandelten (Darwin). Im alten China wurden Fehler in wissenschaftlichen Arbeiten mit dem Tode bestraft, in den Lebenstagen Goethes, im Jahrhundert Darwins wird ein Mann wegen des Studiums der Insekten vor den Richterstuhl zitiert.

Tausend Jahre vergingen nach dem Tode der chinesischen Astronomen, ehe wir die frühesten Spuren geschichtlichen Geschehens auf europäischem Boden finden. Damals teilten die Ägypter den Himmel in 360 Grade und erhoben die Geometrie und Geodäsie zu einer Wissenschaft. Nach abermals tausend Jahren, als die Länder, die heute im Kulminationspunkt geistiger Entwicklung stehen, noch Urwald und Morast bedeckten, berechnete in Alexandria ein Polyhistor mit Hilfe der altägyptischen Wissenschaft den Umfang der Erde und die Schiefe der Ekliptik, und arbeitete auf Samos ein Astronom an dem Problem der Sonnenentfernung.

Nochmals tausend Jahre weiter. Dreitausend Jahre nach der Blüte jener altchinesischen Hochkultur. Die abergläubische Christenheit in Europa erwartete an der Jahrtausendwende den Untergang der Welt und das Strafgericht des jüngsten Tages, als auf Afrikas Boden Al Sufi die Sterne zählte und katalogisierte, und in Südamerika im peruanischen Inkareich Pachakutik die astronomischen Beobachtungen seiner Vorgänger verbesserte.

So lebte die Wissenschaft seit Menschengedenken in allen Erdteilen schon vor ihrem beispiellosen Aufschwung in dem neuzeitlichen Europa. Und wenn sie auch erst spät nach dem Westen der alten Welt drang, so verband sie doch die Nationen schon Jahrhunderte früher, ehe den Völkern das Verständnis für den Fremden, den „Barbaren", aufdämmerte. Zu einer Zeit, wo nicht nur die breiten Schichten des Volkes, sondern auch die führenden Kreise ausländischer Kultur interesse- und verständnislos gegenüberstanden und sich in dünkelhafter Selbstüberhebung allen von außen kommenden Einflüssen kritiklos verschlossen, zog schon die Wissenschaft ihre weltumspannenden Fäden von Pisa und Bologna nach Upsala und Leyden, von Salamanca nach Krakau, von Paris nach Frauenburg und von Hven nach Cambridge und Dublin. Und keiner dieser

Pflegestätten der Bildung kann man den Vorrang vor den anderen geben, geschweige sie die Wiegestätte unserer Wissenschaft nennen. Die Völker Westeuropas sind in gleicher Weise an der Entwicklung der Wissenschaft beteiligt. Ein Blick in das Zeitalter ihrer Geburt bestätigt es.

Die Geschichte der modernen Wissenschaft beginnt mit dem Sturze des Ptolomäischen Weltsystems durch Kopernikus und der Aufstellung des Gravitationsgesetzes durch Newton. Anfang des sechzehnten Jahrhunderts schrieb Kopernikus sein „weltbewegendes" De revolutionibus orbium coelestium. Kopernikus war ein Pole, seine Familie stammte aus Krakau. (Welcher Wertschätzung sich übrigens Kopernikus selbst bei den aufgeklärtesten Geistern seiner Zeit erfreute, zeigt eine Stelle aus Luthers Tischreden: „Der Narr will die ganze Kunst Astronomiae umbkehren, indem daß die Erde beweget würde und umbgienge".) Sein Jünger war Galilei, ein Italiener, der begeisterte Apostel für die heliozentrische Weltanschauung, der zwar anderthalb Jahrtausend später als die Jünger Christi eine neue, aber schnell die Welt erobernde Lehre verkündete, doch eine nicht minder fanatische Menschheit fand: in Rom spannten die Inquisitoren den 68jährigen Gelehrten auf die Folter, wo er sein klassisches „eppur si muove!" ausgerufen haben soll. Der italienische Jünger überragte seinen polnischen Meister und machte eine Fülle grundlegender Entdeckungen (Fall-, Pendel- und Trägheitsgesetze, Fernrohr u. a.), wodurch er zum natürlichen Vorgänger Newtons wurde. Sein ebenbürtigster Zeitgenosse war der Däne Tycho Brahe, der auf der Insel Hven im Sund seine vorbildliche Sternwarte Uranienburg gebaut hatte und der Vater der modernen Astronomie genannt wird. Von ihm erhielt sein Lieblingsschüler Kepler aus Württemberg die Anregung zur Erforschung seiner berühmten Gesetze über die Bewegung der Planeten, und nachdem so durch das heliozentrische Weltsystem des Kopernikus, durch die Fallgesetze Galileis und die Bewegungsgesetze Keplers die erforderliche Grundlage geschaffen war, baute hierauf der Engländer Newton das umfassende Gravitationsgesetz auf. Damit schloß sinngemäß dieses erste Kapitel der modernen Wissenschaft mit seinen für jede weitere Forschung fundamentalen Entdeckungen. Kann etwas logischer sein als der Lauf dieser Entwicklung? Und kann etwas die Internationalität der Wissenschaft plastischer vor Augen führen als die Korrelationen der einzelnen Glieder dieser Entwicklungsreihe? In derselben Weise entfaltet sich die Wissenschaft durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch. Auf dem Boden dieser Universalgesetze sprießen am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts die Keime der Spezialwissenschaften üppig empor. Die wissenschaftliche Polyhistorie wird zu Grabe getragen. Aber die Beschränkung auf ein begrenztes Feld der Forschung hebt nicht die geistigen Beziehungen zwischen den Völkern auf. Aus der Fülle des Materials, das einer Geschichte der Wissenschaft angehört, ein gerade in unseren Tagen aktuelles Beispiel: die

Geschichte des Halleyschen Kometen. 1666 entdeckt Newton das Phänomen der Schwerkraft und formuliert ihre Wirkung. 1680 hat sein Landsmann Halley schon mit Hilfe dieses Gesetzes die Bahnen von 24 Kometen bestimmt und prophezeit die Wiederkehr des nach ihm benannten Gestirns für ein bestimmtes Jahr. Der Franzose Clairault rechnet den Termin genau aus, und der deutsche gelehrte Bauer Palitzsch bei Dresden findet als erster den Kometen. In unseren Tagen ist es die Geschichte des Radiums, die ein Dokument für den kosmopolitischen Charakter aller Forschung darstellt. Mit der Entdeckung des Deutschen Röntgen beginnt die Epoche, der Franzose Becquerel erweitert diesen Wissenszweig, in Österreich wird das neue Element erkannt und gewonnen, das polnische Ehepaar Curie deckt seine grundlegenden Eigenschaften auf, und nun sind es hauptsächlich die Engländer Ramsay, Rutherford, Soddy u. a., die die Radiumforschung vertiefen, und der Schwede Arrhenius baut hierauf seine kosmologischen Ideen auf, die als die reifsten ihrer Zeit betrachtet werden. So tritt in einer ununterbrochenen Kette von Tatsachen der Internationalismus der Wissenschaft zutage durch die wechselnde Beteiligung der einzelnen Nationen an den Forschungen und Entdeckungen; und während zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts diese Führer der Menschheit von allen Kulturstätten aus im innigsten geistigen Konnex standen und sich bald durch neue Entdeckungen, bald durch geistvolle Disputationen (der berühmte Streit zwischen Newton und Huyghens über die Theorien des Lichtes) immer aufs neue anregten, zerfleischten sich die Nationen ihrer Heimat in dem längsten und blutigsten Völker- und Bürgerkrieg der europäischen Geschichte um eines religiösen Dogmas willen.

Geist und Charakter sollen in der menschlichen Seele unabhängig von einander wirken. Man hat von einem Dualismus der Psyche gesprochen. Die genialsten Männer sind hinsichtlich ihres Charakters nichts weniger denn hervorragend und nachahmungswürdig gewesen. Nomina sunt odiosa. Wenn man diese individualpsychische Erscheinung auf die Sozialpsyche des Volkes überträgt, und die Wissenschaft als die geistige Seite, das Völkerleben als die Äußerungen des Charakters betrachtet, so ist das siebzehnte Jahrhundert mit dem dreißigjährigen Krieg in seiner ersten, und den französischen Raubkriegen in seiner letzten Hälfte ein klassisches Beispiel für den Dualismus der Psyche. Auf der einen Seite die herrlichste Renaissance des Geistes, der hohe Schwung idealen Schaffens, und auf der andern das widerliche Schauspiel eines Weltkrieges machtgieriger Fürsten und die schmachvollste Unterdrückung und Ausbeutung eines entrechteten Volkes. Und nicht allein kehrten sich Waffen gegen Waffenmacht: die erste Tat des Jahrhunderts war die Verbrennung des Giordano Bruno auf dem Campo di Fiore Roms. Ihn verbrannte die Priesterschaft des südlichen Roms, und im geistigen Zentrum des Nordens entging der bedeutendste Philosoph seines Stammes, Spinoza, mit Mühe durch Flucht in Nacht und Nebel dem

Dolche eines Fanatikers und irrte planlos durch dieselben Straßen, in denen zur gleichen Zeit ein Rembrandt hungernd verkam. So war die Menschheit zersplittert durch Fanatismus und Völkerkampf, aber die Wissenschaft adelte den Sinn ihrer leidenden Jünger, daß sie hocherhaben über Rassestolz und Fremdenverachtung sich als Glieder eines Geschlechtes fühlten, das in dem Streben nach Wahrheit und Erkenntnis seine einzige Aufgabe erblickte. Seine Staatsmittel waren nicht Inquisition und Bannfluch, seine Regierungsform nicht der geistige Absolutismus eines erstarrten Dogmas, sein Besitz nicht einträgliche Diözesen und fruchtbare Lehensgüter — der Drang nach Aufklärung, das Verlangen, die Natur zu ergründen, der Wille, das Schöne zu schaffen, die Poesie des Lebens zu erfassen und durch ihre Werke die Menschheit zu befreien vom Drucke geistiger Vorherrschaft, sie herauszuführen aus der Finsternis des Un- und Aberglaubens und die Gleichheit und Gerechtigkeit der Umwelt auf die befreite Menschheit zu übertragen, das waren die höchsten Ziele, die suprema lex dieses kosmopolitischen Geschlechtes. So ist die Wissenschaft die Grundlage, der Ausgangspunkt und die erste Erscheinungsform des Internationalismus und birgt in sich den Keim der sozialistischen Weltanschauung.

Die typische Errungenschaft der Neuzeit gegenüber früheren geschichtlichen Epochen ist das Bewußtsein der Internationalität der Wissenschaft und die systematische Ausnutzung dieses Gedankens. Das Charakteristikum der Moderne ist die wissenschaftliche Zusammenarbeit. Die Bedeutung dieses neuen Momentes ist unverkennbar. Ein Werk, dem die Gelehrten aller Weltteile ihre besten Kräfte widmen, muß wie eine Linse alle zerstreuten Strahlen wissenschaftlicher Erkenntnis in einem Brennpunkt vereinigen und eine Höchstleistung menschlichen Könnens auf diesem Gebiet darstellen. Es wird das Produkt der Zivilisation aller Völker und Epochen sein, und in ihm wird wie in einem Kristall der menschliche Geist die reinste Form seiner Materialisierung finden. Es gibt solche alle Kultur umspannenden Werke, solche Denkmäler nicht eines Volkes, sondern Wegzeichen der Menschheit, die wie die Insignien der Nordpolfahrer die Stelle weitesten Vordringens bezeichnen, die als Marksteine am Kulturweg der Menschheit historische Monumente von unvergänglicher Bedeutung darstellen. Die photographische Himmelskarte ist ein solches Werk.

Wir stehen auf der Sternwarte von Paris. Aus dem Gleichmaß der Dächer ragen die Türme der Kirchen und Paläste wie die Feldzeichen aus einem Heereszug. Diesen breiten Fluß kamen einstmals die Barken der Normannen heraufgesegelt und schleppten den Goldzins des unterjochten Frankreichs fort; die Schrecken des Bartholomäusgemetzels erfüllten in einer Nacht wie heute diese Straßen; die Karossen des Sonnenkönigs fuhren durch diese Tore; der Pöbel stürmte an einem Morgen durch diese Gassen zum Schaffot seines Königs; der Glanz eines Kaiserreiches strahlte von diesen Palästen über Europa

. . . ist es ein Wunder, daß ein seltsamer Zauber uns umfängt, und wir die Stadt mit jenem Gemisch von Kraftgefühl und Ehrfurcht betrachten, das wir an welthistorischen Stätten empfinden? Von dieser Stadt ging auch die Anregung aus zu der großen photographischen Himmelskarte. 1887 beschloß hier ein Kongreß der bedeutendsten Astronomen aller Länder die Ausführung des Gigantenwerkes. Die besten Institute der Welt beteiligten sich an der Aufgabe, mit bestimmten Apparaten nach festgelegter Methode die Sterne zu photographieren. 20000 einzelne Platten sollen hergestellt werden für einen Katalog und 20000 für eine Himmelskarte, jener soll 400000 Sterne bis zur elften, diese mehrere Millionen bis zur dreizehnten Größe enthalten, und jede Sternwarte hat 1200 Karten jeder Serie anzufertigen. Eine wissenschaftliche Arbeit, wie sie in diesem Umfang nie zuvor in Angriff genommen worden ist. Hier oben auf der Pariser Sternwarte arbeiten die Astronomen an ihrer Ausführung. Sie hören nichts von dem lärmenden Treiben in den Mauern des modernen Babel, nur als leises Rauschen dringt der Wellenschlag des Lebens wie das Branden eines fernen Meeres an das Ohr des Gelehrten und hält ihn wach, daß er nicht träumend versinke in dem übermächtigen Anblick des gestirnten Himmels. Durch den schmalen Spalt der Kuppel ist der Refraktor gegen den Himmel gerichtet. Kaum erinnert das gepanzerte Instrument, dessen massiver Kolben drohend in das Dunkel ragt und der aus seiner festgeschraubten Stellung dem natürlichen Gesetze folgend wuchtig herniederzuschwingen droht, noch an das Fernrohr früherer Zeiten. Wie das perlmutterbelegte und elfenbeingeschnitzte Opernglas der eleganten Theaterbesucherin vom Ende des vorigen Jahrhunderts dem einfachen dreikantigen Prismenglas gewichen ist, so ist aus dem fein gerundeten, schlanken Rohr des alten Astronomen dieses flachgedrückte, fast unförmige Instrument geworden, dem Dutzende von Schrauben, Kolben und Kurbeln die ruhige Eleganz der alten Form genommen haben. Bei seinem Anblick denken wir des Goetheschen Wortes:

„Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Du zwingst es ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Und wahrhaftig, nirgends fühlen wir die Macht dieses Ausspruches tiefer als hier an dem wunderbaren Apparat, wo eine kleine gläserne Scheibe das Bild unendlich ferner Sterne zu bannen sucht. Denn kein Okular für das menschliche Auge ist mehr an diesem Kunstwerk neuzeitlicher Technik, der verschlossene Kasten der Kamera, die tote, phantasielose und darum so wertvolle photographische Platte hat das unsichere, leicht ermüdende und allen Täuschungen zugängliche menschliche Auge verdrängt. Denn sie dringt tiefer in das Geheimnis der Sonnenwelt über uns. Fünf Minuten bleibt die feine Netzhaut der Gelatineschicht der chemischen Einwirkung des Sternenlichtes ausgesetzt und für immer hält sie das Bild von Sternen fest, die nie ein Menschenauge sehen

kann. Dinge, die der Mensch nie sieht: Unsichtbares wird sichtbar! Was wir nicht sehen, ja nicht einmal ahnen können, wird dem Auge offenbar! Die Macht des Menschen grenzt ans Wunder und wir könnten frohlocken, wenn nicht gerade unsere hohe Kraft uns um so eindringlicher die Wahrheit des resignierten Dichterwortes zuriefe: „Du zwingst es ihr nicht ab!" Unser kühnes Vordringen, die nie erhoffte Bereicherung unseres Wissens führt uns nicht zur Erkenntnis, sondern nur zu der sokratischen Weisheit, immer mehr zu wissen, daß wir nichts wissen, und was noch schlimmer ist, nichts wissen können. Denn wenn das Teleskop mehr sieht als das Auge, und die Kamera wieder mehr als die nackte Linse, wenn im Dunkel der Nacht noch Sterne leuchten, Sterne ohne Zahl und grenzenlos im Weiten verblassend . . . wo liegt da die Grenze zwischen Sein und Nichtsein? Die alten Griechen sahen im Farbenspiel der Iris nur drei Farben, die Chinesen deren fünf, wir sehen deren sieben, und die Platte sieht noch Farben, für die unsere Sinne zu stumpf sind. Wieviel Farben mögen da noch im Bande des Spektrums leuchten? Und wieviel Dinge mag es noch geben im Himmel und auf Erden, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt?

„Wir wandeln alle in Geheimnissen und Wundern".

Das Marsfeld Roms ist eine welthistorische Stätte. Auf dem Campus Martius stählten die Söhne des alten Königreiches ihre Leiber durch Speerwerfen, Diskusschleudern und Schwerterkampf. Sie ahnten nicht, daß die Kraft, die ihnen aus diesen Spielen erwuchs, einst die Welt erobern und Asiens Völker wie Germaniens Stämme untertan machen würde. Und von nun an blieb dieses Feld, die Geburtsstätte des römischen Weltreiches, der Kristallisationspunkt italischer Kultur. Von hier aus diktierte Rom der besiegten Welt seine Gesetze, hier baute Cäsar marmorne Hallen für die Komitien, Augustus errichtete den berühmten Obelisk als Gnomon für eine Sonnenuhr, Nero legte die prächtigen Thermen auf ihm an und Marc Aurel stellte hier zum Andenken an seine Markomannensiege eine Säule auf. Aber keinen dauernden Sieg verherrlichte dieses Denkmal. Von Norden drang rauh die Waffenmacht der Germanen ein und von Osten ein nicht minder gefährlicher Feind, weich, süß, schmeichelnd und schleichend wie ein betäubendes Gift und entnervte die kampfesmüden Sieger: orientalische Lebensführung. Auf dem Felde, wo die Väter ihre Glieder stählten, errichteten die Enkel orientalischen Göttern Isis- und Serapistempel. Auch sie fegte der Sturm der Weltgeschichte hinweg, und heute ragt auf dem Marsfeld zwischen den Trümmern der Bäder und den Ruinen der ägyptischen Sonnentempel die Kuppel einer der bedeutendsten Sternwarten der Erde, ein wahrer Sonnentempel der Wissenschaft, denn auf ihr machte der Jesuitenpater Secchi seine grundlegenden Untersuchungen über die Sonne. Die Astronomen dieser Sternwarte fördern eifrig das Werk der

photographischen Himmelskarte. In der Metropole des nüchternsten Volkes der Geschichte blüht die abstrakteste aller Wissenschaften. Gelehrte stehen Nacht für Nacht am Fernrohr und photographieren die Sterne des Himmels. Sähen die alten Römer dieses nächtliche Treiben auf ihrem Heimatboden, erstaunt würden sie fragen: „cui bono?“ Aber der forschende Geist wägt seine Arbeit nicht ab nach ihrem Nutzen, denn „das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche zu verehren.“ Neben der Sternwarte ragt die Kuppel des Pantheon, die Raffaels Grab überwölbt, und an die Umfassungsmauer des Collegio grenzt der alte Tempel des Neptun, heute die Börse und Handelskammer Roms. Die Zeiten wechseln. Niemand weiß, was der Zukunft Schoß birgt: aus dem Sonnentempel der Isis die Sternwarte, aus dem Heiligtum des Poseidon die Maklerstelle und Handelskammer Roms. Zwei Symbole der Entwicklung der Menschheit.

Wie in Paris und Rom arbeiten die Astronomen in allen Zonen unseres Erdteiles an der Sternenkarte. Das nordische Perth in Schottlands wildreicher Niederung, ein frühes Römerkastell und alter Königssitz, wo im Gehölz von Dunsinane Macbeth Thron und Reich verlor; das buchtenreiche Helsingfors am finnischen Meerbusen, Greenwich und Oxford, die altpreußische Residenz und Städte des südlichen Frankreich, die alte Griechenkolonie Catania am Fuß des Aetna und San Fernando, Europas südlichste Warte, fast schon losgelöst vom spanischen Festland, gleich nahe dem welthistorischen Xeres de la Frontera und dem felsigen Trafalgar . . . überall arbeiten die Gelehrten unbekümmert um politische Stürme und soziale Kämpfe an ihrer großen Aufgabe. Zu ihnen hinauf dringt nicht Streit und Lärm, der ruhige Glanz des Firmaments durchschimmert auch die Seelen derer, die in seiner Erforschung die Erfüllung ihrer höchsten Wünsche sehen. Denn es gehört ein hoher Idealismus zu einen solchen mühevollen Arbeit. Die größten Schwierigkeiten stellen sich dem Forscher entgegen, überall stehen Pforten offen, durch die sich Fehler einschleichen, die den Wert des Resultats illusorisch machen. Eine kleine Schichtzerrung der Gelatine genügt, um die Stellungen der Sterne zu verschieben. Eine kleine Unbedachtsamkeit in der Ausarbeitung, und die Platte muß vernichtet werden. Denn das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen wird auf das Äußerste gesteigert durch den Gedanken, nicht für sich zu arbeiten, sondern an einem Werk teilzunehmen, das in der Wissenschaft geschichtliche Bedeutung besitzt und vom eminentem Wert für die Erweiterung unserer Kenntnisse des Himmels sein wird. Und das Bewußtsein, daß nicht nur in nahen, leicht erreichbaren Kulturstätten, sondern auch an fernen, allem heiteren Leben entlegenen Gestaden seine Gefährten mit den gleichen Schwierigkeiten kämpfend dasselbe Ziel erstreben und er nur ein Glied ist in einer großen Kette, die die

ganze Erde umschlingt, erfüllt jeden einzelnen mit immer neuer Freude und erleichtert ihm stets von neuem die Mühen wissenschaftlicher Feinarbeit.

Afrikas Wüsteneien und Urwälder liegen trennend zwischen uns und der Heimat, des dunklen Erdteils südliches Kap ragt in das Meer. Kapstadt, der Angriffspunkt europäischer Kultur gegen die seit den Schöpfungstagen frei wildernde Welt eines unermeßlichen Kontinents liegt vor uns, überkrönt von den Tafelbergen wie die Arena eines alten Römerzirkus von zerfallenem Gemäuer. Ein Gewimmel fremder Rassen, Malaien, Bantu, Hottentotten und Buschmänner bevölkert die Straßen, eine andere Welt scheint uns zu umfangen, die alte heimatliche dünkt uns versunken hinter dem hohen Horizont des Ozeans. Aber sie lebt. Östlich von der Stadt ragt die Kuppel eines Observatoriums wie der Turm einer Moschee, wir steigen die Stufen empor, und ein Hauch des Vertrauten, des Altbekannten weht uns an, da wir den hochgewölbten Raum betreten. Da steht derselbe Vierunddreißigzöller und weist zum Himmel wie ein modernes Geschütz, dieselbe Kamera verdeckt das Okular, dieselben Tafeln hängen an den niedrigen Wänden. Wir fassen es nicht, daß wir wochenlang in die Ferne gefahren sind, daß wir nun die Antipoden unserer Heimatbewohner sind. Tausende und tausende von Meilen trennen uns von ihnen, aber das sind inmitten fremder Völker und umschwirrt von den sonderbaren Kehllauten eingeborener Sprachen dieselben Instrumente, derselbe Chronograph registriert tickend den Pulsschlag der Weltzeit wie im Norden, als wir erfüllt von den Bildern europäischen Straßenlebens die graue Warte erstiegen. Aber welch eine andere Pracht leuchtet hier über uns als in den Städten unserer Heimat. In nie geahnter Schöne und Klarheit glänzen die Sterne, der weiße Streif der Milchstraße schlängelt sich wie ein naher Nebel über die Hemisphäre. Um diese Millionen von Fünkchen zu photographieren, verließen Männer ihre Heimat und verbringen ihr Leben hier unter dieser Kuppel. Hier wie dort der gleiche Fleiß, der nämliche hohe Ernst und dieselbe schöne große Idee: ein Werk zu vollführen, das nicht seinen Schöpfern, sondern erst den späteren Geschlechtern ein Hilfszeug sein soll, in das Sonnengetriebe der Welt zu schauen, um tiefer als wir das Rätsel der Sterne zu ergründen. Welch ein Optimismus ihrer Weltanschauung und welch eine hohe Auffassung des Pflichtempfindens muß in diesen Menschen leben! Über uns die Sterne und hier diese Männer erfüllt von einer hohen Idee: wir denken an Kants Wort: „Zwei Dinge sind es, die mich mit immer neuer und zunehmender Bewunderung erfüllen: das moralische Gesetz in mir und der gestirnte Himmel über mir."

Worin liegt nun eigentlich die hohe Bedeutung dieses schwierigen Werkes? Der Wert guter Sternverzeichnisse wurde erst in neuerer Zeit erkannt, als man die Bewegung der Fixsterne feststellte. Die Sterne sind nicht ewig und sind nicht ruhend. Aristoteles stellte den Satz von der Unveränderlichkeit des Himmels auf, und das Mittelalter hielt ihn heilig wie ein Dogma. Das sechzehnte Jahr-

hundert entthronte diese These (die vielleicht doch im tiefsten Grund nichts als eine frühe Fassung des Gesetzes von der Erhaltung des Stoffes ist), aber die neue Zeit sprach weiter von den „Fix"sternen. Nun sollen auch diese nicht ruhen? Die Sonne rast durch den Raum! Wo ist denn da noch ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht? Ruht denn nichts? Zeno sprach ein geistreiches Sophisma aus: „Der fliegende Pfeil ruht." Und in diesem Wort liegt eine tiefe Wahrheit.

Die Geschwindigkeit der Sternbewegungen ist spektroskopisch festgestellt. Aber eine genaue Zusammenstellung und Vergleichung der Translation aller Sterne wird nur ermöglicht durch die Kontrolle der Sternverschiebungen mit Hilfe mikroskopisch genauer Sternkarten. Nur dadurch kann das Prinzip der Gesamtbewegung im Weltraum aufgedeckt werden. Eine solche genaue, absolut fehlerlose Sternkarte wird die photographische sein, die alle Sterne bis zur elften respektive dreizehnten Größe enthält, und in einigen Jahrzehnten wird man durch einen Vergleich mit neuen Sternaufnahmen jede feinste Lageveränderung konstatieren können, und wenn es sich hierbei auch nur um Bruchteile eines zehntausendstel Millimeters handelt, sie genügen, um die Bahnen der Sonnen im All zu finden und diese Erkenntnis wird unsere Weltansicht nicht minder erweitern als die Entdeckungen des Kopernikus und Galilei. Wie das Spektroskop die chemische Einheit des Weltalls bewies, wird die photographische Himmelskarte das motorische Prinzip aufdecken, und mit ihrer Hilfe werden wir eines der erhabensten Probleme lösen, das dem Menschengeiste zugänglich ist.

Wir durchqueren Amerikas große Hälften. Wir sind im Begriff, den Nordteil zu verlassen und wandeln durch die Straßen der letzten Metropole, Mexiko. Ausschließlich farbige Völker scheinen die große Stadt zu bewohnen. Kaum unter Tausenden ein Weißer. Die Völkerfülle der Neuen Welt drängt sich erst hier uns in ihrer ganzen Macht auf, wo braune Kreolen und rote Indianer untermischt mit bläßlichen Mestizen die einzige Bevölkerung bilden. Kann hier trotz der Lehrgebäude, trotz der großen Zahl der Institute Kultur eine bleibende Stätte haben? Die Analphabeten sind in erdrückender Mehrheit. Wir zweifeln, ob je das Licht des Wissens in das Volk dringen und den Geist dieser ungezählten Scharen erleuchten und befruchten wird. Trüben Sinnes flüchten wir in die herrlichen Zypressenhaine der umliegenden Höhen. Eine Tramway, von Maultieren gezogen, die ein Kreole peitschend durch die Straßen jagt, bringt uns heraus, der schneebedeckte Popokatepetl erhebt verdrossen sein weißes Haupt über das Land, als sei er allem Menschentume feind, und nur schüchtern breitet sich vor uns eine Villenstadt aus: Takubaya. Und wieder überragt das Gleichmaß der Sommerdächer eine dunkle Kuppel, — auch hier hat die Wissenschaft ein Bollwerk aufgerichtet gegen den Strom fremder Völker und oben im Laboratorium wohlgeschützt gegen die Strahlen der sengenden Sonne sitzen Männer mit ernsten

Zügen und sondern Platten, matte, graue, unscheinbare Platten, die ein feines Netz zarter Linien in viele Karrees teilt, deren Felder erfüllt sind von Hunderten von kleinen schwarzen Punkten, den Abbildern der Sterne. Sie halten Auslese unter den Früchten ihrer Mühe. Denn Jahre und Jahre haben sie gearbeitet an der Anfertigung dieser Scheiben, und unter Tausenden suchen sie jetzt die feinsten aus, denn hier wie nirgends werden die Fehler fortleben und stets neue Fehler erzeugend, die späteren Geschlechter irreführen. Die Platten werden sorgsamst verpackt und in die Heimat gesandt. Nach Paris. Hier ist ein ständiges Büreau allein mit der Ausmessung des eingeschickten Plattenmaterials beschäftigt. Hinter feinen Präzisionsapparaten mit vielen Gleitschienen, Gradmessern, Linsen und Mikrometerschrauben sitzen die Rechner und bestimmen auf das genaueste die Lage aller dieser Tausende von Pünktchen. Eine Riesenarbeit, die noch dadurch erhöht wird, daß auf jeder Platte ein Hauptstern auf seine absolute Lage zum Frühlingspunkt berechnet werden muß, damit die Platten untereinander einen Mittelpunkt haben, um den sie sich entsprechend ihrer Himmelslage gruppieren. Nach ihrer Lage zu diesem Fundamentalstern, deren sechzigtausend einzeln zu berechnen sind, werden dann die übrigen Sterne bestimmt. Die ausgemessenen Platten werden in dem Pavillon von Breteuil aufbewahrt, wo sie nicht nur als Dokumente der Geschichte des Himmels, sondern auch der Menschheit ruhen.

Südamerikas kultureller Pol ist an der Ostküste Rio de Janeiro. An der Westküste Santiago de Chili, an dem von sechs breiten Brücken überspannten Mapocho am Fuß der Anden, wo sich der Pic de Akoncagua 7000 Meter hoch erhebt. In beiden Städten wird an der photographischen Himmelskarte gearbeitet.

Wir befinden uns in einem anderen Erdteil. Abermals stehen wir unter der Kuppel einer Sternwarte. Wir warten mit verhaltenem Atem. Der Astronom zählt. Er hält die Kontaktleitung in der Rechten. In der Ecke tickt der Chronograph. Die Bandrolle durchläuft den Schreibapparat und sekundenweise fällt der Hebel nieder und registriert die Dauer der Exposition. Jetzt zuckt die Hand des Mannes und der Schlitz der Kamera klappt zu. Die Aufnahme ist fertig. Um uns die Pracht des tropischen Himmels zu zeigen, berührt der Astronom einen Hebel und die schwere Kuppel rollt wie von Geisterhand getrieben auf leichten Rädern. Australiens Himmel wölbt sich über unseren Häupten. Auch hierher, wo wir gleichsam an der Wiege der tierischen Menschheit stehen, wo noch heute die Reste einer dem Neandertaler nicht fernen Rasse wildern, wo die alten Übergangsformen von Fisch zu Lurch und von Vogel zu Säuger leben, und wo Panzer- und Beuteltier als späte Nachkommen einst erdbevölkernder Tiergeschlechter kümmerlich ihres Daseins letzte Tage fristen, uns ein Bild der Vergänglichkeit aller Macht und Größe, auch hierher kamen die Vollender der großen Aufgabe und stellten als Pioniere der Zivilisation auf den Kastellen der Kultur ihre raumdurchdringenden Rohre auf. Die Wissenschaft kennt so wenig eine

Grenze wie das Wissen. „Die einzige Grenze für unser Wissen bildet das Nichtwissen", schrieb Virchow. Und die einzige Grenze der Wissenschaft ist das Nichtkönnen. Unterschiede der Sprache und Nation kennt sie nicht. Sie ist überall die gleiche und hohe, ihre Mittel und ihre Sprache sind die gleichen unter dem Himmel Australiens wie in Amerikas Küste oder Afrikas Südkap.

Ueber Asiens Hochflächen nähern wir uns der Heimat. Wir stehen am Indus, dem Hauptstrome des Pandschab, des Fünfströmelandes, wo wir die Heimat der heutigen Kulturvölker vermuten. Wie einst Abraham und Lot, so trennten sich vielleicht hier Inder und Germanen, weil ihnen das Land zu enge ward zur Entfaltung der erwachenden Kräfte. Diese zogen nach Westen, wo jahrtausendelang der Kampf gegen ein rauhes Klima und einen kargen Boden ihre Kräfte in Anspruch nahm. Hier aber, wo kein harter Daseinskampf des Volkes Stärke absorbierte, blühte rasch eine Kultur empor, die in allem den Stempel der tropischen Pracht, der Sorglosigkeit und der Fülle trug. Kein kategorisches Muß stählte Kraft und Charakter und spannte den phantastischen Sinn in das Joch des ernsten Denkens. Keine Wissenschaft konnte hier die Rätsel der Natur lösen, wo ein unbeschreiblich wollüstiges Leben und schrankenloses Genießen die Phantasie unablässig anregte, eine für uns unfaßlich mystische Lebensanschauung und die großartigsten Poesien der Weltliteratur zu schaffen. Aber wie die Frauen des Orients, früh ihre wundervollen Reize entfaltend, rasch in der Glut der Tropen verblühen, welkte die an Wundern reiche Kultur Indiens schnell dahin. Sein unerhörter Glanz ist erloschen, seine Städte sind Ruinen. Über Haidarabad, der Hauptstadt Sindhs auf felsiger Gandschohöhe am Indus, ragte ehemals die Feste der Fürsten und standen die Türme der Schatzkammern des mächtigen Mir. Prunkende Schätze füllten einst diese Hallen, heute sind sie dahingesunken wie die Macht Indiens. Aber auf ihren unzerstörbaren Grundmauern erheben sich neue Türme. Hellfarbige Europäer, die sich hier vor Jahrtausenden von ihren Stammesgenossen trennten, kehrten zurück und auf den Ruinen der Paläste photographieren sie des Nachts die Sterne.

Der Pavillon von Breteuil füllt sich. Die photographische Himmelskarte ist ihrer Vollendung nahe nach 25 Jahren internationaler Arbeit. Aber trotz ihrer eminenten fachwissenschaftlichen Bedeutung dürfte sie dennoch nicht das Interesse der Allgemeinheit in solch hohem Maße beanspruchen, wenn sie nicht als das Erstlingswerk eines neuen Arbeitssystems durch ihr Gelingen seine Berechtigung, ja sogar seine Notwendigkeit erwiesen hätte. Vom allgemein kulturellen Standpunkt aus liegt nämlich der Hauptwert dieser Arbeit wie überhaupt jeder Wissenschaft in ihrer Internationalität. Denn man kann den alle abstrakte Wissenschaft verneinenden Standpunkt Tolstois bekämpfen, ohne ihren absoluten Wert zu überschätzen. Wissen allein macht nicht glücklich, und selbst Goethe, den doch gewiß nicht die tadelnde Bezeichnung eines geistigen Reaktionärs treffen kann

und der selbst Kunst und Wissenschaft die Religion des Aufgeklärten nennt, schreibt die Maxime nieder: „Mikroskope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn." Wissen ist nicht identisch mit Bildung, und die Summe der Kenntnisse ist nicht der Gradmesser für die geistige Höhe eines Menschen. Nicht daß uns die Entfernungen der Sterne und die Größe der Sonne offenbar werden, ist der Endzweck des Strebens, sondern „das Bewußtsein, das Erforschliche erforscht" und aus der Erkenntnis der Natur die Korrelationen zwischen Umwelt und Mensch erkannt zu haben, verleiht uns das Hochgefühl des Menschseins und die Souveränetät des Weisen über die Bitternisse des Alltags, in denen der Unwissende die Tücke eines Schicksals und den Haß erdichteter Schemen zu sehen vermeint. Aus der Unermeßlichkeit und Ewigkeit des Alls die Nichtigkeit alles irdischen Begehrens herzuleiten, aus den historischen Studien zu lernen, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, aus der Einsicht in die Entwicklung den Wechsel von Sein und Nichtsein, von Macht und Ohnmacht zu ersehen, aus der Philosophie zu begreifen, daß „kein erschaffener Geist in das Innere dringt" und daß deshalb unsere letzten und höchsten Pflichten nicht abstrakten Spekulationen, sondern dem Menschen und Menschentume zukommen, das ist der Zweck aller Forschung. Der Wert der Wissenschaft liegt in ihrer Ethik. Darum kann sie auch niemals der Zweck, sondern nur das Mittel sein, zur höchsten Kulturstufe zu gelangen. Und heute, wo kein einzelner mehr die Unsumme der Kenntnisse in sich aufnehmen kann, wo es ebenso wichtig, vielleicht noch wichtiger ist, das Wissen zu verbreiten als unseren Erfahrungsschatz zu bereichern, liegt die Bedeutung der Wissenschaft nicht zum wenigsten in ihrer Internationalität, durch die sie Völker der extremsten Geistesrichtung, Nachbarn wie Antipoden in friedlicher Arbeit vereinigt, alte Rassenvorurteile tilgt und tausend neue Beziehungen ideeller Natur zwischen den Nationen knüpft. Sie wird sie in einer Zeit, wo der Krieg gleichsam entmannt zu einer Börsenfrage und einer Maschinenkonkurrenz gesunken ist und dadurch der letzten Sympathien des zivilisierten Menschen beraubt wurde, mehr als Friedenskongresse und Schiedsverträge das Ideal eines fruchtbaren Friedens unter den Kulturvölkern realisieren helfen. Und so wie die Astronomie in den Annalen Altchinas uns als die älteste ausgebildete Wissenschaft begegnet, so wird auch die photographische Himmelskarte als das Erstlingswerk der internationalen Zusammenarbeit ein wissenschaftliches Dokument von geschichtlicher Bedeutung darstellen.

Brentano/ von Robert Walser



Er sah keine Zukunft mehr vor sich, und die Vergangenheit glich, wie sehr er sich auch bemühte, sie erklärlich zu finden, etwas Unverständlichem. Die Rechtfertigungen zerstoben, und das Gefühl der Wollust schien immer mehr zu verschwinden. Reisen und Wanderungen, ehemals seine geheimnisvolle Freude, waren ihm seltsam zuwider geworden; er fürchtete sich, einen Schritt zu tun, und er erbebte wie vor etwas Ungeheuerlichem vor dem Wechsel des Aufenthaltsortes. Er war weder ehrlich heimatlos noch auch redlich und natürlich irgendwo in der Welt zu Hause. Er hätte so gern ein Orgelmann oder ein Bettler oder ein Krüppel sein mögen, damit er Ursache hätte, um das Mitleid und um das Almosen der Menschen zu flehen, aber noch inbrünstiger wünschte er zu sterben. Er war nicht tot und doch tot, nicht bettelarm und doch solch ein Bettler, aber er bettelte nicht, er trug sich auch jetzt noch elegant, machte auch jetzt noch, ähnlich einer langweiligen Maschine, seine Verbeugungen und machte Phrasen und entrüstete und entsetzte sich darüber. Wie qualvoll kam ihm sein eigenes Leben vor, wie lügenhaft seine Seele, wie tot sein elender Körper, wie fremd die Welt, wie leer die Bewegungen, Dinge und Geschehnisse, die ihn umgaben. Er hätte sich in einen Abgrund hinunterstürzen mögen, er hätte einen Glasberg hinanklimmen mögen, er hätte sich auf die Folter spannen lassen mögen, und mit Wollust würde er sich als ein Ketzer haben mögen langsam verbrennen lassen. Die Natur glich einer Gemäldeausstellung, durch deren Räumlichkeiten er mit geschlossenen Augen wanderte, ohne sich gelockt zu fühlen, die Augen zu öffnen, da er doch alles mit den Augen schon längst durchschaut hatte. Es war ihm, als sähe er den Menschen durch die Körper mitten durch die elendiglichen Eingeweide, es war ihm, als höre er sie denken und wissen, als sähe er sie Irrtümer und Albernheiten begehen, als könne er es einatmen, wie unzuverlässig, dumm, feig und treulos sie seien, und es war ihm zuguterletzt, als sei er selber das Unzuverlässigste, Lüsternste und Treuloseste, was es gebe auf der Erde, und er hätte laut aufschreien, laut um Hilfe rufen, in die Knie sinken und laut weinen, tage-, wochenlang schluchzen mögen. Dessen aber war er nicht fähig, er war leer, hart und frostig, und vor der Härte, die ihn erfüllte, schauderte es ihn. Wo waren die Schmelzungen, die Bezauberungen, die er empfand, wo die Liebe, die ihn beseligte, die Güte, die ihn durchglühte, das endlose meergleiche Vertrauen, an das er glaubte, der Gott, der ihn durchentzückte, das Leben, das er umarmte, die Wonnen und die Verherrlichungen, die ihn umarmten, die Wälder, die er durchwandert, das Grün, das sein Auge erfrischte, der Himmel, in dessen Anblick er sich verloren? Er wußte es nicht, so wenig wie er noch wußte, was er sollte und wohinaus es mit ihm mußte. O seine Person. Abreißen von seinem

Wesen, das noch immer gut war, hätte er sie mögen. Die eine Hälfte des Selbst töten, damit die andere nicht zugrunde gehe, damit der Mensch nicht zugrunde gehe, damit der Gott in ihm nicht völlig sich verlöre. Es war ihm alles noch schön und doch zugleich so furchtbar, noch so lieb und gut und doch so zerrissen, und nächtlich war alles, und wüst und er selber war seine eigene Wüste. Oftmals, beim Anhören eines Tones meinte er zurücksterben zu können in die vorigen heißen, empfindungsvollen Sicherheiten, in die bewegliche reiche warme Stärke von früher. Wie gespießt auf einen Eisberggipfel kam er sich vor, schrecklich, schrecklich. — — —

Beim Gehen schwankte er wie ein Fiebernder oder wie ein Betrunkener, und er hatte das Gefühl, als müßten die Häuser über ihn umstürzen. Die Gärten, so gepflegt sie auch sein mochten, schienen ihm traurig und unordentlich dazuliegen, er glaubte an keinen Stolz, an keine Ehre, an kein Vergnügen, an keinen wahren, echten Jammer und an keine wahre, echte Freude mehr. Wie ein Kartenhaus erschien ihm das bisher feste üppige Weltgebäude: nur ein Hauch, ein Schritt, eine leichte Rührung oder Bewegung, und es bricht in dünne papierne Platten zusammen. Wie dumm, und wie fürchterlich — —

In die Gesellschaft der Menschen wagte er nicht zu gehen, aus panikartiger Furcht, man könnte merken, wie schlimm, wie trostlos es mit ihm stand; zu Freunden zu gehen und sich auszusprechen: dieser bloße Gedanke peinigte ihn aufs ärgste. Kleist war unzugänglich, ein elender grandioser Glücklicher, aus dem kein Wort mehr herauszubringen war. Der glich einem Maulwurf, einem Lebendigbegrabenen. Die andern waren ihm so schrecklich, so greulich zuversichtlich, und die Frauen? Brentano lächelte. Es war ein Gemisch von Kinderlächeln und Teufelslächeln. Und er machte eine abwehrende furchtsame Handbewegung. Und dann seine vielen, vielen Erinnerungen, wie sie ihn töteten, wie sie ihn marterten. Die Abende voller Melodien, die Morgen mit dem Blau und Tau, die heißen, tollen, schwülen, wunderbaren Mittagsstunden, der Winter, den er über alles liebte, der Herbst — — nur nicht denken. Es soll alles auseinandergehen, wie gelbe Blätter. Nichts soll stehen, nichts soll einen Wert haben, nichts, nichts soll bleiben.

Ein Mädchen aus guten Kreisen, das ebenso klar-vernünftig wie schön dachte, sagte ihm eines Tages folgendes: „Brentano, sagen Sie, fürchten Sie sich denn nicht vor sich selber, so ohne einen höheren Wert und so ohne Inhalt Ihr Leben dahinzuleben? Mußte es mit einem Menschen, den man lieben, ehren und bewundern möchte, soweit kommen, daß man ihn beinahe verabscheuen möchte? Kann ein Mensch, der so viel und so schön fühlt, zugleich so gefühlsarm sein, kann es Sie denn wirklich immer, immer wieder hinreißen, sich zu zerstreuen und Ihre Kräfte zu zersplittern? Fangen, fesseln Sie sich doch. Sie sagen, daß Sie mich lieben? Und daß Sie durch mich glücklich und wahr und aufrichtig

würden? Ich aber, o des Grauens, Brentano, kann nicht glauben an das, was Sie sagen. Sie sind ein Unmensch, Sie sind ein lieber Mensch, und doch ein Unmensch, Sie sollten sich hassen, und ich weiß, daß Sie das tun, ich weiß, daß Sie sich hassen. Sonst verschwendete ich kein so warmes Wort an Sie. Bitte, verlassen Sie mich."

Er geht und kommt wieder, er schüttet ihr sein Herz aus, er fühlt etwas Wunderbares in ihrer Nähe in sich aufquellen, er spricht ihr immer wieder von seiner Verlassenheit und von seiner Liebe, sie aber bleibt stark und starr und erklärt ihm, daß sie seine Freundin sei, daß es aber dabei bleibe, und daß sie nie seine Frau werden kann noch will noch darf und ersucht ihn, aufzuhören zu hoffen, daß das je geschehen könne. Er verzweifelt, sie aber glaubt nicht an die Tiefe und an die Wahrhaftigkeit seiner Verzweiflung. Sie bittet ihn eines Abends in einer Gesellschaft von sehr vielen feinen und angesehenen Leuten, er möchte ein paar seiner schönen Gedichte vortragen, er tut es und erntet großen Beifall. Jedermann ist entzückt über den Wohllaut und über die überquellende Lebendigkeit dieser Poesien.

Ein Jahr oder auch zwei Jahre vergehen. Er mag nicht mehr leben, und so entschließt er sich denn, sich selber gleichsam das Leben, das ihm lästig ist, zu nehmen, und er begibt sich dorthin, wo er weiß, daß sich eine tiefe Höhle befindet. Freilich schaudert er davor zurück, hinunterzugehen, aber er besinnt sich mit einer Art von Entzücken, daß er nichts mehr zu hoffen hat, und daß es für ihn keinen Besitz und keine Sehnsucht, etwas zu besitzen, mehr gibt, und er tritt durch das finstere große Tor und steigt Stufe um Stufe hinunter, immer tiefer, ihm ist nach den ersten Schritten, als wandere er schon tagelang, und kommt endlich unten, ganz zu unterst, in der stillen kühlen tiefverborgenen Gruft an. Eine Lampe brennt hier, und Brentano klopft an eine Türe. Hier muß er lange, lange warten, bis endlich, nach so langer, langer Zeit des Harrens und Bangens, ihm der Bescheid und der grausige Befehl erteilt wird, einzutreten, und er tritt mit einer Schüchternheit, die ihn an seine Kindheit erinnert, ein, und da steht er vor einem Mann, und dieser Mann, dessen Gesicht mit einer Maske verhüllt ist, ersucht ihn schroff, ihm zu folgen. „Du willst ein Diener der katholischen Kirche werden? Hier durch geht es." So spricht die düstere Gestalt. Und von da an weiß man nichts mehr von Brentano.

Rundschau

Der Verteidiger / von Martin Beradt

Von einem Verteidiger verlangt man außerordentliche Gaben, eine rasche Auffassung, einen spitzen Verstand und einen vehementen Willen. Denn er soll den Ränken der Staatsanwaltschaft, einer mit Mißtrauen und Unbehagen zu betrachtenden Behörde, deren Neigung, harmlose Menschen unglücklich zu machen, viel zu bekannt ist, als daß man sie noch bestätigen müßte, die Unschuld entreißen. Wegen der mit Gründen nicht zu fangenden, mit Worten zu betäubenden Richter soll der Verteidiger auch ein Rhetor sein.

Eine Gabe fordert man von ihm nicht besonders, weil sie selbstverständlich und bei jedem vorhanden ist: die Fähigkeit uneingeschränkter Hingabe an den Kampf für die Unschuld. Er führt sein Leben als ein advocatus innocentiae und ein procurator pauperum, ein immerwährender Ritter ohne die Erholung einer treuga dei.

Man gestehe, es gibt heute wenige Berufe so von Idealismus durchsäuert wie den seinen. Denn selbst der Armenpastor, bei all seinen Tugenden, steht er im Kampf wie er? Darum ist die Dankbarkeit für ihn gesteigert: wenn er seine große Verteidigungsrede schließt, bestimmt, die Eingeweide der Richter aufzuwühlen, antwortet dem letzten Anschwellen seines stundenlang geübten Pathos eine oft jubelnde Begeisterung und eine Erlösung, wie sie so stark selbst bei den besten Andachtsworten der Sprecher freireligiöser Gemeinden nicht gefunden wird.

Sage ich Neues? Es ist die gemeine Meinung. Aber in einer Zeit, deren ehrlicher Wille keine traditionelle Scheu vor Richtern kennt, wird auch die Stunde, einen falschen Glauben zu zerstören, da sein. Kein Gelüste faßt mich an, Geschwüre aufzustechen, denn ich sehe keine Eiterbeulen. Aber einen Star zu stechen, das will mich ankommen.

1.

Zunächst ein idealischer Mensch — immer von Deutschland gesprochen — ist der Verteidiger nicht.

Denn idealische Naturen verströmen doch ihre schimmernden Eigenschaften immerfort und nach allen Seiten, wirken das „lichte Gesetz", das sie in sich tragen, in jede Handlung aus. Die größten Verteidiger aber, die die Deutschen kannten, haben sich idealisch außerhalb ihres Berufes nicht hervorgetan. Schon dies spräche dawider, daß der Idealismus sie zu Verteidigern machte. (Es ist lediglich der Idealismus der Laien, der aus ihnen Idealisten macht.)

Man wird also feststellen müssen: ein Verteidiger, das wird man aus einem Ehrgeiz, aus der triebhaften Sucht, daß von einem geredet werde, daß von einem geschrieben werde, daß die Leute sich um den Zutritt zu der Verhandlung reißen, in der man auftritt. Das Verlangen geht neben dem Namen auch nach dem Gelde, sogar noch ein zweites Mal geht es danach. Unsere Anwaltschaft kann überhaupt nicht viele idealische Züge für sich in Anspruch nehmen. Deshalb kann sie doch von außerordentlichem und zuweilen krankhaftem Pflichtgefühl sein. Aber Akribie ist nicht Idealismus, und die Verteidigerschaft unterscheidet sich darin nicht.

Doch zu dem Ehrgeiz braucht man Mörder. Unsere jungen Juristen stammen aus bourgeoisierten Kreisen, in denen man solche Leute nicht zu Bekannten hat. Wie bekommt man sie?

Manche jungen Anwälte verbinden sich zu dem Behuf mit älteren Verteidigern; doch ist es selten, und Fritz Friedmann mußte sein halbes Vermögen dafür opfern.

Manche versuchten, so wurde vielfach behauptet, ohne daß es zu erweisen war, sich hinter Gefängniswärter zu stecken. Von ihnen eingenommen, fragten dann diese den von der Überführung in das Untersuchungsgefängnis betäubten Mann: „Aber Mensch, wer wird denn so niedergeschlagen sein? Es geht doch nicht allen gleich an den Kragen. Haben Sie schon einen tüchtigen Verteidiger?" Und wenn das verneint wurde: „Nehmen Sie sich den . . ., der reißt Sie heraus."

Nein, die Wahrheit bleibt doch, daß der Zufall zum Verteidiger macht. Zwei vom Zufall zugetragene Prozesse, mit auffallendem Erfolge geführt, so daß zwei offenbar Schuldige freigesprochen wurden, genügen, einen jungen Menschen in engen und in weiten Zirkeln bekannt zu machen. Aber mag man aus Zufall ein großer Verteidiger werden, Idealist wird man aus Bestimmung.

Zage die schräge Bahn zum berühmten Verteidiger ansteigend, sucht der junge Anwalt seinen erst von einzelnen schüchtern genannten Namen weiter bekannt zu machen. Er läßt sich Gebühren entrichten, so niedrig, daß sie zu dem Aufwand und Einsatz von seiner Seite in keinem Verhältnis stehen. Aber darum soll man nicht sofort eine immergrüne Hoffnung aushängen und ihn für die Menschlichkeit sich pachten. Nicht aus urbaner Tugend, sondern um möglichst viel Geräusch zu machen, arbeitet er zu diesem schlechten Lohn. Wenn er erst einen Namen haben wird, werden seine Forderungen wie die Lawinen anschwellen, so daß auch ein Kaufmann zugeben mag, dieser junge Mensch handelt nicht verkehrt, wenn er einige Jahre lang Kapitalien in die Zukunft investiert.

Denn, wenn er den großen Namen hat, später, rollt ihm das Geld zu wie dem Bankier bei der Roulette. Manche haben ausgerufen das seien böse Dinge, und von einem durch die Anklage Betäubten hohes Honorar zu fordern, sei Er-

pressung oder Wucher. Doch warum gleich mit Gesetzesparagraphen schmeißen? Aber richtig ist, daß die arme Kreatur, im Glauben, der große Name des Anwalts sei einzig ihre Hoffnung, jede verlangte Summe auftreibt, so daß die seelische Verfassung seiner Partei für die Honoraransprüche eines großen Verteidigers immer eine gute und einträgliche Konjunktur abgibt. Aber warum soll man nicht heutzutage, wird man antworten, wo ein jeder so denkt, das Geld mitnehmen, wo man es findet?

2.

Schließlich kommt es nicht darauf an, warum man Gutes tut, wenn man es nur tut. Aber was will der Verteidiger anderes, als daß alle die Leute freigesprochen werden, die er verteidigt? Unmöglich, daß bloß die Unschuldigen zu ihm kämen. Wohin gingen die anderen? Also will er, daß alle von ihm Verteidigten freigesprochen werden, mögen sie nun unschuldig oder auch schuldig sein. Aber man fragt da, ist das ein Ziel? und welche Moral dahinter stecke.

Dabei mag man vorsichtig zugestehen, daß es ein Verdienst sei, einen nach dem Buchstaben des Gesetzes Schuldigen zu retten. Aber der große Überrest der Fälle, wo auch die menschlich Schuldigen um ihre Strafe kommen? Welche Verteidigung findet der Verteidiger für sich da? Er wird erklären, er nehme nicht alle Mandate an und weise die anrüchigen zurück. Nun, er tut es mit Einschränkungen, und man sieht unsere besten Verteidiger bei den übelsten Sachen. Ein Mensch mit stark ausgebildeten sozialen Anlagen kann heute fragen, ob es besser sei, einen Unschuldigen zu retten oder einen Schuldigen freizureden. Man kann mit einem bekannten Wort darauf erwidern, aber man ist heute schon so weit, zu sagen, daß durchaus nicht immer die Rettung der Unschuld so viel wertvoller sei. Zum mindesten sollte sie selbst noch so hoch anzuschlagen sein, gibt sie keine Rechtfertigung für den Loskauf der Schuldigen.

3.

Doch nicht jeder wird bereits verstehen, wie der Verteidiger es fertig bekommt, für die Freisprechung eines Schuldigen einzutreten. Lügt er denn einfach? Nur allmählich kann man dieser Frage beikommen.

Wo sie immer mehr geteilt und veräußerlicht wird, heute sucht man die Arbeit als eine mechanische Funktion hinzustellen, die mit den Lebensanschauungen des Arbeitenden nicht zusammenzustimmen braucht. Ein Sozialist kann bei Krupp Kanonen gießen oder die Setzmaschine eines konservativen Blatts bedienen.

Auch bei nicht mechanischer Arbeit kann man heute oft dem Versuch einer Unterscheidung von wirtschaftlicher Betätigung und persönlicher Überzeugung begegnen. Handelskammersyndizi und wirtschaftliche Beistände großer Erwerbsgruppen wehren sich zuweilen dagegen, daß die Wirtschaftsprogramme, die sie

vertreten, darum auch ihrer Überzeugung entsprächen. Das sind bei unserer kapitalistischen Verfassung durchaus oder allenfalls zu erklärende Versuche.

Indessen hört die Geneigtheit zu einer Billigung auf, wenn zu der Arbeit eine gefühlsmäßige Äußerung der Persönlichkeit tritt. Man wird das sogleich begreifen, wenn man sich daran erinnert oder hört, daß vor einiger Zeit eine süddeutsche Stadt den Heimgang eines Manns beklagte, der ihren Synagogenchor und ihren evangelischen Kirchengesangverein in gleicher Weise geleitet hatte. Die Nachrufe waren auf beiden Seiten des Lobes voll, nicht bloß des musikalischen Könnens des Heimgegangenen, auch seines trefflichen Charakters.

Aber man braucht, um das Unmögliche einer solchen Vereinigung zu erkennen, bloß zu bedenken, daß der Heimgegangene das „Alle Gelübde und Versprechungen" der Judenheit und das „Stille Nacht, heilige Nacht" der Christenheit abwechselnd intonierte und, wenn Feste zusammenfielen, etwa von dem österlichen Gepränge der einen Gemeinde zu dem österlichen Gepränge der anderen geeilt war, Ornat und Religion in höchster Bedrängnis vertauschend. Ein solcher Widerspruch zwischen Handlungs- und Gesinnungsweise — hier, wo das Gefühl mitsprach, war er unmöglich.

Es lag, sagte man, nur eine technische Leistung vor, die Herausarbeitung Jahrhunderte alter Melodien aus vorhandenen Stimmen, und Stimmen seien konfessionslos. Aber es wurde doch mit Inbrunst gesungen, und heute jüdische, morgen christliche Inbrunst zu entfachen, das will gleißnerisch erscheinen.

Wenn aber ein Verteidiger für einen Dieb oder Räuber die Freisprechung fordert, um ihre Verbrechen wissend, so handelt er schlimmer als jener Dirigent, den schließlich nur die süddeutsche Harmlosigkeit seiner Mitbürger in jene Stellungen schob. Denn hier kann man in keinem Belange mehr von einer Technik reden. Hier werden Überzeugungen abgehandelt, und wider seine Überzeugung reden, sollte man das nicht lügen nennen? Ich stehe nicht an, zu erklären, daß man es so nennen müßte.

Aber natürlich muß man sofort eines sagen, daß ein Anwalt viel zu klug ist, als daß er ohne Entschuldigung vor sich selber löge. Er wird, wenn er, überzeugt von der Schuld, für die Freisprechung eines Angeklagten eintritt, es für seine Aufgabe erklären, alle zu Gunsten seines Klienten zu verwertenden Umstände hervorzuholen und alle ihn belastenden zu unterschlagen. Doch demgegenüber wird man heftig einwenden, daß es auch, gestände man das alles zu, nicht den Antrag auf Freisprechung, sondern nur auf milde Bestrafung begründen könnte.

Doch ein kluger Anwalt wird auch dadurch nicht verlegen werden, sondern erwidern: ich bin der Mund meiner ihre Freisprechung fordernden Partei, also muß mein Mund ihre Freisprechung beantragen. Ja, forderte ich statt dessen eine milde Bestrafung, könnte ich meinen Klienten auf das schwerste schädigen. Denn die Richter könnten ihn für unschuldig halten, und erst das Bekenntnis,

daß ich ihn für schuldig halte, könnte sie irre machen. Aber man wird entgegnen welchen Nutzen das Plaidoyer denn überhaupt noch habe, wenn der Anwalt für die Freisprechung eines jeden Angeklagten eintritt? Und daß man wohl als Dolmetsch aus einer fremden Sprache einem innerlich fremden Stücke übersetzen könne, aber nicht mit zündender Leidenschaft reden, weil man der Mund eines anderen sei. Denn man ist kein Schauspieler!

Doch gibt es viele kluge Anwälte, die es für eine Pflichtverletzung halten, nicht für die Unschuld eines Schuldigen mit dem Antrag auf Freisprechung einzutreten. Wenn Anwälte nun nicht Juristen wären, es könnte solche Logik einen Wunder nehmen.

4.

Die Fälle der Unehrlichkeit des Verteidigers aber vereinzeln sich, wenn sie nicht verschwinden, weil er ein Präservativ gegen die Ansteckung durch die wahre Erkenntnis vornimmt. Auch hier, was die Welt gemein macht: mit dem Willen sind Leidenschaften, Gefühle, ja selbst die Vernunft zu regulieren.

Ein erfahrener, sehr genau die Anwälte kennender Verbrecher sagte mir einstmal, alles, auch das Ungünstigste, müsse man seinem Verteidiger erzählen, damit er es nicht erst in der Verhandlung erfahre und da verwirrt werde. Aber man dürfe immer nur gerade so viel sagen, daß er seinen guten Glauben nicht verliere. Denn diesen wollen die Anwälte behalten, erklärte er, überlegen lächelnd.

In dieser künstlich bewahrten bona fides liegt die psychologische Erklärung für das Verhalten des Verteidigers. Sein gefühlvoll-leidenschaftliches Eintreten für die Freisprechung auch von offenbar Schuldigen, es ist von hier aus zu verstehen. Wenn er etwas von sich abwenden wollte, betete der Grieche mit nach außen gekehrten Handflächen. Wenn er mit seinen Klienten eine Unterredung pflegt, hält unsichtbar der Verteidiger seine Hände wie der Grieche. Seine ganze advokatorische Kunst bietet er auf, bei diesen Unterredungen nur Dinge zu berühren, die er wissen möchte, Dingen auszubiegen, von denen er aus Angst, alles zu erfahren, nichts wissen will. Mancher unerfahrene Angeklagter, der monatelang in der Untersuchungshaft, der ihn belauernden Schächer wegen, die Maske vor dem Gesichte tragen mußte, wenn sein Verteidiger in die Zelle trat, fühlte er sich geborgen und wollte die Maske von dem Gesicht herunterreißen, sich vor einem Menschen reinbaden, alles gestehen und ihn anflehen: Errette mich! Aber immer erhob dann der Anwalt die Hände zur Abwehr und erstickte das über die Lippen drängende Geständnis. Und wenn, allmählich begreifend, der andere innehielt, dann wurde auch der erfahrenste Verteidiger beschämt, denn hier war die Komödie des guten Glaubens zu durchsichtig geworden, zu elend gespielt.

Um sich diese Beschämung zu ersparen, richtet der Verteidiger darum seine Kunst des Befragens so ein, daß nicht nur er selbst nichts erfährt, was er nicht

erfahren will, sondern daß auch der Klient nicht erfährt, daß er nichts erfahren möchte. Denn er kann undankbar werden und aus schnödem Verdacht ihm Peinlichkeit bereiten. Da aber die Gefahr besteht, daß der Anwalt die Verteidigung verliert, erscheint er dem Klienten dumm, so sind diese Unterredungen das Schwierigste, was der Verteidiger kennt, schwieriger als die Verhandlung, als die Belastung der Zeugen, ja schwieriger selbst als das Plaidoyer. Wenn ein Psychograph die Vorgänge in der Seele des Verteidigers bei einer solchen Unterredung abläse, würde er seelische Vorgänge von solcher Kompliziertheit und auch von solchem Raffinement entdecken, daß die feinsten psychologischen Romane unserer Dänen daneben erschienen wie Marionetten neben Menschen.

5.

Aber der Vorsitzende leitet die Verhandlung, nicht der Anwalt, und er hat keinen Anlaß, den Wunsch des Verteidigers auf Erhaltung seiner bona fides zu erfüllen. Darum fürchtet der Verteidiger sich vor manchen Teilen der Verhandlung mehr als der Angeklagte. Denn wenn er auch Watte mitbringt, um an den ärgsten Stellen sie in die Ohren zu stopfen, sein Gewerbe hat ihn so feinhörig gemacht, daß er unfreiwillig das eine oder andere mißtönende Wort, von der Staatsanwaltschaft aufgebracht, vernimmt. Dann heißt es, dem Gehörten den Platz an einer ganz entlegenen Stelle in dem Erinnerungsspeicher anweisen, hinter großen Ballen und Tonnen voll Verteidigungsmitteln es im Gedächtnis verschwinden machen. Er will einfach, daß auf diese Weise die Verschmelzung des Ungünstigen mit dem Günstigen sich vollziehe. Und reicht der Wille allein nicht aus, holt er seine durchaus nach seinem Willen biegsame Vernunft hervor, damit sie das von der Staatsanwaltschaft produzierte Kolli wende und verkleinere, bis es zwischen den dem Angeklagten gehörenden, mit günstigen Momenten gefüllten in dem Speicher der Seele harmlos und unbeachtet untergebracht ist.

Und das geht einfach. In seinen Briefen eines Unbekannten bildet Alexander von Villers, ein von linguistischen Fragen Besessener, im Scherz den Satz: „Als ich noch ein unbemittelter Beamter war, konnte ich mir nur einen Dienstboten halten. Dieser wurde schwanger von einer Schildwache, mit welcher er ein Liebesverhältnis angeknüpft hatte. Er wurde entbunden und sie weigerte sich, ihre Vaterschaft anzuerkennen." Man kann also mit den richtigen Künsten mehr als die Ärzte können, kann aus weiblich männlich und aus männlich weiblich machen. Warum sollte man mit den rechten Künsten nicht noch vieles andere auch verändern und auch verwirren können? Es gibt keine von diesen Künsten, die der Verteidiger nicht beherrschte, und keine auch, die er nicht anwendete, um seine bona fides sich zu erhalten.

Der Verteidiger braucht während des Aufmarsches der Belastungszeugen

darum nicht den Saal zu verlassen, Zeitungen zu lesen oder gewaltsam an anderes zu denken. Er hat in seinem Willen die Macht, seine Seele so eindrucksfeindlich zu gestalten, wie er will, und seine Sinne so klein zu schrauben, seinen Verstand so zusammenzustampfen, wie es nottut. Er übertrifft darin noch die alten Leute, die doch nur vorgeblich schwerhörig werden, wenn sie nicht hören wollen. Er, ein großer Spieler auf dem Instrument der Seele, wird wirklich schwerhörig, wenn er es will. Wer dieses qualvolle Schauspiel miterlebt hat, dem ist das letzte Seelische nicht mehr fremd, der weiß, daß es für jeden Aberglauben Gründe, für jede politische Ansicht Rechtfertigungen, für den bedrängtesten Menschen Glückseligkeitsphilosophieen und für jede Dummheit ein System gibt, und er erkennt so, warum die Menschen nicht weiter kommen: weil sie, von einem bestimmten Alter an, sich alle eine hygienische Denkweise zurecht machen. . .

So kommt es, daß der Verteidiger, wenn er sein Plaidoyer in einer bedenklichen Sache schließt, seinen Blick in den Zuschauerraum irren läßt und zu fragen scheint, ob er die Dinge auch so gewendet habe, daß alle glauben, er glaube an die Unschuld — an die Unschuld des eine Stunde später zu zehn Jahren Zuchthaus einstimmig Verurteilten . . .

6.

Ein solches seelisches Verhalten, auf die Dauer muß es auch den Verteidiger vergiften. Auch wenn er nicht geneigt ist, sich zu beobachten, die Fragwürdigkeit der seelischen Grundlagen seiner Existenz kann ihm schließlich nicht verborgen bleiben. Auch der Indifferente kann diese künstliche bona fides, die verteufelt an die sehr äußerliche Unschuld von manchen jungen Mädchen erinnert, nicht dauernd als sehr sauber empfinden. Ein bekannter Verteidiger, durch Schulden seines Sohnes behindert, sich von seinem Beruf zurückzuziehen, grollte darum einst erbittert auf und sagte seinem Sohne: „Dir habe ich es zu verdanken, wenn ich drei Jahre länger dieses elende Gewerbe eines Verteidigers betreiben muß."

Aber auch hier wieder die wahnsinnige Möglichkeit, so zu denken, wie es nützlich ist! Mit dieser Art zu denken, die den Glauben an jede Logik einem rauben muß, sagt der Verteidiger sich: Gewiß kommt mancher durch mich um das Zuchthaus und das Gefängnis. Aber ist es überhaupt nicht bloß ein unglücklicher Zufall, angeklagt zu werden? Die ganze Gesellschaft — begehen wir nicht alle jahrein, jahraus verbrecherische Handlungen, und trifft der Keulenschlag der Anklage nicht bloß den Unglücklichen, dem das Schicksal mitspielt? Warum diesem Unglück noch das weitere einer Verurteilung hinzufügen, wo alle anderen heiter bei sich zu Hause sitzen, in Gemächlichkeit dasselbe tun und sich selbstgefällig über den anderen noch entrüsten? Und was gewänne auch die Allgemeinheit, wenn er verurteilt würde? Die verbrecherische Handlung ist begangen, und wenn man den Mörder hinrichtet, lebt der Ermordete nicht wieder

auf. Die Gesellschaft aber ist immer noch genügend gesichert durch die Strafdrohungen der Gesetze und dadurch, daß trotz meinen und den Bemühungen meiner Berufsgenossen die Strafanstalten und die Gefängnisse überfüllt sind.

Mag darum jeder bedeutende Verteidiger in seiner Praxis unzählige Fälle haben, in denen er offenbar Schuldige von dem schnappenden Maul der Justiz fortgerissen hat, mag er auch nachher einsehen, daß seine bona fides Unsinn war — und nach seinem Plaidoyer hat er keinen Anlaß, sie noch länger aufrecht zu erhalten —, mit einer Philosophie, wie dieser, läßt alles das sich bequem rechtfertigen. So erklärt es sich auch, daß der Verteidiger diese Fälle nicht etwa verheimlicht, sondern als Proben ungewöhnlichen Könnens noch oftmals vergnügten Leuten erzählt.

Er endet so bei einer Verachtung der Gesetze, von der er darum nicht gleich Gebrauch macht. Aber rechtliches Nihilistentum, starker Skeptizismus und das Gefallen, ernsthafte Dinge gauklerisch zu behandeln, werden häufig an ihm zu finden sein.

7.

Und doch — keinen vornehmeren, keinen berauschenderen Beruf, als eine unschuldige Seele vor der Vergewaltigung zu retten! Die Menschheit mag groß sein und ein Mensch mehr, ein Mensch weniger nichts bedeuten: wo wir unser eigenes Ich für wert halten, zum Mittelpunkt des Seins zu werden, ist kein Wort weiter daran zu verschwenden, daß auch die Rettung nur eines Menschen den Einsatz des ganzen Manns verdient.

Aber wenn man, fast wahllos, zwischendurch sechs Schuldige loskaufen soll und die Qual des Zweifels noch bei dem Unschuldigen erleidet, ist es dann noch der große, der wunderbare und zu bestaunende Beruf?

In dem statistischen Jahrbuch steht die Zahl der Verurteilungen und die Zahl Freisprechungen beieinander. Es gibt die wirklichen Verhältnisse nicht richtig wieder, denn manche wurden verurteilt, die es nicht verdienten, und viele freigesprochen, die zu verurteilen waren (oder vielleicht auch umgekehrt). Und doch wie viele Verurteilungen, wie wenig Freisprechungen! Die Verurteilten aber wurden ebenso verteidigt wie die Freigesprochenen, ebenso gut und ebenso glühend. Wieviel Anträge auf Freisprechung durch den Verteidiger und wieviel Verurteilungen!

Und doch geht es wieder mit innersten Gründen zu, wenn dem Verteidiger die Neigung und das Vertrauen, auch aller Redlichen, gehören und das Mißtrauen nur den Richter anspringt. Man hat gesagt, das schreibe sich daher, daß der Verteidiger eine ihm nützliche Fühlung mit den Zeitungen unterhalte und immer mit seinem Namen hervortrete, während der Richter in der mehrköpfigen Anonymität verschwinde. Das mag so sein, aber der endliche Grund bleibt doch, daß die Menge, auch der Redlichen, den Paladin in ihm sieht, der

vor ihr steht, wenn das Unglück sie treffen möchte. In stillen Stunden sagt sich jeder, wer von uns kann sich an die Brust schlagen und rufen, ich habe nichts begangen, was nicht einem Verbrechen ähnlich sähe? Wie manche aufgeregte Seele hat sich nicht erschrocken gesagt, der zufällige Zeuge einer mißverständlichen Handlung könne ihr zum Verderber werden? Die Gebete der Juden am Versöhnungsfest, in denen sie der schwersten Verbrechen sich vor Gott bezichtigen, sind in diesem Sinn verstanden richtig (nicht im anderen natürlich, wenn auch die Steigerung der Bezichtigungen etwas fieberisch Erregendes und derwischhaft Entsühnendes haben mag). Aber mögen auch unsere Handlungen mißverstanden werden, die Gestalt des Anwalts steht gleich dem Engel Michael uns zur Rechten und gleich dem Engel Gabriel uns zur Linken, gleich dem Engel Uriel vor uns und gleich dem Engel Raphael hinter uns, und seine Energie, sein Name, sein Können und seine Beredsamkeit sind unsere Bürgen, daß uns nicht das Leiseste geschieht, wenn man nicht erdrückende Beweise uns entgegenschleudert. Zu ihm flüchten wir uns darum, wenn wir böse Träume haben, und in den Fährnissen des Lebens ist er unser Trost. Darum hat er den Glauben der Menge, ihren Jubel und ihre Inbrunst. Wenn die Leute wissen, warum sie ihm ihren heißen Glauben und die Leidenschaft ihrer Verehrung zuströmen lassen, mögen sie unvermindert sie ihm widmen. Aber der um die psychische Erkenntnis unserer gesellschaftlichen Bildungen Bemühte wird auch Züge nicht übersehen dürfen, wie sie hier angedeutet werden mußten.

Mendelismus/ von J. von Uexküll

Wenn man die gewöhnliche süße Erbse (Lathyrus odoratus), die sechs bis sieben Fuß hoch wird, mit ihrer Zwergform kreuzt, die nur dreiviertel bis eineinhalb Fuß lang ist, so erhält man in der ersten Generation Nachkommen, die alle ohne Unterschied sechs bis sieben Fuß hoch sind. In der zweiten Generation sind ein Viertel aller Nachkommen Zwerge und drei Viertel besitzen die Normalgröße von sechs bis sieben Fuß. Werden die Zwerge unter sich weiter gekreuzt, so entstehen immer nur Zwerge — sie sind also reinrassig. — Von den großen Nachkommen der ersten Generation ist ein Drittel reinrassig, d. h. ihre Nachkommen bleiben dauernd groß.

Es ist also bereits in der zweiten Generation die Hälfte aller Nachkommen in die reinen Elternrassen zurückgefallen. Die andere Hälfte ist gemischtrassig — d. h. ihre Nachkommen werden wieder im gleichen Verhältnis auseinanderfallen: ein Viertel reine Zwerge, ein Viertel reine Große und eine Hälfte gemischt u. s. f. von Generation zu Generation.

Man nennt die Eigenschaft, die bei den gemischtrassigen Exemplaren den

äußeren Habitus bestimmt — die Dominante und bezeichnet die unterdrückte Eigenschaft als Recessive.

Im vorliegenden Fall ist die große Form der Erbse die Dominante und die Zwergform die Recessive.

Bezeichnet man die Dominante mit D, die Recessive mit R, so erhält man für die Eltern die Formel D + R. In der ersten Generation entstehen lauter gemischtrassige Individuen, die man mit DR bezeichnet.

Die zweite Generation dagegen weist alle Verbindungsmöglichkeiten, die nach dem Wahrscheinlichkeitsgesetz auftreten können = DD, DR, RD, RR. Es stellen DD und RR die reinen, DR und RD die gemischten Formen dar.

Diese Formel gibt die Züchtungsergebnisse genau wieder, die Hälfte aller Individuen ist gemischtrassig, ein Viertel zeigt reine Dominanten und ein Viertel reine Recessive-Eigenschaften. Dem äußeren Habitus nach sind drei Viertel dominant und ein Viertel recessiv, weil nur im RR kein D vorkommt.

An sieben Eigenschaftspaaren der Erbsen, die sich auf die Höhe des Stammes, die Stellung der Blätter und die Form und Farbe der Frucht bezogen, hat Mendel in zehnjähriger Arbeit dieses Fundamentalgesetz der Vererbung geprüft und festgestellt. Er hat ferner gezeigt, daß die verschiedenen Eigenschaftspaare der gleichen Eltern in den Nachkommen unabhängig voneinander diesem Gesetz folgen.

Die Flut des Darwinismus mit ihren populären Spekulationen ist anstandslos darüber hinweggegangen. Erst 35 Jahre später, 16 Jahre nach dem Tode des großen Forschers im Jahre 1900 haben drei Gelehrte unabhängig voneinander Mendel und sein Gesetz wieder entdeckt.

Seitdem hat die unermüdliche Arbeit, besonders der Botaniker dieses Gesetz als allgemeingültig nachgewiesen und auch die wissenschaftliche Tierzüchtung hat sich das Mendelsche Gesetz zu eigen gemacht. Die Erfolge dieser Forschung hat Bateson in seinem schönen Buch „Mendels Principles of Heredity" in mustergültiger Form niedergelegt.

Es ist uns durch ihn leicht gemacht, tiefer in das Verständnis der Mendelschen Entdeckung einzudringen und Anschluß an diejenigen Probleme zu gewinnen, die heute die Biologie im Innersten bewegen.

Da es sich bei der Kreuzung verschiedener Rassen immer um zwei Individuen handelt, die in gewissen Punkten deutlich voneinander verschieden sind, so handelt es sich darum diese Punkte aufzusuchen, um stets wohldefinierte Eigenschaftspaare zu erhalten. Von jedem Paar kann natürlich immer nur die eine Eigenschaft bei jedem einzelnen Nachkommen in Erscheinung treten, während die andere latent oder recessiv bleibt.

Das junge Individuum der ersten Generation ist also ein Produkt so und so vieler Paare von Eigenschaften. In seinen Keimzellen sind aber die Eigen-

schaftspaare gesprengt und jede Keimzelle beherbergt immer nur die eine Eigenschaft jedes Paares. Erst bei der neuen Befruchtung tritt eine neue Paarung der Eigenschaften ein.

Die Trennung der Eigenschaftspaare oder besser der Anlagen zu diesen Eigenschaften in den Keimzellen ist der Kernpunkt der ganzen Lehre. Denn nur unter dieser Voraussetzung läßt es sich verstehen, daß die Neubildung der Eigenschaftspaare bei der Befruchtung der Wahrscheinlichkeitsregel folgt. Wenn sowohl die männlichen wie die weiblichen Keime zur Hälfte D- und zur Hälfte R-Anlagen haben, muß bei gleichmäßiger Befruchtung die Mendelsche Formel eintreten. Es werden dann die weiblichen D-Anlagen zu gleichen Teilen sich mit den männlichen D- und R-Anlagen zu DD und DR verbinden, während die weiblichen R-Anlagen in gleicher Weise zu RD und RR werden. Das ergibt die Formel DD, DR, RD, RR.

Nun geht aus den Mendelschen Versuchen ferner hervor, daß wenn es sich um zwei Eigenschaftspaare, die wir als D + R und d + r bezeichnen wollen, bei den gleichen Eltern handelt, die einzelnen Anlagen der beiden Paare sich in den unbefruchteten Keimen der ersten Generation ebenfalls nach dem Wahrscheinlichkeitsgesetz mischen. Es gibt in diesem Falle zwei Arten von weiblichen D-Keimen, nämlich Dd und Dr und zwei Arten von weiblichen R-Keimen, nämlich Rd und Rr. Werden diese vier verschiedenen weiblichen Keime mit vier ebensolchen männlichen Keimen befruchtet, so gibt es 16 verschiedene Kombinationen, die man sich auf dem Papier ausrechnen und in der Züchtung verwirklichen kann. Nur darf man nicht vergessen, daß immer nur die Dominenten D und d, sobald sie vorhanden sind, zur Erscheinung kommen.

Durch Drieschs grundlegende Arbeiten wissen wir, daß im Keim die Struktur des Erwachsenen in keiner Weise vorgebildet ist. Diese Lehre wird durch die Mendelsche Entdeckung vollinhaltlich bestätigt. Denn wenn die Anlagen der verschiedensten Eigenschaften sich im Keim nach der Wahrscheinlichkeitsregel mischen, so heißt das nichts anderes, als daß sie auf keine Weise mit einander verbunden sind, sondern ganz selbständig nebeneinander hausen. Die Eigenschaften, die durch ihr festes Ineinandergreifen einen jeden der Eltern formten, zerfallen in den Keimen wie die Tropfen eines Springbrunnens. Es sind wohl alle Eigenschaften, die zum Aufbau eines Individuums nötig sind, als Anlagen in jedem Keim vorhanden, aber sie sind was ihre Herkunft betrifft, ob von mütterlicher oder von väterlicher Seite stammend, bunt gemischt. Und aus dieser bunten Mischung, die in ihrer Zusammensetzung der Wahrscheinlichkeitsregel folgt, entsteht das neue Individuum.

Nie hat man sich träumen lassen, daß das scheinbar in undurchdringliches Geheimnis gehüllte Vererbungsgesetz einer so einfachen mathematischen Regel gehorche.

Warum haben aber die Materialisten oder Monisten kein Triumphgeschrei erhoben, daß wieder ein Gebiet der lebenden Natur einem mathematischen Gesetz gehorche? Warum wird im Gegenteil die größte biologische Entdeckung der Neuzeit so hartnäckig verschwiegen? Der Umstand, daß der Entdecker ein frommer Abt war, dessen Arbeiten in der Stille des Klostergartens in so wundervoller Klarheit ausreiften, kann nicht die einzige Ursache sein.

Zwar sind die Darwinisten, die sich der Lehre Mendels zuwenden wollen, gezwungen, die Theorie der allmählichen Übergänge in der Natur fallen zu lassen, denn die Anlagen der Eigenschaften, die sich nach dem Mendelschen Gesetz verbinden, sind feste Größen und lassen sich nicht beliebig verkleinern. Aber dafür könnte die „natürliche Zuchtwahl" unter den einmal entstandenen Varianten jede gewünschte Auswahl treffen.

Sicher hätte Darwin selbst nicht einen Augenblick geschwankt die Mendelsche Lehre anzuerkennen und dem Größeren den Vortritt zu lassen. Aber der heutige Darwinismus ist gar keine naturwissenschaftliche Hypothese mehr, sondern ein System von Glaubenssätzen, deren Aufgabe es ist, die Zweckmäßigkeit in der Natur zu leugnen. Und in dieses System paßt freilich die Rolle, welche die Anlagen der Eigenschaften beim Heranwachsen des Keimes spielen, nicht hinein.

Um in die Rolle Einblick zu gewinnen, welche die Anlagen der Eigenschaften zu spielen berufen sind, müssen wir zuvor feststellen, was für Dinge die Eigenschaftsanlagen eigentlich sind.

Wir können nachweisen, daß die Anlagen feststehende Größen sind, die sich weder verkleinern, noch vergrößern, noch irgendwie verändern lassen. Große Pflanzenformen mit kleinen Formen gekreuzt erzeugen keine mittelgroßen Formen, sondern große oder kleine Formen. Auch in jenen Fällen, wo scheinbare Mittelformen entstehen, treten in den späteren Generationen die Grundformen wieder unverfälscht hervor.

Die Anlagen sind, wie bereits gezeigt wurde, im Keim ganz unabhängig voneinander vorhanden. Sie gehören keinerlei Geheimstruktur an. Die Annahme einer Geheimstruktur im Keim muß endgültig fallen.

Die Anlagen sind gegeneinander scharf abgegrenzt. Um diese Tatsache zu finden bedurfte es des ganzen Scharfblicks des genialen Mendel. Die Eigenschaften einer fertigen Pflanze oder eines erwachsenen Tieres erscheinen unserem Auge nirgend von einander abgegrenzt, weil sie sich lückenlos einem allgemeinen Plane einfügen. Um die Grenzen der Eigenschaften aufzufinden, gibt es kein anderes Mittel als die Vergleichung zweier Individuen verschiedener Rasse. Wenn z. B. das Blatt der einen Pflanze einen glatten Rand und das der anderen einen gezähnelten aufweist, so sind wir sofort darüber aufgeklärt, daß die Zähnelung eine selbständige Eigenschaft ist. Nur auf diese Weise kann man eine

Vorstellung der Eigenschaftsgrenzen erlangen und aus dieser heraus die Abgegrenztheit der Anlagen im Keim begreifen. Dann erscheint uns die Unabhängigkeit der Anlagen im Keim nicht mehr so unverständlich.

Wir haben ferner erfahren, daß diese feststehenden, gegeneinander abgegrenzten und voneinander unabhängigen Größen sich gegenseitig abstoßen, wenn sie sich auf die gleiche Eigenschaft beziehen. Die Eigenschaftspaare, die bei der Befruchtung entstehen, werden bei der neuen Keimbildung gesprengt. Die beiden Eigenschaftsanlagen, die sich auf den Wuchs des Stammes beziehen, vertragen sich im Keime niemals miteinander, mögen sie beide den großen bezw. den kleinen Wuchs zur Folge haben oder mag die eine von ihnen den kleinen, die andere den großen Wuchs hervorbringen. Man kann das so ausdrücken: „Die Eigenschaftsanlagen für die gleichen Strukturteile stoßen sich gegenseitig ab." Gelegenheit zu diesem gegenseitigen Abstoßen wird den Eigenschaftsanlagen geboten bei den Vorgängen, die zur Ausbildung der fertigen Keime führen. Von diesem Gesichtspunkt aus gewinnt der histologisch sehr gut untersuchte Vorgang der Eireifung, bei dem immer die Hälfte des Kernmaterials ausgestoßen wird, erhöhte Bedeutung.

Endlich — und das ist der größte Gewinn unserer neuen Erkenntnis — können wir von den Anlagen aussagen, daß sie keine materiellen, sondern formale Größen sind.

Um die ganze Bedeutung dieser Tatsache zu erfassen, muß man sich vergegenwärtigen, daß alle Vererbungstheorien, die mit vorgebildeten Anlagen im Keim operierten, ohne Ausnahme annahmen, daß es sich um kleine materielle Teile handelte, die durch Größenänderung und Vermehrung zu ganzen Organen oder Organteilen auswachsen sollten.

Diese Theorien müssen sämtlich fallen.

Wenn wir uns eines Vergleichs bedienen wollen, so dürfen wir sagen: die früheren Theorien nahmen an, daß im Keim eines Hauses, ein Mauerstein, ein Dachziegel, eine Treppenstufe, eine Fensterscheibe usw. en miniature vorhanden sei — aus denen durch Wachstum und Teilung das Haus hervorging. Mendel belehrt uns eines Besseren: im Keim des Hauses liegen als Anlagen fertig vor, die Höhe der Mauern, die Form der Fenster, die Steilheit des Daches, die Breite der Treppe usw.

Das klingt ganz sinnlos, solange wir nur die Formen eines unbelebten Gegenstandes im Auge haben, die sich ja gar nicht als selbständige Faktoren vom Ganzen trennen lassen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Formen der Tiere und Pflanzen nichts anderes sind als abgeschlossene Handlungen, daß, um ein gezähneltes Blatt hervorzubringen, ein anderer Prozeß nötig ist, als zur Erzeugung der glatten Blattform. Diese Prozesse der Formbildung lassen sich sehr gut isoliert betrachten und die Anlagen zu diesen Prozessen sind es, die im Keim vorliegen.

Es ist daher nicht ganz korrekt von Eigenschaftsanlagen zu sprechen, man darf nur von Anlagen zur Eigenschaftsbildung reden. Wir haben es also mit Einzelfaktoren der Eigenschaftsbildung zu tun, die im Keim als feste Größen gegeneinander abgegrenzt und voneinander unabhängig existieren. Sie sind im Keim frei und untätig, bis sie einzeln nacheinander im Verlauf der Entwicklung in Tätigkeit treten.

Man kann sie kurz als „Bildner" bezeichnen, um den schwerfälligen Ausdruck Anlagen zur Eigenschaftsbildung zu vermeiden. Mit dem Wort: Bildner ist zugleich deutlich ausgesprochen, daß es sich nicht um einen Stoff handelt, sondern um einen Faktor, der den Stoff formt.

Sind die Bildner darum als physikalisch-chemische Kräfte anzusehen? Viele Forscher sind wohl geneigt die Bildner mit den Fermenten auf eine Linie zu setzen. Mir scheint dies ein Verlegenheitsausweg, den man nur deshalb betreten kann, weil wir von der Natur der Fermente nichts wissen.

Von den Bildnern wissen wir aber etwas Positives auszusagen, das sie ganz aus der Reihe der physikalisch-chemischen Kräfte heraushebt: sie folgen nicht dem Gesetz von Ursache und Wirkung. Im Lauf der individuellen Entwicklung der Lebewesen lösen die Bildner einander in ihrer Tätigkeit „planmäßig" ab. Da keine Geheimstruktur vorhanden ist, die sie verbindet, so bedeutet diese Tatsache, daß wir es hier mit einem Naturfaktor zu tun haben, den wir in der ganzen unbelebten Welt nicht kennen.

In der unbelebten Welt lösen sich alle Kräfte nach dem Kausalgesetz ab und es entsteht niemals etwas Planmäßiges, sondern nur etwas Planloses, während die Bildner immer etwas Planmäßiges erzeugen.

Aus den Arbeiten von Driesch ging bereits zur Evidenz die Wirksamkeit eines übermechanischen Faktors bei der individuellen Entwickelung hervor, den man den „Strukturbildner" nennen kann. Seit wir Mendel kennen, dürfen wir behaupten, daß es sehr zahlreiche Strukturbildner gibt, die nach einem einheitlichen Plane gemeinsam arbeiten. Hierdurch nähern wir uns den vitalistischen Theorien von Reinke.

Wenn wir uns die Rolle der Bildner vergegenwärtigen wollen, die sie bei der Entstehung einer planmäßigen funktionsfähigen Struktur spielen, so dürfen wir auch das Material nicht übersehen, das den Bildnern zur Verfügung steht. Das Protoplasma ist keine gewöhnliche Materie, sondern ein in dauerndem Stoff- und Kraftumsatz befindliches Substanzgemisch, aus dem sich beinahe alles machen läßt. Es stehen den Bildnern sowohl Stoffe wie Kräfte in reicher Fülle zur Verfügung.

Im tierischen Keim beginnt der erste Bildner seine Tätigkeit, indem er dem jungen Lebewesen seine erste Form verleiht. Diese ist eine Hohlkugel, deren Wand aus lauter Zellkügelchen besteht. Wird durch einen äußeren Eingriff der Keim

in zwei Hälften geteilt, so setzt der erste Bildner seine unterbrochene Arbeit an jeder Hälfte ruhig fort, bis zwei kleine Hohlkugeln fertig sind, die zu zwei ganzen, aber halbgroßen Tieren auswachsen. An diesem Beispiel lernen wir die Grenzen der Abhängigkeit der Bildner vom Material deutlich kennen. Einerseits ist die Größe des ausgebildeten Tieres abhängig von der Menge des verfügbaren Keimmaterials — andrerseits ist es den Bildnern ganz gleichgültig, ob sie ein oder zwei Tiere gleichzeitig zur Entwickelung bringen.

Hat der erste Bildner seine Aufgabe erfüllt und dem Keim die erste differenzierte Form erteilt, so erscheint der zweite Bildner auf dem Plan und verwandelt die einfache Hohlkugel meist durch Einstülpung in eine doppelwandige. Dann wird die Kugel dreischichtig, verlängert sich und zerfällt in Segmente. Sobald mehrere Segmente vorhanden sind, wird es deutlich, daß nun verschiedene Bildner gleichzeitig in Aktion treten — in jedem Segment ein anderer.

Durch die schönen Arbeiten von Braus sind wir über diese schwierigen Verhältnisse aufgeklärt worden. Man kann aus dem einen Segment die Hälfte des Materials wegnehmen, was z. B. zur Folge hat, daß daraufhin ein völlig ausgebildeter Oberarmknochen, aber von halber Normalgröße entsteht. Während das Nachbarsegment in der gleichen Zeit einen Schultergürtel von normaler Größe hervorgehn läßt, der zum kleinen Oberarmknochen gar nicht paßt. Wie man sieht, haben sich die einzelnen Bildner ihre große Unabhängigkeit voneinander bewahrt, die sie im Keim besaßen. Nur an die gleiche Zeit sind sie gebunden. Diese Unabhängigkeit geht verloren, sobald die Funktion eingesetzt hat, dann gleichen die Nachbarbildner eingetretene Störungen auch der Größe nach gemeinsam aus, so daß ein funktionsfähiges Glied wiederentsteht.

Will man im Bilde die Wirkungsweise der Strukturbildner festhalten, so vergleiche man das Protoplasma mit einem mechanischen Klavier, das die Fähigkeit hat alle Tasten selbst anzuschlagen. Im Klavier seien die Noten einer bestimmten Melodie mit eingeschlossen. Diese Noten sind völlig frei, bis die erste von ihnen das Anschlagen ihrer Taste auslöst. Dann folgen die andern Noten, dem Zwange der Melodie folgend.

Welches Beispiel man immer wählen möge, die Hauptsache bleibt, daß man die Existenz übermechanischer Faktoren in der lebendigen Natur rückhaltlos anerkennt. Es geht nicht länger an den Vogel Strauß zu spielen und zu erklären: „ich will, daß die ganze Welt mit Kraft und Stoff allein auskomme".

Die „vorurteilslose Wissenschaft" wird ihren Stolz daran setzen auch die vitalistischen Hypothesen zu prüfen. Ist einmal das materialistische Eis gebrochen, das unser ganzes Denken mit seiner Todesdecke überzieht, so wird man eingestehen, daß der Darwinismus den Fortschritt der Biologie um ein halbes Jahrhundert zurückgehalten hat.

Zum Glück sind die praktischen Erfolge, die der Mendelismus auf dem

Gebiet der Tier- und Pflanzenzüchtung erzielt, so enorm, daß er nicht mehr verloren gehn kann. Aber es wird noch eine Weile dauern, bis auch die Theorie die ungeheuere Tragweite der Mendelschen Lehren erkannt hat. Dann aber wird das Losungswort der Zukunft lauten: Nicht Darwinismus, sondern Mendelismus.

Moderne Komödien/ von Willi Handl

Fehlt dem tragischen Drama unserer Zeit der geräumige und mittönende Boden einer großen Weltanschauung und darum auch die bedingungslos geltende Form, so steht es hierin mit der Komödie noch viel ärger. Ihr, der wehmütig versöhnlichen, ist für den Bau ihrer heiter gezierten, aber dunkel schattenden Welt alles Erdreich schwer erschüttert, wenn nicht ganz genommen. Will nicht ihr Walten und Weben in leere Späße verflackern, so muß sie, wie ja die Tragödie auch, die Frage um den Sinn von unser aller Leben zu fragen wissen; muß aber, wo die Tragödie auflösend negative Zeichen setzt, um reine Rechnung zu machen, mit einem großen Lächeln auch das Gegnerische und Widersinnige auf solche Art bejahen können, daß am Ende dennoch alles stimmt. Muß also ohne Druck und Zersplitterung die wunderbar natürliche Ordnung einhalten und darin sozusagen geduldiger sein als die Natur selbst. Nun fehlt es aber dieser Zeit an nichts so sehr, als an jenem Lächeln, an dieser Stärke und Geduld. So fehlt es ihr auch fast völlig an einer Komödie, in der sie sich heiter nachsinnend bespiegelt. Selbst ein so klar bewußter Kunstverstand wie Paul Ernst steht dem Problem der modernen Komödienform noch ziemlich ratlos gegenüber. Sein offenbachisch antikisierender Scherz „Über alle Narrheit Liebe" (Insel-Verlag, Leipzig) kann trotz der gewaltsamen Sprünge aus dem Akademischen ins Groteske die Fülle von Geist und Psychologie, die in ihm steckt, doch auf keiner von beiden Seiten wirksam genug ausformen. Es mag aber immerhin gutes zu bedeuten haben, daß der Versuch, diese versöhnlich helle Art im Drama selbständig zu entfalten, jetzt immer aufs neue unternommen wird. Und es kann ein Zeichen von Geschmack und wählerischer Selbstbeschränkung dieser Autoren sein, daß sie zumeist nicht unbedacht und verwegen mitten in die haltlose Wirrnis dieser Gegenwart hineinspringen, sondern vielmehr fürs erste ihre Stoffe vorsichtig von weiter abseits holen, aus Epochen, die unserem Bewußtsein schon in der Klärung eines festeren Stiles erscheinen, also unterm Lichte einer ordnenden Weltanschauung, die Haltung und Gewissen der Menschen bestimmt und eine heitere Lösung verschlungener Lebensfragen wesentlich begünstigt.

Auf diese Art ist das Bild Napoleons in der Komödie „Der General Bona-

parte" von Ernst Reinmann (S. Fischer, Verlag) hingeworfen. Aus dem Grunde einer Zeit, die scheinbar ganz wirr und gelöst, doch mit allen Kräften und fast schon mit hellem Bewußtsein nach dem einen Manne drängt, der sie meistern und zur Ordnung zwingen könnte, strebt eine Fülle starker und scharf skizzierter Gestalten auf, die sich langsam gruppieren, in Rang und Reihe ordnen, bis sich über das Hin und Her ihrer kleinen Absichten der übermächtige Wille des Einzigen stellt. Eine Komödie also, die unter dem Vorwand, historische Erscheinungen aufzuzeichnen, ein frei erfundenes Spiel menschlicher Kräfte gibt, um schließlich den Triumph des stärksten Willens als dieses Spieles inneres Gesetz zu verkünden. Dies freilich in einer Aktion, die ohne stärkere Bindung von Bild zu Bild springt und keinen anderen Zweck anerkennt, als immer wieder Dokument für die Art dieses einen Menschen zu sein. Und so zerteilt sich das Stück in ein lockeres Nebeneinander von Szenen, die sich mehr und mehr in die Form dialogisch durchgeformter Ausschnitte verlieren, anstatt architektonisch ineinander zu greifen und aufeinander zu ruhen. Jedenfalls aber ist diese erste Arbeit eines ganz jugendlichen Könners wegen ihrer starken Absicht und wegen ihrer besonderen Art, die Kraft des menschlichen Willens zu werten, erwartungsvoller Aufmerksamkeit würdig.

Den entgegengesetzten Weg geht Walter Lutz in seinem Biedermeier-Lustspiel „Die Kraftgenies". Er ist bemüht, alles Starke, Persönliche in Zeitstimmung und Zeitfarbe aufzulösen. Wie überhaupt die besten Gaben dieses Schriftstellers bisher mehr auf der Seite der sprachlichen und szenischen Schilderung als in einer selbständig formenden Kraft, die eines Menschen Schicksal sinnvoll bestimmt, entwickelt zu sein scheint. Das läßt sich daraus schließen, daß er sich an die Aufgaben des Stils allzu lüstern und über die Wahrung seines Persönlichsten hinaus verliert. Sein erstes Drama, „Thomas Münzer", (Beide bei Robert Lutz, Stuttgart) hat sprachlich und technisch doch sehr die Allüren von Hauptmanns „Florian Geyer" angenommen. Und ganz sonderbar ist eine Szene darin, die mit Fug als eine gelungene Studie nach Shakespeare angesprochen werden kann. Wie dies literarisch erworbene Element dann doch von der aus Eigenem bildenden Begabung aufgesogen und zu persönlichem Gut gemacht wird, das zeigt sich eben schon in diesen „Kraftgenies". Die Komödie ist vor allem durch die Einheit und ganz besondere Wirksamkeit ihres Stiles ausgezeichnet, dessen heitere Möglichkeiten nicht nur in der Sprache, sondern auch in den Zügen der bürgerlichen Menschen und ihres bürgerlichen Lebens auf eine feine und eigene Art voll ausgenützt erscheinen. Freilich engt dies bürgerliche Leben mit seiner rhythmischen und gegenständlichen Übermacht die Menschen hier noch über die Absicht des Dichters hinaus so sehr ein, daß die Komödie ihren seelischen Atem oft nicht frei genug heraufholen kann und dann in ihrer steifen Schnurrigkeit dem Puppenspiel auf bedenkliche Distanz nahe

kommt. Was dabei die Figuren an Nachdruck des Charakters und des Auftretens verlieren, gewinnt indessen die dramatische Atmosphäre an Fülle und Heiterkeit.

Unter die Erneuerer der Komödie muß nach den stärksten seiner bisherigen Arbeiten auch Hermann Essig gezählt werden. Denn sein Erstling, die Tragödie „Maria Heimsuchung" zeigt wohl in der rauhen und ingrimmig harten Sprache schon die unverkennbaren Spuren eigener dichterischer Art. Das Stück wurzelt aber in seiner Färbung und szenischen Technik noch allzusehr in der Tradition der Familienkatastrophe aus naturalistischer Zeit, als daß es die giltige Entfaltung jungen Künstlertums sein könnte. Sein nächstes war die „Weiber von Weinsberg", eine Komödie, in der sich der breitmalende Stil des norddeutschen Humors mit psychologisch-satirischen Bitterkeiten, zu einer ungewöhnlichen Parodie von seltsam trockenem Witz vereinigt. Dieser verstärkt sich an Originalität und Tiefe noch dadurch, daß der Autor sozusagen die Historie wegleugnet, den äußeren Umriß der Weibertreu-Anekdote mit Kriegsbelagerung und listiger Rettung wohl beibehält, die Personen darin aber wissentlich als Menschen aus der Gegenwart, sowohl sprachlich als auch psychologisch erscheinen läßt. Dadurch wird erreicht, daß aus der Stimmung der Komödie jedes Element von rein geschichtlichem Stil spurlos verschwindet, und daß die Personen in ihrer Lächerlichkeit ganz frei und nahe vor uns hintreten. Und weil, wie der Inhalt der Anekdote verlangt, die Menschen hier fast nur in ihrem Verhältnis von Geschlecht zu Geschlecht betrachtet werden, treten diese Lächerlichkeiten am gewichtigsten auf der erotischen Seite hervor. Daraus entsteht eine höchst originelle und sehr moderne Groteske, die ihre historische Verkleidung ohne weiteres preisgibt, um mit kräftigem, an den Erkenntnissen dieser Zeit genährtem Hohn über maskulines Heldentum und weibliche Zartheit und die Willensfreiheit der beiden Geschlechter ingrimmig zu scherzen. In seiner jüngsten Komödie, „Die Glückskuh", (alle drei bei Paul Cassirer) scheint sich nun das Temperament dieses Dramatikers von so galliger und verdammender Menschenbetrachtung loslösen zu wollen. Sein Blick geht, ohne versöhnliche oder gar verklärende Milde, doch schon viel ruhiger und kühler über alle Häßlichkeit, Dummheit und Schlechtigkeit hin, die er in seinen Menschen aufzeigen muß. Es ist der Blick einer gemächlich abschätzenden Klugheit, die nur noch eines Strahles wärmster Güte bedürfte, um den vollen Glanz des Humors zu gewinnen. Die schlichte Anekdote von dem gewitzten Mädel, das mit der gestohlenen Kuh auch Liebe, Glück und eheliche Versorgung erbeutet, erscheint durch diese gescheit lächelnde, beim kleinen Motiv belehrsam verweilende Art der Darstellung zum primitiven Abbilde menschlichen Lebens mit seinen starken und ordinären Grundtrieben ausgeweitet. Im Plan und in der Führung weist die Arbeit zu den seltenen Komödien hinüber, die menschlich

und technisch der seelischen Grundfarbe und dem inneren Rhythmus deutschen Wesens so sehr entsprechen und dennoch — was allgemein bekannt und beklagt ist — so spärlich gedeihen, daß man die völlig gelungenen fast schon an den Fingern einer Hand herzählen kann. Dorthin scheint nun die Entwicklung dieses Talents zu wollen. Und wenn Form und Stimmung des letzten Werkes nicht etwa ein zufälliger Fund gewesen sind, dann ist dem Komödiendichter Hermann Essig zur Vollendung seiner nicht gewöhnlichen Kunst nur noch dieses zu wünschen: herzliche, von jedem Zorn gereinigte Liebe zu allen seinen Geschöpfen und innerste Beglückung im Anschauen und Nachbilden dieser bedeutungsvoll heiteren Welt.

Die lächelnde Sicherheit so beglückter Ruhe ist es ja, die uns und unserer Kultur — und unserem Drama als ihrer höchsten künstlerischen Blüte — noch so schmerzlich abgeht. Daß sie von einzelnen Geistern jetzt, in den Künsten wenigstens, so mächtig herangesehnt und in stilfördernden Versuchen zur lebendigen Erscheinung beschworen wird, mag eine Verheißung für ferne Zukunft sein. Mehr nicht. Denn gerade hier ist der Weg vom Denken und Sehnen der einzelnen bis zum Alltag der ganzen Menschheit der weiteste. Und auf diesem Wege sind Hemmnisse ohne Maß und ohne Zahl zu überwinden, gegen die Kraft und Geist und Wille und Feuer der gesamten Künstlerschaft schlechterdings nichts ausrichten können.

Rilkes Roman*/ von Arthur Holitscher

Der Leser schlägt das Buch auf, liest eine Seite, errötet, erbleicht: mea res!

Immer mehr wird der Tod der Inhalt von den Büchern der Dichter. Und das ist gut; was soll das Leben in ihren Büchern? was wissen sie vom Leben? Was Leben ist, muß man schon suchen, anderswo in Erfahrung zu bringen. Und wenn es über ihnen zusammenschlägt und sie ertrinken darin — nicht einen Hauch von seinem Geschmack werden sie dir auf die Lippen streichen. Um die meisten aber steht es so, daß sie ganz und gar auf dem Trockenen sterben, auf einem Stück trocknen Stein stehen sie und um sie herum ist die tiefe Ebbe. Stehts nicht um die meisten Menschen so und sie wissen es nur nicht? Wüßten sie's, es möchten mehr von ihnen die Bücher der Dichter lesen.

Wie kommt einer zu seinem Tod? Woher des Weges schleppt er seinen Tod

* Rainer Maria Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Leipzig, Insel-Verlag 1910.

herbei, bis sein Tod so unmenschlich schwer geworden ist in ihm, daß er sich hinsetzen muß und ihn aus sich herausschälen, ihn von dem eigenen, sterblichen Unflat säubern und hinstellen in das Unabgegrenzte? Dieser hier ist den guten Weg gegangen, den geraden und sicheren, das heißt den Weg der Armut, Krankheit, Einsamkeit; dreimal Einsamkeit hingeschrieben nach den ersten. Sein Buch ist ganz voll vom Tod. Und als wäre es nicht genug, daß jede Zeile Licht von seinem Licht hat und phosphoresziert, preßt er da und dort in ein Wort den Tod noch so tief hinein, daß er gar nicht mehr herauskann und daß das Wort zu wimmern anfängt vor Schmerz. Ein Mensch wächst in seinen Tod hinein wie in ein zu weites Hemd, das dann bald paßt. Einer überbrüllt im Sterben die Glocken. Fliegen im Herbst „besterben" ein durchwärmtes Zimmer! Solche Worte erfindet man nicht, sondern kriegt sie vom Tod selbst. Der Leser läuft den Weg zurück, über den dieser da seinen Tod bis zu ihm hergeschleppt hat, um zu sehn, wann sein Tod denn in ihm geboren worden ist? Der Leser weiß gut oder hat es aus glaubwürdiger Quelle erfahren, daß der Dichter sich Zeit seines Lebens von seiner Kindheit nährt, echtes Brustkind seiner Mutter, kein Ammenkind. Der Leser läuft soweit zurück, bis er die schaurigen Brüste entdeckt hat, aus denen der Tod hineingeflossen ist in die begnadeten Lippen. Malte Brigge macht es dem Leser nicht schwer, denn wo er nicht von seinem Jetzt erzählt, erzählt er von seiner Kindheit. Da steht der Leser vor ihr und möchte sie erkennen. Und weil ihm das nicht gleich gelingt, so stutzt er. —

Malte Brigge sitzt in seiner elenden Hotelstube in Paris und schreibt Seiten in sein Buch über sein Damals und Jetzt, er ist ein noch junger Mann. Die Scheiben, hinter denen die Welt Paris liegt, sind trüb und schmutzig, und die Augen, die auf dem Papier mit den Buchstaben gehen, sind blaß und übermüdet. Das Papier wird bedeckt mit reinlichen, runden Buchstaben; hier und dort zeigt ein Zeichen zwischen den Linien an, daß ein Bild oder ein Mensch oder ein Tag den Schreibenden verlassen hat. Das Jetzt, das draußen scharf und unerbittlich ums Haus pfeift, fliegt herein und setzt sich auf dem Papier fest und das Damals, zart und verschleiert, als wärs vor Hunderten von Jahren geschehn, gleitet von der anderen Seite herbei und breitet sich auf dem Rest der Seite aus: woher kommt es denn, daß der Leser so empfindet: Hunderte von Jahren sind zwischen dem Einst und dem Jetzt dieses Menschen vergangen? Weil die Aktualität seiner Qualen den Leser näher angeht als die Vision von seinem Vergangenen? Oder vielleicht weil der Leser die Bürde seines Jetzt auf allen Straßen und am eigenen Leib erlebt hat, die Wehen seines Einst aber nur in den Büchern? In denen, die von den Nachkommen der Blides handeln und von Marie Grubbe und auch in jenen näheren des teuren Bang? . . . Dies hier ist kein Vorwurf. Der Unterschied in der Überzeugungskraft, die von Malte Brigges Gegenwart und Vergangenheit ausgeht, der

Unterschied der Zeugungskraft, die seiner Gegenwart und Vergangenheit Leben gegeben hat, dieser Unterschied, der sein Werk scheinbar entzweibricht, — verschwindet, wenn das Sausen, das auf dem Grunde des Buches ist, dem Ohr wieder vernehmlich geworden ist, durch das Gegenständliche hindurch, das Ablenkende. Dann ist Stück und Stück sogleich zusammengehalten von dem Großen, vor dem War und Ist wie Ein Rauch aufgehn, so wie im Geist des Dichters Geträumtes und Erfahrenes nicht wie Öl und Essig beieinander sind, sondern wie Wein und Wasser.

Der alte Zeitungsverkäufer vom Gitter des Luxembourg, (ach, wir alle haben Zeitungen von ihm gekauft, die wir nicht gelesen haben!) und der Veitstänzer auf der Brücke, und der Blinde, der seinen Gemüsekarren rufend vorwärtsstößt, und der Jägermeister im alten Schloß und Brahes und Maman und die Frauen mit den unwirklichen Namen, und die Legendenkönige aus grauen Chroniken und die bis in die Seele hinein verschlissenen Fabelwesen auf dem Gobelin im Louvre, alle sind Genossen derselben Qual und gehen gleichgekleidet wie die italienischen Gugelmänner von der Bruderschaft des Todes. Alle sind gleich eingehüllt in eine Sprache von weit her, sie kann oft so schmerzhaft süß und fast schon unirdisch werden, daß der Leser sich irr umschaut in seiner leeren Stube und inne wird: niemand ist da, dem er einen Satz vorlesen könnte! Und der Leser fühlt es so treu mit, daß diese Sätze bei Nacht, kniend und unter Tränen auf ein mattbeleuchtetes Stück Papier geschrieben worden sind. Und der Leser erkennt auch zwischen dem Wort und dem Wort die bittere Geberde wieder, die dem Gequälten gegeben worden ist, damit er, wenn seine Einsamkeit zu groß über ihm ist, die Pforte seines Kerkers öffnen könne für eine kurze Frist. Und auch das Schauen in solcher Frist erkennt er wieder, das zu intensive Hinschauen, dem die Welt nicht mehr standhalten kann, sondern hinschmelzen muß wie eine Handvoll Schaum.

Es gibt einen Triumph der Dichter und der heißt: das erste Lesen. Und dann gibt es einen andern Triumph und der heißt: das zweite und das hundertste Lesen. Und der gute Leser ist der, der sich nicht gleich das erste Mal zur Wehr setzt. Das ist der gute Leser und er ist allen Dichtern von Herzen zu wünschen. Ihm kann es geschehen, daß er unversehens eintritt in die Gemeinschaft der Fabelwesen eines Dichterbuches, einer wird von den Gezeichneten, den Kranken, den ins Leere Gestoßenen, den vor Unglück fast schon Lächerlichen, daß er für die Dauer einer Zeit, in der nur das Blätterumwenden lebendig ist, ein Phantom geworden ist: wie jenes Kind im Maskenkostüm, es erschrickt, weiß auf einmal nicht mehr, ist es längst vergangen, ist es da, ist es nie gewesen, oder: wie jenes alte, verschrumpelte Weib, das im Garten die Sperlinge füttert, mit Brotkrumen, die sie früher im Mund gehabt hat — die kleinen Tiere sollen von ihrem Speichel ein wenig in die Welt auseinander tragen, das wird ihre Einsamkeit

lindern! Es mag dann dem Leser geschehen, daß er eine Zeitlang noch verzaubert unter den Menschen herumgeht, viele Faden tief unter seine eigene Existenz hinuntergerissen, ehe er sich auf sein Indiehöhekommen besinnt und rasch schon im Abschiednehmen von der Verzauberung sich nach dem Schatz umsieht, den es doch da unten geben muß, damit er weiß, wonach er das zweite und das hundertste Mal tauchen soll! Und da wird es sich erweisen, ob er mit nur einem Aufstampfen des Fußes an die Oberfläche zurückkommt oder schwer von der Last, die er mit sich bringt von unten, langsam und mit Mühe ans Licht zurück? —

Es ist wahr: mit dem Tod als Tiefstem zuunterst kann ein Kunstwerk nicht leben. So wie der Leser unter der Figur des Dichters im Werk nach der Ursache seiner Zugehörigkeit zu den Figuren seiner Einbildung geforscht hat, so forscht und schürft der Leser unter dem großen Gleichnis des Todes nach dem Einen, das Schönheit und Kraft besitzt, das Gleichnis aufzuheben, die Gleichung auf Eins zu bringen, nach Gott also. Und da erweist es sich, der Leser schlägt sich an die Brust, wirklich und wahrhaftig, es erweist sich, in dem Buch ist zu viel Geduld und an einem Punkt hört es auf. Wie sieht denn der Gott aus, den ich als das Erhabene in der Lächerlichkeit der Lächerlichen, als das Erstgeburtsrecht der Enterbten, als die Unvergänglichkeit der von der Verwesung Gezeichneten erkennen soll? Ich dürfte wohl verlangen, daß er aussehe wie der Gott des größten Heiligen, aber ich will mich schon zufrieden geben, wenn es mein privater, menschenähnlicher und ein bißchen vergrämter Gott ist, der Auflehnung heißt, Revolte.

Zuviele unter den Guten leiden heute, zuviele Bücher werden über den Tod geschrieben: wäre es nicht an der Zeit, daß das Leid der Dichter anfinge, die Mühlen zu treiben? Malte Brigge, er hat es gut herausgefühlt, was die Menschen untereinander bindet, er hat auch Jene herausgefunden unter den Menschen, die die Seinen sind. Er hat Gedichte geschrieben, in denen viel über Gott steht, aber Gedichteschreiben ist ein höfliches Gewerbe und so wenig die Verszeile an den Rand des Blattes kommt, so wenig kommt die Seele ganz an den Rand . . . In Prosa sich auszutoben geht eher an, das Vaterunser ist doch auch in Prosa geschrieben. In den Gedichten, die diesen „Aufzeichnungen" zeitlich vorangehen, hat es der Leser zuweilen als köstlich empfunden, den Dichter vor Gott in Demut ministrieren zu sehen. In dem Buch Brigge, hat der Leser gehofft, wird der Dichter Gott näher an den Leib rücken. Seine Stimme singt, betörend wie je, hier klingt sie auf einmal nicht mehr sonor genug, will es scheinen. Er kommt dem Tod sehr nah, er überholt ihn nicht; er weiß, was das heißt: einsam, einsam, aber wäre die Einsamkeit sein Gott, so würde er nicht an ihr vergehen, sondern sich auf eine Säule hinaufziehen lassen oder in die Wüste wandern und seinen Gott dort anbeten und begatten. Aber da er nun doch vergeht, warum geht es ihm denn nicht auf: wenn man in den Kirchen

gesellig ist, um zu beten, so ist die Einsamkeit dazu geschaffen, damit in ihr die Fäuste geballt werden. Im Leid ist jeder für sich, fühlt man aber Brüder im Leid, so ist es die Empörung und die Notwendigkeit der Rache, die die Fäuste aufmacht — und die Hände ineinander treibt.

„Was wußten sie, wer er war? Er war jetzt furchtbar schwer zu lieben und er fühlte, daß nur Einer dazu imstande sei. Der aber wollte noch nicht.“ (Ende der Aufzeichnungen.)

Als der Leser diese Sätze gelesen hatte, da verstand er sie gut: die Mühe und den qualenreichen Lehrlingsweg Dessen, der so gut lieben und so gut geliebt werden möchte, wie der jüngere Bruder der Sonne und der ältere der Pflanzen aus Assisi. Er aber liebt nur erst, was Seinesgleichen ist, noch nicht alles, weil es ist. Er ist vorläufig noch der Einsame und sein Lieben heißt noch zu sehr Leiden. Aber er will und will den Einen. Und weil er ihn in Seinesgleichen nicht ganz zu erkennen vermag, so muß er es erleben, daß Seinesgleichen ihm seine Liebe nicht ganz erwidert. —

Mahlers Achte/ von Oskar Bie

In Gustav Mahlers achter Symphonie, die vor kurzem ihre erste Aufführung in München erlebte, tritt der tragische Riß im Wesen dieses Künstlers so wundervoll zutage, daß es sich lohnt, einmal über diese Erscheinung, nicht bloß musikalisch, zu sprechen. Meine Feder knarrt noch von ihrer blutlosen Ruhe in den Ferien, in der ihr nichts zufloß, keine Selbstbeobachtung während eines großen Brandes, keine Empfindungen eines Spazierganges in der gewaltigen Natur und doch eine so mannigfaltige Tragik in dem Konflikt zwischen Gefühl und Wirkung, die nicht flüssig wurde und kaum bewußt und erst wieder anklang, als ich zum Schluß der Fahrt ein Werk hörte, in dem eben dieser Zwist von Gefühl und Wirkung so eklatant mich traf. Ist das Feuer Schrecken oder Genuß, und der Fels und das Eis und das Meer? Ich wußte es nicht zu unterscheiden. Ich wußte nur das eine, daß die blauseidene, gefältelte Wand der fernen Berge von Feltre wie ein lieblicher Vorhang vor dem italienischen Paradiese hing, bis es mich endlich aufnahm.

Dies Heitere, das Ewigweibliche schwebt uns vor, die beständigste Sehnsucht, denn sie muß unerfüllbar sein. Mahler klingt sie dauernd im Kopfe. Engelsbilder, in weißen Kleidern, mit Instrumenten von Fiesole, ein kleiner Mund, eine süße Stimme, und alles Lichtvergoldete, Mandolinenklingende, unbesorgt Musizierende, wie er es in vielen Liedern und Symphonien gestaltet. Was ist das, ist das nicht die „Schöne Helena?“ Wir nahen uns seiner Bauernvilla, da oben am Rande der grünen Wiese von Toblach, und hören aus dem

einsamen weißen Hause Offenbach auf dem Klavier, und eine dritte Hand spielt die melodiöse Oberstimme mit so bestimmter Kraft und Präzision — Mahler spielt mit seiner Frau, deren venezianische Delikatesse Palma Vecchio kaum hätte malen können. Wie er da wohnt! Welche Abende sinken da hernieder. Ich war mit einem ehrlichen Menschen stundenlang zusammen.

Weit weg davon im Walde steht ein noch einsamerer Pavillon. Da arbeitet er und ringt mit seinem Gotte.

Einen Monat später sehe ich ihn wieder vor tausend Mitwirkenden, die seine „Symphonie" zu verkörpern haben, vor dreitausend Zuhörern, die sie aufzunehmen haben. Etwas Gewaltigeres an Aufführung erlebte ich nie. Ich verging in der Empfindung, daß dieser eine kleine Mensch mit so unweigerlicher Plastik diese Massen modellierte, die Ausführenden und die Aufnehmenden, auch mich. Ich dachte: welches Herrschergefühl! Ich dachte: wie baut sich dieses Riesenorchester, diese Doppelchöre, Knabenchöre, Orgel, Pauken, Glocken, wie baut sich dieses Motiv, dieser Akkord auf, jetzt steigt er, jetzt rauscht er, jetzt fallen alle darüber her, jetzt reißen sie ihn in den Himmel, höher noch, höher, noch eine Stimmenschicht, noch eine, und ganz silbern hoch über allem der süße Sopran der Förstel — was dachte ich: Wirkung! Was dachte ich nicht? Vision. Ich hatte das Toblacher Häuschen vergessen, ich war im Zirkus der Münchener Musikfesthalle. Nachher winkten ihm alle weißen Choristinnen zu, Hunderte weißer Choristinnen, — ich dachte: Choristinnen winken wie Engel.

So verrät man sich vor sich selbst. So lockt die große Wirkung über die Ehrlichkeit des Gefühls hinweg. So geht es uns allen, von jeder Rasse, und von dieser Rasse besonders. Den Schreiber eingeschlossen. Ich dürfte es nicht sagen, wenn ich mich nicht einschlösse. Ich bin jeden Tag und auch in dieser Stunde in Gefahr, das Gefühl der Wirkung zu opfern, weil ich klug bin, weil ich die Mittel kenne, weil ich verflucht bin, von hinten nach vorn zu denken, damit der Leser mich verstehe, wie ich von vorn nach hinten empfinde. Ich schlage mich auf die Brust und weine, denn ich weiß, ich bin ehrlich und tief und sitze an der Quelle der Empfindung, aber wie ich selbst von diesen Leidensgenossen schrieb: sobald die Quelle fließt, spiegeln wir uns darin. Und Toblach wird Amerika. Und sicherlich tue ich mit diesen Zeilen nichts anderes, als was ich ihm vorwerfe. Wir müssen es alle tun. Die Grenze ist so schwer zu finden. Wir drücken uns. Ich erzähle von Toblach und Feltre und Fiesole, weil ich feige bin, uns die Wahrheit zu sagen, weil ich wieder ein Gefühl der Wirkung — nein diesmal eine Wirkung dem Gefühl opfern will, dem bloßen Gefühl für Tragik, das niemandem nützt. Also Mut.

Wie es auch sei, disponieren können wir. Das ist sicherlich das Positive, wenn man ein Regietalent positiv nennen kann. Disponieren können will ich nicht bloß Bewußtsein der Wirkung nennen, es ist jedenfalls mehr, es ist eine

Gestaltungsbegabung. Eine Dirigentenbegabung. Ich schätze es nicht hoch ein, daß ich diesen Artikel mit einigen anklingenden Themen begann, um dann die Kontrabässe die Wahrheit herausfordern zu lassen und nunmehr in drei Abschnitten die Analyse von Mahlers Werk zu geben, aber es ist ein Einteilungsprinzip, ohne das mir mein Stoff unkünstlerisch bliebe. Nur begann ich mit dem Scherzo und er schließt damit; ich bin ein Beurteiler und er ein Schöpfer, ich spinne ihn fort, ich spinne ihn zurück. Es geht ihm sein altes Thema im Kopfe herum, das er schon in der Zweiten anhub: die Erlösung, Auferstehung, Rettung: nicht in die Entsagung, sondern in die Freude hinein. Mit dem riesigsten Apparat will er diesmal das Problem bewältigen. Solisten, Chöre, sämtliche Instrumente ruft er heran, es gibt keine Musiken mehr, die hier nicht vorkämen, Glocken, Pauken, Mandolinen, Celesta, Orgel, Harmonium und wieder Sonderblasorchester, Requisiten aus Himmel und Hölle. Es muß gelingen. Der erste Satz muß die Sehnsucht schildern. Die Hymne Veni creator spiritus wird zugrunde gelegt und nicht ohne alte Sonatenform behandelt: den nötigen Kontrast bilden die Feinde unseres Heils, die wir aus ihrer Chromatik zu vertreiben haben. Auf diese alte Hymne, die vielleicht Karl der Große dichtete, antwortet in einem zweiten Teil der Schluß von Faust, den Goethe als moderne Antwort dichtete: der creator spiritus ist das Weibliche, Madonna-Gretchen, die den Strebenden führt: „wenn er dich ahnet, folgt er nach". Das ist fein empfunden: ein literarischer Kontrapunkt, bei dem der Unterschied der Sprache Absicht und Schönheit wird. Der zweite Satz der Symphonie bildet sich als Adagio aus den gestaltsuchenden Landschaften zu Beginn dieser Szene, eine himmlische Scherzostimmung tritt mit den heiteren Engelchören, dem spielenden Terzett der Büßerinnen, der erdenleichten Begrüßung Gretchens ein (diese Klammer ist das Geniale der Disposition) und den triumphierenden Schluß stellt der Chor vom Vergänglichen, das nur ein Gleichnis ist. So streng peinlich aber ist das nicht durchgeführt. Die Erscheinung der Madonna treibt die Melodie heraus, in einem neuen Aufklang des Liedhaften. Die Melodie und das Weibliche ahnen ihre Verwandtschaft. Es kommt bei aller Themenverwandtschaft der Teile untereinander eine melodische Umformung in das Stück, die ihren inhaltlichen Bezug hat. Ich empfand das als eine Vereinheitlichung gegenüber den früheren, sehr reizenden fragmentarischen Bildchen des himmlischen Paradieses aus der dritten oder vierten Symphonie, den Mahlerschen Lieblingsmärchen der vergnügten Heiligen mit dem Prälatenlächeln —

„Es sungen drei Engel einen süßen Gesang".

Von Paul Stefan, dem Führer der Mahlerapostel, las ich früher eine Broschüre über Mahlers Operntätigkeit in Wien: die war ohne Abstrich tapfer und gut. Jetzt lese ich ein neues Buch über ihn im ganzen — das finde ich lehrreich im Biographischen, brauchbar im Genetischen (der Schnitt der fünften

Symphonie), aber unkritisch im Urteil. Ich weiß, Mahler liebt solche Himmelungen nicht, er ist absolut unfeierlich und unszenisch sich selbst gegenüber. Ich bin ahnungslos, ob ihm Auseinandersetzungen, wie ich sie hier versuche, behagen; aber ich möchte lieber, daß er mir unrecht gibt, als dem blinden Apostel recht gibt. So kommen wir zwei weiter. Ich beuge mich in höchster Ehrfurcht vor seiner wahren, echten, ehrlichen Empfindung, vor seinem idealen Ethos und ich liebe ihn, wenn er zürnt. Aber ich sehe eine starke Inkongruenz zwischen diesem Gefühl und der Bewußtheit der Wirkung, die in ihm liegt wie ein schauspielerischer Kitzel, nein wie ein Regulativ der Klugheit, wie das Eingeständnis der Notwendigkeit eines äußeren Ersatzes für die stillen Tugenden des Eremiten. Man hat gesagt: die Mittel, die er verwendet, stehen in keinem Verhältnis zu dem, was er sagen will. Ich möchte das so wenden: die Mittel sind nicht von Übel, aber das, was er sagen will, ist zu gut dazu. Es liegt etwas Ungereimtes, ja Tragisches darin, einen wirklichen Empfinder mit solchen bewußten äußeren Eindrücken arbeiten zu sehen, wie er sie liebt, mit dem Szenischen, was er nicht in sich hat, aber in seiner Feder hat, in den Liedern und Symphonien. Wassermann sprach hier neulich von einem gewissen Verrat des Literaten gegen sich: so etwas ist hier in tiefstem Sinne. Berlioz oder Richard Strauß schaffen aus dem Apparat das Werk, nicht so sehr von innerlichen Antrieben geheizt, als von technischen Poesien begeistert — das ist weniger, aber auch mehr, weil es in sich rund ist. Mahler beginnt innerlich, wie kein Zweiter heut, Beethovensch, er zürnt und schlägt und poltert, bis er zur Tochter aus Elysium sich durchgebissen hat, aber auf dem Wege engagiert er Komödianten und Plakatmacher, die sein Innerstes herausbrüllen. Ich will es psychologisch nehmen: um seine Ehrlichkeit zu beweisen, unterstreicht er sie, färbt und vergröbert er sie, halb in Angst um sie, halb in Angst um die Leute — es sind komplizierte Vorgänge, in denen Extreme sich anziehen. Man denke eine Sekunde an Beethoven: neulich schickte uns ein geistreicher Autor einen Essai, in dem er ihm die fortwährende Sucht, von sich selbst zu reden, vorwarf — er schwärmte für Bruckner. Nun müßte er Mahler hören, um Beethovens Keuschheit zu begreifen. Was in Mahler das größte Dirigententalent bildete, der Sinn für Disposition, der plastische Geist, richtet neben seiner lyrischen Empfindung die Gefahr der Geberde, der Phrase auf. Er wird es so fühlen, daß er diese Phrase mit Empfindung füllt. Ich werde es so darstellen, daß diese Phrase seine Empfindung erstickt. Beispiele: Meyerbeer war kongruenter, denn er hatte und wollte nichts als Phrase — Mendelssohn war kongruenter, denn seine Plastik deckte sich in Form und Inhalt. Mahlers Auge und Hand finden einander nicht. Es sagte neulich jemand: Wildenbruch.

Ich komme zur zweiten Inkongruenz. Sie betrifft das Mißverhältnis der Empfindung und der Erfindung. Und dies ist schließlich das Ausschlaggebende.

Es gibt in der Achten Stellen von so geistvoller und durchdachter musikalischer Arbeit, im Kolorit und im Aufbau, daß sie alles von ihm bisher Geleistete übertreffen. Aber die ganze musikalische Anschauung, die Formung der Themen, vielfach die Harmonisierung und Rhythmisierung, im deutschen Teil mehr als im lateinischen, hat die süße Phrase nicht überwunden, die Mahler so oft den Vorwurf der Banalität einbrachte. Er selbst staunt immer über diesen Vorwurf. Ich verstehe das. Sein Gefühl ist so naiv und ursprünglich, daß er — genau wie in punkto Effekt — gar nicht merkt, welcher Teufel ihn versucht. Er beläßt seine Ausdrucksformen in jener embryonalen Sentimentalität, in der sie wohl in unser Empfindungsleben einziehen, aber nicht durch die Kunst wieder herauskommen dürfen. Selbst nicht durch die naivste Kunst. Vergleichen wir. Das Motiv „Alles vergängliche" beginnt wie Schuberts berühmtes Wanderermotiv. Bei jenem hebt es sich in gewöhnliche, schwärmerische, süße Vorhalte und vom Gefühl abgeplattete Phrasen, bei diesem stößt es sich sofort von unten männlich fest und, da ein süßer Duft hineinfällt, bleibt es rein und frühlingshaft (man singe es, jeder kennt es). Man führe nicht den Textunterschied an, es ist vielmehr ein Naturellunterschied. Mahlers Gestaltung ist wiederum unkeuscher. Wiederum — was zwischen Effekt und Empfindung stritt, streitet jetzt zwischen Empfindung und Gebilde. Mahler hört Herdenglocken, Posthörner, Leichenposaunen, Vogelzwitschern — alles Empfindungskomplexe, die uns mit einer kaum eingestandenen Sentimentalität berühren. Sie als Rohmaterial in ein kultiviertes Kunstwerk hineinzunehmen, ergibt die Trivialität. Strauß nimmt solche Dinge als Motive, Symbole, Farben — Mahler legt sie uns mit einer Unabzüglichkeit dar, die keine Hemmung kennt. Er kennt keine Hemmungen. Er reißt nicht vor sich selbst aus, er stockt nicht in plötzlichen Visionen, er verliebt sich nicht in Nebensachen, er dekomponiert sich nicht, er streicht vielmehr in voller Bewußtheit seine naive Empfindung in eine kunstvolle Arbeit hinein — und dies ist wiederum die tückische Gefahr seines zwiespältigen inneren Erbes. Seine Phantasie muß wachsen. Seine Originalität muß wachsen. Vor allem: sein Distanzgefühl muß wachsen. Gute Ratschläge! Ich denke eine Sekunde lang an Verdis pezzi sacri. Aber wir wollen doch die höchsten Maßstäbe an uns legen, wenn wir vor den Gebildetsten der Leser sprechen oder mit tausend Instrumenten und Kehlen musizieren.

Man sagte mir, ich würde schärfer sprechen, wenn ich Mahler nicht kennte. Mir haben persönliche Bekanntschaften nie das Urteil verwirrt, sondern vertieft. Kennte ich diesen wundervollen Menschen nicht, hätte ich vielleicht gar nichts zu sagen gehabt und damit in jedem Falle mehr verloren als er.

Augsburg, Magdeburg, Kassel — Katholiken, Sozialisten, die Gutgesinnten der Mitte: da haben wir alle Stilarten deutscher Menschheit beisammen. Warm und wohl konnte einem beim Anblick dieser Schauspiele nicht werden. Eine Sintflut unrhetorischer Reden, Worte ohne Gedanken, Gedanken ohne Ziele, blinde Wut, das heisere Bellen von Demagogenriechern, die Holzereien berlinischer Jakobiner, die Verlegenheiten mißtrauischer Bruderschaften: es war keine Lust zu leben. Ich las, um zu atmen, den hellen feinen Montaigne, ließ mir Mozart vorspielen und tat, als ob der ganze luftraubende Jammer mich nichts anginge. Haben wir nicht unseren Beethmann und hören wir nicht seinen Homer singen, den gelehrten Professor Curt Breysig, der die Charakterstärke und den echten Politikerinstinkt des Kanzlers preist, der dem Zentrum Bescheidenheit, dem Liberalismus überhebliche Herrschsucht, dem Beamtentum zweckvolle Regierungskunst, dem ostpreußischen Latifundienadel das noblesse oblige takt- und maßvoller Machtverwalter zuerkennt? Da weckten mich das Geknatter der Moabiter Revolte und die Kanonade von Lissabon aus dem lügenbestäubten Idyll. Auch die Stürme im Glase Wasser wirken Geschichte. Auch der in Kassel und Magdeburg erlebte Jammer gelähmter Entschlußfähigkeit und getrübter Instinktsicherheit gehört zum Wesen der Politik, — die hinterher die Geschichtslegende schon vergolden wird. Ohne ihre Launen und Hanswürste kenne ich meine Zeit nicht.

Das würdigste Schauspiel boten unsere deutschen Katholiken in Augsburg. Wie da von Kammergerichtsräten und Oberbürgermeistern der Modernismus abglitt und, durch Sordinen gedämpft, der Protestantismus eine Auflehnung des Bauches und Luther der geile Bock des Jesuitenpaters Denifle blieb: das war bewundernswert. Mit ihrem robusten Papstglauben, mit ihrem deutschen Talent zur Subordination, mit ihrer fast vergeistigten Zucht im Borniertbleibenkönnen wären sie das beste Material zu einer dauerhaften Gesellschaft, wenn sie — ja wenn sie unter sich lebten, einen Staat unter sich bildeten. Darum dürfen sie, ohne sich lächerlich zu machen, umbraust von den Strudeln der Modernismen ruhig sagen: wir allein haben das Gegengift gegen die Gefahren der Modernität, gegen das Selbständigkeitsfieber der Irr- und Ungläubigen, wir allein können vor den Abgründen des gotteslästerlichen Ichvertrauens bewahren. Aber für uns andere, die wir auf dem jenseitigen Ufer stehen und den modernen, verweltlichten Staat bejahen und ohne die Autonomie unseres inneren Menschen ersticken: für uns gibt es gegenüber einer politischen Partei auf solcher geistigen Basis nur den Kampf auf Leben und Tod, ohne Pardon; — aus Grundsatz und Erhaltungs- und Entfaltungstrieb. Es ist nicht wahr, daß die offiziellen Katholiken sich entklerikalisieren. Kardinal Kopp, den der Kaiser einmal einen einfachen, klugen,

deutschen Mann nannte, hat mit dem Wort von der Verseuchung des Westens — verseucht, weil die großen christlichen Arbeiterverbände dort interkonfessionell sind — die katholische Seele entschleiert. Innerhalb der katholischen Kirche muß der Modernismus der von der intellektuellen Sauberkeit ihrer Umwelt angesteckten Geister Krüppelwuchs bleiben. Den Ehrhardt, Schnell, Wahrmund wurde mit Recht das Rückgrat gebrochen: sie sind Systemfälscher, sie begreifen die Logik der Kirche nicht. Windhorst war, nach Bismarck, Atheist, aber kirchlich. Darauf kommt es an. Jene aber wollen Fixsterne und Wandelsterne zugleich sein.

Muß erst angemerkt werden, daß der Katholizismus in Deutschland, überhaupt unter Germanen, in wesentlich anderen Formen auftritt als unter Romanen? Dort ist er eine wundervoll organisierte Gemeinschaft und hat vom Protestantismus die Richtung auf Wesenhaftigkeit und einfache Frömmigkeit übernommen: die Reformation hat auch den Katholizismus gereinigt und puritanisiert. Daher gedeiht er wirklich nur dort: in Deutschland und Nordamerika. Bei den Romanen ist er der reine Behälter für geistige Erstarrung und Formelhaftigkeit geworden, in seinen Priestern ist er der Bildung zu freier Persönlichkeit geradezu entgegengerichtet. Sie sind häufig gutmütig aber roh, nicht selten sinnlich bis zur Lüsternheit; und herrschsüchtig wie nur Lakaien es sein können. Das Volk haßt, trotz der vielen Liebeswerke, und verachtet die Scharen kräftiger aber untätiger Männer und Frauen, die auf Askese augenscheinlich meist gar nicht angelegt sind. Sie haben sich wie Mehltau auf den Gesamtorganismus gelegt und der Volkswirtschaft ungeheuere Kapitalien entzogen, die in den Gütern der toten Hand aufgehäuft sind. Da ist nicht verwunderlich, daß das gutmütige aber verdummte Volk mit ungezügelten Ausbrüchen für die Heimsuchung quittiert, wie eben in Portugal. Spanien wird folgen. In Frankreich ist Staat von Kirche getrennt. Und in Italien sind die meisten Männer Atheisten und ist ein gescheiter Jude (Luzzati) Ministerpräsident.

Von den Papisten zu den radikalen Hanswürsten in Magdeburg ist kein kleiner Schritt. Denn jene sind, in Deutschland wenigstens, Politiker, die jede Lage nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes auszunützen und mit unnachahmlichem Zynismus die passenden Anschlüsse nach rechts oder links zu finden wissen; diese sind entweder starre aber ehrenwerte Doktrinäre: Protzen der Theorie wie Kautsky, oder Demagogen, denen nichts an den Massenzwecken, aber alles an der Massenerregung liegt. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß heute alle Intelligenz, die Kraft und der Wille zur Anpassung, geschichtlicher Instinkt und Kultursinn (die Hauptsache) bei den Revisionisten sind, bei Männern wie Frank, Kolbe, Müller-München, David, Heine und Genossen. Sie sind innerlich entschlossen, mit den toten Punkten der sozialdemokratischen Taktik, wie Budgetverweigerung und antimonarchische Phraseologie, aufzuräumen. Lebten wir in einem freiheitlicheren Dunstkreis, wäre unsere Verwaltungspraxis nicht

unmodern und starr konservativ, atmeten wir nicht überflüssig viel ostelbische Luft und würden wir nicht durch absolutistische Schreckschüsse aufgescheucht: so dürften sich viele von ihnen ehrlicher Weise nicht Vertreter des Proletariats nennen. In Frankreich und England heißen ihre Brüder Radikale oder Radikalsozialisten. Sie glauben nicht an den „Mehrwert", an das Recht der Forderung des „reinen" Arbeitsertrages. Sie glauben nicht, daß das System unserer Gesellschaftswirtschaft, das auf der Spannung zwischen Arbeitsverkäufern und Arbeitskäufern beruht, in absehbarer Zeit aufgehoben werden kann. Sie verabscheuen im Grunde ihres Herzens die Illusionen des Vulgärsozialismus. An den Prellsteinen der Orthodoxie zerschellt ihr innerlicher Glaube, — nur daß sie ihn, der sie in die Nähe der abgenutzten sozialistischen Vogelscheuche, des Bourgeois, bringt, sorgfältig zu verbergen Grund haben. Aber gerade darum ist ihr politischer Positivismus der politischen Reaktion heute weit unbequemer als die kompromißfeindliche Haltung der Orthodoxen.

Also wäre der Block von Bebel zu Bassermann doch keine Utopie? Nun, auch morgen werden die Revisionisten noch Minorität und nicht gleich übermorgen, selbst wenn alle Alten wegstürben, Mehrheit sein. Ich kann mich also, bei kühler Berechnung der Möglichkeiten, noch immer nicht auf ihn einrichten. Man denke einmal an die ungeheuere Spannung zwischen der Kerntruppe der Sozialdemokraten, den reinen Arbeitsverkäufern, und dem nationalliberalen Bunde der Industriellen, welche die Idee des konstitutionellen Fabriksystems erbeben macht. Man denke an die Schutzzollbedürfnisse und Schutzzollneigungen derer hinter Bassermann. An ihre Furcht vor dem Beschreiten der parlamentarischen Ebene. An den Nationalismus der einen, die die Wehrforderungen des Machtstaates fast ohne Erörterung bewilligen, und das Ideal des abstrakten Rechtsstaates in den anderen. Man vervollständige die Liste der Gegensätze. Die Stimmung für die Herabsetzung der Agrarzölle, die die Arbeiter als Warenkäufer immer stärker zu belästigen beginnt, ist unter den Bassermanntruppen äußerst schwach. Und splitterte sich deren rechter, von der schweren Industrie gestellter Flügel ab, die Leute also, die für hohe Schutzzölle den Agrarismus des Getreideadels in den Kauf nehmen: so ist für den bescheidenen Radikalismus dieser Mittelpartei die innere Wahlverwandtschaft mit den rein politischen Zielen der ausgesprochenen Demokraten doch verzweifelt gering. Ich finde es ganz begreiflich, daß der Revolutionär Bebel ohne Revolution zu machen ins Grab sinkt und Bassermann seine Zeit versitzt. Die Parteien zerfallen langsam, oder besser: sie bilden sich um. Die politische Schulung der Arbeiter ist noch gering, ihre Organisationen bewiesen ihre Kraft bisher nur, wo es um das Glück des Magens und die Bezwingung der Notdurft ging. Was aber Bassermann betrifft, der die Wiedergeburt des Bülowblocks ohne Bülow abwartet und unter abscheulichen Grimassen zwischen rechtslinks und linksrechts laviert: er irrt wenigstens nicht, indem er zweifelt, ob

die Zeit gekommen sei, dem Volke der Mitte eine radikale Schwenkung zuzumuten. Es ist nicht reif dazu. Es muß erst durch einige Püffe geweckt werden: durch ostelbischen Starrsinn, durch Teuerung, durch Finanznot, durch ministerielle Impotenz. Aber diese Püffe werden kommen.

Herr Alfred H. Fried, der rührend eifrige Friedensfreund, versorgt mich so reichlich mit pazifistischer Literatur, daß ich ein Kannibale oder Berserkersprößling sein müßte, wenn ich die Gelegenheit mir entgehen ließe, die von ernsten, welterfahrenen, gescheiten und gütigen Menschen vertretenen Grundgedanken des Pazifismus immer wieder zu durchdenken. Die verantwortlichen Regierungen sagen: Durch Verstärkung der Rüstungen sichern wir den Frieden; die Rüstungsausgaben sind die Prämie, die unsere Völker für den Frieden zahlen: es gibt gar keine nützlichere Geldanlage. Die Völker sind in ihren Massen schon lange nicht mehr gleicher Ansicht: sie empfinden diese Art Lebensversicherung als baren Ökonomieverlust. Zwischen Prämie und Versicherungsobjekt kehrt sich das Wertverhältnis um: in das Budget, das nach annähernd 'reinen' (?) Kulturbedürfnissen aufgestellt wird, fressen die Wehrausgaben jedes Jahr ein größeres Loch; der Steuerdruck steigt, jede Finanzreform ist eine Sisyphusarbeit, und wenn sie ein Drittel unseres Arbeitsertrages wegnähme, — was durch indirekte Steuern und Zollaufschläge auf Notwendigkeiten schon reichlich geschieht. Das kann nicht so weiter gehen, ruft der Präsident der Columbia-Universität, Dr. Murray Butler, aus; die zivilisierte Welt, die unter der Last der Rüstungen dem Bankerott zutaumelt, muß wählen zwischen den Symbolen einer glänzenden Barbarei und der Hingebung an die Aufgaben der Kultur. Der Schritt zur Vernunft liegt bei England und Deutschland, besonders bei England, dem Erfinder des Dreadnoughttyps und des wahnsinnigen Zweimächtestandards. Alles bekannt. Ich blättere wieder einmal in Carnegies Epistel an die Times vom 19. Juni 1909 und nehme dann wie zufällig eine Zeitung mit dem Bericht über die Rede in die Hand, die der Expräsident Roosevelt, auch Pazifist und ein mit dem Nobelpreis dafür Belohnter, nach seiner Heimkehr aus Europa jüngst in Omaha gehalten hat. Mit dem untrüglichen Instinkt, der die Massenmeinung auf seiner Seite weiß, lenkt er die Aufmerksamkeit auf den Panamakanal. In fünf Jahren werde er vollendet sein und Amerika müsse, um sein Prestige im Stillen Ozean zu wahren und dem Wasserweg die Neutralität zu sichern, ihn sofort befestigen; geize es in diesem Punkt mit seinen Millionen, so werde es sein Geschick verraten. Die großen Mächte, die an dem vielleicht wichtigsten Wasserweg der Erde sämtlich interessiert sind, stehen tatlos beiseite; und nicht einmal das nächstbeteiligte England, das sich bequemen mußte, die wirkliche Neutralisierung des Suezkanals durch die internationale Konvention von 1888 zu gewährleisten, das keine Befestigung am Kanal anlegen, seine Zugänge nicht blockieren darf und die freie Durchfahrt im Krieg und im Frieden

Schiffen aller Nationen zugesichert hat: nicht einmal England wagte Einspruch zu erheben gegen die jeden Augenblick mögliche Sperrung des Panamakanals. Es schützt sich durch — Flottenvermehrung und Befestigungen auf Trinidad. Da haben wir die kecke Tartüfferie eines, der sich als Pazifist ehren läßt und durch Fabrikation kolumbischer 'Revolutionen' und Panamaforts den Frieden seines Landes am besten verbürgt glaubt.

Man will und will die Grundübel nicht verstehen, aus dem der händelsüchtige Imperialismus entspringt. Alle Nationalstaaten sind durch Gewaltakte entstanden und werden durch die Bereitschaft zu neuen Gewaltakten zusammengehalten. Es ist denkbar, daß die Spannungen aus dieser Quelle einmal nachlassen; denkbar, aber nicht wahrscheinlich, solange der kapitalistische Betrieb an Rüstungen, an den fernen Märkten, an der Produktion um der Produktion willen, an unermeßlich gesteigerter Warenzirkulation ein Lebensinteresse hat und dieses Lebensinteresse die Politik steuert. (Die Komödie der türkischen Anleihe in Frankreich ist ein Schulfall für die Identität von auswärtiger Politik und Geschäft.) Die Stimmung ist für den Pazifismus, für den ethischen Internationalismus, für die Humanisierung der Völkerbeziehungen durch Vertrag: unsere politische Verfassung und Gesellschaftswirtschaft ist gegen ihn, weit mehr als der böse Wille der Herrschenden. Und darum wird die Angst vor zoologischen Kriegen noch lange unsre Träume schrecken.

Das Judentum in der Politik ist grade heute für die konservativen Parteien ein dornenreiches Thema; und als man hörte, es werde beabsichtigt, den berüchtigten antisemitischen Programmpunkt zu streichen, spitzten viele die Ohren. Juden, heißt es da, sollten in keine autoritativen Stellungen einrücken, keine Richter, Lehrer, Verwaltungsbeamte, Offiziere sein, also nicht Obrigkeit spielen dürfen; sie seien nach ihrer körperlichen und seelischen Beschaffenheit zu Vertretern der Staatsgewalt nicht geeignet. Bismarck hat, als märkischer Junker, im Vereinigten Landtag ähnliches gesagt und gegen die Emanzipation der Juden gestimmt; die atavistische Blutwelle versickerte im späteren Leben, als er den Geist Ferdinand Lassalles und das Finanztalent Gerson Bleichröders zu kosten bekam.. Und ungefähr so drückte den Wunsch nach Entrechtung der Juden Ende 1880 auch die famose Petition der Antisemiten an die Kgl. Preußische Staatsregierung aus, nur behaftet mit dem ganzen schweren Behang völkischer Redensarten und eines moraltriefenden Nationalismus. Die Wolken haben sich seit dreißig Jahren in Westeuropa verzogen, alle Rückfälle (wie selbst die Dreyfußaffäre) blieben belanglose Episoden, und die Juden regen sich in jeder Kulturzelle der Nation mit solcher Frische und Lebendigkeit, daß man schon von einer jüdischen Renaissance sprechen hört. Es geht ihnen gut; nicht nur geschäftlich. Ihre zerhämmerte, leidengeschwängerte Seele hatte Reserven, die sich unter dem befruchtenden Lichte der Freiheit in fabelhafte Tüchtigkeiten ver-

wandelten; und durch Parasitenmasken sieht man oft frische, aufrechte, charaktervolle Antlitze schimmern, mit dem Ausdrucke konzentrierten Willens, der von sich das Höchste fordert. Der jüdische Antisemitismus ist nichts als die Peitsche, mit der dieser Wille zur kulturellen Aufzucht und Selbstzucht antreibt. Wie dumm antiquiert, wie weltenfern klingt darum der konservative Progammpunkt. Selbst der bornierteste großstädtische Mittelständler, den der herrschende Getreideadel als Parteisoldaten in seinem Netz mitschleppt, weiß, daß die christlichsoziale Sturzwelle wirkungslos im Sande verlaufen ist und verlaufen mußte. So recht von Herzen geliebt werden die Juden wohl auch heute nicht, gesellschaftlich besteht in tausend Schattierungen, selten noch grob aber immer merklich, die Geberde der Ächtung, es gibt auch noch Kreise, in denen sans gêne christlichgermanisch getrommelt und gepfiffen wird. Aber als politische Richtung ist der Antisemitismus in Westeuropa . . gerichtet. Der Grund ist einleuchtend. Es gibt kaum einen Bezirk nationalen Wirkens, in welchem kein jüdisches Element steckt. Es gibt kaum noch eine judenreine Aktion großen Stils. Es scheint, als ob gerade Deutschland ohne diesen Sauerteig nicht existieren könnte: das ist oft gefühlt und zuweilen gesagt worden. Vor dreißig Jahren noch lebten Millionen, die in vorkapitalistischen Gefühlen wurzelten, die sich unter vormärzlichen Kulturformen auslebten, die ein nach Scholle duftendes Leben ohne Risiko, mit fester 'Nahrung', als Ideal verehrten. Der quicke, aus Temperament und Bedürfnis freizügige, nach Goldwerten sich orientierende Jude war ihnen ein Greuel; ein nationales und wirtschaftliches Menetekel. In dieser Hinsicht, und nicht nur in dieser, hat sich Westeuropa, ohne Schminke zu reden, 'verjudet'. Das heißt: der Jude war der Vorläufer des zukünftigen Europäers, war jedenfalls — Nietzsche hatte hier eine wundervoll richtige Ahnung — von vornherein auf ihn angelegt, während der typische Deutsche nur unter Martern die Nabelschnur zu seiner früheren gemütlichen, kleinbürgerlichen Privatexistenz durchschnitt. Aber dieser Schnitt ist getan und bis tief unter die konservativen Elemente des Landes — des Hinterlandes — hat sich die kapitalistische Stimmung und Wertungsart eingefressen; auch dort hat man sich daran gewöhnt, ohne Blinzeln dem Kapitalismus ins goldgeschminkte Antlitz zu schauen. Und da auf dem modernen, marktlüsternen, von den Großbanken gesteuerten Kapitalismus die Finanzkraft des Staates und der so heiß ersehnten Weltmacht beruht, darf man, ohne sinnlos zu faseln, nicht sagen: der Jude, der Kapitalist par excellence, sei ein staatsfeindliches Element. Im Gegenteil: er ist weit mehr staatserhaltend als staatsfeindlich, vulgär: sozialdemokratisch. Es besteht die groteske Paradoxie, daß der seiner Vorherbestimmung nach internationale Kapitalismus die nationale Machtorganisation als Objekt der Ausbeutung, des Profitmachens im allergrößten Stil (Anleihen zu Wehr- und Kulturzwecken; Schiffe; Waffen) braucht, und umgekehrt der die Nationalität als Heiligtum hütende Staat ohne den

illegitimen kapitalistischen Bettgenossen keinen Augenblick mehr leben kann. Darum ist der Jude als Großbänker, Großhändler, Großreeder, als Finanzier aller Kollektivbedürfnisse zwar nicht der offizielle Politikus, wenigstens nicht in dem noch vom Beamtentyp geleiteten Staate; aber hinter den Kulissen ist er ohne Unterlaß tätig und unentbehrlich: er ist der eigentliche Drahtzieher und Akteur, klug genug, die dekorative Geste anderen zu überlassen. Und darum, weil der Jude so tief im kapitalistisch gerichteten nationalen Leben nistet, schwirrt es an höchsten und allerhöchsten Orten von Ballins, Rathenaus, Fürstenbergs. Darum macht Sir Ernest Cassel Weltgeschichte. Darum waren Sonnino und Luzzati in Italien Finanzminister und Ministerpräsidenten. Darum wimmelt es auf Kolonialkongressen und in Kolonialgesellschaften von Juden, die bei der Aufgabe, die noch dunklen Punkte der Erde durchzukapitalisieren, nicht fehlen dürfen. Darum müssen in der nationalliberalen Partei, welche die großen Verbände der Unternehmer und Industrieexporteure hauptsächlich mit vertritt, von Rechts wegen Juden umgehen und vom politischen Ehrgeiz gestachelte Bankdirektoren a. D. Unterschlupf suchen. Darum balancieren auch so zahlreiche jüdische Seiltänzer auf dem von Hansabünden gespannten Seil, in der Maske der Harmonieapostel. Schon gibt es jüdische Latifundienbesitzer, die Rechtsnachfolger von Fürsten und Baronen; nur daß ein paar Snobs in Feudalität machen, die meisten zerschlagen die Latifundien und gebrauchen sie, die Industrie aufs Land zu ziehen, zu dezentralisieren. Ein Gift, das die Juden trifft, trifft also den nationalen Organismus; kleine Nadelstiche aber steigern ihre Kräfte. Ich glaube fest: nichts hat den Juden so „genützt", als daß man sie künstlich gehindert hat, Beamte zu werden und ihre Aggressivkräfte zu verhocken und in Eitelkeiten verkümmern zu lassen. Freilich: liebenswürdiger, sachlicher, bescheidener ist ihr Durchschnitt nicht geworden; beileibe nicht. Aber das gehört unter einen anderen Gesichtspunkt. Es wäre schon klug und nützlich, wenn die konservative Partei den dummen Paragraphen verschwinden ließe, weil sie wissen muß, daß er unter den heutigen Verhältnissen für keinen Pfennig Werbekraft mehr hat.

Anmerkungen

Das Tempelhofer Feld

Als wir Berliner von heute Jungens waren, bildete das Tempelhofer Feld unsern Begriff von „Natur“: ein erhebliches Stück Platz, auf dem keine Häuser stehen, sondern grünes Gras wächst. Und ich glaube, daß aus aller später nachgepflanzten Mannigfaltigkeit unseres Naturgefühls sich zuweilen noch jene erste primitive Orientierung hervorhebt; denn das Tempelhofer Feld ist allerdings einprägsam als die Natur in abstracto, die bloß negative Stadt: ein „Raum, auf dem keine Häuser gebaut werden“ — sonst nichts. — Daß dieser spärlich begraste Sand zwischen der Reichshauptstadt Berlin und der Vorstadt Tempelhof der Kultur überliefert, der „Bebauung erschlossen“ werden soll, weil der Fiskus ihn als Exerzierplatz nicht mehr nötig hat, daß das alte Idyll von Stullenpapieren, Fußballpfählen und Zigarrenstummeln ein Ende haben soll, das wollen wir trotz aller persönlichen Erinnerungswerte ohne Sentimentalität tragen. Die Bedürfnisse einer amerikanisch schnell wachsenden Millionenstadt dulden keine pietätvoll gehegten Ruinen umher; kaum daß ein Dreißigjähriger die Straße erkennt, drin er geboren ist. Werfen wir alles Vergangene fröhlich der Gegenwart in den Schoß — nur daß sie uns eine gute Zukunft gebäre! Die 800000 Quadratmeter Natur sind ein kostbares Gut mitten im Häusermeer; wir wollen dem lieben Boden gern „ade“ sagen — daß er nur nütze!

Denn das Tempelhofer Feld ist ja nicht bloß Erinnerung und Vergangenheit, es ist noch alle Tage gegenwärtige Natur, Lebensbrot für tausend Großstadtjungen, die sonst nirgends Raum finden, ihre Beine ordentlich zu werfen, ist noch alle Sonntag der Fleck, auf dem tausende erwachsener Arbeitsleute blauen Himmel über sich sehen. Die Hauptmasse dieses Bodens, dieser freien Luft muß, in welcher Form auch immer, dem dringenden Lebensbedürfnis des berlinischen Volkes erhalten bleiben. — Der Reichstag beschloß, daß beim Verkauf des Tempelhofer Feldes „die öffentlichen Interessen gewahrt“ würden. Und nun hat denn auch der Militärfiskus dies Feld nicht an die Stadt Berlin, die nur 73 Millionen bot, sondern für 74 Millionen Mark an die Gemeinde Tempelhof verkauft. Hinter den armseligen Tempelhofern aber steht eine großmächtige Terraingesellschaft und an ihrer Spitze Herr Haberland — Haberland, der Städtegründer, der sinnreiche Erbauer von Alt-Nürnberg in Schöneberg, Haberland, der da sorgen wird, daß jeder Stein auf dem andern bleibe und kein Grashalm sich dazwischen stecke vom Tempelhofer Bahndamm bis zur Tivolibrauerei!

Ob noch zu verhindern ist, daß das so Beschlossene Tat werde, ist fraglich; zu schwach ist Einsicht und Wille bei Regierern und Volksvertretern. Aber daß die begangene Tat ein Verbrechen wäre, ein Sozialmord, der das Gewissen der Verantwortlichen mehr drücken müßte als irgendeines Schuldlosen Hinrichtung, das ist keine Frage. Indessen — wo sind die Verantwortlichen? Ist es der Magistrat der Hauptstadt? Der Bürgermeister Reicke, der die Verhandlungen führte, hatte wohl ehrliche Träume von einer vorbildlichen Gartenstadt englischer Art auf dieses Feld gedichtet, aber er war kaum der Tatenmensch mit einem Haberland zu konkurrieren. Und auf ihm lastete die Sünde von Vorgängern, deren blödsichtiges Fortschrittlertum einst die Eingemeindung der Vororte verweigert hat. — Ist es die Verwaltung des Kriegsdepartements? Aber sie hat eine glänzende geschäftliche Operation hinter sich! Sie hat dem Fiskus fein Geld heimgebracht! Und zuge-

geben, daß etwas Junkerlust, diese roten Städter zu prellen, mit im Spiele war — diese Generäle sind ja am Ende wirklich nicht da, um die sozialen Interessen des deutschen Volkes wahrzunehmen. — Aber vielleicht der oberste Chef aller einzelnen Departements, sollte der wohl ein wenig verantwortlich sein? Sollte es am Ende weniger Aufgabe eines Ministerpräsidenten sein, arglose Professorengemüter durch entfernte Philosophenwörter zu verlocken, als den Eifer der einzelnen Behörden zu bändigen, zu lenken, zu vereinen in jener Richtung, wo das Wichtigste für das Wohl des Ganzen zu tun ist! Wahrlich dieser Talmiphilosoph, der die Hülsen einer leeren, durch und durch passiven Gebildetheit für das Fruchtkorn lebenskräftigen Willens reicht, er und der Geist, den er erhält, sie tragen einen Teil der Schuld. — Aber die letzte Schuld tragen wir, wir selber, wir alle! Trägt unsere bürgerliche Gesellschaft, die diesen Geist ernährt, diesen Geist, der bei Lebensfragen der Gesamtheit nach Spezialvorteil, Standesgeschmack und Parteistandpunkt frägt. Diese Gesellschaft, die „Sozialismus" immer noch für das Schlagwort einer Partei, die Idee einer Klasse, den Sport einer gelehrten Clique hält und nicht weiß, daß es die Selbstbesinnung, die Selbstbejahung, die Selbsterrettung jedes Menschen ist, der mit einer Gesellschaft, in einer Gesellschaft leben will. Unsere bürgerliche Gesellschaft hat nur die Wahl sich zu sozialisieren oder zu zerstören. Der Mangel des sozialen Verantwortlichkeitsgefühls an allen Stellen — beim Ministerpräsidenten wie beim General, beim Stadtrat wie beim Landrat, beim Bankier wie beim Spekulanten — der hat dies Stück Gesellschafts-Zerstörung verschuldet, dessen Gedächtnis fortan mit dem Tempelhofer Felde verbunden bleibt.

Julius Bab

Die Forderung des Tages

Das klingt wie die Posaune des Weltgerichts und ist doch sachlich und bescheiden gemeint. Ich will erzählen, wie **Wilhelm Ostwald** dazu kam, seinem neuesten Buch* diesen suggestiven Titel zu geben: es lohnt der Mühe. Nach sechsundzwanzigjähriger intensivster Tätigkeit als Forscher und akademischer Lehrer war er zusammengebrochen. Der Energievorrat schien verbraucht. Das Gedächtnis versagte. Der Spürsinn, der ihn schnell den Punkt einer Untersuchung finden ließ, an dem die wissenschaftliche Aufklärungsarbeit einzusetzen habe, war stumpf geworden und, noch verhältnismäßig jung an Jahren, blickte er mit erzwungener Ergebung in die Halbnacht geistiger Halbinvalidität. Der dumpfe Erschöpfungszustand ging, nach halbjähriger Erholungspause, vorüber; aber das Glücksgefühl, das seine bisherige wissenschaftliche Arbeit (die physikalische Chemie) begleitet, die Lust, die sein Forscherdasein so hell und fruchtbar gemacht hatte, blieb aus. Doch ohne die Sprungfedern der Lust keine schöpferische Arbeit: das stand in Granit geschrieben vor seinem Auge. Zu einer Tätigkeit in dumpfer Beamtenroutine wollte er sich nicht hergeben. Er sah abschreckende Beispiele um und neben sich: bedeutende Gelehrte, die ihre Bedeutung überlebt hatten und in Dogmatismus erstarrten; verkalkte Gehirne, die die Wissenschaft (wie das Leben) als einen stabilen Behälter mit zugewogenem Inhalt behandelten, den Überschwang jugendlicher Stürmer als Zuchtlosigkeit und neue Ideen als willkürliche Paradoxien schmerzhaft empfanden. Das Gespenst solcher Mumifizierung schreckte ihn. Sein hohes Amt auf ähnliche Weise „verwalten", das schien ihm Raub an der Jugend, die von ihm das Letzte und Höchste verlangen durfte; Raub an der Forschung, die unbegrenzte Hingabe heischt und lau-

* Akademische Verlagsanstalt, Leipzig, 1910.

warmes Interesse mit halbwahren Leistungen lohnt; Raub vor allem am eigenen Leben, das ihm tausend neue Freuden verhieß, wofern er nur aus den tausend bisher zurückgedrängten Interessen sich neue Aufgaben und Pflichten erschuf. Hier half ein Wort aus Goethes Maximen und Reflexionen den Weg zu neuen Pflichten finden: „‚Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu tun, und du weißt sogleich, was an dir ist.‘ ‚Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.‘“ Die Pflicht trieb ihn, in der Vollkraft der Jahre und auf der Höhe des Forscherruhmes ein Amt und einen Beruf aufzugeben, worin seine Fähigkeit zu schöpferischer Leistung sich abgenutzt hatte. Und der unverbrauchte Rest seiner Lebensenergie trieb ihn, neue Wege der Umwandlung in Nützlichkeiten zu suchen und andere Aufgaben anzupacken als welche das Lehramt eines Professors der physikalischen Chemie stellte. Natürlich entschloß er sich nicht sofort zum Äußersten: jedes Stück Heroismus, zu dessen Entfaltung du geboren bist, wird in einer bestimmten Gemütslage von den zugeordneten äußeren Widerständen entbunden und bewußt gemacht. Den zugeordneten Widerstand besorgte hier die philosophische Fakultät der Universität Leipzig; insbesondere — wen überraschte es? — ihre philologischen Mitglieder. Ostwald wollte, aus physiologischem Instinkt, Muße für den Wechsel seiner Tätigkeit, denn er empfand den Wert seiner Energiereserven lebhaft genug. Er hat seitdem in der Biologie des Forschers, dem zwei schöne Abhandlungen im neuen Buche gewidmet sind (auch die Großen Männer behandeln das gleiche Thema), mit Glück zu beweisen gesucht, daß die großen Leistungen der großen Forscher in ihre Jugend fallen. Die „Psychographie“ Isaak Newtons, Robert Mayers, Helmholtz’, Liebigs, Faradays und anderer macht die These wahrscheinlich. Wenn sie später noch Ausgezeichnetes schufen, war fast immer ein Wechsel des Interessengebietes eingetreten. Spezielle Gehirnarbeit scheint lokalisiert; die Erschöpfung durch allzu große Konzentration auf eng umschriebene wissenschaftliche Probleme ist glücklicherweise nur partiell und läßt in mittleren Lebensjahren zu neuen Leistungen in anderen Provinzen des Geistes Lust, Frische, Initiative und Originalität. Helmholtz war bis zum fünfzigsten Jahre Professor der Physiologie in Heidelberg und lehrte erst von da an mathematische Physik in Berlin; auf diesem Gebiete aber liegen seine unsterblichen Taten. Ostwald hatte schon vor dem Zusammenbruch seine naturphilosophischen Studien systematisch betrieben und verweilte gern an den Grenzen der Soziologie. Man wußte das. Aber man sah das Hinausstreben aus dem Fachkreis nicht gern. Man fand, als Ostwald von der Bürde der Vorlesungen befreit sein wollte, die Verkoppelung von Forschen und Lehren für rationell begründet und für alle (NB) Lebenslagen und Schaffensbedürfnisse des Gelehrten unauflösbar. Was blieb dem charaktervollen Mann übrig? Er schied sofort freiwillig aus Amt und Versorgung (aus Versorgung!). Mit jauchzendem Frohgefühl klammerte sich der Beherzte an den ewig jungen Tag mit seinen unerschöpflichen Forderungen und ging der Versuchung aus dem Wege, seine Energien durch das, was er nach seiner Lebensleistung als niederen Schuldienst empfinden mußte, aufbrauchen zu lassen: wie es die Norm verlangt. Der Universitätsprofessor wurde praktischer Idealist. Als solchem begegnen wir ihm jetzt überall: als Naturphilosophen, der sein System der Energetik ausbaut und ins Soziologische erweitert, als Schriftsteller und Agitator für neue Ideen, als fanatischen Schulreformer, als Vorkämpfer für eine internationale Hilfssprache, als Pazifisten. Der Mann ist von sprudelnder Frische, seine Lebenskraft scheint verjüngt.

Das Schauspiel dieser Verjüngung ist

prachtvoll. Ein Schauspiel freilich für Männer, nicht für Weiber und Ästheten, die sich mit der Literatur papierner Menschen füttern. Da ist bewußte Lebensgestaltung, da ist Mut zur Lebensgestaltung quand même, da ist jene letzte innere Freiheit, die sich die Kraft zutraut, die Norm und die Routine in die Unterwelt zu verwünschen und das aufgezwungene Daseinsschema zu zertrümmern, wenn der tiefste Lebensinstinkt dagegen revoltiert. Ich enthalte mich, aus dem Schauspiel eine Moralität für andere zu machen; mir beleuchtet es wieder ganz grell den Punkt, der Ichsucht von Persönlichkeit scheidet. Deren höchste Lust hat noch immer darin bestanden, zu verbrennen, um — für die anderen zu leuchten. Um dieses Schauspiels wegen, das sein Leben und seine Schriften geben, verzeihe ich Ostwald so manche Meinung und so manchen Ausspruch und so manche Bestrebung. Wenn ich, seine Bücher lesend, zuweilen mißmutig werden will, sage ich mir: Halt, das ist ein Mann, der, abgesehen von großen spezifischen Leistungen, seiner Überzeugung lebt und als Sauerteig für Zukünftiges Unschätzbares leistet; — und lese vergnügt weiter. Vieles in seinen Schriften begrüße ich mit freudiger Zustimmung. Sein Kampf gegen die fast groteske Überschätzung des Linguistischen in unserer „höheren" Schulbildung ist, trotz oft falscher Begründung, erfrischend. Es ist noch ebenso zeitgemäß wie vor dreißig Jahren, als Nietzsche seine Unzeitgemäßen auf den Markt schleuderte, daß der Historismus, für den erst der erwachsene lebenserfahrene unabhängige Mensch reif ist, und der irre geleitete Sprachbetrieb unsere Kultur verderben. Ich komme gelegentlich darauf zurück (die Sache wird täglich wichtiger) und will zum Schluß nur einen Fall zeigen, in dem der „Dilettant" dem Fachmann überlegen ist. Ein berühmter schulbildender Historiker der Philosophie definierte jüngst Kultur „als die Gesamtheit dessen, was das menschliche Bewußtsein vermöge seiner vernünftigen Bestimmtheit aus dem Gegebenen herausarbeitet." Wer, der sein Leben liebt, möchte dieses Windei bebrüten? Ostwald sagt: Leben ist die Transformation von Energie in immer neue Formen; Kultur heißt die Verbesserung des Nutzeffektes, technisch ausgedrückt: des ökonomischen Koeffizienten bei dieser Verwandlung. Auch diese Definition ist unvollkommen. Aber sie hat den unendlichen Vorzug, daß sie vieles am tatsächlichen Kulturprozeß, z. B. die Abfolge der gesellschaftswirtschaftlichen Entwicklung, wirklich erklärt. Ich liebe solche Dilettantismen.

S. Saenger

Im Schatten der Stratforder Eiche

Ein bildungshungriger Amerikaner sagte einmal, wenn er die Wahl hätte zwischen den Sprachen, würde er sich für die deutsche entscheiden – nicht etwa, weil in ihr die schönsten Werke geschrieben seien, sondern weil sie ihm die Möglichkeit gebe, die Meisterwerke der Weltliteratur in den besten Übersetzungen zu lesen. Es schmeichelt dem Nationalbewußtsein, einer solchen Ansicht im Ausland, sei es auch nur der wilde Westen, zu begegnen; aber ich fürchte, die Auguren daheim wissen es anders. Und doch: es wird bei uns nicht schlechter übersetzt als allerorten in der Welt, wo man für Stiefelbesohlen höhere Preise zahlt. Aber auch nicht besser oder — wozu an der Legende rütteln? — nicht mehr besser.

Der Ruhm der Deutschen als des ersten Übersetzervolkes gründet sich nicht auf die große Gesamtausgabe Ibsens und die Dramen Bernard Shaws, sondern reicht weit in die Vergangenheit zurück. Nun will sich die anspruchsvolle, von einem verfeinerten formalen Empfinden beherrschte Gegenwart nicht länger mit diesen vom Nimbus der Jahrhunderte verklärten Über-

tragungen zufrieden geben, sondern möchte sie in ihrer nuancenreicheren Sprache aus dem Gefühlsinhalt der Zeit heraus neu gestalten. Selbst an Luther, den Großmeister, hat sich die Kritik herangewagt; die Bibel wurde neu und in Einzelheiten gewiß richtiger übersetzt, wenn er sich auch nie ersetzen läßt. Unser klanglich indifferenter, ein wenig entheroisierter Homer in Vossens Gewand soll erst jetzt einem besseren weichen. Und Schlegel-Tiecks Shakespeare wird noch lange nicht in die Rumpelkammer zum alten Eisen wandern.

Er hat manchen Sturm erlebt und überlebt. Als die Arbeit dreier nach Geschlecht und Begabung verschiedener Menschen bot er, trotz sorgsamer Redaktion, von jeher natürlich die breitesten Angriffsflächen. Wie wäre es auch denkbar, daß hier eine stilistische Trinität erstanden sein sollte? Dorothea Tieck und Baudissin mußten bald ins Schlepptau genommen werden. Aber selbst August v. Schlegel blieb nicht, semper augustus, auf seiner stolzen, steilen Höh. Oberlehrer sogar kletterten vermessen zu seinem Thron empor. Der Göttliche lächelt und schüttelt das Haupt . . .

Erst jetzt ist ein Versuch unternommen worden, der wirklich (auch außerhalb des Shakespeare-Jahrbuchs) zählt. Friedrich Gundolf will dem deutschen Volke einen neuen Shakespeare schenken. Vier Bände des von Melchior Lechter hieratisch eingekleideten Werkes liegen vor (bei Georg Bondi, Berlin). Dorothea und Baudissin, die „Schlegelianer", werden von Gundolf mühelos aus dem Feld geschlagen; daß er Schlegel selbst ernstlich Konkurrenz macht, gibt seinem kühnen Unterfangen die innere Berechtigung. Es hätte nicht mehr genügt, den Schlegel im einzelnen zu verbessern, weil diesen Teil der Aufgabe schon andre vorweggenommen hatten; es kam darauf an, den echteren Shakespeare zu entbinden.

Welchen Vorsprung hat der Zeitgenosse vor der alten Garde? Den eines Jahrhunderts, um eine runde Zahl zu nennen. Eines Jahrhunderts wissenschaftlicher Forschung, die ihm einen verläßlicheren Text und brauchbarere Hilfsmittel lieferte, was im Grunde recht wenig ist; eines Jahrhunderts sprachlicher Entwicklung, was sehr viel ist. Wie die Deutschen sich aus Dichtern und Denkern in Digger und Diener gewandelt haben, wie an die Stelle weltfremder Beschaulichkeit und poetischer Verträumtheit eine irdische Erwerbssucht bei ihnen getreten ist, so hat ihre Sprache den gelehrten Charakter abgestreift und engeren Anschluß an das praktische Leben gefunden. Sie ist geschmeidiger, flexibler, hastiger, nervöser geworden. Schlegel wurzelt durchaus in klassizistischer Terminologie; Gundolf trägt das geschärfte Werkzeug, Spitzhacke und Hammer, des Naturalismus im Tornister, das Amulett des Symbolismus auf der Brust.

So gerüstet, tritt er an das heilige Original und spricht: „Im Anfang war das Wort". Überall geht er auf die Grundbedeutung des Wortes, den sinnlichen Sinn des Bildes zurück und strebt nach konkretester Fassung, dem „Poetischen" in weitem Bogen ausweichend. Musikalisch ausgedrückt: er stellt die ursprüngliche Tonart wieder her, wo Schlegel und seine Leute nach Des-dur transponiert haben. Aber er nimmt nicht immer genügend auf den Stimmumfang der deutschen Sprache Rücksicht. Er mutet ihr mitunter zu viel zu und malträtiert sie dann. Das zehnsilbige Gehäuse des Blankverses ist so voll gepackt, daß die Worte sich im engen Raume stoßen und keine Ellbogenfreiheit mehr haben. Sie rächen sich dafür, indem sie häufig den Sinn trüben und die Sprechbarkeit des Verses bedenklich erschweren. Shakespeare, ein „Minotauros" der Bühne, wird das Opfer des Buches; wer den Dramatiker will verstehn, darf nicht ins Theater gehn. Am dichterischsten wirkt Gundolf in den gereimten Partien: da klingt sein Organ sonor und so gut geschult, daß man sich der Kunst freut, ohne die Mühe der Tongebung und den Zwang der Schule zu hören.

Alle Grundsätze des Jüngers finden sich theoretisch auf die Spitze getrieben in der „Umdichtung", die Stefan George an den Sonetten Shakespeares vornimmt (bei Georg Bondi, Berlin). Während Swinburne und Dowson seinem reifsten Können entsprachen, ist er hier schwerlich vor die rechte Schmiede gelangt. Seine deutschen Verse sind diesmal stumpf, unmusikalisch, klanglos. Sind vielfach stabröse Skandierungen. Worte aneinander gereiht ohne Bindung, ohne Schwebung. Nicht der Vers, sondern das Wort prädominiert. Es sollte alles möglichst wortgetreu werden. Aber es ist ein verhängnisvoller Irrtum zu wähnen, man könne Kongruenz erzielen, wenn sich nur die Worte decken. Auf diese etwas primitive Weise entsteht ein undeutsches Gebilde. Und wo es nicht undeutsch ist, da ist es unverständlich. Original und Übersetzung verhalten sich zueinander wie die Auflösung des Rätsels zum Rätsel. Was schwerlich die logische oder die psychologische Reihenfolge sein dürfte. Stefan George wollte nicht die letzte Übertragung der Sonette bieten, die letzte einer langen Liste, sondern die erste, die Shakespeare gibt, nichts als Shakespeare und keine bloße Shakespeare-Transkription oder Paraphrase. Eine Essenz, keinen Extrakt. Die seelische Essenz, wie William Blake sagt. Und indem ich diesen Namen niederschreibe, habe ich zugleich die Luftschicht genannt, in der Georges Verse hausen. Es ist nicht die des William aus Stratford, sondern eher die des William aus London; und wenn nicht Blake, so ist es Browning, aber selten, selten Shakespeare, fast nie der Shakespeare der „sugared sonnets", die ein Zeitgenosse rühmte.

Liest man daneben die tüchtige, durchaus respektable, wenn auch im gewohnten Gleise sich bewegende Übertragung Eduard Saengers (Insel-Verlag, Leipzig), so kehrt man zu einem geschmackvollen Fortsetzer der Traditionen Bodenstedts und Gildemeisters zurück, die man nicht mit einer überlegenen Geste als hahnebüchene Handwerker abtun soll.

Aber weit wichtiger als die neunzehnte Übersetzung der Sonette schiene es mir, wenn ein hellhöriger, feinfühliger Dichter endlich einmal richtig läse und darzustellen suchte, wie sich Dichtung und Wahrheit hier vermengen. Denn die Bedeutung dieses einzigen autobiographischen Dokuments, das wir (außer dem Testament) von Shakespeare besitzen, ist lange nicht genug von den Biographen ausgenutzt. Während sie in den Dramen überall Selbstbekenntnisse wittern, gehn sie hier sehr verlegen um den heißen Brei herum; ja, sie haben, kunstfremd, das Kunststück fertig gebracht, die Sonette als stilistische Etuden auszugeben. Allerdings, inhaltlich sind diese Konfessionen, den Engländern zum mindesten, wenig willkommen; und seitdem neulich ein amerikanischer Professor einen ungeahnten Fund gemacht hat, der den Barden in engerem Konnex mit einer französischen Barbierstube zeigt, als vielen erwünscht, zittern auch deutsche Shakespeare-Forscher vor weiteren Enthüllungen und würden den Göttern eine Hekatombe opfern, wenn dem Lichte vorenthalten bliebe, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Max Meyerfeld

Der Pindar des Flugfelds

Dieser kleine d'Annunzio, der im Winter zwei Dramen verfaßt hat, den Parisern ein Theater bauen will und noch Zeit findet, die Reporter zweier Nationen mit seinen privaten Dingen zu verblüffen, läßt auch als Prosadichter nicht ab. Sieben Romane sind konzipiert, und einer von den sieben ist erschienen. Er gehört nicht den unvollendeten Zyklen an, weder den weißen Romanen der „Lilie" noch den feuerfarbenen des „Granatbaumes". Er hat auch keinen so stolzen und lauten Titel gleich jenen, die zunächst statt der geplanten Werke auf der Tafel des

Ruhms stehen — „Die Gnade", „Die Verheißung", „Der Sieg des Menschen", „Der Triumph des Lebens". Er ist mit proteischem Sinn, wie unter mattem Lächeln: „Forse che si, forse che no" benannt.* Isabella Inghirami liest den dunklen Spruch von dem Labyrinth im verfallenen Palazzo Gonzaga zu Mantua. „Forse" entgegnet die grausame Sirene, wenn Paolo Tarsis, in krankem Begehren zitternd, ihre Hingabe erzwingen will. Mit „Forse" quält sie den Betäubten, als sie zusammen „le frodi della carne sapiente" erschöpft haben. Dann aber kommen die unsicheren Worte aus dem jungfräulichen, haßbebenden Mund der Schwester, Vana Lunati, die Giulio Cambiasos, des toten, Schattenbraut wird und an der Liebe zu Paolo stirbt. Lockung und Verderben bedeuten sie, Gefahr und Tod, das ewige Geheimnis.

Der Dreiheit des Blutes, der Wollust und der Tränen ist auch der jüngste d'Annunzio untertan. „Trionfo della morte" ist nochmals das Thema, eine „folie artificielle" das Wühlen der Leidenschaften. Wundern wir uns, daß Paolo in hysterischen Stunden die kalte Gier seiner Vordermänner hat, daß er bald dem Giorgio Aurispa ähnelt, bald dem Tullio Hermil? Und doch wird, wie stets, diese Psychologie der Spiegel durch Episoden unterbrochen, die das Leben selbst vortäuschen. Etwa die, wo Paolo stumm in der Abenddämmerung träumt. Isabella betritt das Zimmer, sucht und nimmt, lieblich redend, eine verflogene junge Schwalbe in ihre Hände. Er schweigt noch immer, denn er will ihr verborgenstes Wesen, ihr Medusenantlitz belauern. Sie entdeckt ihn, sie fürchtet sich vor seinem starren Blick, sie umklammert ihn, er stößt sie von sich. Die Sirene hinwieder, die ihr Dichter zu Anfang nach seiner Gewohnheit mit dem Prunk des Cinquecento überhäuft, hat in diesem künstlichen Gemächte oft Situationen, die den letzten Werken Maupassants entnommen sein könnten — nicht des Fabulisten, sondern des Starken, der erst ringen wollte, als die „destraction prématurée" ihn hinwegraffte. Da ist zumal eine nächtliche Szene, wo die beiden Schwestern miteinander abrechnen. Vana, die „olivenfarbige", die sich verzehrt, ist ruhelos über dem Gemach Isabellas hin- und hergegangen; ihr dumpf drohender Schritt hat die ältere zu ihr getrieben. Oder die ingrimmige Szene, wo Paolo und Isabella sich zerfleischen, wo er sie demütigt, weil ihm von Vana suggeriert worden ist, Isabella habe ihrem Bruder Aldo ein blutschänderisches Fieber eingeflößt. Oder Isabellas Zusammenbruch nach Vanas Selbstmord. Die Schuld foltert sie, sie wird irre, sie glaubt die Dirne zu sein, als die Paolo in der Raserei sie geschmäht hat; und sie wird von zwei Erpressern verschleppt, die in Florenz, an der Piazza d'Azeglio, sie aufgreifen. Unvermittelt stehen diese Katastrophen gegen den vergilischen Abendhimmel von Mantua, gegen eine etrurische Landschaft, deren höllische Unfruchtbarkeit mehr aus den Visionen Dantes geboren ist als aus einer von der Natur erschütterten Seele, gegen die Staffagefigur des ahnenden Kindes Lunella, gegen Aldo und die Reminiszenzen aus „Città morta", „I fratelli", „Phädra", aus der unfertigen „Madre folle", gegen die sanfte Ekstase vor der Musik der deutschen „Barbaren", gegen die Wolken jenes Parfüms, das seit „Piacere" uns, ach, so bekannt ist.

Aber das alles ist nur das Romangewebe, nicht das, was für Gabriele d'Annunzio den eigentlichen Nervenreiz ausmacht. Man weiß es längst: wie Byron, wie Oscar Wilde, wie jeder „égotiste" möchte er statt mit den arrangierten Ensembles seiner Helden und Heldinnen das Publikum mit der zappligen Persönlichkeit Rapagnetta beschäftigen, die er verleugnet hat, und er braucht das Getöse, den Geruch der schwitzenden Menge. So gab er dem Teatro Fenice den Prolog

* Eine deutsche Übersetzung von Vollmoeller ist im Insel-Verlag erschienen.

zu „La Nave“, die Klage um „Mare nostrum“, um Pola und Triest, um Italiens ungezählte, vergessene Tote. Und so ist auch in „Forse che si“ eine Sensation für den „Corriere della Sera“. Gabriele d’Annunzio schildert das Flugmeeting von Brescia, das er im vorigen September besucht hat, klein und agil mit dem Conte Oldofredi plaudernd. Wie Corrado Brando in „Più che l’amore“ der Superuomo als Afrikareisender war, ist Paolo Tarsis der Superuomo als Flieger, ganz Sehne, ganz Wille und Intelligenz. Mit Giulio Cambiaso hat er in der neuen Profession sich gestählt. Als Marineoffiziere in Gaeta haben sie begonnen, und vom Panzerschiff gingen sie ins Unterseeboot. Dann sind sie durch alle Länder gewandert, auf der Suche nach dem Ungewöhnlichen. In Kairo treffen sie Léon Dorne, der steif in die Luft schaut, um die Technik des Vogelflugs zu beobachten. Er erteilt ihnen die erste Lektion, die Sumpfvögel der Tropen folgen. In der Heimat konstruieren sie Flugmaschinen. Sie üben sich auf dem Plateau von Ardea, der Latinerstadt des Königs Rutulus, die durch Vergil geweiht ist: „et nunc magnum manet Ardea nomen“. „Ardea“ heißt der Monoplan, auf dem Paolo Tarsis in die flammenden Höhen strebt. Und d’Annunzio wiederholt die Geste von „La Nave“. Für die Söhne der Wölfin fordert er die Palmen der Aviatik, die durch den Germanen Lilienthal und durch jenes „schweigsame Brüderpaar“, die „Söhne des stillen Ohio“, inauguriert worden ist. Die Latiner erinnern sich, daß sie die Erben der Kultur sind, nicht die Barbaren. Gabriele d’Annunzio, der das romanische Vokabular von mißtönenden, fremden Wortgebilden befreit, hat ein Wort noch dem Vergil und Ovid entlehnt, das hellklingende „velivolus“; „velivoli“ nennt er die grauen, den Himmel erkletternden Aeroplane. In klassizistischen Metaphern wird die Septemberwoche von Brescia wiedergeboren. Das Flugfeld dehnt sich in die Weite, so wie das Feld von Olympia. Auf einer korinthischen Säule ragt die grünliche Statue einer Viktoria, die von sechs lombardischen Ochsen hierher gezogen worden ist. Nichts fehlt in d’Annunzios stilisierten Aufnahmen. Er hat die Verschiedenheit der Konstruktionen notiert und die von Schlaflosigkeit geschwollenen, asketischen oder phlegmatischen, mutlosen oder zornigen Gesichter der Flieger. Er zeichnet auch Blériot, der damals als der Matador von Dover nach Brescia kam, sein „Adlerprofil eines Franken, der die Eisenlanze weggelegt hat“, und die gesunde Madame Blériot, die noch im Hangar fleißig ist wie in einem Familienheim.

Dann aber passioniert der kleine Zauberer sich. Er singt Hymnen. Singt, wie die Apparate sich heben, wie sie taumeln, wie sie zerschmettert werden, singt in einer Prosa, die bald alle Lyrik Carduccis verblassen läßt, das Schicksal der ihm teuren Dioskuren. Giulio Cambiaso, der noch von Vanas unheilvoller Rose berauscht ist, schlägt den Höhenrekord und stürzt im Triumphe. „Niemand schrie mehr, niemand atmete mehr. Diese ganze menschliche Angst hatte nur noch ein einziges verzerrtes Gesicht, nur einen einzigen Blick, der sich zu Boden senkte. Sie sah die Flügel des Mannes wanken, in rasendem Rollen von einer Seite zur anderen sich neigen. Sie sah, wie unter dem Schleudern des Steuers die lange Spindel sich bäumte, stampfte, etliche Momente sich im Gleichgewicht hielt...“ Dann prallt die Maschine auf die Erde, und das harte Geräusch ist in der furchtbaren Stille wie dröhnender Donner. Man findet Cambiasos Leiche, die Schläfe ist wie mit einem Rasiermesser zerschnitten, ein rotes Blutbächlein läuft herab, die Faust ist halb geschlossen. Aber am Tage darauf fliegt Paolo noch höher als der Tote. „Willst du?“ sagt der schimmernde Regenbogen zu ihm, und in seligen Schauern fühlt er das Unerreichte. Bis nach Blut, Wollust und Tränen die große Apotheose kommt. Bis Paolo das Tyrrhenische Meer überquert, von der Sonne in Gold gebadet. Am Horizont sieht er einen dunklen

Streifen. „Es war das Land! Das Land! Und die Liebe zu seinem Bruder und sein Schmerz und seine Glut waren die Sonne hinter ihm, waren eine strahlende Gegenwart, eine befeuernde Unsterblichkeit. Es war das Leben! Das Leben!" Im Fliegen spürt er, daß das Aluminiumtäfelchen am Auspuffrohr zerbrochen ist, und daß der Hauch des brennenden Gases ihn versengt. Aber die sardinische Küste naht, Terranova, Cap Figari, Porto Cervo, Caprera, la Maddalena. Er schwebt herab, er landet. Er setzt sich auf das einsame Ufer und reißt die Stückchen schwarzen Leders ab, die an seinem verbrannten Fuß noch haften. „Da er mit seiner Kraft zu Ende war und den Schmerz nicht mehr ertragen konnte, kroch er bis zur Düne und hielt seinen Fuß ins Meer getaucht."

„Una finzione che significherà cose grandi" — jetzt oder nie hat sich in dieser Ode das erhabene Wort Lionardos erfüllt, das sonst nur dazu da war, Gabriele d'Annunzios Vermessenheit und Schwäche ein Piedestal zu sein.

Paul Wiegler

Die neue Sezession

Nach den Gesetzen, über die uns die Naturwissenschaftler Auskunft geben, hat sich von der alten Sezession hier eine neue abgespalten, die in einer obersten Etage eines Wohnhauses über der Buchhandlung von Maximilian Macht ausstellt. Die Angelegenheit ist an sich nicht sehr wichtig, aber es ist interessant, zu sehen, wo und wie es brodelt. Man kann nicht wissen. Gewöhnlich brodelt es ja bei solchen Gelegenheiten nur persönlich und wir hatten schon einmal eine kleine Palastrevolution in der alten Sezession, die auf solche Urteilsdifferenzen oder Aufhänge-Meinungsverschiedenheiten sich zurückführte, aber — wenigstens für einige Zeit — sich wieder beschwichtigte. Bei diesen ganz Unverträglichen handelt es sich eher auch um sachliche Unterschiede. Es ist nämlich jetzt in der Kunst eine Strömung eingetreten, die von der Vorurteilslosigkeit, von der absoluten Naivetät, dem nackten Instinkt, der bewußten Kindlichkeit her reformieren will, also das, was in Munch, Gauguin, van Gogh, Cézanne, Matisse und anderen schon als Ziel vorschwebte und in ihren Werken heimlich sprach, zur These macht: die totale Verlegung des malerischen Energiepunktes von dem Stoff über die Impression in die Phantasiebildung des Zerebrums — eine Art Verachtung der Malerei, in der die letzten Forderungen des modernen dekorativen Wesens laut werden. Die Welle schlägt von Paris herüber. Was wird, wird werden. Die Maillot'sche Plastik geht parallel. Aber noch nie war die Kunst so in Gefahr, eine Einsicht mit einer Armut zu verwechseln, sie, die bisher höchstens bei den Neoimpressionisten eine Einsicht mit einer Methode verwechselte. Kindlichkeit und Kindischkeit sind zu unterscheiden. In den Sachen von Nolde und Pechstein, den würfigsten dieser Gruppe, sehe ich diesen Unterschied nicht scharf genug. Gewiß haben sie nicht jenen Spielzeugstil, den unter dem Einfluß der hier auch mitwirkenden neuen Kinderkunst, zahllose Maler Europas jetzt in den verschiedensten Nüancen betreiben, aber sie vertrauen ihrer Naivetät mit einer Wollust, die zu dieser Miene nicht passen will. Es ist merkwürdig, wie kompliziert heut solche Unkompliziertheiten auftreten, wo nichts mehr eine kurze Zeitspanne existieren kann, ohne seine Reinheit in Diskussion und Reflex mit Nebenwirkungen zu verquicken. Man ist zu absichtlich. Diese Leute sind umgeben von einer Schar halbreifer Talente, die bald in Delikatesse, bald in ätherischer Lyrik, bald sogar in Routine eine gar nicht vorhandene Revolution ausleben wollen. Unter den Delikaten fiel mir Melzer auf, unter den Lyrikern zweiter Hand Otto Müller, unter den Routiniers Einbeck, der mit Licht und Schatten im Effekt trefflicher Plakate operiert und jetzt von den Somalis aus dem Lunapark

eine Mappe herausgegeben hat, die erschreckend gut ist: feine Beobachtungen dieser bronzenen primitiven Madonnen, dieser eckig lächelnden Jünglinge mit dem Kraushaar, dieser Bewegungen gezähmter Wildheit, dieser Kinder ausgestellter Naivetät, die etwas von dem Stil im Leben haben, den diese Augen in der Kunst suchen . . . .

Es ist dabei zu bemerken, wie die Ideale der Kunst, je weiter die Zeit fortschreitet, desto früher sich zurückdatieren. Unsere Eltern liebten in der antiken Kunst das fünfte Jahrhundert, in der Renaissance das Cinquecento. Dann rückte man vor. Man entdeckte die Quattrocentisten mit ihrem Naturalismus, dann die Trecentisten mit ihrer naiven Frömmigkeit, schließlich die steife Monumentalität der Ravennaten. Und ebenso ging man von der perikleischen Zeit zurück in die Herbheit des sechsten Jahrhunderts, begeisterte sich dann an der Einfachheit der ägyptischen Linie, um schließlich zu den Unzivilisierten herunterzusteigen, nach Haiti, nach Java, zu den Somalis. Es war eine Rache der Stilkunst. Man mußte die Kompliziertheiten, die ihre Entwicklung gebracht hatte, wieder zurücknehmen, um einen einfachen Standpunkt zu gewinnen, sich gleichsam einmal gänzlich ausziehen, um als reiner Mensch von vorn anzufangen: eine Reaktion der Bildung, und selbst nur durch diese Bildung möglich. Und zwar nehmen wir entweder Bestandteile der naiven Kunst dieser Völker in unseren Betrieb auf, oder wir behandeln sie selbst als unverarbeitetes Material — wir malen naiv oder malen Naives. Zwischen beiden Wegen laufen viele Tendenzen unserer Kunst. Rodin berauscht sich an den Bewegungen abessynischer Tänzerinnen. Der erotische Reiz ihrer ungebrochenen Unschuld stachelt ihn an. Was ist die Folge? Es bildet sich entweder eine naive Raffiniertheit heraus oder eine raffinierte Naivität. Wir kriechen in den Stein zurück, bevor die Plastik ward, in die Farbe, bevor die Malerei ward, in das Kind, bevor der Mann ward, in die Wilden, bevor der Mensch ward, in das Möbel, bevor der Schmuck ward, wir sezessionieren dauernd in einen Zustand vor einem Zustand — weiß man, wohin das führt? Wenn wir Kinder sind, haben wir den Vorteil unbefangener Phantasie. Wenn wir aber Kinder werden wollen, den Nachteil einer bewußten Rückbildung. Und wie können wir 1910 Kinder sein, ohne es zu wollen?

Oskar Bie

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



S. Saenger / Der deutsche Professor und die Politik

I

Die Hymnen sind verklungen. Gelehrte und Geehrte aus aller Welt haben, in goldstrotzenden Umzügen und in feierlich abgestufter Rede, der Berliner Universität das Recht auf Ruhm bezeugt; das Recht auf den Adel der Leistung. Die Gnadensonne des Monarchen hat Hunderten von ihnen geleuchtet. Und zahllose Philisterherzen, in anonymem Kärrnerdienst längst verkümmert, haben die Festfeiern in den Rausch der Burschenherrlichkeit zurückversetzt: jener Zeit, die sie golden nennen, weil die Fronketten des grauen Dienstes erst noch von ferne, ganz von ferne rasselten ...

Ach, es tat ihnen so wohl, wieder einmal zu hören, daß Preußen, als es zertrümmert war und desorganisiert, daß Deutschland, als seine Glieder ohne Gravitationszentrum dalagen, — daß das Vaterland aus dem Geiste neu geboren wurde. Aus dem Geiste, der damit begann, sich mit der Gründung der Berliner Universität erst einmal selber die Existenz zu bescheinigen. Um die Wege der deutschen Geschichte zu erkennen, muß man die Umwege des deutschen Geistes kennen; die Krümmungen und Windungen, die er macht, um zu sich und seinem Schicksal zu kommen. Darum kann der starke Symbolgehalt eines solchen Vorgangs auch durch die Litanei der Wiederholung nicht umgebracht werden. Und das Fest war nicht nur Litanei; nicht nur pharisäisches Sichandiebrustschlagen der Epigonen; nicht nur das Fahnenschwenken der Festspielspezialisten; nicht nur der Hokuspokus gelehrter Perrücken; nicht nur monumentale Geschmacksverirrung akademischer Senate (in den zerredeten Doktorpromotionen). Das auch; aber nicht nur und nicht vorzugsweise. Da war auch echte, warme Freude und mannbare Haltung (für die dem prachtvoll dekorativen Rektor Erich Schmidt gedankt sei). Da war auch unüberheblicher Ahnenstolz. So eine Gründung stieg aus tieferen Gründen ans Licht als Napoleons Institut de France. Sie war kein Behälter nur für wissenschaftliche Nützlichkeiten und gelehrten Betrieb. Das auch. Wie kann ein von Menschen für Menschen Verwaltetes anders sein? Aber der ethische Nutzeffekt dieser Gründung war unberechenbar. Das nationale Temperament braucht Umwege zur Tat, Stützen, Hilfskonstruktionen: es braucht den deutschen Professor. Der kann, in seinen Gipfeln, ein gefährlicher Infragesteller sein und ist es stets gewesen; und oft hat die Zipfelmütze des Loyalitätshelden den Revolutionär, den Aufpeitscher, den Sturmgesellen

verdeckt. So wird der stattliche Rest des sozialen Nimbus erklärt, den der deutsche Professor, trotz der Lockerung der überlieferten Schätzungen, unter Deutschen heute noch besitzt; und manch stolz bescheidenes Wort, das bei der Feier gesprochen wurde, traf auch das Publikum, das offiziellen Anlässen mit Absicht fernbleibt. Es sagte sich: dieses bis an die Zähne wehrhafte, dieses bis auf die Wiege und Wöchnerin bureaukratisierte Land ist doch, trotz allem, der Wissenschaft und Forschung angeborene Heimat. Neben dem Frost der Marksteinsetzungen war die Jubelfeier der Berliner Universität ein Fest mit — beinahe volkstümlichem Einschlag.

II

Aber das Jubilate, die Pause zum Atemholen, zum Gedenken des seit hundert Jahren ruhmvoll begangenen Weges ist vorbei, und tausend Bedenken schleichen heran. Doch die Kritik begann beim unrechten Ende. Es wurde gesagt, daß der Kopf der Nation, als den die Berliner Universität sich selber einschätzt, in seinen höchsten lebendigen Werten sich zu ehren nicht verstanden hat. Es wurde gemäkelt, daß an der Spitze der (vielzuvielen) Ehrendoktoren nicht die zwei Männer standen, die sogar dem bedingt, aber sehr bedingt Zustimmenden als die stärksten Woller und Könner in heutiger deutscher Literatur und Musik gelten: Gerhart Hauptmann und Richard Strauß. Und mehr noch als die Absonderlichkeit dieser oder jener Wahl wurde die grotesk-komische Begründung dieser Wahlen belacht. Wahr. Aber, im Ästhetischen, gehören verzopfter und vor dem Heute verschüchterter Sinn nicht zum spezifischen Wesen des deutschen Professors. Ein Ausschuß von Professoren, deutscher oder nichtdeutscher, ist von einem Kollegium frei schaffender und genießender Menschen aller Orten und in alle Ewigkeit grundverschieden; und nie ist, zu keiner Zeit und heute weniger denn je, künstlerische und literarische Kompetenz im Schoß der Professoren monopolisiert gewesen. Die Kunst- und Literaturprofessoren sind da, sich — und dem in die Gemeinschaft der Geister hineinwachsenden Geschlecht — gewordene Werte zu beweisen. Ihr Gefühl ist vor dem Neuen, Werdenden, Künftigen unsicher. Sie fürchten den Bruch, auch wo er zu jungfräulicher Schönheit überleitet. Ihre Empfindungen wurzeln im bewährten Alten oder „bewährten" Neuen, dem Epigonenwerk. Sie sind, und von Rechts wegen, (denn die Naturordnung kehrt sich nie um), Erhalter und Verwalter, keine Wegbahner. Das ist überall so, nicht nur in Deutschland. Nur weil das deutsche Publikum mehr als jedes andere auf den Professor eingestellt ist (aus gleich zu erwähnenden Gründen): nimmt es gläubiger als jedes andere die in Literatur- und Kunstgeschichte dargebotenen Wertskalen hin. Aber gerade im Ästhetischen ist die Autorität des Professors auch bei uns schon stark erschüttert, denn die geschichtliche Besinnung, zu der er unentwegt antreibt, und mehr noch das lebendige Kunsterlebnis offenbaren allzu deutlich, wie wenig der große Gesetzgeber der Kritik unter

den Gelehrten zu suchen und zu finden sei. Lessing, Diderot, Ruskin — ich greife absichtlich zurück — waren keine Professoren. In Lessing waren zehn Professoren verstaut: er war Deutscher; aber das kritisch Wirksame in ihm war der Journalismus, der Einfall, das Aperçu, das Gemisch aus Wissen und Vision, das was die Verpflichtung und die Fähigkeit zur Systematik und gewissenhafter Herbarisierung von Werten ausschließt; das was die Einordnung in den Betrieb nicht verträgt. Darum haben die ringenden Dichter und Künstler eine angeborene Scheu vor der „Aufklärung" durch Kunstwissenschaft, während sie in dem sozial deklassierten Journalisten und Abenteurer der Kritik (war nicht Diderot einer?) so oft einen Bruder und Helfer lieben. Es ist ähnlich in allen Geisteswissenschaften, die am Leben direkt mit bauen helfen, ohne daß ihr Stoff, man denke an die Gesellschaftslehre, die Wirtschaftslehre, die Geschichte, von der wissenschaftlichen Methode ganz gepackt werden kann. Die Befruchter, die das Thema dieser Wissenschaften ausmachen, die Männer, die von der Lehre zum Leben den Übergang bewerkstelligen, waren kaum je Professoren, sondern Dilettanten. Saint-Simon, Proudhon, Ricardo, Owen, Rodbertus, von Thünen: sämtlich Dilettanten. Oder sie verbanden mit der Gründlichkeit und Tiefe des Gelehrten das Temperament des Agitators, des Ideenweckers: Karl Marx und Ferdinand Lassalle. Es ist nützlich, solche Einschränkungen zu machen. Aber von der lauten Jubiläumsmäkelei sind sie himmelweit entfernt. Von dieser Seite her wird man über das Wesen des deutschen Professors von einst und jetzt jedenfalls nicht aufgeklärt.

III

Die Berliner Professorenfeier, hieß es, sei ein Fest mit fast volkstümlichem Einschlag gewesen. Ich sehe darin ein gutes Zeichen. Man soll sich seiner Tugenden nicht schämen; und wenn eine Nation sich zu ihrem Wesen bekennt, so ist das eine Tugend. Es zeigt sich, daß noch heute, nach Revolutionen, die an der deutschen Seele gezaust und sie umgebaut haben, nach Lageveränderungen, die ihr die Fata Morgana eines neuartigen Glückes vorgaukeln, in zahlreichen Deutschen tief verborgen der Professor nistet: als Sehnsucht nach Wissen und Erkenntnis, nach Orientierung aus den Tiefen, nach einem Leben von innen nach außen, zuweilen gar nach den Ketzereien und Donquichoterien der Erkenntnis. Zieht man vom deutschen Idealismus die Nebelhaftigkeit und den Schwulst der Phrase ab, der sich daran hängt, so bezeichnet er diesen Umweg langsamer aber ehrlicher Menschen, zu sich zu kommen. Und das sollte Grund zur Verhüllung und Verheimlichung sein! Man denke doch einmal an die Höhen, statt an die Karikatur und die Theorie des Witzblattes; an das unvermeidlich Professorale im deutschen Wesen, in dem die Kräfte unter martervollen Wehen zu Kristallen zusammenschießen: da offenbart sich, daß auch die Freiesten der Freien, bis hinauf zu Goethe, Hebbel und — Nietzsche (der selbst alles war, was er verwarf und

verhöhnte', tief ins Professorale getaucht waren. Faust war ein deutscher Professor: das ist kein Zufall. Daraus folgt noch nicht das Recht, die ästhetischen Mängel dieses Typus zu vertuschen: das Schweifen ins Grenzenlose, das Versinken in Formlosigkeit, das Steckenbleiben in schattenhaften Begriffen, die Anlage zum Fragmentarischen, der Hang zum Katalogisieren und vielerlei ähnliches; aber ebensowenig das Recht, den unvergleichlichen Wert dieses vielfältig verwickelten Typus zu leugnen. Im achten Hauptstück von Jenseits von Gut und Böse sagt Nietzsche, als er wieder einmal das Vorspiel zu den Meistersingern gehört hatte: „Alles in allem keine Schönheit, kein Süden, nichts von südlicher feiner Helligkeit des Himmels, nichts von Grazie, kein Tanz, kaum ein Wille zur Logik; eine gewisse Plumpheit sogar, die noch unterstrichen wird, wie als ob der Künstler uns sagen wollte: 'sie gehört zu meiner Absicht'; eine schwerfällige Gewandung, etwas Willkürlich-Barbarisches und Feierliches, ein Geflirr von gelehrten und ehrwürdigen Kostbarkeiten und Spitzen, etwas Deutsches, im besten und schlimmsten Sinn des Wortes, etwas auf deutsche Art Vielfaches, Unförmliches und Unausschöpfliches; eine gewisse deutsche Mächtigkeit und Überfülle der Seele, welche keine Furcht hat, sich unter die raffinements des Verfalls zu verstecken, — die sich dort vielleicht erst am wohlsten fühlt; ein rechtes echtes Wahrzeichen der deutschen Seele, die zugleich jung und veraltet, übermürbe und überreich noch an Zukunft ist. Diese Art Musik drückt am besten aus, was ich von den Deutschen halte: sie sind von vorgestern und von übermorgen, — sie haben noch kein Heute." So sah deutsche Kunst, so aber auch deutsche Gelehrsamkeit aus. Von diesen hinter Mängeln und Absonderlichkeiten versteckten Kräften haben Fremde früher heimlich gezittert. Das Unbegriffene macht Angst. Männer wie Carlyle und Taine haben diese Atavismen der modernen Seele offen bewundert, geliebt; der Mob hat sie verspottet. Wir aber, die wir sie als lästig empfinden, sollten wissen, daß sie den Baugrund abgaben, über dem die deutsche Geistigkeit auch in ihrem aufs Positive gerichteten Streben sich aufbaute, bis der realpolitische Wirbel sie zum Teil in andere Richtungen abdrängte oder verschüttete.

Ich wünschte, wir schleppten heute viel mehr solcher Atavismen mit uns. Dinge, die nicht bis an die Oberfläche glitzern, aber einen festen sittlichen Grund geben, einen Standpunkt im Gedränge der Entwicklungen, ein Rückgrat gegenüber angepriesenen oder anbefohlenen Meinungen. In dem deutschen Professor älteren Stils waren sie verkörpert; und vieles davon ist schon gestrig, ist dem offiziellen und mit Bewußtsein offiziell sein wollenden Lehrbeamten gewichen. Die großen Persönlichkeiten, denen die Gründung der Berliner Hochschule zu danken ist, hatten den Begriff des Professors verklärt. Die Waffen hatten versagt, weil die Seele aus ihnen gewichen war und mit stumpfsinnigem Drill und der automatischen Tapferkeit des Kadavers der Anprall begeisterter Revolutionssoldaten nicht zu brechen war; und die Politik hatte versagt, weil sie

geistlos geworden und die Vorstellung einer neuen Organisation der Volkskräfte in vom Standesdünkel zerfressene Gehirne nicht Eingang gefunden hatte. Da wurden Denker, Gelehrte, Professoren die Retter. Das Licht, das die Fichte und Schleiermacher und die Brüder Humboldt entzündeten, und mit dem sie die dumpf und muffig gewordene Staatsstube durchleuchteten und desinfizierten: es war nicht offiziell geweiht, es brannte von eigenen Gnaden. Heuschreckenschwärme von Professoren liefen nebenher, weltfremd und wenig produktiv, ohne rechten bürgerlichen Mut und von der öffentlichen Gewalt eingeschüchtert und gegängelt; sie verfielen der Karikatur und der Verachtung. Aber man soll eine Erscheinung nach ihren höchsten Exemplaren beurteilen; und die waren hinreißend. Jene Großen und ihr Geschlecht, das sich gegen den Druck der heiligen Alliance und die Demagogenriecher stemmte und in der Paulskirche ein unerreichtes parlamentarisches Niveau schufen, waren Politiker im antiken Sinne. Es waren nicht bloß Wisser, sondern Woller. Sie bauten ins Leben hinein, nicht vom Leben hinweg, wie die gelehrten Spezialisten und Teilmenschen, die seit vierzig Jahren das Feld beherrschen. Die Hegelschule machte, vom Zentrum eines großen geschichtsphilosophischen Gedankens aus, direkte Politik, freilich Politik größten Stils, bald nach rechts: in denen um Stahl, bald nach links: in denen um Marx und Feuerbach und Engels. Lassale mußte die Philosophie Heraklits des Dunklen und das System der erworbenen Rechte schreiben, ehe er die deutsche Arbeiterpartei organisierte: auch in diesem Sprudelkopf nistete der deutsche Professor. In keinem Lande der Neuzeit war die Ideologie eine solche geschichtlich-politische Macht. In Deutschland geschah dies Wunder, dank dem Professor.

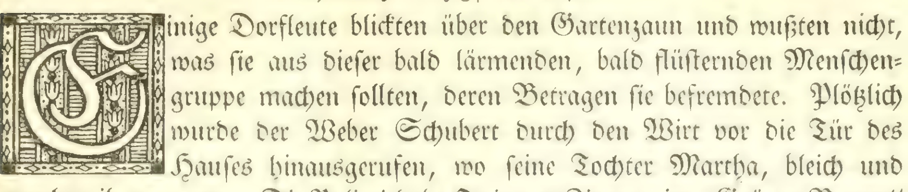
Es ist heute anders auf den Höhen des Gedankens: nüchterner, betriebsamer, positiver. Die Wissenschaft ist großartige Organisation, der Gelehrte zum Teil Beamter, zum andern Teil Spezialist geworden. Der wissenschaftliche Massenbetrieb auf den Universitäten ist nicht auf die Bildung von Charakter und Persönlichkeit angelegt; das wird behauptet, aber es ist eine leere Behauptung. Die Universität ist eine Mehrheit von Fachschulen geworden, einen gültigen Begriff der allgemeinen Bildung gibts dort so wenig wie auf den Mittelschulen; und ihrem ungeheueren, wüst machenden Enzyklopädismus fehlt der Mittelpunkt, die Seele. Der Professor versinkt ins Fach und der Student eifert ihm nach. Das Wissen wird hochgehalten, der Professor leistet fachlich Außerordentliches, die deutsche Universität ist nach wie vor das Attraktionszentrum schönster und stärkster Intelligenzen, aber die Formen des deutschen Lebens bestimmen, kulturell und politisch, weit mehr als früher andere Faktoren. Zwischen dem Einst und Jetzt haben sich die Vorherrschaft der Naturwissenschaft, die Technik, die Wirtschaft, die grobe Diesseitigkeit des Wollens geschoben; und der politische Genius des Landes irrt heimatlos umher, weil er den Händen mißtraut, die von diesem Betriebe her sich seiner annehmen wollen.

Dieses Mißtrauen wurde, neben dankbareren Gefühlen, bei dem Universitätsfest wach, und eine burschenherrlich grüne Kommersrede eines Germanisten gab ihm Nahrung, eines Herrn, der früher einmal, in einem Vortrag über das Wesen der humanistischen Bildung, sich als hervorragenden Vertreter der Ideenlosigkeit erwiesen hatte. (Humane Bildung möglich ohne Ideen; etwa indem man von der Ideenreihe zwischen Galilei und Helmholtz oder Mach absieht!) Man fragte sich betroffen, ob dies als Symptom gedeutet werden dürfe. Vielleicht. Die Rede war frisch und schneidig wie ein Husarenritt, ganz diesseitig, ganz heutig, ganz ohne die „herzlichen Gänge" der ideologischen Zeit; voll Erzklang und gepanzerter Selbstbehauptung und Umkehrung aller früheren Schüchternheit. Der Inhalt bestand aus den billigsten aller Negationen: die Massentyrannis sei kein Segen und Freiheit sei nicht Gleichheit. Wer wollte das bestreiten! Aber eine öffentliche Meinung, aus solchen privaten Meinungen zusammengestückelt: was wäre sie wert? Kein Hinweis auf die Schwere der schöpferischen politischen Arbeit, die bevorsteht und welche Millionen Bajonette nicht hemmen werden: völlige Gleichheit des Rechts und der Aristokratie der Leistung auch im öffentlichen Leben endlich die unentbehrliche Geltung zu schaffen. Aber glücklicherweise ist diese unerträglich platte Zufriedenheit mit dem deutschen Gegenwartsstaat nicht akademischer Gemeinbesitz. Männer wie der greise Adolph Wagner, der die Laster des Bodenmonopols tapfer schmält, sind unter den deutschen Professoren nicht selten. Der wundervolle freie Blick genialer Naturforscher greift auch auf das Soziale über und beginnt zu ersetzen, was der durch alexandrinische Kommentierarbeit abgestumpfte Geisteswissenschaftler vermissen läßt. Und so ist die Hoffnung nicht ausschweifend, daß sich nach hundert Jahren großartiger Universitätsentwicklung unter den deutschen Professoren wieder ein Art Fichte finden wird, dessen schöpferischer Genius würdigere Aufgaben entdecken wird, als sich unverdrossen an den Herrlichkeiten des nationalen Machtstaates zu berauschen.

Emanuel Quint / Roman von Gerhart Hauptmann

(Schluß)

Achtundzwanzigstes Kapitel



Einige Dorfleute blickten über den Gartenzaun und wußten nicht, was sie aus dieser bald lärmenden, bald flüsternden Menschengruppe machen sollten, deren Betragen sie befremdete. Plötzlich wurde der Weber Schubert durch den Wirt vor die Tür des Hauses hinausgerufen, wo seine Tochter Martha, bleich und atemlos, ihn erwartete. Die Polizei habe Quintens Zimmer im „Grünen Baum“ um und um gekehrt und eine wachsende Volksmenge rotte sich drohend um das Wirtshaus zusammen. Man höre Rufe ausstoßen, daß Quint ein Verbrecher, ein Mörder sei. Er müsse fliehen, er dürfe nicht in die Stadt zurückkehren, sagte sie. Man würde ihn sonst unfehlbar totschlagen. Während draußen der Weber Schubert mit seiner Tochter verhandelte, hatte Emanuel seine Rede fortgesetzt.

„Zanket nicht, lieben Kinder, liebet euch untereinander! Hadert nicht mit mir, der ich euch liebe und geliebt habe, von Ewigkeit. Oder hat jemand größere Liebe als der, der sein Leben lassen wird für seine Feinde? Wahrlich, es wird die Zeit kommen und ist gekommen, wo ihr mich alle allein lassen werdet. Aber ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir. Die Stunde wird kommen und ist schon gekommen, wo ihr zerstreuet werdet, ein jeglicher in das Seine, und werdet mich um meiner Liebe willen verwünschen, verfluchen, verleugnen, die ich zu euch getragen habe. Kommt, lasset uns niedersitzen und essen, denn die Stunde ist da und der Abschied ist da, den ich von euch und der Welt nehmen muß: sie tötet die Propheten und steinigt, die zu ihr gesandt werden, die Kinder Gottes zu versammeln. Lebet wohl. Lasset uns diese letzte Stunde einträchtig beieinander sein. Sehet, schon bin ich nicht mehr in der Welt, ihr aber seid in der Welt. Fürchtet euch aber nicht! Die Welt kann euch nicht hassen, mich aber hasset sie, denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böse sind! Kommt! Was hätte ich euch nicht alles zu sagen, aber eure schwachen Seelen ertragen es nicht.“

Aus diesen Worten des Narren in Christo strömte eine so volle, reine Güte und Zärtlichkeit, daß für den Augenblick der Sturm des Aufstands beschwichtigt wurde. Quint faßte Anton Scharf bei der Hand und legte den freien Arm um Schmied Johns Schultern, des starken Mannes, dem sogleich Träne um Träne der Rührung über die rauhen, behaarten Wangen rann: so aber schritt er um das von vielen Insekten belebte, buchsbaumumgebene, bunte und duftende Blumenbeet und nahm als erster am Tische Platz, den Wirtin und Wirt nun fertig gedeckt hatten.

Der böhmische Josef, den es aus irgendeinem Grunde zu wissen zog, was es mit der Nachricht, die Schubert erhielt, für eine Bewandtnis hatte, erfuhr nun,

vor die Haustür gelangt, von Martha Schubert das Gleiche wiederum, was ihr Vater soeben erfahren hatte. Wunderlich war die Art, wie er die Nachricht schweigend und mit dem vergeblich angestrengten Versuch, irgendein Wort darauf zu sagen, entgegennahm. Noch waren die drei nicht von der Steinplatte vor der Schwelle ins Innere des Hauses zurückgetreten, als bereits Dominik und seine Geliebte in schneller Gangart gelaufen kamen. Sie hatten etwas in Erfahrung gebracht von einem gewissen Ehepaar, das, begleitet von einem Geheimkommissar, im „Grünen Baum" erschienen war, und wie es sich darum handelte, daß ein junges Mädchen seit einigen Tagen verschwunden war, und man seltsamerweise von Quint eine Auskunft über ihr Verbleiben zu erhalten hoffte.

Diese Nachricht indessen mußte die ältere sein, denn, wie Martha zitternd behauptete, war in der Menge bereits von dem Mord eines Mädchens gesprochen worden: was schon in der gleichen Minute von Therese Katzmarek bestätigt wurde, die nach einem verzweifelten, dreiviertelstündigen Lauf über Feld, auf der Steinbank neben dem Hause, mit einem halbunterdrückten Schrei der Erschöpfung, zusammensank. Sie hatte in der Fabrik, nichts ahnend, wie immer ihre Maschine bedient, als man den Polizeibericht eines scheußlichen Mordes um sie her zu erörtern begann. Man hatte ein etwa fünfzehnjähriges, augenscheinlich den sogenannten besseren Ständen angehöriges Mädchen, tot, nicht weit von dem Weichbild der Stadt entfernt, unter den Erlen eines Baches aufgefunden. Zwar zeigte die Leiche keine Verstümmelung, aber es war doch unzweifelhaft, daß an ihr Mord und zwar mit bestialischen Begleitumständen verübt worden war.

Als die Katzmarek sich wieder ermannt und Dominik und den übrigen, in einer gewissen Entfernung vom Hause, dies alles erzählt hatte, wußten mit einem Schlag der Weber Schubert und seine Tochter, Elise Schuhbrich und Dominik, nicht minder Josef, daß der Verdacht, der Täter zu sein, sich auf niemand als ihren Meister gelenkt hatte, ebenso gewiß aber wußten sie: ihr Meister konnte der Täter nicht sein. Der Beschluß, den sie faßten, ging dahin, die Nachricht Quinten zunächst zu verschweigen, und da eine Verfolgung im Augenblick nicht zu befürchten war, Quinten erst auf dem späteren Gange einzuweihen. Die wirkliche Durchführung dieses Beschlusses beruhte auf der Entschiedenheit Dominiks, der ferner durchsetzte, daß man Emanuel die Aufklärung derer, die noch nichts wußten, allein überließ.

So schwebte denn über der Mahlzeit, die schon begonnen hatte, als die Neuangekommenen in den Saal traten, von Anfang an eine gewisse Beklommenheit und diese nahm zu, als Therese Katzmarek, Martha Schubert, Elise Schuhbrich, die das bunte Sommerkostüm einer Dame trug, Schubert selbst, sowie Josef und Dominik sich ebenfalls an der Tafel niedergelassen hatten.

Zwischen Quint und Dominik, Quint und Elise Schuhbrich wurden herzliche Worte der Begrüßung ausgetauscht. In Kleidung und Betragen der

Liebesleute lag unverkennbar eine besondere Feierlichkeit. Ihr Wesen hatte etwas Festtägliches. Sie schienen gleichermaßen von tiefstem Ernst und von einem heiteren Glück durchdrungen zu sein.

Außer auf ihnen, lag nur noch über Quint die gleiche ruhig-ernste Feierlichkeit, die durch Äußerungen eines geheimnisvollen Glückes abgelöst wurden. Dominik setzte sich zur Linken Quints, während Elise Schuhbrich, die Kellnerin, den Platz an seiner Rechten einnehmen durfte.

Schon im Anfang der Mahlzeit löste sich die herrschende Schwüle des sommerlichen Frühlingstags draußen gleichsam in das erste Murren des Donners auf. Die Jünger, die sich seit langem selbst als die Gemeinschaft des Geheimnisses bezeichnet hatten, schienen nun wirklich die Mitglieder einer solchen Gemeinschaft geworden zu sein. Nicht derjenige unter ihnen, der das schwerste Geheimnis in sich trug und über dem sich ein anderes Geheimnis wie eine schwere Wolke zusammenzog, nämlich Quint, erschien am meisten geheimnisvoll, auch nicht Dominik und die Kellnerin, die außer dem Schrecken, der über Quinten heraufzog, auch noch ein eigenes für sie selber verhängnisvolles Ereignis zu verbergen hatten, das ihnen infolge eigenen Entschlusses nahe war: sondern die übrigen nicht Betroffenen, die einander mit unstetem Blick, angstvoll und scheu, wie Verurteilte, ansahen, bevor nicht der Wein, den Dominik von dem Gelde der Kellnerin auftragen ließ, ihr Wesen ein wenig zum Guten veränderte.

Nach einiger Zeit, noch ehe draußen der erste Blitz gezuckt hatte, der erste Regentropfen gefallen war, erhob sich Dominik plötzlich, das volle Weinglas haltend, mit einer leuchtenden Freudigkeit. Er sagte: „Die Welt ist schlecht, die Welt ist auf Verbrechen gestellt und was die Menschen Tugenden nennen, ist fast immer nichts als faule Bequemlichkeit. Das Weltwesen wird von Henkern gebildet und das, wodurch es aufrecht erhalten wird, sind Galgen und Kreuz. Es war aber Kaiphas, der den Juden riet, es wäre gut, daß ein Mensch würde umgebracht für das Volk. Es ist nicht wahr, daß sie Hallelujah singen. Ich habe gehorcht Tag und Nacht, Monate, Jahre lang, aber es war wie ein Sturm, den ich immer wieder von allen Seiten, millionenstimmig zu hören bekam: Kreuzige, kreuzige!"

Und Dominik fuhr zu entwickeln fort, inwiefern die Welt ihm von Kindesbeinen an feindlich gegenübergestanden habe. „Es ist eine Fremdheit," sagte er, „zwischen Mensch und Mensch und ich bin selbst im Hause meiner Eltern fremd geblieben. Ich verstehe den Sinn des Lebens, das sie führen, nicht und sie verstehen den Sinn jenes anderen Lebens nicht, wohin es mich mit allen Kräften der Seele zieht. Ich will eher alles andere drangeben, aber ich möchte nicht den reinen Besitz meiner Seele drangeben, um angenehm unter den Kindern der Welt zu sein. Man hatte mich in einen Kerker gesteckt und unbarmherzige Kerkermeister haben

mir meine Seele verstümmeln wollen! Sie haben sich vergriffen an mir! Sie wollten mich in den gemeinen, häßlichen Schlamm ihres elenden Daseins herabzwingen. Ich habe Flügel und Ehrgefühl, sie aber haben weder Flügel noch Ehrgefühl. Vor Gott sind sie Parias und vor den Gewaltigen dieser Welt sind sie ebenfalls Parias. Ich habe Parias zu Lehrern gehabt, die mir meine Flügel abschneiden, mich vor Gott und Menschen zum Paria machen wollten. Ich habe schlechte, kalte, gleichgültige, bösartige, verruchte, verderbte, gottlose und niederträchtige Lehrer gehabt, ehe ich diesen erhabenen Lehrer erhielt, der zur Rechten neben mir sitzt." — Er sprach es in jünglingshaft naiver Überschwänglichkeit. — „Dieser Mann hat mir den freien Gebrauch des Lebens gelehrt, zur Ehre Gottes des Vaters in uns. Durch diesen Mann ist mir und meiner Geliebten, unter dem felsenhaften Druck der Knechtschaft und Sklaverei, in der wir schmachteten, das Mysterium der Freiheit aufgegangen. Die Welt nennt uns Phantasten: wäre die Welt doch voll solcher Phantasten! Jeder ist dem Philister ein Phantast und ihren matten und platten Gefühlen ein Schwärmer, der in einer menschlich großen Empfindung glüht. Wir sind keine Pferde für Göpelmaschinen, auch nicht für Droschken, auch nicht Automaten für Postschalter oder Anwaltsbureaus, weder Unteroffiziere noch Bahnschaffner, wir sind weder praktisch noch entsprechen wir dem Philisterbegriff der Nützlichkeit. Sie nennen uns leere Enthusiasten und doch ist das wenige, was das Leben für alle möglich und erträglich macht, durch Enthusiasmus und durch den Geist erstritten worden. Wir sind ihnen untüchtig, aber ich schwanke nicht, wenn ich mich zu entscheiden habe, im Sinne der Welt oder im Sinne Gottes tüchtig zu sein. Du hast mich gelehrt, Meister, unbehindert von Menschenfesseln und Menschenfurcht, in Gott frei zu sein und heiter die Welt und den Tod zu verachten.

Und so will ich denn meine Flügel gebrauchen, und die ich lieb habe, schwebt mit mir."

Er trank. Die Jünger Quintens begriffen ihn nicht, aber dieser selbst und besonders Elise Schuhbrich, taten Bescheid, an den Gläsern nippend und, wie es schien, verstanden sie ihn.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe sprang nun auf, der ein wenig getrunken hatte und den es seit langem wiederum das erste Mal zum Reden trieb. Er sprach davon, und zwar mit wachsender Leidenschaft, wie sie Emanuel zuerst in der Hütte der sterbenden Greisin getroffen und dann seine Straße treulich verfolgt hätten. Er entwickelte ganz nach den glühenden Phantasien seines eigenen Gehirns, welche Hoffnungen Quint in ihnen genährt hätte, und wie das Beste um dieser Hoffnungen willen, durch jeden von ihnen geleistet und getan worden war. Der Wahrheit zuwider behauptete er, daß Quint sie immer wieder von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, auf Erfüllung ihrer Hoffnung, auf die Einlösung seines Versprechens vertröstet hätte: auf nichts Ge-

ringeres als die Offenbarung seiner himmlischen Herrlichkeit. So hätten sie denn nur immer gewartet, aber es sei nichts eingetreten.

„Glaubt ihr vielleicht,“ rief mit Entrüstung Dominik, „daß dieser Mann Gottes ausschließlich dazu in die Welt gekommen ist, euren acht blöden Köpfen den Star zu stechen?“

Auf diese Worte hin brach unter den Talbrüdern ein allgemeines Toben los. Es war, als habe sich ein lange gestauter Strom von Wut, Angst, Enttäuschung und Verzweiflung Luft gemacht und rase über ein Wehr hinunter. Als wenn eine Meute, die mit der ganzen Gier des Blutinstinktes stundenlang ruhelos auf der Fährte gewesen ist, sich plötzlich durch das Wild gefoppt und um seine Beute betrogen sieht, kläfften, bellten, schrien und heulten sie durcheinander. Besonders Krezig, der Handelsmann, kannte sich vor Entrüstung nicht. Es war, als seien sie alle gleichzeitig nüchtern und auf eine neue Weise verrückt geworden. Es hatte den Anschein, als hielten sie über ihren Meister von ehedem, als über einen gemeinen Betrüger, das furchtbarste Strafgericht, wobei Worte wie: „Er hat Gott gelästert! Er hat die heilige Schrift entehrt! Er hat Kirchen geschändet, Abendmahlskelche zerstört!“ und viele ähnliche Reden laut wurden.

Wer weiß, ob sich die Empörung der Seinen nicht bis zur Mißhandlung Quintens, Dominiks und seiner Geliebten gesteigert hätte, wenn nicht die erste beschwichtigende und zugleich gebieterische Bewegung des falschen Propheten zufälligerweise durch einen gewaltig prasselnden Donnerschlag, bei kaum sichtbarem Blitz, unterstützt worden wäre. Allein nun wurde es lautlos still, während draußen ein leiser Regen rieselte.

„Gott vergibt euch, denn ihr wisset nicht, was ihr tut,“ sagte Quint — und während die lautlose Stille andauerte, begann er mittelst eines Waschbeckens ruhig jene Zeremonie auszuüben, die an vielen Orten unter der römisch-katholischen, sowie der griechisch-katholischen Kirche, üblich ist: nämlich das sogenannte Fußwaschen. Die Jünger waren durch den Donnerschlag in ihren abergläubischen Herzen eingeschüchtert und diesmal in Unglauben wiederum schwankend geworden. Eine Art Grauen hielt sie gebannt, was durch die Handlung des Meisters in Hilflosigkeit und Beschämung verwandelt wurde. Es war offenbar, daß die eigentümliche Macht seiner Person noch einmal in alter Weise zu wirken begann. Als Emanuel nach der Reihe bis zu den Füßen des böhmischen Josef gekommen war, starrte ihn dieser zuerst mit furchtbaren Augen an, rannte aber, schon von den ersten Wassertropfen, wie von Weißglut berührt, gleich darauf mit Entsetzen davon.

Dies waren Emanuels letzte Worte, als die durch Schrift und Gebrauch überlieferte Zeremonie ihr Ende erreicht hatte: „Ihr nanntet mich Meister und Herr. So nun ich, den ihr Herr und Meister nanntet, mich erniedrige, so sollen sich die Herren, Meister und Gewalttäter dieser Welt vor einander erniedrigen!

So sollt ihr euch voreinander erniedrigen: denn ich sage euch, wie der Knecht nicht niedriger ist als sein Herr, so ist auch der Herr nicht größer als sein Knecht. Und wer der Geringste ist in der Welt, der wird den ewigen Tag des Reiches Gottes in ihm heraufkommen sehen! Wer aber der Gewaltigste ist in der Welt, dessen Sonne geht unter."

Neunundzwanzigstes Kapitel

Emanuel trat in den Garten hinaus, der in der lauen Fruchtbarkeit des Pfingstregens dampfte. Nachdem Dominik und die übrigen alle Angelegenheiten im Gasthaus geordnet hatten, folgten sie ihm. Sie fielen, vor das Gartenpförtchen gelangt, alsbald, durch Quint geführt, in den üblichen Wanderschritt, der aber nicht in der Richtung auf Breslau einsetzte.

Nach ruhigem Gleichmaß, während man noch im Dorfe ging, beschleunigten sich die Schritte Quints. Bald waren, außer Dominik, alle hinter dem Meister zurückgeblieben. Auch Elise Schubbrich ging still für sich, um die Eröffnung nicht zu stören, die der Primaner Quinten zu machen hatte. Über den Feldern hing Lerchengesang. Emanuel sprach:

„Man füllt nicht neuen Wein in alte Schläuche, sonst zerreißt der Most die Schläuche und geht verloren. Was ich vor diesen getan und geredet habe, habe ich getan als Menschensohn. Haben sie nicht begriffen, was ich als Menschensohn getan und geredet habe, wie hätten sie erst begreifen wollen, wenn ich als der Sohn Gottes vor ihnen geredet und gehandelt hätte. Das Fleisch ist willig in ihnen, aber der Geist ist schwach.

Ich habe dich lieb und ich weiß, was du vor hast," sagte Emanuel zu Dominik. „Siehe, ich bin in Gott neu und jung, aber in der Welt bin ich müde. Ich habe geredet vor tauben Ohren und der Lärm der Welt ist wie ein Meer, das eines verschlagenen Schiffers Stimme verschlingt. Ich bin ihr fremd und sie ist mir fremd geblieben.

Mein Leben in dieser Welt ist unnütz, nur mein Leben in Gott ist nicht unnütz. Ich habe des Rufes gewartet, der da ergehen sollte vom Vater an des Menschen Sohn, damit er seine Bestimmung vollende. Ich habe immer wieder gefragt: wann soll ich mein Blut ausgießen, meine starke Liebe in die ewige Glut des Hasses dieser Welt? Ich habe gefragt: jetzt? jetzt? doch mein Opfer wurde nicht angenommen.

Mit dir wird Gott sein, denn wo du auch hingehst, treibt dich die Sehnsucht zu Gott! Aber mich jammert derer, die ich lieb habe und die ich im Ungewissen zurücklasse. Aber alles ist müssig! Meine Worte sind ohne Kraft vor ihnen. Sie haften an Gewalttat, Aberglauben und knechtischem Götzendienst."

Er schwieg und Dominik fing nun erst mit Vorsicht, dann in bestimmteren Ausdrücken zu berichten an, was sich inzwischen im Wirtshaus zum „Grünen

Baum" ereignet hatte. Emanuel rief Marta Schubert und die Katzmarck heran, aus deren Mitteilungen es ihm wahrscheinlich wurde, daß das vermißte und möglicherweise getötete Mädchen niemand anders als Ruth Heidebrand sein könne und daß es ihre Eltern, der Obergärtner und seine Frau gewesen sein möchten, die ihn im „Grünen Baum" gesucht hatten.

Mittlerweile hatte der Weber Schubert, gegen die Abrede, den Verdacht, der auf Quinten lastete, ruchbar gemacht und wie die Volksmenge sich Rache heischend um das Gasthaus zum „Grünen Baum" zusammengerottet habe und als nun Emanuel nach den Seinen zurückblickte und sie herbei winken wollte, sah er bereits in großer Entfernung einige Männer quer über Feld davonlaufen und erkannte, wie ihm, außer Dominik und den Frauensleuten, nur noch Martin und Anton Scharf geblieben waren.

Diese traten an Quinten heran, dessen Antlitz, man könnte sagen einen Ausdruck bitterer, mitleidvoller Güte zeigte. Sein Auge verfolgte die Fliehenden kummervoll. Zu den Scharfs aber, die geblieben waren, sprach er die Worte: „Wie denkt ihr: vermögt ihr den Feinden das zu glauben, wessen ich jetzt beschuldigt bin?" Die Scharfs aber schienen in Angst verstört und kaum noch, vor Furcht, Herr ihrer selbst zu sein. Sie ließen Emanuel ohne Antwort.

Da lächelte Quint, nahm jeden von ihnen in einen Arm und drückte sie mehrmals an sich, zwischen ihnen mit einem traurigen und fast väterlichen Lächeln dastehend. „Was habt ihr doch," rief er mit einer gewissermaßen rührenden Lustigkeit, „soviel Liebe, Treue, Glauben, Hoffnung und Tätigkeit an einen Narren in Christo vergeuden müssen!" Darauf sagten sie nur mehrere Male „Fliehe, Emanuel, fliehe!" zu ihm. „Wollt ihr nicht euer Kreuz ebenfalls auf euch nehmen und mit mir gehen?" fragte Quint und sie zitterten, statt zu antworten. Er zog seine Arme von ihnen zurück, wendete sich zu Dominik, sagte die Worte: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich!" und schloß, abermals zu den Brüdern gewendet: „Packt euch! Geht! und laßt mich allein!"

Allein noch konnten die beiden nicht schlüssig werden. Zwar sahen sie in Emanuel nun wirklich beinahe nur noch den Höllenfürsten, den Antichrist, der sie, statt an die Pforte des Himmels, an den Rand des höllischen Abgrunds gelockt hatte. Sie schauderten, sie entsetzten sich. Noch hielt sie jedoch die alte innige Zuneigung, die sie zuerst an Quinten gebunden hatte. Nachdem sie jedoch eine weitere Viertelstunde in der Gefolgschaft Quintens geschritten, vergrößerte sich der innegehaltene Abstand zwischen den Brüdern und ihm immer mehr, so daß, als Emanuel später sich umwendete, auch von diesen, seinen ersten und letzten Jüngern, keine Spur mehr zu finden war.

An einem gewissen Meilenstein, der zwischen alten Pappeln nicht weit von der Mauer eines Gutshofes stand, sagten sich Dominik und Quint mit einer

Umarmung, Quint und Elise Schubbrich mit einem Händedruck Lebewohl. Das Mädchen wollte von Quint nicht ablassen. Dominik aber sagte: „Er will es so, und wir müssen dem Sohne Gottes gehorsam sein." „Lebewohl," sagte Quint, „und doch kommt die Zeit, da wird auch diese alte, herrliche, von knechtischem Ungeziefer entehrte Erde von Söhnen und Töchtern Gottes bewohnt werden."

Nach diesen Worten veränderte, ja verfinsterte sich Emanuels Angesicht und die Strenge seiner Mienen, sowie sein gebieterisches Wort scheuchten, als Dominik und die Kellnerin ihn verlassen hatten, nun auch Therese Katzmarek und Martha Schubert dermaßen zurück, daß sie ihm nur aus der Ferne nachschleichen konnten. Dabei rückten sich seine Schultern zurück, er trug seinen Nacken, wie niemals bisher, gerade und trotzig aufgerichtet und schien von der Stadt, der er sich mit entschlossener Wendung wiederum zugekehrt hatte und wo doch sein schwerstes Verhängnis wartete, wie von etwas lange Ersehntem angezogen zu sein.

Es war ein ungeheurer mysteriöser Triumph in ihm, als er sich ungeduldig, fast eilend Breslau annäherte. Es sprach in ihm: „Ihr Lauen im Lande, wißt ihr nicht, daß der heilige Geist mit Brausen kommt?" Und als er in das Bereich der Gassen kam: Feinde, Feinde, wohin ich blicke! Ich bin als Opfer gewürdigt worden! Kurz, ihn erfüllte die Wollust über die Ohnmacht der Welt, angesichts des Schreis, den seine Seele tat, nach Peinigung, nach dem Martyrium.

In diesem Zustand wurde der Narr in Christo, als er am Tore eines wundervollen Gartens vorüberging, unerwartet von dem Maler Bernhard Kurz und von Hedwig Krause festgehalten. Er war, kaum wußte er wie, alsbald ins Innere des Gartens eingeführt und an einem Teetisch, der unter einer gewaltigen Buche stand, einem bebrillten Herrn und einer schön gekleideten Dame in mittleren Jahren vorgestellt. Es war das Ehepaar Mendel, das auf diese Weise seinen Wunsch verwirklicht sah, den „neuen Messias" kennen zu lernen. Aber es schien in dem Manne, den sie sahen und der mit Freiheit sich der grünen Wiesen, der wandelnden Perlhühner, der Rosenhecken und der flammenden Blumenbeete freute, keine Spur von angemaßtem Messiastum und Fanatismus vorhanden zu sein. Es entwickelte sich, auf eine Zeit von höchstens zwanzig Minuten zusammengedrängt, ein Gartenidyll, das in diesem Kreise später noch oftmals besprochen wurde. Es war eine kleine Dohle da, die mit ihren gestutzten Flügeln in unerhörter Neugier um Quint herumhüpfte. Quint trank etwas Tee, und Mendel erzählte ihm aufgeräumt, wie Hedwig Krause wohl die beste Schwester seines Krankenhauses sei. Es war zu bemerken: sie sahen die Gegenwart Hedwigs gern und der junge und kluge Maler Kurz nahm womöglich ein noch größeres Interesse daran. Frau Mendel führte Emanuel Quint in den mit guten Malereien behängten Räumen ihres Hauses herum und nachdem sie ihm manchen Kunstgegenstand ihrer reichen Sammlung heiteren Herzens gezeigt hatte, brachte

sie eine kleine goldene Dose auf die Wiese unter die Bäume des Gartens heraus.

Das Döschen, in dessen kunstvollem Goldfiligran die Sonne funkelte, barg ein kleines Wunder in sich, das Quinten alsbald in Entzücken versetzte. Nämlich ein winziges, buntes, kaum über erbsengroßes Vögelchen erschien auf der goldenen Oberfläche des Kästchens, nach einem geheimen Fingerdruck der Besitzerin und fing sogleich da und dorthin komplimentierend, in melodischer Lustigkeit, frühlingshaft zu flöten und zu trillern an, bis es blitzschnell verschwand und ein Golddeckelchen zuschnappte.

Oft sprachen später der Maler Kurz und Hedwig Krause, die ein Ehepaar wurden, davon, welchen Eindruck das Döschen und der künstliche, kleine Sänger auf Quinten gemacht und warum es ihn so gerührt haben mochte. Er konnte nicht müde werden, immer wieder den kleinen, flügelschlagenden Stieglitz erscheinen zu sehen und seinem tapferen Liedchen zu lauschen. Es war, als horche er mit einer besonderen Spannung darauf hin, als wäre etwas vom Inhalt des allertiefsten Geheimnisses in diesem Döschen und Liedchen verborgen gewesen.

Dreißigstes Kapitel

Quint erreichte, nachdem er sich plötzlich und überraschend aus dem Kreise der Mendels losgemacht hatte, unerkannt von der das Gasthaus umlagernden Menschenmenge und mitten durch sie hindurchgehend, den „Grünen Baum". Er wurde sogleich festgenommen und wiederum durch die Menschenmenge, die ihn bedrohte und mißhandelte, abgeführt. Sie drohten ihm mit den Fäusten, sie schlugen, ja sie spien nach ihm, weil sie ihn anders nicht erreichen konnten, denn sie meinten, daß er unter der Maske frommer Heuchelei zu den reißenden Wölfen im Schafspelz gehöre und der unnatürliche Mörder des fünfzehnjährigen Mädchens sei.

Auf dem Polizeikommissariat wurde der Gefangene den inzwischen herbeigerufenen Eltern der kleinen Ruth vorgestellt, die natürlich ihren ehemaligen Pflegling sogleich erkannten. Diese beiden, in ihrer Gebrochenheit, erschütterten Quint, freilich, ohne daß man bei der Totenblässe seines ruhigen Angesichts und da er auf alle Fragen schwieg, äußerlich etwas davon bemerken konnte. Selbstverständlich wurde das Schweigen durchaus nicht zu seinen Gunsten ausgelegt.

Man war im Miltzscher Kreise wie von einem Drucke befreit gewesen, als der Narr des Gurauer Fräuleins, unmittelbar nach seiner Feldpredigt, aus der Gegend verschwunden war. Einige sagten, seine Mutter habe ihn abgeholt, andere, ein Methodistenprediger habe ihn aufgegriffen und nach Amerika übergeführt, wo solche Bekenner, wie er, sehr geschätzt seien. Nach einigen Wochen redete man nur noch bei den Heidebrands und beim Lehrer Krause zuweilen von ihm.

Ruth war in das Haus ihrer Eltern zurückgekommen. Aber sie trug ein

befangenes und verschleiertes Wesen zur Schau, das ihre Eltern in Sorgen hielt und alle Bemühungen des jungen Beleites, wieder auf den alten vertraulichen Fuß des Verkehrs mit ihr zu gelangen, vereitelte. Die Leidenschaft dieses armen Jungen wuchs, je träumerischer und mysteriöser das Kind ihm begegnete. Das Mädchen war aber undurchdringlich in seiner Verschlossenheit.

So geschah es, daß man von dem Verschwinden der kleinen Ruth eines Tages vollkommen überrascht werden konnte. Als man sie eines Morgens wecken wollte, fand man nämlich ihr Zimmerchen leer, ihr Bett unberührt und konnte, trotz allen verzweifelten Suchens, das man sogleich allgemein anstellte, nirgendwo, weder im Gasthof, noch im Park, weder in Scheunen, Ställen, noch Oberböden eine Spur von ihr auffinden.

Auf einem gewissen Balken, hoch oben in einer mit Weizen angefüllten Scheune, saß nämlich das Mädchen, das überhaupt gern versteckte Plätze aufsuchte, ein Bein übers andere geschlagen, Stunden, ja halbe Tage lang. Sie las dort, bei einem schmalen Strahl, der durch eine Luke des Daches drang, in einem mit Goldschnitt versehenen, durch viele fromme Buchzeichen geschmückten Testament, das Pastor Beleites ihr zum Feste der Konfirmation geschenkt hatte. Man kannte zum großen Teil die Lieblingsplätze, die sie in ihrer Neigung zur Einsamkeit und zu ungestörter Lektüre bevorzugte, hatte aber schließlich doch alle vergeblich nach einer Spur des Mädchens durchsucht.

Man sagte sich, da man von Anfang an mit der schlimmsten der Möglichkeiten, dem Tode des Mädchens, rechnete, sie möchte vielleicht auf dem Balken der Scheune eingeschlafen und in die wohl dreißig Meter tiefen Getreidelagen, in denen ja Höhlen vorhanden waren, hinabgerutscht und verschüttet sein. Man sandte Knechte und Mägde hinauf und ließ viele tausend Garben abtragen. Man durchsuchte den Schloßteich, weil man auch den Gedanken an einen Anfall schwerer Melancholie und Geistesumnachtung nicht gänzlich abweisen durfte. Auch konnte Ruth, die zuweilen im Nachen die Schwäne fütterte, an der sogenannten tiefen Stelle des Weihers verunglückt sein. Gärtner und Förster durchsuchten den Wald, weil es bekannt war, wie Ruth zuweilen lesend in irgendeinem alten Baumwipfel, ebenso wie in der Scheune, Stunden zubrachte.

Endlich verfielen alle auf Quint und man hielt es für wahrscheinlich, Ruth könne in ihrer Schwärmerei aufs Geratewohl in die Fremde gezogen sein, um ihr Idol wieder aufzusuchen.

Leider fand man, wie es in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, den einzigen Anhalt nicht, der vielleicht zur Entdeckung der kleinen Ruth und zu ihrer Rettung geführt hätte. Es hatte sich nämlich ein überaus häßlicher Kerl vor Wochen auf dem Gutshofe eingestellt und war in Arbeit genommen worden. Man hätte ihn eigentlich kennen müssen, da es derselbe böhmische Josef war, der Quinten ehemals in das Gärtnerhaus eine Nachricht gebracht und den man

auch am Tage des großen Skandals in Quintens Nähe bemerkt hatte: aber da er nur auffallend häßlich, im übrigen nichts als ein stiller, tüchtiger Arbeiter war, auch, als er erschien, bereits der Ostervorfall nicht mehr erörtert wurde, achtete man seiner weiter nicht.

Es fiel auch nicht auf — Ruths Flucht war am Sonntag morgen entdeckt worden! — daß der häßliche, kleine Wicht, der am Sonnabend abend seinen Wochenlohn, wie alle übrigen Gutsarbeiter, empfangen hatte, am Montag morgen nicht wiederkam. Fand doch ein immerwährender Wechsel statt, so daß ein fehlender Arbeiter zuweilen durch drei bis vier neue, die frisch eintraten, ersetzt wurde. Hätte man aber am Montag morgen das Fernbleiben jenes Pudelmenschen bemerkt und mit dem Verschwinden Ruths in Verbindung gebracht, so wäre man, wie sich später ergab, wahrscheinlich ihrer, noch lebend, am gleichen Tag auf der Spur des Halunken habhaft geworden. So aber wußte man am Dienstag abend weder etwas von ihm, noch von Ruth, noch von Emanuel Quint, als die telegraphische Nachricht von der Ermordung eines jungen Mädchens in der Nähe von Breslau alle Zweifel auf einmal durch die kalte, grauenvolle Gewißheit verstummen ließ.

Die Nachricht, die begreiflicherweise von den Eltern und dem jungen Beleites in einem an Wahnsinn grenzenden Zustand mühsam entziffert wurde, machte über die Kleidung der Toten Angaben. Schwarze Knöpfstiefel, braune Strümpfe, weiße Strumpfbänder, Unter- und Oberkleider waren genannt. Ein grüner, fußfreier Lodenrock, ein Jackettchen von gleichem Stoff und derselben Farbe. Braune Handschuhe, ein brauner Hut, so und so gezeichnetes Hemd, so und so gezeichnetes Taschentuch bildeten weitere Erkennungszeichen. Das Alter der Toten wurde zwischen vierzehn und siebzehn, ihre Gestalt als schlank und mittelgroß angegeben. Endlich hatte man, nach dem Bericht, in ihrer Nähe ein Neues Testament, das Geschenk eines Pastors Beleites an Ruth Heidebrand, aufgefunden.

Dieses Stückchen Papier mit den blauen Schriftzügen schlug wie mit furchtbaren, eisernen Hämmern auf die Köpfe und Herzen derer los, die es in Händen hielten. Ein Kragen aus Katzenfell war genannt. Frau Heidebrand eilte sofort, mehrmals zusammenbrechend, die Treppe hinauf, nach Ruths Kleiderschrank. Der Kragen war fort. Sie sah die Freude des Kindes aufhüpfen an jenem elften Geburtstag Ruths, wo das bescheidene Fellchen, unter den anderen Geschenken, auf dem Tisch zwischen den elf brennenden Kerzen und der größten, dem sogenannten Lebenslichte des Töchterchens, lag. Für immer waren nun das Lebenslicht sowie alle übrigen Kerzen ausgeblasen.

Da nun also die Fragen der schwergeprüften Eltern von Emanuel auf dem Polizeibüreau nur durch Schweigen beantwortet wurden, bestärkte sich der Verdacht ganz allgemein, er müsse, sofern er nicht selber der Mörder war, jedenfalls

irgendwie mit dem Morde in Verbindung stehen. Es war herzzerreißend, wie die verwaiste Mutter, Frau Heidebrand, ihre unwiederbringlich verlorene Tochter in allen Tönen der Verzweiflung und qualvollen Wut von Quint zurückforderte. Herr Heidebrand selbst war still und gefaßt und sah, wie er sagte, diese schreckliche Heimsuchung als eine verdiente Strafe des Himmels an.

Emanuel wurde in das Untersuchungsgefängnis, das sich in einem Ziegelrohbau, dem sogenannten Inquisitoriat, befand, eingeliefert, wo er gebadet und in eine Zelle allein gesteckt wurde. An mehreren folgenden Tagen ward er dem mit Untersuchung des Falles betrauten Richter vorgeführt, der aber nicht einmal das Unumgängliche über seinen Namen, Geburtsort und -Tag aus ihm herausbrachte. „Wenn Sie nicht reden," sagte der Richter zu ihm, „so kann das, falls Sie unschuldig sein sollten, höchstens zu Ihrem Schaden sein." Hätte Emanuel auch nur einen Namen aus dem Kreis seiner Jünger genannt, so wäre ein Anhalt gegeben und die Untersuchung beschleunigt worden. Je genauer und je ausführlicher er seine Angaben gemacht haben würde, um so eher hätte man seine Unschuld an den Tag gebracht. Allein es schien beinahe, als ob er wünsche, unschuldig für schuldig erklärt zu sein.

Da Emanuel einen privaten Anwalt für seine Sache, ja überhaupt einen Anwalt nicht heranziehen wollte, hatte man ihm, wie es üblich ist, einen Verteidiger von Amts wegen zur Seite gestellt. Aber auch dieser Mann konnte aus Quinten nichts herausbringen. Zwar sagte er nicht, daß er schuldig wäre, aber ebensowenig irgend etwas, wodurch unzweideutig auf ein Bewußtsein von Unschuld zu schließen war.

Der Staatsanwalt glaubte an seine Schuld. Er hatte viele Zeugen verhört und es war ihm gelungen, die seltsame Laufbahn Emanuel Quints wenigstens teilweise aufzulichten. Die Scharfs, die Hassenpflugs, der Agitator Kurowski, Bruder Nathanael Schwarz, der Müller Straube, die Pastoren Schimmelmann und Schuch standen bereits in seinen Akten und er hatte, in einer erheblichen Anzahl von Protokollen, sehr viele, wenig günstige Zeugnisse gegen Quint zusammengebracht.

Der Kern seiner Meinung über Quint hatte so ungefähr diese Gestalt gewonnen:

Der Delinquent hatte außerehelich das Licht der Welt erblickt. Der Vater wurde von seiner Mutter nicht genannt und blieb also unbekannt. Man weiß wie die große Mehrzahl dieser nicht wohlgeborenen Kinder auf verschiedenen Wegen, besonders auf dem Wege des Verbrechens, zugrunde geht. Auch der Staatsanwalt wußte das. Mit Arbeitsscheu, alias Faulheit, war nun im Falle, der vorlag, wie so oft, der erste Schritt auf der Bahn des Verbrechens gemacht worden. Der Stiefvater Quints, der Bruder Quints, ja selbst die rechte Mutter des Menschen, diese unter einem nicht enden wollenden Tränenstrom, erbrachten dafür die Bestätigung.

Der Müßiggänger, der zu Hause nicht gerne sein mochte, weil er dort zur

Arbeit angehalten zu werden fürchten mußte, fing zu vagabondieren an. Dies war ihm aber endlich ebenfalls unbequem und er sagte sich, vielleicht durch schlechte Gesellschaft angeregt, daß er die gläubige Einfalt seiner Mitmenschen durch irgendeinen dreisten Schwindel sich nutzbar machen müsse. Dies gelang ihm über Erwarten und er nistete sich in zynischer Weise bei den Brüdern Scharf als Schmarotzer ein. Mit systematischen Schwindeleien hatte er nun die leichtgläubigen Webersleute seinen Zwecken dienstbar gemacht, so daß er sie in ihrer Verblendung nach und nach, dem raffiniertesten Hochstapler gleich, um ihr ganzes Vermögen prellen konnte. Er wurde gefaßt und per Schub nach seiner Heimatsgemeinde zurückgebracht. Er hatte sich irgendwie den Beruf eines Heilkünstlers angemaßt, wie denn solche Leute und geborene Scharlatane, einmal entlarvt, um neue Mittel zu neuen Betrügereien niemals verlegen sind. Er ging noch weiter, er gab sich, in seinem Zynismus selbst vor dem Heiligsten nicht zurückweichend, für einen Wundertäter, für einen Apostel, ja für den wiedergekommenen Christus selber aus, womit er sich, obgleich im beschränkten Kreise, den größten Betrügern aller Zeiten anreihte. Da aber empörte sich der gesunde Sinn seines Heimatsorts, so daß er über einen Denkzettel, leider einen, der nicht durchgreifend war, zu quittieren hatte.

Jetzt nahm sich eine allgemein verehrte Dame in christlicher Liebe seiner an und man suchte den Menschen, unverdienterweise, mittelst der Langmut vieler ehrenwerter und geachteter Persönlichkeiten, in ein bescheidenes und geordnetes Dasein zurückzuleiten. Man umgab ihn in Milzsch und Umgebung mit vieler zwecklos vergeudeter Liebesmüh. War doch die Gesinnung des entschlossenen Parvenus — was er in jenen Tagen war! — inzwischen durch sozialistische, anarchistische und nihilistische Ideen heimlich noch tiefer vergiftet worden. Zum Dank für genossene Wohltat knüpfte dieser Dorftartuff eine unerlaubte Beziehung mit der kaum konfirmierten Tochter seiner Wohltäter an (sic! der Beamte zögerte nicht, zugunsten seines Kalkuls auf die Tote einen Schatten zu werfen), die er, mit der ihm eigenen Routine, auf Grund ihrer kindlich gläubigen Urteilslosigkeit, ganz in seine Gewalt bekam.

Aus dem weiteren Verlauf der Lebensschicksale Quints schloß der öffentliche Ankläger auf seine Gefährlichkeit. Er hatte staatsgefährliche Äußerungen, die der Betrüger laut vieler bestimmter Zeugenaussagen öffentlich immer wieder getan hatte, sorgsam zusammengetragen. Sie waren unter den Spitzmarken: Gegen die Monarchie! Gegen die Religion! Gegen die Kirche! Gegen den Staat! rubriziert. Quint hatte sich für die freie Liebe erklärt und mit Entschiedenheit gegen das Privateigentum, wobei, was die Sache nur noch verschlimmerte, das christliche Mäntelchen herhalten mußte.

Der Staatsanwalt hatte den Schlächtermeister und Wirt vom Grünen Baum, sowie den Restaurateur und Geschäftsinhaber des Musenhain verhört

oder verhören lassen und besonders das Protokoll des sogenannten schwarzen Karl war von allen für Quint das am meisten belastende. Der Beamte sagte, selbst das Gefühl dieses nicht gerade musterhaften Christen habe sich gegen die Blasphemieen dieses Menschen aufgebäumt.

Der untersuchende Richter sowie der offizielle Anwalt waren von der Schuld Emanuels nicht überzeugt, trotzdem man bei der Leiche Ruths, und zwar unter dem Hemd, auf bloßer Brust, einen Brief gefunden hatte, der „Emanuel Quint" unterschrieben war und das Mädchen nach Breslau in Quintens Umgebung, mit einigen schwülstigen, überspannten Phrasen, die von der Nähe des neuen Zions faselten, lud. Der Staatsanwalt gab zwar zu, der Brief sei von dem Delinquenten selbst vielleicht nicht geschrieben, da er eine unbeholfene Hand zeigte, die den Quintschen Schriftproben unähnlich war, aber er meinte, er wäre diktiert worden. Er behauptete ferner: es sei bezeichnend für die tiefe Verderbnis Quints, wenn er wirklich nur durch Gelegenheit zu dem widernatürlichen, bestialischen Morde gekommen sei, daß er den traurigen Mut besessen habe, das wohlerzogene Kind in jene Lasterhöhlen herbeizulocken, jenen Sumpf, der hier in der Stadt das Element seines Daseins gewesen war.

Nun also: Untersuchungsrichter und Verteidiger teilten diese Ansichten nicht. Man hatte Quinten den Brief gezeigt und auch daraufhin nur ein Schweigen zur Antwort erhalten. Eines Tages boten sich Rittergutsbesitzer Glaser, Geheimrat Mendel und Maler Kurz als Zeugen dafür an, daß sie Emanuel Quint der ihm zur Last gelegten Tat nicht für fähig hielten. Dies tat Herr Glaser, obgleich sein Sohn durch Quint, an jenem Abend im Musenhain, arg verwirrt und betört worden war. Er hatte nämlich von Salo am nächsten Tage einen ausführlichen Brief erhalten, worin er in aller Form auf seine künftige große Erbschaft verzichten wollte, war daraufhin nach Breslau gereist und hatte gefunden, wie sein Sohn in seinem Entäußerungsdrange bereits den Inhalt seiner hübschen Wohnung zur Hälfte verschenkt hatte. Er lachte, packte ihn auf und schickte den jungen Menschen mit einem seiner Freunde, einem jungen Arzt — und zwar unter dessen Verantwortung! — nach dem Haag und später auf eine Nordlandreise.

Dominik und Elise Schuhbrich waren tot in einem kleinen Wäldchen draußen, unweit der Oder gefunden worden. Sie hatten, nach Übereinkunft, mit eigenem Willen dort ihrem Leben ein Ziel gesetzt. Eine Kugel aus dem Revolver Dominiks hatte die Geliebte, eine zweite ihn selber hingerafft. Er lag, als beide, erst einige Tage nach der Tat, von polnischen Flößern entdeckt wurden, mit seiner Stirn auf Elisens Brust.

Natürlich belastete dieser Vorfall Quint, besonders als man nach einiger Zeit genügende Anhaltepunkte zu haben meinte, in Quint den Verderber und Verführer auch dieser Jünglingsseele zu sehen. Der Häftling wurde denn eines Tages

auch dem Vater Dominiks, einem Postbeamten, vorgestellt, der übrigens ohne sichtbare Zeichen der Trauer, ausgenommen den schwarzen Krepp um den rechten Arm, den Toten und seine Handlungsweise mit trockenen, harten Schlüssen verurteilte.

Wie er den Sohn nun einmal betrachtete, schien er eher durch seinen Tod von einer quälenden Sorge befreit, als betrübt zu sein. So lange er lebte, hatte er einen Teil seines schmalen Gehalts für seine Erziehung abtreten müssen, was ihm ein immerwährender Anlaß zur Entsagung, sowie des Kummers und Ärgernisses war: eine Tatsache, die er dem Sohne bei jeder Gelegenheit ohne Umschweife deutlich machte.

Quint schüttelte sich, nachdem der rechtliche und korrekte Beamte gegangen war, als ob ihn ein physischer Ekel anwandele. Seine Aufseher gaben an, er habe bei dieser Gelegenheit laut gesagt, daß nichts den Menschen so klein und verrucht mache, als die Sorge ums tägliche Brot.

Dieselben Aufseher konnten bei einer andren Gelegenheit, in der Gebundenheit ihrer Meldungspflicht, ihrer Entrüstung über den Empfang, den Quint im Sprechzimmer seiner verzweifelten Mutter bereitet hatte, kaum genügenden Ausdruck verleihen. Die Mutter schrie und fragte den Sohn ein übers andere Mal: „Junge, hast du das wirklich getan?" womit sie den Mord des Mädchens meinte. Ohne daß sie nun aber eine Antwort erhalten hatte, nahm sie, nach ihren Reden zu schließen, die Schuld als erwiesen an und überhäufte den Sohn mit Anklagen, sowie mit Vorwürfen wegen seiner leider von jeher an den Tag gelegten Unfolgsamkeit. Alles sei nun, behauptete sie, eingetroffen, wie es der Stiefvater, wie es der Bruder, ja wie sie selbst es ihm prophezeit habe und er könne darüber nun nicht weiter verwundert sein.

Als sie nun sagte: „Du hast es dir zuzuschreiben, wenn deine arme Mutter mit Schande und Gram in die Grube fährt," rief der gefesselte Häftling plötzlich: „Weib, wer bist du? Ich kenne dich nicht! Ich bin von oben herab und du bist von unten her! Willst du den Leichnam wieder nehmen, den du geboren hast, so gedulde dich! Bald werfe ich auch das letzte, was an mir irdisch ist, hinter mich." Er bat dann die Wärter, sie möchten ihn in die Zelle zurückbringen.

Man weiß, wie Gefangene durch die Wände, von Zelle zu Zelle, sich mittelst Klopfens verständigen. Die sechsundzwanzig Buchstaben des Alphabets werden, je nach Bedarf, mit so viel Schlägen bezeichnet, als die Nummer beträgt, die jeder von ihnen in der gesamten Reihe inne hat. So wurden die unfreiwilligen Bewohner des Untersuchungsgefängnisses und vieler anderer Zellen auf Flügel B. durch die seltsame Nachricht eine Zeitlang belustigt und aufgeregt, die mit Klopfsignalen von unten, von oben, von rechts und von links durch die Wände drang: nämlich, daß Christus selbst in einer der Zellen zugegen wäre.

Die humoristische Tatsache hatte allmählich ihren Weg über die Aufseher zum

Bureau des Inspektors gemacht, der sie gelegentlich seinem Schwiegersohn, einem Masuren, der an dem gleichen Inquisitoriat Gefängnisgeistlicher war, lachend mitteilte. Lange wußte man nicht, in welcher Zelle der Ursprung des Unfugs zu suchen war. Es ging hier mit dem gebenedeiten Namen ähnlich, wie es mit dem Maulwurf in der Tragödie geht: „hic et ubique, wühlst so hurtig fort, o trefflicher Minierer!" Er war hier und da und war überall, ohne daß man den gespenstischen Träger betreten konnte.

Endlich fiel es dem Geistlichen ein, den des Mordes verdächtigen Quint in sein Amtszimmer führen zu lassen, einen überaus behaglichen Raum, der natürlich innerhalb des Inquisitoriates gelegen war. Der Geistliche liebte Gefängniskost und versäumte selten sich von dem allgemeinen Graupengericht zur Stillung seines masurischen Appetits etwas auftragen zu lassen. Er löffelte gerade, das Taschentuch vor die Brust gesteckt, als Emanuel zwischen zwei Aufsehern bei ihm erschien.

„Kinder," rief er, „solche Suppe! Ihr wißt ja gar nicht, wie gut ihr es habt. Früher legte man euch auf Latten und fütterte euch mit unsauberem Wasser und schimmligem Brot." Er war aufgeräumt und wollte versuchen herauszubekommen, ob Emanuel nicht der Urheber des Christusunfugs wäre, der nachgerade das ganze Gefängnis rabiat machte. Vielleicht legte der, wie aus den Akten ersichtlich war, verstockte Mensch, bei seinem christlichen Tic mir, dem Geistlichen, sogar in der schweren Schuldfrage am ehesten ein Geständnis ab.

Einstweilen hatte er aber noch die Seelsorge eines Mädchens zu vollenden, die wegen Mord ihres Kindes zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Nur mit knapper Not war die Ärmste dem Henker entgangen. Man hatte ihr und ihrem Kinde in fünf, sechs Gemeinden rundweg das Domizil verweigert. Für die Not und die Tat des einfachen Landmädchens trugen Gesellschaft und Staat die Verantwortung, ohne sich dessen, ganz wie ein gewissenloses Individuum, in Trägheit und Gleichgültigkeit bewußt zu werden. Der Staat aber hatte seine Schuld durchaus nur durch ein neues Verbrechen, das er sich selbst sanktionierte, an dem Mädchen wettzumachen gewußt.

Die Verurteilte weinte seit vielen Wochen. Sie wollte nicht leben und hatte verschiedene Selbstentleibungsversuche gemacht. Zum Pastor geführt, hatte sie nur immer zerknirschte und verzweifelte Fragen an ihn wiederholt, ob sie wohl irgendwie Aussicht habe, ihr Kindchen im Jenseits wiederzusehen. Alles andere erschien ihr gleichgültig. Sehnsucht nach ihrem Kinde allein war es, was immer neue Tränenströme in ihre vom Weinen fast erblindeten Augen trieb. Der sogenannte Kalfaktor, ein Sträfling, brachte die Graupensuppe hinaus und als sich der Pastor, schon in Gedanken bei Quint, der Verbrecherin zuwandte, sagte diese seufzend: „Ich weiß nicht, warum gerade mich das Schicksal so geschleudert hat!" — „Was? Schicksal geschleudert?" donnerte daraufhin der Pastor und im

nächsten Augenblick flog, von seinem herkulischen Arm geschleudert, ein Stuhl buchstäblich gegen die Wand. „Ich kann einen Stuhl schleudern," sagte er, „aber das Schicksal kann keinen Menschen schleudern. Gott hat ihm dazu die Macht nicht gegeben. Aber er hat dem Menschen den freien Willen gegeben, hinter das Böse die Strafe, hinter das Gute aber den Lohn gesetzt. Nicht das Schicksal trägt, sondern du allein trägst vor Gott und Menschen, deines Verbrechens wegen, die Verantwortung. Dein Kind wird am jüngsten Gericht gegen dich zeugen."

Der Pastor zog einen elfenbeinernen Zahnstocher aus seiner bis an den Hals zugeknöpften schwarzen Weste hervor und reinigte sein prachtvoll weißes, negerhaft gesundes Gebiß damit, während das Mädchen, das in Verzweiflung ihr Kind getötet hatte, erschrocken, mit plötzlich trockenen Augen, voll Grauen in sich zusammenkroch. Vor einem Jahre war die arme zwanzigjährige Jungfrau noch schön gewesen, heute erschien sie zusammengekrochen, knöchern, unschön und greisenhaft ausgehöhlt. War es nun deshalb, weil die seltsam wissenden, großen Augen des anderen Sträflings, Emanuels, unverwandt auf ihr geruht hatten, oder hatte sie überhaupt das wirre Bedürfnis, bei irgend jemandem um Gnaden zu flehen: kurz, indem sie abgeführt wurde, hatte sie unversehens ihre brennend saugenden Lippen auf Emanuel Quintens gefesselte Hände gedrückt.

Der Pastor war sprachlos. Er hielt den Zahnstocher, wie einen gen Himmel weisenden Finger, in der Hand. Es war ihm gewesen, als wenn jemand die deutlichen Worte: „Weib, deine Sünden sind dir vergeben!" gesprochen hätte. „Das wäre noch besser," fuhr er los, „wenn hier, im Zimmer des Pastors, ein Schlingel, der beinahe des Mords überwiesen ist, die ungeheure Dreistigkeit haben wollte, mit dem Worte Gottes Unfug zu treiben. Versteht er mich? Er Kujon! Er Patron!" — und er brachte sein glattrasiertes, mit breiten Backenknochen und Kinnladen versehenes Angesicht, dicht an Quint — „versteht er mich? Schindluder treiben wir hier mit den heiligsten Dingen nicht!"

„Raus!" schrie er. „Das geht denn doch über alles, was mir irgendein Zuchthäusler jemals in diesem Raume geboten hat, weit hinaus. Lanek," wandte er sich an den Oberaufseher, „bitte melden Sie diese Person! Raus mit dem Menschen, ich kann ihn nicht sehen! Soll ich mir etwa von diesem Abschaum das Heiligste in den Kot ziehen lassen? Das Erhabenste, was überhaupt in mir ist? Nein! Das liegt außerhalb meiner Amtspflichten."

„Schauen Sie doch mal unten nach," sagte der Pastor gleich darauf sehr ruhig zum Kalfaktor, als er allein mit ihm im Zimmer war, „ob meine Frau beim Herrn Inspektor ist; Sie wollte mich nämlich zum Gartenkonzert in den „Zwinger" abholen." Der Kalfaktor ging und der Kirchenmann zündete mit Behaglichkeit seine Zigarre an.

Und es wurde noch einige Wochen lang unterirdisch von Zelle zu Zelle die Nachricht gepocht, daß Christus selbst im Gefängnis zugegen wäre. Die

Wände vibrierten und bebten eine Zeitlang aus der mysteriösen Quelle gespeist, von den Worten des echten Heilandes, unter denen der Satz „Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan!" immer wieder kam. Die Steine sprachen: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und nahm auf sich unsere Schmerzen, wir aber hielten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert wurde." Die Steine sprachen: „Sie haben Christus verachtet, gehaßt, verkannt, verfolgt, verflucht, verhöhnt, geschlagen, angespieen, unschuldig eingekerkert und ans Kreuz geheftet! Er ward zwischen den Mördern aufgehängt und unter die Verbrecher gerechnet." So und ähnlich sprachen die Steine fort, aber der Direktor der Anstalt meinte, man tue am besten, des im Grunde harmlosen Unfugs nicht weiter zu achten.

Mittlerweile wurden durch eine Fabrikarbeiterin, namens Katzmarek, gewisse Tatsachen zur Kenntnis der Behörde gebracht, die nach und nach den Verdacht des Mordes einigermaßen von Emanuel ablenkten. Eines Tages fragte man ihn, ob er einen gewissen Menschen, der nach der Schilderung mit dem böhmischen Josef identisch war, kenne und ihn des Mordes für fähig halte. Quint sagte zwar, er kenne ihn, daß er aber den Mord nicht verübt habe, sei ihm gewiß. Trotz des Stillschweigens, dessen Quint sich leider befleißigte und das man schlechterdings nur als Ausfluß seines Schuldbewußtseins deuten konnte, waren doch aber nun die Zweifel der Anklagebehörde rege gemacht und nachdem die Untersuchung eine Zeitlang auch in einer anderen Richtung betrieben worden war, hatten sich die Resultate der Nachforschung endlich zu einem fast lückenlosen Entlastungsbeweise für Quint zusammengeordnet. Man hatte die Spuren des böhmischen Josef genau verfolgt und wußte, wo er an jedem Tage der letzten Wochen vor Begehung der scheußlichen Tat gewesen war. Er war um die Apotheke geschlichen, in der die kleine Ruth bei Freunden der Eltern seinerzeit, um sie auf andere Gedanken zu bringen, untergebracht worden war. Er hatte dann auf dem Miltzscher Dominium Arbeit gefunden. Eine Anzahl Zeugen meldeten sich, denen der häßliche Mensch in Begleitung des lieblichen Mädchens aufgefallen war, als er sie, meistens auf Feldwegen, gen Breslau führte. Den Menschen selber aufzufinden, gelang indessen trotz aller Bemühungen nicht.

Als man Quint, dessen Alibi allmählich durch Zeugen durchaus erwiesen ward, die günstige Wendung der Sache mitteilte und ihm die Aussicht auf seine nahe Freiheit nicht vorenthielt, legte der Narr zum Schrecken des Anwalts und zur nicht geringen Verlegenheit der Behörde das Geständnis des Mordes ab.

Das Geständnis konnte indessen nicht Stich halten. Man stand auf dem Punkt, den Narren dennoch in Freiheit zu setzen, als man eben an der Stelle, wo der Mord der kleinen bejammernswerten Ruth verübt worden war, die

Leiche des böhmischen Josef fand, der sich am Ast einer Weide erhängt hatte. Es hätte kaum der Selbstbezichtigung mehr bedurft, die man in seiner Tasche fand, ebenso unbeholfen als umständig niedergeschrieben, um seine Schuld über allen Zweifel erwiesen zu sehen.

Die Kunde von der Entdeckung des wahren Täters drang natürlich sogleich zu den Heidebrands und von da zu Lehrer Krause hinüber, wo sie im Befinden Mariens eine Wandlung zum Besseren hervorbrachte. Das Mädchen hatte ihre Tage, seit dem Verschwinden Emanuels, in Absonderung von allem Verkehr zugebracht und als der allgemein geteilte Verdacht ihn zum gemeinen Verbrecher stempelte, war ihre Gesundheit buchstäblich zusammengebrochen. Es kamen Ärzte, man rief den Miltzscher Schäfer herbei, man versuchte es wiederum mit dem sogenannten Gesundbeten, ohne daß es gelang, den Zustand des Mädchens zu verbessern. Sie erbrach die Speisen, so oft man sie etwas zu essen zwang, sie litt an einer schrecklichen Blutleere, schließlich vermochte sie kaum noch, vor Schwindel und Herzklopfen, die wenigen Schritte von ihrem Bett bis ans Fenster zu gehen, wo sie, in einem Korbstuhl sitzend, einige Stunden täglich Luft atmen mußte.

Man hatte hier die Idee von einem schlimmen Lotterdasein bekommen, das Quint in der Großstadt geführt und das ihn ins Verderben gestürzt haben sollte. Man fing diese Ansicht, als die Unschuld Quints an dem Morde bekannt wurde, zu modifizieren an. Und nun, wie gesagt, geschah es, daß sich die Gesundheit Mariens zusehends besserte. Sie aß, sie sprach, ihre Wangen nahmen ein wenig Farbe an. Bald unternahm sie kleine Spaziergänge. Sie richtete einen Brief an ihre Schwester Hedwig, die noch immer im Krankenhaus Professor Mendels beschäftigt war, worin sie den Tag zu wissen wünschte, an dem Emanuel aus dem Gefängnis vermutlich entlassen werden würde.

Für die Entlassung war der erste Oktober festgesetzt und das Datum Emanuel mitgeteilt worden. Er hatte also den ganzen Sommer in Untersuchungshaft zugebracht. In seiner Antwort auf einen Brief, den er in seine Zelle erhielt, ein Schreiben, in dem Hedwig Krause Mariens Frage an ihn weitergab und zugleich mitteilte, daß ihre Schwester Marie, sie selbst und ihr Bräutigam, Bernhard Kurz, Quinten am Gefängnistore erwarten und in Empfang nehmen würden . . . in seiner Antwort auf diese Nachricht sagte Quint eine Unwahrheit: er gab auf das allerbestimmteste als den Tag seiner Entlassung nicht den ersten Oktober, sondern den zweiten an.

Als am zweiten Oktober der Maler Kurz mit den beiden Mädchen mittags zwölf Uhr am Eingang des Inquisitoriats erschien, fing für sie ein langes vergebliches Warten und Nachfragen an, wodurch sie am Ende zu der Überzeugung gelangen mußten, daß sie Emanuel Quint verfehlt hatten. Sie glaubten zunächst natürlich, ihn, womöglich am gleichen Tage, noch irgendwo in der Stadt

zu entdecken, eine Vermutung, die leider nicht zutreffend war. Sie haben ihn nicht nur an diesen und an den folgenden Tagen vergeblich gesucht, sondern ihn überhaupt niemals wieder gesehen.

Quint hatte sich am Tage vorher stillschweigend davongemacht. Da sein Prozeß nicht verhandelt worden war, hatte man seiner in der beschränkten Öffentlichkeit, die sein Fall erlangt hatte, längst vergessen, als er wieder auf freiem Fuße stand.

In der Nähe des Platzes, an dem die kleine Ruth ihr Ende gefunden hatte, erschien am ersten Oktober ein lang aufgeschossener, dürftig gekleideter, rotblonder und bleicher Mensch, der von einigen Leuten gesehen wurde. Er trieb sich lange in der Gegend der Mordtat herum. Es pochte kurz darauf an die Türe des Küsters leise an, worauf das Weib des Küsters, einen Bettler vermutend, öffnete. „Ich bin Christus! Gib mir ein Nachtlager!" Da schlug sie ihm, selbstverständlich, tief erschrocken, sogleich mit ganzer Kraft die Tür vor der Nase zu.

So ging es auch im Hause des Lehrers einige Tage später, wo einst Emanuel Quint, im Schulzimmer, Bruder Nathanaels Bußpredigt gelauscht hatte. Die Lehrersleute saßen bei Tisch und ein kalter Herbstwind durchbrauste draußen die Dunkelheit. Man hörte einen Schritt auf der Hausschwelle und hernach ein Pochen gegen die Tür. Die Frau wollte nicht öffnen, sie fürchtete sich. Nachdem, aus irgendeinem Grunde ängstlich geworden, der fromme Lehrer seine Seele dem Herrn empfohlen hatte, öffnete er und fragte durch den Türspalt: „Wer ist hier?„ „Christus!" kam es leise zur Antwort. Und sofort schlug mit einer Gewalt, die das Häuschen erbeben machte, von der Hand des Lehrers gerissen, die Tür ins Schloß. Er kam schlotternd herein zu seiner Frau und behauptete, draußen stünde ein Wahnsinniger.

Etwa eine Woche nach diesen Vorfällen brachten Berliner Zeitungen diese kurze Notiz:

Die Bewohner des Ostens unserer Stadt werden seit einiger Zeit durch die Erscheinung eines Menschen beunruhigt, der nie um Geld, sondern immer nur um Obdach und Brot bittet und der auf die stereotype Frage: Wer ist da? sich als Christus bezeichnet. Man kann sich denken, welchen Schreck der im übrigen wahrscheinlich harmlose Irre überall, wo er auftaucht, verursacht. Er dürfte wenig Geschäfte machen. Die Hausfrauen schieben meist, kaum daß die ominöse Bezeichnung gefallen ist, den Riegel vor und bringen die Sicherheitskette in Ordnung.

Wiederum eine Woche später fing der gleiche Unfug in der ehemaligen freien Reichsstadt Frankfurt am Main die Leute ein Weilchen zu beschäftigen an. Vor dem Narren und Bettler, der sich Christus nannte, waren mittlerweile zwischen Berlin und Frankfurt Hunderte und Aberhunderte von Haustüren zugeflogen. Ein Frankfurter, der die Angelegenheit auf ironische Weise nahm, sagte, der Herrgott in seinem Himmel müsse unzweifelhaft durch den ungewohn-

ten, wilden Lärm des Türenschlagens neuerdings auf die Vorgänge unter dem Menschengeschlecht aufmerksam geworden sein.

Unwillkürlich dankt man dem Himmel, daß nur ein armer Erdennarr und nicht Christus selber der Wanderer gewesen ist: dann hätten nämlich Hunderte von katholischen und protestantischen Geistlichen, Arbeitern, Beamten, Landräten, Kaufleuten aller Art, Generalsuperintendenten, Bischöfen, Adligen und Bürgern, kurz zahllose fromme Christen, den Fluch der Verdammnis auf sich geladen.

Aber wie konnte man wissen — obgleich wir „Führe uns nicht in Versuchung" beten, ob es nicht doch am Ende der wahre Heiland war, der in der Verkleidung des armen Narren nachsehen wollte, inwieweit seine Saat von Gott gesäet, die Saat des Reiches, inzwischen gereift wäre?

Dann hätte Christus seine Wanderung, wie ermittelt wurde, über Darmstadt, Karlsruhe, Heidelberg, Basel, Zürich, Luzern bis nach Göschenen und Andermatt fortgesetzt und hätte überall immer nur von dem gleichen Türenschlagen an seinen Vater im Himmel berichten können. Nämlich der Narr, der sich Christus nannte, teilte zuletzt mit zwei armen, barmherzigen Schweizer Berghirten, oberhalb Andermatt, Brot und Nachtquartier. Seitdem ist er nicht mehr gesehen worden.

Dem Chronisten, der auf den Spuren Emanuel Quintens ging, ist es wahrscheinlich, daß jener Mensch, der seinen Christuswahn, verlassen und einsam, durch Deutschland und durch die Schweiz schleppte, der verschwundene, arme Tischlergeselle aus Schlesien war. Er war auch derselbe, wie ihm scheint, der oberhalb des Gotthardhospizes nach der Schneeschmelze im Frühjahr darauf erstarrt und zusammengekauert gefunden wurde. Unzweifelhaft hatte sich Quint beim tiefen Schneegestöber verirrt, hatte das Hospiz, auf dem Passe zu milderen Breiten, verfehlt und war in die Wildnis des Pizzo Centrale hinaufgeraten. Dort hatten Nacht, Nebel und Schneegestöber ihn eingesargt.

Dies mußte im Spätherbst oder beginnenden Winter gewesen sein, denn er hatte, als ihn die Sennen heraushoben, sicherlich fünf oder sechs Monate lang in der tiefsten Schnee- und Eisschicht verborgen gesteckt. Auf einem Briefbogen, den man in seiner Tasche fand, waren die Worte noch deutlich zu lesen gewesen: „Das Geheimnis des Reichs?", die keiner beachtete noch verstand, die aber dem Chronisten, als er das traurige Dokument in Händen hielt, eine gewisse Rührung abnötigten. War er überzeugt oder zweifelnd gestorben? Wer weiß es? Der Zettel enthält eine Frage, sicherlich! Aber was bedeutet es: Das Geheimnis des Reichs?

Ende

Psycho-Analyse / von Willy Hellpach



Die Völker haben im Laufe vieltausendjährigen Werdens Schritt für Schritt in unermeßlich mühseligem Kampfe mit der Misere des Lebens einen reichen Schatz praktischer Weisheiten gesammelt. Und immer wieder vollzieht an diesem Besitz sich das nämliche Schicksal. Die — selbstverständlich — an sich schon unsichere, von manchem Irrtum getrübte Erfahrung wird in einen bunten Putz abergläubischer Hüllen gewickelt; kommt dann eines Tages die Wissenschaft, so wirft sie mit den Hüllen zugleich den schwerkarätigen Goldkern beiseite. Mit dem recht überlegenen, selbstgefälligen Lächeln und Achselzucken aller Jugend. Bis plötzlich sie selber, an irgendeinem Punkte des eigenen Suchens, wieder auf diesen Kern stößt. Die alten Volksweisheiten müssen alle von der Wissenschaft wieder entdeckt werden; nun können sie, und nun erst recht, von manchen Schlacken der rohen Empirie frei, den Menschen erneut zugute kommen.

Unser Organismus ist so eingerichtet, daß jede Gemütsbewegung in mannigfaltigster Art sich körperlich ausdrückt. Nicht bloß in Miene und Haltung; weit darüber hinweg in der Zahl der Pulse und der Tiefe der Atemzüge, im Absonderungseifer der Drüsen und in der Spannung der Haut. Jeder weiß, daß wir manchen dieser Vorgänge gebieten, andern nicht; manchen halbwegs, andern wenig. Alles, was wir Selbstbeherrschung und die Erziehung dazu heißen, läuft schließlich darauf hinaus, daß jeder hier die Grenze finden lerne, bis zu der er den Ausdruck seines Gemütserlebens zu zügeln vermag. Bloß vermag? Nein; auch die Grenze, bis zu welcher die Zügelung dem Wohlergehen der Persönlichkeit zuträglich ist. Denn dieser Weg geht mitten hindurch, sagen wir altmodisch: zwischen Scylla und Charybdis. Wer seine Leidenschaften auch physisch bis zum Äußersten austoben läßt, der ist nicht bloß, sozial genommen, ein unerträglicher Gesell, sondern er reibt sich selber auf, weil er sich in jeden Affekt tiefer hineinpeitscht, als es der Ursache angemessen wäre. Er gestikuliert sich in maßlosen Zorn, schreit sich in rasende Wut, weint sich in ohnmächtige Trauer, lacht sich in groteske Ausgelassenheit. Er beansprucht so von seiner Psyche, und damit von seinen Nerven, jeweils das Stärkste, das sie herzugeben vermag; wer aber täglich und stündlich in Maximalleistungen lebt, der muß rascher aufgebraucht sein, als wer die Maxima nur an einzelne prominente Punkte des Daseins setzt. Und muß aufgebraucht sein unter ständigem Leiden, weil die Erschöpfung nach jedem Gipfel Leiden ist, und auch jede neue Erregung auf erschöpftem Boden im Grunde die Farbe des Leidens trägt. So kann man sagen: wie der Mensch einmal ist, dient ein Maß von Fähigkeit sich selber zu beherrschen, indem der körperliche Ausdruck des Gemüts gezügelt und damit der innern Bewegung das Aufschnellen zur

immer höchsten Höhe verwehrt wird, seinem eigensten Lebensglück, dem subjektiven, meine ich.

Aber . . . und dort rauscht und gurgelt nun der charybdische Schlund. Nun kommt eine jener alten Volksweisheiten, setzt sich ans Steuer und steuert den Nachen sicher vorbei: nur bis zu einem mittleren Maße darf jene Zügelung gedeihen. Wird sie übermächtig, wird, sei's durch Zwang von außen, sei's aus unglückseliger Anlage der Persönlichkeit, dem seelischen Erleben jegliche Entladung in die Physis verriegelt — so ist die Summe Leidens, die so erzeugt wird, nicht geringer als auf der scyllischen Seite der allezeit tobenden Affekte. Wer Freud und Leid, wer Zorn und Angst, anstatt es auszulachen und auszuweinen, auszuschreien und auszuschwitzen, ewig in sich hineinschluckt, in sich hineinwürgt, in sich hineinfrißt: an dem würgen, an dem fressen die verschluckten Leidenschaften innerlich weiter und fressen ihn langsam aber sicher auf. Drum gilt es, alle Kunst der Selbstbeherrschung in Ehren, dennoch auch die Kunst der Selbstentladung nicht zu verlernen, um vor dem nagenden Wurm der verhaltenen Gemütsbewegungen bewahrt zu bleiben.

Das Volk wußte es, und weiß es bis auf diesen Tag. Die größte geistige Macht, die in den Massen europäischen Wohnsitzes jemals äußerlich in Erscheinung getreten ist, die katholische Kirche, hat auch diese Weisheit aufgenommen und in der Beichte zum sakramentalen Bestandteil geheiligt; freilich auch veräußerlicht. Die Reformation stellte dorthin, wo die Beichte gestanden war, die Seelsorge — auf dem Papier, in der idealen Forderung; je weiter die Zeit vom Walten des alten Glaubens sich entfernte, desto subjektiver, desto einsamer auf sich angewiesen sah sich der Protestant. Die Möglichkeit, einen neutralen Ort, nein eine neutrale Persönlichkeit zu finden, der man dennoch einmal all sein inneres Leid entgegenstöhnen, entgegenschreien konnte, wurde enger und enger. Die Zahl derer, die noch so gestimmt blieben, daß der Priester, der Pastor ihnen diese Persönlichkeit verkörperte, schmolz zusammen. Und es erwies sich, daß die noch so liebenden, noch so sorgenden Verwandten, Freunde, Gatten, Geliebten dieselbe Stelle niemals übernehmen konnten, weil ein gut Teil der inneren Gemütsbeschwerden, die geäußert sein wollten, sich gerade gegen sie richtete (mit wem gibt es denn mehr ärgernde, enttäuschende, beklemmende, aufbringende Reibungen, als mit denen, die uns zunächst stehen?) und weil die Sicherheit der Diskretion, die Beichtgewißheit es mit einem und nur diesem einen zu tun zu haben, in solchem Kreise (wie jeder weiß) völlig fehlt.

Denn es handelt sich um Aussprache. Der Punkt, wo der mimische, der pantomimische Ausdruck der Gemütserlebnisse deren natürliche Entladung mit sich bringt, ist ja in allen diesen Fällen schon verpaßt: als der Affekt sich abspielte, wurde sein Ausdruck niedergehalten. Das ist nun einmal so im kultivierten

Zusammenleben. Je höher die Kultur steigt, desto breiter gründet sie sich auf Selbstbeherrschung, desto öfter drängt sie Gemütsregungen, deren Ausdruck mindestens und auf diesem Umwege die Regung selber, zurück. Destomehr muß jeder einzelne „schlucken". Nun läßt aber eine Gemütsbewegung nicht ohne weiteres ein zweites Mal sich wiedererleben. Nicht nach Wunsch. Und der Weg, auf dem geschluckte, hinuntergewürgte Affekte überhaupt wieder die verpaßte Entladung nachzuholen vermögen, ist entweder der, daß bei irgendeinem andern Erregungsanlaß die ganze innerlich aufgespeicherte Erregung von damals sich mitentlädt, oder der, daß wir so lange übers damals Erlebte (damals nicht zu Ende Erlebte) reden, bis wir uns wieder recht hineingeredet haben und ähnliche Erregung alles an damals aufgespeicherter Erregung mit sich reißt. Durch unmotivierte Ausbrüche von Leidenschaft befreit gleichsam die Natur selber sich von lastendem Druck verhaltener Erregung; durch planvolle Aussprache befreit sich der naturüberlegene menschliche Geist.

Schwand nun für immer mehr Kulturmenschen, zunächst einmal wenigstens, und für viele davon wohl auf immer, die religiöse Möglichkeit der Aussprache, so gab es nur eine einzige weltliche Instanz, die jene ersetzen konnte: der Arzt. Dessen Tun ja historisch mit dem religiösen, mit Wunder und Zauber, im Gefühl der Menschen aufs engste verknüpft war. Und wie oft hat nicht der alte Hausarzt diese Vertrauensstellung höchster Potenz behalten und glücklich ausgefüllt! Aber dieselbe Entwicklung, die den Menschen das Wunderbare in der Religion immer ferner rückte, blies es auch aus der Medizin hinweg; zuletzt, und doch schließlich endgültig, aus der seelischen. Die große moderne ärztliche Technik entsteht, die interne Diagnostik, die chirurgische Therapie, und nach zwei, drei Jahrzehnten anatomisch-physiologischen Selbstgefühls und wirklich gewaltiger, freilich einseitiger Erfolge, glückt es erst der bezwingenden Persönlichkeit Charcots, die Augen der wissenschaftlichen Medizin wieder auf jene seltsame Gruppe von Krankheiten zu lenken, die „durch Vorstellungen erzeugt werden". Die Reaktionswoge des Hypnotismus folgt; nun soll plötzlich wieder alles Mögliche und Unmögliche psychogen, seelisch begründet sein; aber anstatt sich den Zugang zu den Seelen wiederzuerobern, begnügt sich der größte Teil der Führer dieser Reaktion, sich eine verblüffende, bis zum Spielerischen getriebene Gewalt über die Seelen anzueignen — es ist derselbe Weg, auf dem auch die Beichtinstitution einst entgleist war: anstatt anzuhören und zu erschließen, wird befohlen und zugedeckt.

Und doch gab es in den hypnotischen Erfahrungen eine kleine Stelle, die über diesen toten Punkt hinauswies. Man fand, daß in der Hypnose den Menschen oft Dinge wieder einfielen, die sie längst vergessen hatten, und daß sie derlei mit echter Lebendigkeit des Gemüts aufs neue erlebten. Und bei solchem Experimentieren mit vergessenen und hypnotisch wieder erweckten Er-

lebnissen stieß Joseph Breuer in Wien auf die Tatsache: daß manche Leute, sogenannte hysterische, nach solcher Wiedererinnerung von ihrem Leiden oder doch wesentlichen Symptomen ihres Leidens geheilt waren. Schlußfolgerung: das vergessene Erlebnis war die Ursache des Leidens.

An der weiteren Entwicklung der Entdeckung nahm Siegmund Freud teil und verkörperte sehr bald diese Entwicklung allein. Er engte die Erlebnisse, die durch scheinbares Vergessenwerden hysterieerzeugend wirken konnten, aufs sexuelle, später sogar aufs kindlich-sexuelle Leben ein; er ließ die Hypnose als Mittel zur Wiedererweckung fallen und ersetzte sie durch das, was er Psychoanalyse nannte: eine einfache Befragung im wachen Zustande, über lange, lange Zeit hin fortgesetzt, anknüpfend an zufällige Gedanken des Kranken, sich weitertastend an tausenderlei Besonderheiten seines seelischen Lebens, an Träumen, an Einfällen und Witzen, an kleinen Vergeßlichkeiten und Lapsussen der Zunge: denn alles das kann das „Unbewußte", in dessen Dunkel einstens ein sexuelles Erlebnis hinabgestoßen wurde, anstatt ausgelebt zu werden, aus solchem „verdrängten" Material gestalten.

Vielleicht hätte man auf Breuers Methode wenig geachtet, sie nur als eine Spezialität hypnotischer Behandlungsweise bewertet. Daß Freud daraus etwas ganz Neues, vielfach absurd Anmutendes, den meisten im höchsten Maße Unglaubhaftes machte, sicherte der Lehre zunächst einmal die allgemeine Sensation. Hier und da traten Anhänger auf, viel größer war die Zahl der Ablehnenden; und mit dem Enthusiasmus der Apologeten wuchs auch die Leidenschaft der Widersacher. Die sexuelle Note gab eine gute Handhabe, den Wiener „Schwindel" als besonders unerquicklich, als gemeingefährlich zu brandmarken. Nicht aufgedeckt, sondern eingepflanzt würden hier sexuelle Vorstellungen; und der Erfolg beweise nichts, da viel mehr, viel stupendere Heilungen im Bereiche der psychogenen Leiden seit jeher mit dem Allerabsurdesten geleistet worden seien: siehe Wunderkuren, Gebetsheilungen, Wallfahrten, Totenerweckungen usw. usw. Und während Freuds Anhänger die Theorie der Entstehung hysterischer Erkrankungen durch Verdrängung geschlechtlicher Gemütserregungen auch auf andere nervöse Zustände (wozu Freud ihnen selber den Weg gewiesen hatte), ja schließlich auf echte Geistesstörungen wie das Jugendirresein ausdehnten, sprachen die Gegner, bald unter Empörung, bald unter Gelächter, so ziemlich allen Bestandteilen dieses neuen Verfahrens jede Ernsthaftigkeit, jede Bedeutung ab.

So ist noch jetzt die Situation. Und doch scheint es mir schon jetzt möglich zu sein, mit aller Reserve vorauszusagen, wieweit die Breuer-Freudsche Entdeckung — „Erfindung" sagen die Gegner lieber — eine (wenn auch anregsame) Episode, wieweit sie bleibender Erwerb unserer Psychotherapie sein wird.

Auf dem Felde der echten Hysterie, der Vollhysterie zunächst, liegt ganz

gewiß die Hauptbedeutung der Psychoanalyse überhaupt nicht. Den Lesern der Neuen Rundschau habe ich im September 1906 ein Bild zu zeichnen versucht, auf welcher veränderten psychischen Grundlage das entsteht, was man Hysterie heißt. Gewiß sind im einzelnen sich die Gelehrten hier so wenig eins wie irgendwo, aber daß die klassische Hysterie kein Zufallsprodukt des Lebens, wie etwa eine nervöse Erschöpfung oft, sondern der Ausdruck einer angeborenen Andersartigkeit des ganzen Seelen- und Nervenlebens ist, darüber kann es gar keinen Streit mehr geben. Man mag sich vorstellen, daß in dieser pathologischen Andersartigkeit auch die verhängnisvolle Mitgift eingeschlossen ist, Gemütsbewegungen, überhaupt seelische Erlebnisse, zu „verdrängen", anstatt sie maßvoll auszuleben, und daß einzelne hysterische Symptome dessen Folge sind; aber dann wird die Psychoanalyse, die das Unterdrückte nachträglich an den Tag fördert und zum „Abreagieren", das heißt zur Entladung kommen läßt, eben Symptome, jedoch nicht den hysterischen Zustand selber beseitigen. Das wäre ja nun auch schon eine hübsche Leistung, müssen wir uns doch bei vielen Leiden dabei bescheiden, die Symptome zu mildern, ohne dem Leiden an die Wurzel zu können. Aber Methoden, die gegen hysterische Symptome helfen, haben wir nicht bloß längst in Hülle und Fülle, sondern auf viel kürzere, bequemere und — unbedenklichere als es die Psychoanalyse Freudschen Rezeptes ist. Denn abgesehen davon, daß diese Behandlung sehr lange währt, infolgedessen (da doch die Ärzte nun einmal auch von ihrer Arbeit leben müssen) sehr kostspielig, eine Art Luxustherapie ist — sollte keiner das bohrende, eindringliche Besprechen sexueller Erlebnisse, ja Erlebnismöglichkeiten mit einem an sich phantasiestarken, die Eindrücke unberechenbar verarbeitenden Menschenkinde wie dem hysterischen für ganz harmlos halten. Wir wissen wirklich nicht, ob das, was wir mit der Psychoanalyse ausjäten wollen, nicht überreichlich im schädlichen Sinne aufgewogen wird durch das, was wir mit ihr ungewollt neu einpflanzen. Und überdies ist zu bedenken, ob nicht diese Art Unterhaltung einer geheimen Neigung recht vieler hysterisch Leidenden gar zu gefällig entgegenkommt, wo es doch die eigentliche ärztliche Aufgabe sein müßte, den Kranken nach Möglichkeit zur Überwindung seiner bösen Veranlagung anzuleiten, hinzuführen.

Was bis heute an Erfolgen der Psychoanalyse vorliegt, ermutigt denn auch nicht sehr: immer soweit klassische Hysterie in Frage kommt. Die Heilergebnisse stehen denen der alten Methoden an Umfang und Nachhaltigkeit kaum gleich; und stehen jedenfalls zu dem Wege, auf dem sie erkämpft werden mußten, in argem Mißverhältnis — nach Quantität und Qualität betrachtet. Mir scheint, die geschlechtlich zugespitzte Psychoanalyse wird sowenig eine rationelle Therapie der Vollhysterie werden, wie die Theorie der geschlechtlichen Verdrängung ein wirkliches Verständnis der Vollhysterie erschlossen hat.

Die frappanten Fälle, mit denen Breuer und Freud vor anderthalb Jahrzehnten in ihren „Studien" das Aufsehen der seelenärztlichen Welt erregten, waren aber in der Mehrzahl gar keine Vollhysterien. Sie gehörten zur Kategorie der so überaus häufigen Gelegenheitserkrankungen hysterieähnlicher Art, die auf gewissen, an sich normalen Seelenböden, unterm Einfluß ungünstiger Lebenseinwirkungen aufschießen — auf der kindlichen, weiblichen, ungebildeten, religiös gestimmten Psyche; und deren Leichtigkeit in Entstehen und Vergehen uns allein die Tatsache der großen Massenhysterien im Mittelalter, in Schulen, in Sektenkonventikeln erklären kann. Sie gehen ohne Grenze über in eine riesenhafte Zahl der verschiedensten „nervösen" Zustände, die wir namentlich bei Frauen beobachten können, bei im übrigen und im ganzen recht normalen, gar nicht a priori hysterischen Frauen — und das ist das Feld, wo die Breuer-Freudsche Theorie und Technik ihre eigentlichen Erfolge suchen darf. Wenn auch mit Einschränkungen. Solche Zustände sind ohne Zweifel sehr oft, vielleicht meist, Folgen einer Unterdrückung seelischer Erlebnisse, die ausgelebt hätten werden sollen. Aber nicht bloß, daß diese Erlebnisse gar nicht sexuell im engeren Sinne zu sein brauchen, sie können sogar der im weitesten Sinne sexuellen Sphäre ganz fern liegen, können Gemütserregungen gänzlich beliebiger Art, können irgendwelche geheime Sorgen, Kümmernisse, Zweifel, Mißtrauungen, Enttäuschungen, Erwartungen, Ärgernisse, Erzürnungen sein; und brauchen — das werde doppelt und dreifach unterstrichen! — gar nicht verdrängt zu sein im Breuer-Freudschen Sinne, d. h. vergessen, ins Unbewußte hin abgedrängt und von dort her pathologisch wirkend, sondern können vollbewußt herumwühlen, nur eben mit krampfhafter Gewalt „beherrscht", d. h. ihr Ausdruck, den sie in Tränen, Schluchzen, Zittern, Erröten oder Erblassen, in Aufschreien oder Stöhnen suchen, unterdrückt — ihre Aussprache zurückgehalten: das ganze im echten alten Volkssinne hinuntergewürgt, immer und immer wieder hinuntergeschluckt, täglich und stündlich hineingefressen durch Wochen, Monde, Jahre. Ja, diese Menschen wissen oft genug selber die einzige Therapie, die ihnen helfen kann: Aussprache, „Abreagieren"; sie meinen wohl ab und zu, es müsse auch so gehen, raffen dann alle Willenskraft zusammen, lassen sich physisch behandeln und merken doch nach kurzem, daß alles dies an den Kern des Leidens nicht rührt, daß sie ihr Geheimnis loswerden müssen, um zu genesen; ihr Geheimnis, das gar kein sensationelles, skandalöses, großartiges zu sein braucht — man möchte oft auflachen, um was für Bagatellen es sich handelt: aber wir wissen ja alle, wie im Rahmen einer ungünstigen Lebenskonstellation für uns einmal eine Bagatelle Riesendimensionen gewinnen kann und wie leicht wir sie dann gerade darum für uns behalten, weil wir instinktiv und halb beschämt fühlen, wie töricht die innere Aufbauschung eigentlich ist. Lebhafte Menschen, die doch innerlich zurückhaltend, schamhaft in der Preisgabe ihres Innersten sind — und

diese Gattung ist recht häufig, ja sie liefert der Menschheit ihre wertvollsten Exemplare — erliegen dann besonders leicht der Verheimlichung und ihren üblen leidenschaffenden Folgen: den Folgen, weil die lebhafte Natur die gewaltsame Einzwängung des Psychischen nicht verträgt, weil sie des Abreagierens besonders bedarf — eben ihrer ganzen psychophysischen Konstitution nach — und weil das „Schlucken" in ihr sehr rasch Erregungssummen sich aufsammeln läßt, die zur Entladung drängen und, normal nicht entladen, sich abnorme Ausgänge suchen: in Wein- und Schreikrämpfen, in Zittern und Schaudern, in Angstparoxysmen und Herzbeklemmungen, in Nervenschmerzen und Magenrevolten und schrecklichen Träumen und all derlei mehr. Diese gequälten Menschen suchen den Ort, wo sie einmal all ihr Leid loswerden können; und ihnen dient die Psychoanalyse.

Die dann ja weiter nichts als eine systematische Aussprache ist. Aber eben eine systematische. Und da sind wir auf dem Punkte, wo die radikalen Gegner von Breuer und Freud mir zu irren scheinen, wenn sie sagen (wie einer es lessingisch formuliert hat): an der Methode sei das Neue nicht gut, das Gute nicht neu. Was heißt „neu"? Wir sehen ja, wie sehr die Menschheit den Wert der Aussprache seit jeher zu schätzen wußte. Aber die moderne Medizin hatte davon, wie von mancher alter Erfahrung, zuviel vergessen, beiseite geschoben: als die Psychotherapie endlich sich wieder kraftvoll reckte, brachte sie in einseitig geübter Suggestionstherapie zunächst alles andere als eine Wiederbelebung der wirklichen Aus-, das heißt Zwiesprache. Und es genügt nicht, daß der Arzt in einer hastigen Sprechstundenminute dem Patienten sagt: nun sprechen Sie sich doch einmal aus. Den Menschen, die etwas in sich verschlossen halten, die Zunge zu lösen, dazu gehört eine gewisse Gabe und ein gewisser instinktiver Kontakt, aber auch wenn beides da ist, kann überdies dazu noch eine gewisse „Technik" gehören, genau wie zu Trost, Zuspruch, Aufrichtung, wie zum richterlichen Verhör und zur priesterlichen Beichte. Man tut den Leidenden selber gar oft den größten Gefallen, wenn man nicht brüsk (sei es auch noch so gütig im Tonfall) auf sein Innerstes zugeht, sondern in scheinbar gleichgültigem Dialog sich leise, unmerklich in ihn hineinlistet; er ahnt dann den Menschenkenner, spürt psychologische Strategie — und gerade das sucht er. Denn nur wo das ist, glaubt er auch Verständnis zu finden. „Er meint es ja sehr gut, aber er versteht mich nicht": wie oft kommt diese Klage über einen mißlungenen Ausspracheversuch von den Lippen der Leidenden! Und zur seelischen Technik die äußere, die namentlich weiblichen Menschenkindern, mit ihrem entwickelten Sinn für Form und Feierlichkeit, durchaus nicht gleichgültig ist: es bereitet eben gar oft schon den Boden für alles Folgende, wenn der Körper in völliger Entspannung ruht, die Augen geschlossen sind — oder wie der einzelne es arrangiert: jenes ist die Art Freuds — es entrückt der Alltäglichkeit, in der seit langem ja gerade der Mut zur Aussprache nicht gefunden werden konnte, es bringt auch den Vorteil wirklicher Sammlung

und Konzentration, es verhüllt die Verlegenheit in peinlichen Pausen des Schweigens; die Menschen sind doch recht häufig, die bei einer Beichte den Fragenden nicht anblicken können, können, ja vielleicht sind es die meisten, und warum läßt der katholische Ritus denn den Beichtvater sein Haupt verhüllen? Zu welchem Mißerfolg kann eine einzige vom Sprechenden mißverstandene Mienenwandlung des Anhörenden, ein leisestes Aufzucken von Ungeduld, von Ermüdung, von Teilnahmslosigkeit führen! Alle gute Gesinnung in Ehren; aber schon im großen Ploetz lernten wir den Übungssatz, daß man mit guten Gesinnungen keine Brücken bauen könne, und bloß mit noch so guter Gesinnung kann man wohl hie und da einmal, aber nicht grundsätzlich und planmäßig Psychotherapie machen.

Das ist mir gewiß: von Theorie und Therapie der Breuer und Freud mag an Details und Prinzipien abblättern, soviel wie immer wolle (und das wird recht viel sein): daß sie in der Theorie uns die Notwendigkeit und den Heilwert der Aussprache wieder eindringlich zu Bewußtsein gebracht und in der Psychoanalyse uns eine moderne Technik der Aussprache geschenkt haben, ist Erwerb für immer. Es bleibt jedem belassen, sich diese Technik zurechtzukneten nach eigenem Bedarf, denn im Grunde übt jeder Seelenarzt seine höchsteigene Psychotherapie; er wird dabei dankbar derer gedenken müssen, ohne die er nichts zu kneten hätte. Das ist das Gute an der ganzen Sache und dieses Gute ist alt, gewiß uralt: und doch neu, denn gerade die Zeit, ehe es wiederkam, hatte es zum alten Eisen geworfen, und man soll beileibe nicht jetzt so tun, als ob man es nie vergessen gehabt hätte. Das ist eine üble Angwohnheit, leidergotts, der deutschen Wissenschaft.

Vor zwanzig Jahren fand Breuer die Psychoanalyse — er nannte sie damals etwas ästhetisierend „kathartische Methode“ — vor zehn Jahren hatte Freud sie auf Entschleierung vergessener sexueller Erlebnisse zugestutzt: heute nach aber zehn Jahren, sehen wir ihre stärkste Bedeutung in der Verbreiterung zu einer technisch verfeinerten Aussprache über Verheimlichtes schlechthin. Wo liegt das nächste Ziel? Denn auch hier gibt es natürlich keinen Stillstand, nur Weiterentwicklung. Es ist mißlich zu prophezeihen — aber mir scheint doch, daß ganz von selber sich die Aufgabe herandrängen werde: vom sicher umgrenzten Boden aus, wie wir ihn hier beschrieben haben, gilt es, die Abbiegungen und Vereinseitigungen der spezifisch Freud'schen Lehre gründlich nachzuprüfen. Denn die Arbeit dieses Gelehrten ist zu umfassend und respektabel, als daß sie, weil ihre Irrtümer ins Auge fallen, als Ganzes ignoriert werden könnte. Weit weniger der besondere Anteil der sexuellen Unterdrückungen, als die große psychologische Frage: wie und wo wird Verheimlichtes nun wirklich zu Vergessenem? Wirkt überhaupt und wie wirkt Vergessenes noch auf die lebendige Psyche und Psychophysis? — harrt unbefangener Bearbeitung. Die „Ver-

drängung" in jedem Sinne, heute nur vom Standpunkte der Freudschen Dogmatik her untersucht, bedarf der eindringlichsten psychologischen Analyse. Die ganze Struktur der Psyche, die Lehre vom Unbewußten, die psychologischen Zusammenhänge erwarten von solcher Arbeit stärkste Erleuchtung. Das wäre das eine. Von da aber geht nun wieder ein Weg ins unmittelbar Praktische hinein: zu Erziehungsfragen größten Stils. Die starke Gebundenheit der Einzelnen im sozialen Organismus sorgt vielfältig für die Begrenzung eines zu starken Auftobens der Gemütserregungen; vor der Scylla ist keine Furcht nötig. Umso enger sind wir an die Charybdis herangedrängt worden. Dürfen wir gar zu gut beherrschte, gar zu brave Menschen heranbilden, ohne ihre seelische Gesundheit ernstlich zu gefährden? Schon heute haben wir eine Reaktion der Persönlichkeitsforderungen auf die Routine des Massendrills. Vorläufig unklar, oft ganz verstiegen und widerlich phrasenhaft. Hier klärend, sondernd, sichernd zu wirken, wird eine der wichtigsten Leistungen der Erfahrungssumme sein, die aus Therapie und Theorie der unterdrückten seelischen Erlebnisse uns zufließen muß.

Da also ist Arbeit in Hülle und Fülle; das sieht ein jeder. Arbeit, die mit viel Mühe und — viel Irrtum getan werden muß. Aber nichts ist gedankenloser, als bloß die Irrwege zu bespotten, auf denen die Psycho-Analyse in Theorie und Technik bis heute vorwärts geschritten ist. Denn im geistigen Fortschritt ist das Mächtigste der Irrtum. Ja, er ist das Prinzip des Fortschritts selber. Wir könnten keinen Bruchteil dessen, was heute doch schon möglich war, von der Psychoanalyse berichten, wenn ihre funkelnden Irrungen nicht gewesen wären. Und auch wir werden, weil es anders dem Menschengeiste nun einmal nicht beschieden ist, weiterirren, um weiterzukommen. Wir haben keine Wahl: in der Welt des Erkenntnisfortschritts ist die krumme Linie der kürzeste Weg, der von einem Punkte zu einem andern hinführt.

Glück in Dornen/ Erzählung von Irene Forbes-Mosse

(Schluß)

Britta und Lassen gingen den Weg entlang, der erst durch den Wald, dann über Wiesen, die im Sommer rot von Alpenrosen waren, zu einer kleinen Wirtschaft führte, welche jetzt ganz vereinsamt lag und mit ihrer leeren Veranda, ihren verschlossenen Automaten und aufeinandergetürmten Tischen und Stühlen einen raffiniert trostlosen Eindruck machte.

Es lag Schnee auf den Wiesen, aber die Sonne hatte Rinnen hineingeschmolzen, und hie und da waren große fahle Flächen frei geworden und der Geruch der Erde, die sich über all den jungen Keimen zu lockern begann, quoll in die klare Luft.

Wie gut er wieder steigen konnte, stundenlang, so gut wie sie — dachte Britta. Heilung, du gesegnetes Wort! Ja, wenn er wirklich geheilt war. Aber der Sanitätsrat hatte ihr im Vertrauen gesagt, es sei ein wahrer Mord, eine so wundervolle Genesung zu unterbrechen; drei Monate noch und etwas Nachkur, dann wollte er garantieren. Aber wenn der verrückte Mensch jetzt zurückginge in den Staub und in die Zugluft, so könnte er nächstes Jahr wieder übel dran sein. Ob sie nicht ein bißchen zum Guten reden wollte? Denn der Alte sah viel hinter seinen blitzenden Brillengläsern und wußte genau, wo er die Hebel anzusetzen hatte.

Lassen hatte einen kleinen Tannenzweig abgebrochen und betrachtete die feinen Schneekristalle. Britta fühlte ihn mehr neben sich, als sie ihn sah. O wie schmerzlich sie ihn jetzt schon, im Vorgefühl, vermißte. Meistens still und in sich gekehrt, hatte er plötzliche Anwandlungen knabenhafter Lustigkeit, dann wurden seine Augen ganz jung, und es war, als reckte und streckte sich etwas in ihm. Sie kamen gut miteinander aus, freuten sich über dieselben Dinge, die Leute, die Tiere im Dorf, alte gebückte Menschen, die aus einer Zeit stammten, als Arventhal noch ein stilles Gebirgsdorf war, nur wenig Bergsteigern bekannt. Sie konnten zusammen am Schaufenster des Reisebazars stehen und so seelenvergnügt in sich hineinkichern über all die ausgestellten Horreurs, sie zogen mit einer ganzen Kinderschar zum Konditor oder veranstalteten Wettfahrten mit Preisen für die kleinen rotnasigen Schlittenfahrer. Lassen kannte jedes Kind und jeden Hund beim Namen, oder er hatte ihnen selbst Namen gegeben, was aufs selbe herauskam. Da war ein kleiner brummiger Köter, der Herr Oberrechnungsrat, der mit Zucker gebändigt wurde, so daß er sich nun immer erhob und den beiden, gnädig wedelnd, bis zur nächsten Ecke das Geleit gab; dann gab es eine „Familie Wollmann", des Sattlers brauner Fuhrmannsspitz und dessen quiekende Nachkommenschaft; man mußte sie gewöhnlich erst aus einem Berg von Roßhaaren, der im Hofe aufgetürmt lag, herausgraben; dann wurde jedes der

Bärenkinder umarmt, es war als drückte man einen quietschenden, strampelnden Muff ans Herz, und es gehörte Seelenstärke dazu, sich loszureißen. Aber auch Fräulein Strübli, die kleine bucklige Näherin an ihrem Parterrefensterchen, war eine Protege der beiden. „Fräulein Strübli, Sie müssen einen Kaffeeklatsch geben", diktierte Lassen. Und dann wurde ihr alles Nötige ins Haus gebracht, Kaffee und Zucker und ein großer Kringel in Form eines E's, denn Fräulein Strübli hieß Emmeline. Aber zum Dank mußte sie dann den nächsten Tag erzählen, was alles geklatscht worden sei, besonders was die Schwester des Apothekers, die sich stets über die neuen Moden entsetzte, gesagt hätte. Und derweil reparierte Lassen ihre klapprige Nähmaschine, und Britta saß mit der Katze auf dem kleinen harten Sofa beim Ofen und lachte mit ihrem tiefen gurrenden Lachen über Fräulein Strüblis arglose und oft tiefsinnige Bemerkungen. „Glauben Sie mir," sagte Fräulein Strübli, „die Damen, die beim Maßnehmen immer sagen, ‚nur recht bequem', das sind nachher die allerärgsten, wenn das Kleid nur eine kleine Falte schlägt."

Sie hatten beide den Zug zu stillen, ärmlichen Existenzen; was dort blühte, erfreute sie wie schöne Blumen an den Fenstern armer Leute; sie hatten eine große Leichtigkeit, sich in die Freuden und Sorgen einfacher Menschen zu versetzen, während sie die Leiden verfeinerter Leute mehr nachsichtig als mitfühlend behandelten. Und auch physisch gingen sie im gleichen Schritt, die Hände in den Taschen, meist schweigsam, und das Schöne um sich her als ein Ganzes aufnehmend, eins und untrennbar mit der reinen Luft, die ihre Lungen dehnte, und dem Gefühl der Anstrengung, die ihren Gliedern wohltat, ohne groß zu detaillieren. Nachher, zu Hause, wenn sie den andern erzählten, ja, da merkten sie zu ihrem Erstaunen, daß es sehr oft dieselben Bilder waren, die sie in ihrem Innern aufbewahrt hatten, einen Baum im Nebel, am Abhang hingepflanzt, eine kühne Wendung des Pfads, das Gefühl brütender Verlassenheit über dem steinigen Flußbett zur Mittagszeit, die ihnen jetzt erst beim Zurückrufen deutlich wurden. Britta war in ihren Beschreibungen farbiger als Lassen, aber sie merkte an seinem Ausdruck, daß er's sehr ähnlich gesehen hatte, ob er auch still in seinem Nachgenießen war. Ab und an — aber erst seitdem er sie besser kannte — erzählte er ihr von seiner Heimat, einem Städtchen nahe der dänischen Grenze, wo sein Vater Zimmermann war; und nach und nach machte sich Britta ein Bild von der kleinen Stadt, die ein Kanal durchschnitt, zu dessen beiden Seiten Giebelhäuser mit bemalten Balken standen, mit Bänken und beschnittenen Lindenbäumen vor der Tür, ein Bild, das sich aus Lassens zufälligen Bemerkungen und der Erinnerung an die Holzschnitte einer alten Ausgabe von Andersens Märchen in ihrer Seele aufbaute: alte Straßen, in welchen Lassen und sie, zu Kindern geworden, Hand in Hand gingen und herumstanden; am Kanal, wo gelbe Lindenblätter unter der Brücke vorbeitrieben, oder vor der offenen Werkstatt,

wo der graubärtige, blauäugige Zimmermann in einem Gewölk duftender Hobelspäne stand und schaffte, von einem schrägen Sonnenstrahl in einen freundlich nordischen heiligen Joseph verwandelt.

Nun lebte Lassen in einer rauchigen Fabrikstadt Westfalens. Er hatte von der Pike auf gedient, und Britta, die nie glücklicher war, als wenn sie mit Hammer und Ahle etwas bohren und basteln konnte, wußte es zu schätzen, wie seine Hände alles in der ruhig selbstverständlichen Weise anfaßten, als ob sie selbst denkende Wesen seien. Mit den Arbeitern, in deren Mitte er groß geworden und über die er nun gesetzt war, hatte er sich — ein seltener Fall — gut zu stellen gewußt. Ohne alle Sentimentalität, aber von demselben verständigen Interesse für sie beseelt, das er auch jedem Rädchen seiner Maschinen zuteil werden ließ, war seine Fürsorge, die auf einem großen Sachverständnis beruhte, für diese Leute wertvoll und angenehm. Denn sie verlangten gar kein besonderes Mitgefühl, sie wollten nur jemand haben, der begriffe, daß, wenn man diese Schraube zu fest anzieht, an jener anderen Stelle Reibung entstehen muß und daß das Öl, was eine Maschine braucht, weder eine Gnade noch eine Verschwendung bedeutet. Nun hatte er aber, von seiner Geschäftsführung abgesondert, eine angeborene Zuneigung für alles Schwache und Kleine, besonders wenn es Wachstum versprach. Dieser nachzugeben, war seine Art sich einen Luxus zu gestatten, und wenn er beim Klang der Feierabendglocke das Reich der arithmetischen Gerechtigkeit hinter sich ließ, kam ein weicher spielender Zug in sein Wesen, dem er sich hingab wie mit wohlig erschlafften Muskeln. Die Leute, die nun alle müde und rußig an ihm vorbeigingen, er kannte ihre Stimmung, ihre Freuden und Sorgen; es war auch hier weiter nichts als Sachkenntnis, was ihn das rechte Wort treffen, beim Anblick der qualmenden Schlote all der kleinen, bescheidenen Rauchwölkchen gedenken ließ, die für diese Männer die Heimat bedeuten, die kurzen Stunden, daß sie nicht Rad unter Rädern sind.

Von seinem persönlichen Leben sprach er nur flüchtig. Aber Britta hatte bald herausgehört, daß die kleine nervöse Frau daheim, die auf einer höheren Töchterschule gewesen, ihm gewisse Lücken seiner Bildung, besonders aber die Offenherzigkeit, mit welcher er sie eingestand, nicht recht verzeihen konnte. Auch daß er bei Gehaltsaufbesserungen stets zurücktrat und andre vorschob, die es seiner Ansicht nach nötiger hatten, konnte sie nicht verstehen und empfand es als pflichtwidrig gegen sie und die Kinder. Lassen machte es sich nicht klar, daß er als barfüßiger Zimmermannsjunge in dem kleinen Hafenstädtchen, bei seiner damals eisernen Gesundheit und dem ungebundenen Dasein, ein trotz aller Armut viel reicheres Leben gehabt hatte als seine zarteren Knaben, die nun bald anfangen müßten, viel graue Weisheit zu lernen und mit Kindern wohlhabender Leute umzugehen, und die kleine, von Ehrgeiz geplagte Frau, die mit den Fabrikantendamen wetteiferte und aus lauter Verlangen, ihr Heim zu schmücken und einen

präsentablen Gatten und hübschgekleidete Kinder zu haben — sich in einem fortwährenden Zustand der Atemlosigkeit befand. Ihm schien sein Einkommen reichlich, und wenn Fränzchen darüber klagte, so hörte er das an wie etwas Rätselhaftes aber Unabänderliches, etwas, das man tragen mußte wie schlechtes Wetter oder Preisschwankungen. Der Gedanke, daß seine Ansprüche vor den Ansprüchen anderer, die wirklich bedürftig waren, berücksichtigt werden könnten, lag ihm so fern, daß er die Anspielungen seiner kleinen unzufriedenen Frau gar nicht verstand.

Alles das war auf den Spaziergängen allmählich, nebenbei, ohne Fragen, beinah wie ein Monolog, zutage gekommen. Es ist das untrügliche Zeichen gegenseitiger Sympathie, wenn der Monolog möglich, ja selbstverständlich wird. Und Britta neigte überhaupt mehr zum Zuhören als zum Reden; wodurch ihre Handlungen, weil nie von viel Worten eingeleitet, oft etwas Abruptes haben konnten. Still und im Schritt konnte sie so neben ihm hergehen; „als sei's ein Stück von mir" summte er vor sich hin, und es war in dem Marschrhythmus des alten Soldatenliedes etwas, das sein Gefühl für sie besser ausdrückte, als er's selber je vermocht hätte. Ein Aufleuchten der Augen, ein kurzes, verständiges Wort hin und wieder, das ihm bewies, daß sie sich in fremde Verhältnisse hineindenken konnte und keine Ratschläge ins Blaue hinein geben würde, gab ihm sehr bald das Zutrauen, das nach kurzer Zeit schon wie aus frühester Zeit zu stammen schien. Und das wurde durch ihre physische Eigentümlichkeit noch gefördert. Denn sie war ganz furchtlos, mit langem elastischem Schritt wie ein Junge, und zog immer vor über Hindernisse zu springen oder zu klettern als sie zu umgehn; und sie hatte schöne, geschickte, etwas knabenhafte Hände, die aber weich und behutsam sein konnten, wenn sie etwas Zartes oder Hilfloses handhabten, und in der Art wie sie den Kopf trug, erinnerte sie ihn an einen ganz jungen Arbeiter daheim, dem er manchmal im Hof der Reparaturwerkstatt, sorglos pfeifend, mit entblößtem Hals, eine Last eiserner Stangen über der Schulter, begegnete.

Ja, wenn man Lassens Gefühl genau hätte bezeichnen sollen, so hätte man es mit einer leidenschaftlichen Liebe zu einem jungen Bruder — nicht zu einer Schwester — vergleichen müssen; von alledem, was man „ritterlich" nennt, war eigentlich nichts dabei, wohl aber Stolz auf sie und unendliches Vertrauen.

Also nun war es fest beschlossen. Er reiste nach Haus, hatte Briefe bekommen; der Chef bot ihm eine bessre Stellung an, aber er mußte sie gleich antreten. Fränzchen schrieb aufgeregt, er müßte natürlich den Arzt entscheiden lassen, aber zwischen den Zeilen las er die verhaltene Angst, daß er vielleicht doch nicht annehmen würde. Es handelte sich um Inspektionsreisen, was ja auch gesundheitlich günstiger war als seine bisherige Tätigkeit. Es war ein neues Feld, das für ihn, bei seinem Gerechtigkeitsfanatismus, immer etwas Lockendes

gehabt hatte. Wie wollte er die Augen offen halten! Er sah ja so vieles auf den ersten Blick, bei Menschen und Maschinen, es war etwas Unwillkürliches, eine kleine, zitternde Welle, die ihn durchlief bis in die äußersten Fingerspitzen, er fühlte, wie seine Augen hell und hart wurden, und dann streckte sich seine Hand aus und hatte den Fehler gefunden. Oft wußte er selbst nicht, wie's ihn überkam, dieser Instinkt für Gleichgewicht, sei's bei einer komplizierten Zeichnung, einer geschäftlichen Abmachung, einer menschlichen Handlung — vielleicht weil er von klein auf soviel gezimmert und geschlossert und die Fehler immer selbst ausgeprobt hatte.

Britta konnte die Worte des Gestrengen nicht loswerden. Dies war ihr letzter Spaziergang zusammen; und als sie den Rückweg antraten, wurde ihr jeder Schritt so schwer, als ginge sie in einem traurigen Traum. Seltsam, als sie ihn zuerst kannte, und er war so schwerkrank damals, da hatte er ihr leid getan, ach, schrecklich leid; aber im Grunde, wenn er damals gestorben wäre, würde sie heute wohl noch an ihn denken? Und nun — nun war er fast gesund, niemand, der ihn heute sah, würde denken, daß er aus einem anderen Grunde hier sei, als um zu rodeln oder Ski zu laufen; und es war das Gesunde in ihm, das sie anrief, wie Blut von ihrem Blute. Denn es war ja ihre Wärme, ihre Frische, die in ihn übergegangen war, die die Lebenslust wiedererweckt hatte, diese stärkste Verbündete bei der Überwindung der Krankheit. Ja, das war zum Teil i h r Werk, und jeder Schritt vorwärts war doch ein Schritt von ihr weg gewesen. Und nun war das Ende da, eine Tür fiel zu . . . man sagte wohl „Auf Wiedersehn" — aber es war eben doch fertig. Ach, wenn er immer einen guten Kameraden neben sich hätte, so wie sie einer sein konnte. Denn sie konnte arbeiten; Arbeit schlug den Takt zur Musik ihres Lebens. Wenn sie, als ganz junges Ding, sich den Mann vorgestellt hatte, dem sie einmal folgen würde, da hatte sie sich und ihn immer inmitten eines Lebens harter, fröhlicher Arbeit gesehn, so etwa wie in Brethartes Erzählungen, ein Leben, bei dem die Menschen hager werden und verwittert vor der Zeit, aber weiße Zähne und junge Augen behalten.

Wenn er nun so frei und bedürfnislos vom Leben sprach, ging's wie ein Dehnen durch ihre eignen Muskeln, und plötzlich fuhr's ihr, eine feine haarscharfe Klinge, durchs Herz. Was war's, der rasche Funken in seinen Augen, wie das Aufblitzen der Sonne in einem nassen Dachschiefer, oder jene Linie an Hals und Schulter entlang, was ihr das Herz so heimlich selig zusammenzog, als bedeute es etwas andres, Unsichtbares: Freimut, Ausdauer; etwas, das ihr Ruhe und Gewißheit gab, dem sie gut sein könnte in der Nähe und in der Ferne. Aber dann wieder, mitten im Reden von Plänen und Arbeit und wie alles für die andern besser werden sollte, konnte er sie mit so treuen, weltfremden Augen ansehn, daß ihr auf einmal das Märchen vom eisernen Heinrich in den Sinn kam;

Augen, wie er sie wohl damals schon hatte, als er nach seiner Mutter Begräbnis mit der Katze in den Hobelspänen saß. Und dann schluchzte etwas in ihr auf wie eine heiße Quelle.

Es gibt Frauen — sie sind mit Demeter näher verwandt als mit Aphrodite — die in dem Mann den fernen, kleinen Knaben spüren, den sie nie gekannt; Frauen die, als liebsten Besitz, in irgendeinem geheimen Schubfach ein komisches, verblichnes Bildchen verwahren. Das Jüngelchen mit dem hölzernen Pferdchen oder dem Bilderbuch, das kleine aufmerksame Gesicht, das sie daraus anblickt, o wie leuchten ihre Augen ihm so heiß entgegen: Schelmerei und innigstes Verständnis, tiefe Sehnsucht, ach und vielleicht ein klein bißchen Eifersucht — was liegt nicht alles in ihrem Blick . . .!

Wie war das nur über sie gekommen, so unmerklich anwachsend, daß ihr erst der Schmerz, nun sie's entbehren sollte, des Rätsels Lösung nannte. Kam Liebe so über einen? Liebe . . . Sie hatte immer gedacht, das würde so stark sein, so ernst und strahlend und herrisch, wie tönende Posaunen: man würde aufstehn und folgen, wie dem Todesengel . . . Man würde folgen — man müßte . . . an den Pranger oder über Gottes höchsten Regenbogen, gleichviel! . . .

Und nun war's ganz anders geschehn. So mit leisen, suchenden Würzelchen, die sich im Dunkel verästeln . . . ach, nichts Herrisches, nichts Stürmendes, und doch so stark, so unabweisbar, wie ein kleines, trauriges Kind . . .

Und es war dies Gemisch der Empfindung in ihr, die Anerkennung seiner Kraft und fröhlichen Bedürfnislosigkeit und dann wieder diese heiße, verwirrende Welle, wenn sie in seinem Blick, in seinem Lächeln etwas Geduldiges ahnte, dem sein Erbteil vorenthalten geblieben war — was den Grund ihres Herzens aufgelockert hatte wie Frühlingserde. Den Kopf gegen eine moosige Tanne gelehnt, die Brauen etwas schmerzlich zusammengezogen, saß sie, während er neben ihr stehend, das Knie auf die Bank gestützt, auf ihre Hände niedersah, die ihr schön und willenlos im Schoße lagen. In seinem Rock steckte ein Brief, den er auf seinem Zimmer gefunden und rasch durchflogen hatte, als er hinaufging seine Mütze zu holen. Von seiner Frau adressiert, aber innen ein linierter Bogen mit großen steilen Buchstaben bedeckt. O, wie hatte es in ihm aufgezuckt, daß er sich bisher noch gar nicht so recht rein und voll auf das Kerlchen gefreut hatte, und das machte ihm unterdes allerhand Überraschungen, klebte und schnitzte. Und wie er da mitten in seinem Zimmer stand, den knisternden Brief in den Händen, hatte er gefühlt, wie ihn das alte Leben schon wieder zu umspinnen begann, wie es ihn einsog, surrend und brausend, das Gefühl des Wachestehens, der Verantwortung für viele, und dazwischen ein Geräusch von kleinen Stiefelchen, die den Korridor hinuntertrappeln . . . Ja . . . alles was hier gewesen, das hörte nun auf — verschlungen von dem neuen Rhythmus . . . „in gleichem Schritt und Tritt" . . . aber dort, dort waren die andern Kameraden.

Und so — während er auf ihre schmucklosen Hände niedersah, fing er an zu reden, abgebrochene, scheue Worte, deren Stimmung ihn wohl schon vor Jahren durchzuckt hatte, wenn er am Strande stehend, ein Gefühl ziehender Unrast in den Schulterblättern, große, stumme Schiffe hinübergleiten sah in den Dunst und sich heimwandte, der väterlichen Werkstatt zu, mit einem bei einem Kinde ungewöhnlichen Ausdruck geduldigen Entsagens; Worte, wie er sie in dem Sausen und Surren der großen Räder und Treibriemen gehört und in dem weniger komplizierten Räderwerk all der armen, arbeitsmüden Existenzen um ihn her erraten hatte, wo auch ein jedes Rädchen ein andres treibt und von andren getrieben wird und es recht einsam ist, wenn man nie in ein paar tiefe, lachende Augen schauen kann, die einem sagen: bald ist Feierabend, Kamerad, und wenn die Ablösung kommt, dann, ja dann haben wir etwas Leichtsinn verdient; ja, leichten Sinn; nicht nur Ruhe. Ruhe haben auch die Tiere, aber mit solchen tiefen, lachenden Augen findet sich viel Lustiges auf der Welt, Lustiges, das doch keinem andern einen Seufzer kostet oder einen Schweißtropfen.

Er wollte ihr danken, denn nun ging er, und alles, was hier gewesen, entglitt ihm schon, blieb zurück, und doch . . . „als wär's ein Stück von mir" . . .

„Britta — wie soll ich Ihnen danken; ohne Sie wär' ich ja nicht gesund geworden; denn weil mein Herz froh wurde, konnten auch die Lungen heil werden. Und das Beste gaben Sie, ohne es zu wissen, es ging von Ihnen aus wie ein Duft. Im harten Winter hab' ich Sie gekannt in der klaren harten Luft, aber wenn ich Sie vor mir sah, war doch alles warm und reif und süß, wie Bienen in der Heide und Korn und Obstbäume, die man stützen muß, wenn jedermann Genüge hat. Aber auch an Arbeit erinnern Sie mich, an die himmlische Ruhe der Arbeit. Ach Unruhe, hin und her, Vergeudung, wie furchtbar! Die rechte Arbeit ist immer ruhevoll, und wenn's auch noch so sehr dröhnt und braust."

Sie sah ihn in Gedanken durch mächtige Hallen gehn, wo es sauste und pochte und schwirrte, hoch aufgerichtet, Befehle gebend; o lieber Gott, würde seine Stimme auch durchdringen, war's nicht Fieber, das in seinen Augen glänzte, mußte er wirklich schon den Trank der Genesung absetzen und hatte doch nicht genug getrunken? Eine kleine Falte erschien zwischen ihren Brauen, senkrecht drohend, und ihre Hände verschränkten sich schmerzhaft.

„Britta, sehen wir einander wohl jemals wieder? Andre Welten, in denen wir leben — andre — wer weiß, in unsrem Innersten doch vielleicht dieselbe." Seine hellen Augen wurden dunkel, als hätte sich ein Helmschatten über die Brauen gesenkt, und seine Stimme war wie aus der Ferne schon: „Sehen Sie, Britta, Sie haben so gute Hände, fest und arbeitsam, aber . . . . . wenn ich an meinen Vater denke, was er für harte, breite Hände hat, wenn er arbeitet oder vor der Tür sitzt und mit seinem Klappmesser sein Brot schneidet — so

was haben Sie höchstens im Vorübergehn gesehn, Britta, aber mein Herz ist dort zu Hause ... Und — im Grunde glaub' ich, das macht alles weniger aus, als man oft denkt, und mein Vater und Sie ..." Er hielt inne.

Es ging ihr durch und durch. Ohne sich zu rühren, fühlte sie, wie ihre Arme sich weiteten, weit auf — wie daheim der Abendhimmel über der Heide, und in dem süßen, wehen Lächeln ihres Mundes lag etwas, das ihn gemahnte an die überwältigende Süße weißer Kleefelder, in die er als Kind den kleinen Strohkopf eingewühlt, wo er selig — vom Leben losgelöst — gelegen hatte.

Sie waren beide Kinder jener Breiten, wo die Menschen mehr andeuten als aussprechen und oft so seltsam klare und doch verträumte Augen haben können: kommt's von der Einsamkeit her oder von der Möglichkeit, weit vor sich hinzusehn bis an den Himmelsrand? Sehn sie nichts oder sehn sie sehr viel? Ach das Zucken in seinen hagern Wangen, das verstand sie, und in ihren Augen schimmerte die Antwort. Sie hätte ebensogut vermocht, den heißen Strahl zurückzuhalten, als ihm Wasser zu versagen, wenn er durstig darum gebeten hätte. Sie streckte die Hand aus und griff nach der seinen und drückte sie fest, schmerzhaft, noch fester. In den Ästen über ihr glitzerten große Tropfen geschmolzenen Schnees; aber die Luft war still und klar, die Nadeln hielten sie fest. Und auch die Tropfen in ihren Augen fielen nicht nieder. Vom Sanatorium her tönte eine Glocke. Schweigend stand sie auf; dann gingen sie stumm und schnell den kurzen Weg zurück. — — — — — — — — — — — — —
— —

Wie im Traum stieg sie die Treppen hinauf zu ihrem Turm. Auf dem Flur schon hörte sie den harten, quälenden Husten. Mucki saß, vornübergebeugt, auf seiner Chaiselongue, vor ihm, auf einem Stuhl, Brittas Schuhe, mehrere Paar. Zwei waren schon geputzt und glänzten spiegelblank auf ihren Blöcken, an einem andern mühte er sich eben ab: hin und her ging sein scharfer Ellenbogen. „Oh, Mucki, das sollst du nicht" — nun stürzten ihr auf einmal die Tränen aus den Augen. „Ja, was hast du denn," sagte er erstaunt und ließ einen Augenblick die Bürste sinken, „ich kann es nun einmal nicht leiden, wenn du mit schlechtgeputzten Stiefeln herumläufst — das gehört sich nicht für dich. Und auf diesen frommen Triften haben sie keine Ahnung, und selber tust du's doch nicht. Zieh dich an, es ist spät, ich putze noch diesen zu Ende, und wenn du auch alle drei Medizinmänner zu Hilfe rufst."

Sie schob ihm das Kissen hinter dem Rücken zurecht. Wie eingefallen er war am Genick, und immer ein wenig in Schweiß; die Haare lagen feucht an den Schläfen. Sie blickte im Vorübergehen auf seine Fiebertabelle, um sechs Uhr wurde gemessen; es war immer die gleiche Höhe mit ganz geringen Schwankungen. Und wie dünn er war. Wenn sie ihm half beim Aufrichten, das war, als hielte sie ein Vögelchen in den Händen.

Sie ging in ihr Zimmer. Dort sah es, wie immer bei ihr — etwas kahl, aber darum nicht unbehaglich aus. Langsam sich umkleidend, rückte sie dies und jenes zurecht. Ihre Mappe, ihre kleine Lampe auf dem großen, tannenen Tisch, am Fenster ein dicker Strauß gelber Dotterblumen im blauen Steinkrug, daneben noch aufgeklappt an der Stelle, aus der sie Mucki vorgelesen hatte, Napoleons Memoiren aus St. Helena, und dort an der weißgetünchten Wand, mit vier Zwecken angeheftet, vom letzten rosigen Abendlicht bestrahlt, ein einziges Bild: Carrières „Maternité" ..... Seltsam, es sah sie alles an wie fremdgeworden, als sei sie von einer Reise zurückgekehrt. Ihr war zumute, wie des Nachts auf Reisen, wenn der Zug plötzlich anhält und die eigne Stimme ins Dunkel hineinspricht und nicht zu einem zu gehören scheint, und eine fremde Station in fremder Sprache ausgerufen wird.

Und nun war sie fertig und trat auf die Schwelle von Muckis Wohnzimmer. „Warum trägst du eigentlich immer dasselbe Prachtgewand?" sagte er krittelig. Sie wurde rot. Vor wenig Tagen war's gewesen, da hatte sie im durchsichtigen schwarzen Kleid, das ihren schönen Hals freiließ, vor dem Spiegel gestanden, die Lippen leise geöffnet, ihr eigen Bild anstarrend. Aber als dann die zweite Glocke läutete, hatte sie's plötzlich, beinah angstvoll, wieder von sich getan. Und heute, wie eine Schlafwandelnde hatte sie sich angekleidet und war in ihr weißes Wollenkleid geschlüpft, das sie alle Abend trug.

Sie trat näher an ihn heran — ihre Stimme zitterte ein wenig. „Mucki," sagte sie rasch, ohne ihn anzusehn, „laß mich bei dir bleiben, wir essen zusammen, hier an deinem Bett, weißt du noch wie früher: Hähnchen und Hühnchen auf dem Nußberg ..." „Nein," sagte er gereizt, „wenn du den ganzen Nachmittag wegbleibst — nun will ich lieber allein bleiben." Er drehte sich nach der Wand: „Lassen fährt morgen?" „Ja," sagte sie gedrückt. „Grüß ihn, aber er soll nicht mehr heraufkommen. Wir haben gestern schon ... O ihr gesunden Leute mit all euren Rücksichten. Wenn mich doch einer puffte und knuffte. Aber nun trag ich die Aufschrift: ‚Vorsicht — Zerbrechlich'."

Sie kauerte sich zu ihm auf den Boden. Sie fühlte auf einmal so deutlich, sie wollte nichts für sich — nichts — nur ihm hier noch ein wenig Freude, ein wenig Wärme geben. Ein Lächeln dieses armen, heißgeliebten Jungen — was auf Erden konnte ihr das aufwiegen? Aber seine Hand zog sich zurück. Auf einem Tischchen neben ihm lagen Photographien altgriechischer Plastik; die sah er sich oft am Tage an. Auch jetzt nahm er die zu oberst liegende und betrachtete sie. Ein schönes verstümmeltes Griechenhaupt. Wie sie ins Schicksal hineinstarrten, diese großen Augenhöhlen, wartend, furchtlos, wie in eine Sternennacht hinein. Dessen Götter gaben sich mit all dem Kram, den Bittgesuchen und dem Lamentieren gewiß nicht ab; sie sahen nicht aus, als ließen sie sich etwas abhandeln mit Kerzen und Gebeten.

Mucki ließ das Blatt sinken. „Sei so gut, gib mir das Buch dort" — sagte er. „Kurios, all diese modernen Verse; Perlmutter und Nebel, Rinnen und Gleiten, nirgends kann man den Fuß fest aufsetzen. Wenn man selber schon ins Rutschen geraten ist, macht das nervös. Man möchte etwas, das nicht nachgibt. So wie diese griechischen Grabschriften: ‚Dies ist das Netz eines armen Fischers, hier angebracht als Sinnbild eines harten, freudelosen Lebens.' Punktum. Das waren unerschrockene Leute. Sahen, was schön war und was schlecht war, und sagten sich ‚So ist's'. Gingen den Weg, den sie gehen mußten, ohne sich vorzulügen, daß sie keinen andern lieber gegangen wären. Nicht wie diese Optimisten coûte que coûte, diese Heuschreckenplage, denen man jetzt überall begegnet. Und deren Theorien ja doch nicht Stich halten, wenn's Ernst wird; das ist immer so mit vorgefaßten Meinungen. — Na also — gute Nacht, Britta."

Die verfrornen Musikanten, die alle Sonntag abend in der Wandelbahn mit steifen Fingern auf verstimmten Instrumenten für die Erheiterung der Kurgäste zu sorgen hatten und ihnen mit längst verschollenen Walzern und Opernmelodien plötzliche Seelenstiche versetzten, spielten heute abend als Zugabe die wohlbekannte „Paloma". Es fielen die üblichen Bemerkungen über spanischen Rhythmus und orientalische Vierteltöne; ein Herr erzählte, gewiß zum zehntenmal, bei den Klängen dieses Liedes sei Kaiser Maximilian erschossen worden. Und während der Zeit nahmen zwei Menschen Abschied voneinander, mit stockenden, nichtssagenden Worten, und die kleine abgeleierte Melodie wand sich fein und zitternd durch diese Worte und verlieh ihnen schmerzhafte Gewalt. Aber sie hörten nicht hin auf die Töne, die ihre Reden begleiteten, ob sie sich auch — ganz unbewußt — ihrem Gedächtnis tiefer einprägten, vielleicht auf immer.

Denn diese Klänge würden ihnen später, wo immer sie sie hörten, diesen Abend, diese Stimmung, dies eigentümliche Ersticken in der Herzgrube, nahbringen. Töne und Düfte haben diese Macht vor Bildern und Worten voraus. Der süße Ruf der Amsel, der zum Fenster hereindringt, wo ein Mensch steht und den Brief entfaltet, der plötzlich, mit ganz wenig Worten, das eine große Glück seines Herzens auslöschen wird, das Glück, um das er sein ganzes Leben hütend und liebend aufgebaut — den Ruf wird er nie vergessen. . . . Und das würzige Kraut, das seine Finger zerrieben, gedankenlos, während sein Mund — achtlos oder mit Bedacht — das Wort sprach, das einem andern zum scharfen Messer wurde . . . o weh, du leiser Duft, wie mächtig wirst du noch Klage führen! . . .

Im Garten des Paradieses wachsen große, strahlende Blumen; die sie schauen, vergessen des eignen Leides, und die ihren Duft atmen, vergessen den Schmerz derer, die sie zurückließen in der Welt. Da wandeln die Heiligen mit ihren Attributen der Schmerzen, der Reinheit und der Barmherzigkeit und die

Götter mit ihren Attributen des Gesangs, des Sturms und der Fülle. Da wandeln auch die Seelen der Verklärten, zögernd, mit ausgestreckten Händen, wie Blindgewesene, denen das Licht in die geheilten Augen scheint.

Aber plötzlich geht ein Zittern durch jene selige Gestalt. Was ist's, das den Saum ihres Kleides berührte, wo atmete sie diesen Duft? War's gestern, war's vor tausend Jahren? Ist es dies zarte, silbrige Kraut oder jene kleine leuchtende Steinnelke? Sie bückt sich und reibt mit zitternden Fingern das feingefiederte Blatt. O und das Weh der Erde erwacht, und dort, im Garten der Erlösten, bricht sie aus in bitterstes Weinen.

Wenn der Schnee so still liegt und jeder Tag dem andern gleicht, meint man wohl, die Zeit müsse langsam vergehn. Aber sie vergeht wie ein Blitz. Wie sie den Nonnen der ewigen Anbetung vergeht, vor denen plötzlich der Todesengel steht mit großen, leeren Augen: sind sie nicht gestern noch jung gewesen, war es nicht gestern, daß die alten Hände, in denen der Rosenkranz klappert, schauernd, mit rosigen Fingerspitzen in die weiten Ärmel hinauffuhren, um sich an den runden, festen Armen zu wärmen?

Die Zeit vergeht ja auch den Murmeltieren, die der Gestrenge über Winter in einer Kiste im Keller verwahrt. Doch allmählich wird ihr Schlaf dünner, Geruch von Gras und Walderde, Geräusch von rieselndem Wasser, von Hacken und Graben dringt in ihr Dämmern; eines schönen Tags werden sie unruhig in ihrem Lager; erst öffnet sich ein plieriges Äugelchen und dann das andre; man dehnt sich noch ein wenig und sucht die Gedanken zusammen, aber noch ein Tag, dann sitzt die ganze Familie schon wieder draußen im Sonnenschein und frißt Rüben und Kohlstrünke, als hätte sie nie etwas andres getan.

Schneeschmelze — eine häßliche Zeit. Im Winter hatte sich alles so reinlich geglättet. „Eine Mauer um uns baue!" — wie's in dem Gedicht heißt. Ja, so war's auch gewesen, als sei das Leben an ihrem Schneewall vorübergegangen. Aber nun war eine Ruhlosigkeit über sie gekommen, man spürte, es würde sich vieles ändern. Da waren einige, die sich besser fühlten, o, beinah ganz gesund, sagten sie, und die nun keinen Tag länger bleiben wollten. Denn so auf den Frühling warten, wenn er schon längst in den Tälern ist — das macht das Herz schwer. Hier oben hatte ihnen die harte, strahlende Natur die Lungen ausgelüftet und die Brust geweitet; sie war eine strenge Mutter gewesen, die ihren Kindern auf die Muskeln klopft und verlangt, daß sie das Ihre tun bei dem großen Werk der Gesundung. Aber nun füllten sich ihre Augen mit Tränen, wenn kleine, zerdrückte Pappschachteln ankamen, mit italienischem Poststempel, aus denen sie behutsam Anemonen und Mimosen und Parmaveilchen auspackten. Dorthin wollten sie, wo das tiefklare Meer gegen die Steine schäumt, wo die großen grüngelben Wolfsmilchstauden aus den Felsen sprießen und gegen den tiefblauen Himmel leuchten wie ein Jubellaut. Auf den Grasterrassen wollten sie sitzen,

unter den jungen, wilden Kirschbäumen, die ihre geisterhaften Blüten in der lauen Luft schaukeln, von kleinen, gelben, pelzigen Bienen umsummt. Gepflasterte Wege wollten sie gehn — bergan, ob langsam, behutsam, das kann nicht schaden, man hat ja Zeit; nur bis zum nächsten rosigen Haus, wo an der abgeschrägten Ecke die Nische ist mit der kleinen Madonna, die mit abgebrochenen Händchen lächelt: es tut nichts — tut nichts, ich segne Euch doch! Den nächsten Tag dann ein wenig weiter, bis wo der Wald beginnt. Man sitzt am Boden zwischen bitter-würzigem Myrtengesträuch, die Hand wühlt wohlig in der heißen, krümeligen Erde und findet leere Schneckenhäuschen zwischen den braunen, vertrockneten Piniennadeln. Und dazu trägt man leichte, poröse Flanellanzüge, die warm sind, aber ganz leicht wiegen; gewiß, da braucht man den Rücken nicht mehr krumm zu machen, da geht die Luft wie eine Liebkosung durch die Lungen.

Schlitten standen vor der Haustür; Handgepäck wurde verladen; dann stiegen die Abreisenden ein, mit roten Wangen, mit strahlendem Blick. Der Höchstkommandierende brachte selbst noch allerhand Gaben; Blumensträußchen und niedliche Körbchen mit Konfitüren, die er mit freundlichen Bärentatzen darreichte. Er wünschte „nicht auf Wiedersehen" und lachte jovial. Seine Brillengläser blitzten in der Sonne, man konnte die durchdringenden Äuglein nicht erkennen. Seine breite Glatze hatte etwas väterlich Erhabnes. Und all die Zurückbleibenden drängten sich noch einmal um den Schlitten; es war kaum Neid in ihren Blicken, sie hatten ja so große Hoffnung; es ging eben nach der Reihe: bald würden auch sie davonfahren. Die Erregung ging von einer schüttelnden Hand zur andern; gewiß, es stand ihnen allen bald eine Veränderung bevor.

Auch für die kleine Concita, die neben Mucki wohnte, hatte die Stunde des Aufbruchs geschlagen. Sie lag hochgebettet auf ihren Kissen, sie fühlte sich so leicht. Die Berge da drüben — von hier aus schienen sie gar nicht so hoch. Wenn man so leicht ist — ach — wie eine kleine Daune fliegt man wohl hinüber.

Enzian, ganz dunkelblauer, stand in einer Schüssel neben ihr; wie schön würde es sein, den in den Wiesen zu pflücken. Solch tiefes, dunkles Blau war doch die schönste Farbe. Gute Menschen sollten immer Blau tragen. Und Engel natürlich weiß. Aber Blau war eigentlich schöner. Die Gedanken schlüpften durch ihren Kopf und ließen alle Türen offen — kamen und gingen — sie konnte sie nicht wegschicken und nicht festhalten. Mit schmalem Näschen und blauen Schatten unter den Augen lag sie da, ein breiter Sonnenstrahl fiel durchs Fenster auf ihre Brust und wärmte ihre Hände. So glich sie einer sehr jungen, inbrünstigen Heiligen, die die Stigmaten empfängt und ihre Sinne schwinden fühlt.

Die Großmama, in spitzenbesetzter, nicht allzu sauberer Frisierjacke, saß bei ihr und betrachtete sie mit düstern, brennenden Augen. Wie oft, wie oft schon

hatte sie dem Aufbruch beigewohnt. Erst der Mann, dann die Kinder, zwei Söhne und Concitas Mama; und nun dies liebe Enkelkind. Heimwärts, übers Meer und dann noch weit ins Innere hinein gingen ihre Gedanken. Dort war es heiß, und die Orangenbäume im Hof dufteten. Aber auch dort hatten die Kinder still, mit scharfen Näschen, dagelegen: die Sonne und der Wohlgeruch hatten ihnen keine Kraft gegeben. Porfirito und Arturito, mit schlanken Hälschen wie Blumenstengel, wie sie im Hof lagen, wo der Springbrunnen sprühte und die Eidechsen auf geborstenen Fliesen hockten, in Schlaf versteint. Und dann Lolita, die Tochter, die so jung von ihr gegangen war, hinüber in die große, lärmende Stadt, in Rauch und Nebel, wo man kein Wort verstand und die Dienstmädchen so schnippisch waren und so unheimlich sauber mit ihren Häubchen und raschelnden Kattunkleidern.

Lolita war in San Remo gestorben — dort hatte sie Juanito geboren, das war ja wohl ihr neuntes Wochenbett, aber daran war Lolita nicht gestorben, behüte, die chiquitos schickt der liebe Gott; sie selbst hatte auch elf Kinder gehabt und es hatte ihr nichts geschadet; wenn man mit vierzehn Jahren heiratet, wie soll es auch anders sein! Nein — Lolita bekam denselben Husten wie Porfirito, dieselben Hände wie Arturito, dünn, dünn, mit gewölbten Nägeln: wer kam dagegen an? So viel Kerzen hatten in ihrem Zimmer gebrannt, und das Bild der Schmerzensreichen, dem wirkliche Tränen aus Glas über die Wangen liefen, hatten sie über ihrem Bett aufgehängt — umsonst, umsonst.

Diesmal hatte es geheißen, Schnee und Sonne und hohe, windstille Luft, und nun waren sie hier, seit einem halben Jahr. Aber Schnee und Sonne hatten ihre Kraft nicht hergegeben, nur das Atmen, ja, das ging hier leichter. Ob der Vater und die Geschwister wohl noch zurechtkamen, sie hatte geschrieben, denn der Arzt war ja nun ganz deutlich gewesen. Müttern gaukelt man Hoffnung vor, wenn auch keine mehr ist, aber Großmüttern sagt man die Wahrheit; die haben schon so viel durchgemacht, o all ihr Heiligen! sie können auch das noch tragen.

Sie fächelte sich mit den kleinen, runden, ringbesetzten Händen. Concita hob die Lider ein wenig. „Was ist, chiquita" — fragte die alte Dame, „willst du deine Schokolade? Trinidad macht sie, ganz schwarze — mit Vanille."

„Hat das Vögelchen Wasser?" sagte Concita. Herr Brinkmann hatte es ihr geschenkt, Herr Brinkmann, der mit Concita Spanisch studiert hatte, als sie noch auf war. Aber das Vögelchen wollte gar nicht singen; es machte nur „Piep" und tat das Köpfchen auf eine Seite, wenn man ihm Salatblätter brachte.

„Ja, das Vögelchen hat alles, Wasser und Futter; paß nur auf, morgen wird es singen, Concita," sagte die Großmutter, „und jetzt hole ich dir die Schokolade."

Als aber die Schokolade kam, wandte Concita den Kopf nach der Mauer und fing an, von der Kinderzeit zu reden.

„Wenn ich wieder reisen darf, Großmutter, reisen wir nach Haus, zu dir. Ich kann mich so gut besinnen auf alles. Der Hof so kühl, und die Tür zur Lingerie stand offen, da hingen Mamas Mullkleider, wie Schnee; so viele kleine Frisuren hatte sie. Und unsre Kleider auch, Anita machte sie so steif, sie hängte sie sich über die Schulter und trug sie hinauf, über die Galerie — das raschelte so. Daheim war's schön, Großmutter, viel schöner als in Deutschland."

Ach ja, das meinte die alte Dame auch. Warum mußte Lolita den deutschen Ingenieur heiraten, seine Mutter war zwar auch Spanierin — aber lieber Gott, er war doch sehr einfach, so in allem, und dabei war's ihm heut noch nicht klar, wie groß die Ehre sei, von la familha akzeptiert zu werden. Er war ja freilich gutmütig und zahlte ohne zu zucken, aber das gehörte sich doch auch. In la familha stand immer einer dem andern bei. Wie viele hatte sie nicht im Hause gehabt und durchgefüttert, monatelang. Man lebt ja freilich von wenig — aber Arbeit macht es doch, wenns Haus so voll ist. Morgens, wenn ihr Haar noch in Papilloten steckte, kam schon der Koch, und dann der Gärtner: es mußte Gemüse und Obst ausgesucht werden, und die Hühner wurden gemustert, die ihr Leben lassen sollten. Dann kamen die Karren mit Brot und Fleisch aus der Stadt, die Lämmer und Böcklein, es war ein Feilschen und Zanken und Geschrei. Ach nachher hatte man's verdient, im Hof zu sitzen, wo das Wasser plätscherte und der Papagei mit einwärts gesetzten Füßchen rund um den Springbrunnen ging. Nach dem Essen schlummerte man hinter niedergelassenen Jalusien, die ein wenig im Lufthauch klappten, dann kamen die Freundinnen, man rauchte oder man aß Konfekt und hatte immer so viel zu fragen und zu hören; über die Kinderchen zumeist, ach du liebe Gottesmutter, sie waren ja alle reichlich gesegnet, aber man half einander mit Rat und Tat. Dann, wenn es kühler war, fuhr man spazieren und traf dieselben Bekannten, das war so gemütlich, man trug schöne Kleider und Hüte von Madame Flore, die alle Jahr nach Paris ging. Ach ja, und abends kamen dann die Herren aus der Stadt zurück, Mann und Brüder und Söhne ... „Dein Großvater, Chiquita, und seine Brüder, so schlank und braun waren sie; sie badeten und zogen frische weiße Leinwand an und buntseidne Schärpen um den Leib. Das Abendessen war fröhlich, wir waren oft zwanzig bei Tisch — ach, wie gut schmeckte der Salat aus Bohnen und Zwiebeln und roten Pfefferschoten ...!"

Concita hatte das schmale Händchen unter die Wange gelegt und hörte zu. Der Sonnenstrahl war verschwunden, nur auf dem Fenstersims lag noch ein rosiger Schein.

Das Mädchen richtete sich ein wenig auf dem Ellenbogen auf und sah nach ihrem kleinen, schweigsamen Freund. Sie leckte ihre trocknen Fieberlippen.

„Hat das Vögelchen auch genug Wasser?" fragte sie wieder, denn sie hatte selber ewigen Durst.

Es klopfte an die Tür. Britta kam herein, sie hatte ein weiches Wollkleid an, das nicht raschelte, und feine, lautlose Schuhchen.

„So, Concita" — sagte sie, „nun lös ich die Großmama ab, sie soll ein Nickerchen machen."

„Ach ja," sagte Concita und wurde rot vor Freude; „kommen Sie her, setzen Sie sich ganz dicht heran. Haben Sie das Buch mitgebracht?"

Britta legte Andersens Märchen auf das Bett und las ihr die Geschichte von der kleinen Seejungfrau. Halb auf Deutsch, halb auf Englisch machte sie sich verständlich, und das kranke Kind hörte träumerisch zu, ließ sich von der klaren Märchenflut tragen und treiben. O wie schön es da sein mußte auf dem Meeresgrund, sie hätte gewiß nicht dem dummen Prinzen zuliebe das alles aufgegeben; so durch das feine Seegras zu schwimmen mit den Schwestern und ein eignes Gärtchen zu haben, wo Korallen sich leise bewegten und Seeanemonen atmeten und flimmerten, wie ein Aquarium . . . o beneidenswert! Dann las Britta noch vom Ball im Elfenhügel, welches ihr Lieblingsmärchen war, und Concita lachte, wie die Wasserfrau bei Tische saß, aber nicht auf einem Stuhl, sondern in einem Wasserkübel. Nachher stickten sie zusammen; gelbe Seidenfäden auf weiße Leinwand, ein schönes fremdartiges Muster; es sollte eine Tischdecke werden für Fernandito, Concitas ältesten Bruder, der im Sommer Hochzeit hielt.

„Das war der allerschönste Abend," sagte Concita und schlang die Arme um Brittas Hals und küßte sie beinah wild, „der aller—allerschönste."

Dann kam noch der Sanitätsrat und brachte ein Pülverchen; aber er lachte und schien zufrieden.

Darum konnte es Britta auch zuerst nicht fassen, als am frühen Morgen die Pflegerin gestürzt kam, „rasch, rasch, mit dem kleinen Fräulein ginge es wohl zu Ende."

Die Großmutter lag auf den Knien am Bett und gab Concita allerhand herzzerreißende Schmeichelnamen, und der Sanitätliche saß dabei, ein sehr betrübter, gütiger alter Herr, der so gern geholfen hätte. Er blickte auf das arme Kind, und sein Bart zitterte ein wenig, so daß er mit der Hand darüberfahren mußte. Hier war seine Kunst zu Ende. Trinidad kniete in einer Ecke des Zimmers vor einem Heiligenbild. Concita bewegte den Kopf, als suche sie etwas. Es war hell geworden im Zimmer. Die Scheiben waren angelaufen, und die Sonne glitzerte in den Tropfen, die hinunterrannen auf den Fensterrahmen. Und plötzlich sprang das Vögelchen auf die höchste Stange im Käfig; seine Kehle füllte sich mit Luft, sein Schnäbelchen öffnete sich, und ein süßer, goldreiner Triller quoll, leise erst, dann immer stärker, voller, dem ersten milden Frühlingstag entgegen.

Als es mit Mucki schon ziemlich schlecht stand, fuhr er eines schönen Tags, gegen des Gestrengen ausdrückliches Verbot, nach Z . . . hinunter. Karen Sibelius gab ein Konzert. Sie hatte ihm, mit dem naiven Vergessen aller persönlichen Verlegenheiten, das für sie eine zweite Gesundheit bedeutete, ein Billett zugeschickt, dem ein Programm beigefügt war. Und in ihm wurde die niedergehaltene Sehnsucht nach ihr durch die Mahnung an jene schon so lang entbehrten Stunden am Klavier bis zur Unwiderstehlichkeit verstärkt. Die Titel der Musikstücke allein . . . Sie waren wie Namen von Alleen und Aussichtspunkten und stillen, ausgestorbnen Gehöften, wo man als Kind gegangen ist — es war, als müßte dort etwas Gutes, etwas Heilendes für ihn sein, nach dem sich sein Herz sehnte und dehnte. Das Konzert war vorüber. Nun hatte er sie gehört und sich gesagt: „Ja, sie ist groß." Aber das war auch alles. Diese Töne hatten keinen besonderen Auftrag mehr an ihn; ach, hatten sie wohl je einen gehabt? Karen ging einsam, mit feinen, horchenden Brauen, in den Labyrinthen dieser Harmonien, die sich wie verzauberte Wände hin und her schoben, zu immer tieferem Eindringen lockend, herb und doch voll rätselhaft saugender Gewalt, wie süßre Klänge sie nicht hatten. Und als dann das Beethovensche Rondo erklang, i h r Rondo, und der durchsichtige Schmerz der Melodie über den wechselnden Harmonien schwebte, wie von tausend perlenden Strahlen getragen, da erkannte er wohl diese höchste Lebensfülle der Seele, die gar nichts mehr für sich will, nur quellen, schaffen, geben, ohne Kampf, ohne Nachdenken; der sich auch der Schmerz in Lust verwandelt, weil er neue, rauschende Quellen zum Durchbruch bringt. Und er erkannte: wer solcher königlichen Lust fähig ist, dessen Straße wird einsam sein, blind und hellsehend zugleich wird er seinen Weg gehn; für alle hat er Überfluß, durch tausend Röhren muß sein Reichtum brausen, frei, unerschöpft, wie viel er auch immer vergeudet. Aber er wird einsam sein, wie alle, die viel schenken.

Karen war beim Souper sehr freundlich gewesen, ohne ausgelassen zu sein, so daß ihre andern Freunde fast neidisch wurden, und als sie aufbrachen, hatte sie ihn allein gebeten, nach oben zu kommen, um in ihrem winzigen Salon noch eine Zigarette zu rauchen. Dort, gleich beim Eintreten, bot sie ihm beinah hastig Hände, Stirn und Lippen und sah ihm, zaghaft lächelnd, ins Gesicht. Aus ihrem halboffnen Abendmantel, den sie auf der Treppe übergeworfen hatte, aus der Flut zerdrückter Spitzen, die ihre zarten Schultern umgaben, strömte ihm der laue Duft ihres Körpers, ihres jungmädchenhaften Veilchenparfüms entgegen, und ihr Blick, der tastende Blick der Kurzsichtigen, der so hochmütig sein kann, gab ihr plötzlich etwas Hilfloses. Dabei wurde ihr Lächeln reifer; gedankenvoll, beinahe leidend.

Jammerte er sie in seinem schwarzen Abendanzug, der die eingesunkene Brust so deutlich verriet? Lächelte sie über sich selbst, daß sie dort oben, in der Ka-

meradschaft gemeinsamer Geschmacksrichtung — gemeinsamer Langeweile vielleicht auch — so viel Gedanken an ihn gewendet hatte? Oder spürte sie mit ihren feinfühligen Künstlerfingern — ob er ihr jetzt auch altbekannt und ziemlich gleichgültig geworden — eine Schattierung halbwiderstrebender, ironischer Anbetung in seinem Gefühl für sie, etwas Feines, Flüchtiges, Scharfgeschliffnes, unsinnlich und doch verzehrend wie weißglühender Draht, dem sie nie wieder in derselben Eigenart begegnen würde? Wußte sie schon jetzt, daß sie sich in einem Jahr, vielleicht auch erst in zwei oder drei, ganz unsinnig nach eben dieser Art sehnen würde? Ach, dachte sie mit einsichtsvoller Selbstironie, daß es ihr doch mit den Passionen für Menschen ebenso gehen mußte, wie mit ihren Passionen für alle Dinge. Himbeeren zum Beispiel. Jeden Sommer überaß sie sich dran, konnte sie dann zeitweis überhaupt nicht mehr ansehn, hatte aber doch das beruhigende Bewußtsein, bis zum nächsten Sommer würde sich der Appetit danach wieder einstellen. Und mit den schönsten, herrlichsten Musikstücken war's ebenso. War das nun ihre Schuld? Man konnte ganz gewiß nicht immerzu Chopin spielen, aber auch nicht immer und ewig nichts als Händel und Bach. Was sollte sie machen! Es war ihr nun einmal so gräßlich unbequem, sich zu verstellen.

Mucki merkte ihr an, daß sie gern „im guten" von ihm scheiden wollte; er wußte, daß sie auf die Länge eine unaufgelöste Dissonanz nicht ertragen konnte, und daß sie ihn, um dem zu entgehn, sogar dabehalten würde. Aber er merkte auch, wie ihre Gedanken zwischendurch schon wieder rastlos wurden; und er wußte: was da in ihren feinen Nasenflügeln zitterte, war kein Verlangen nach ihm, nach irgend jemand; sie witterte einem andern Wilde nach: den unbeschreiblichen Schattierungen und kleinen, kaum merklichen Vertiefungen und Einschnitten, die ihre Nerven heut abend ihren starken, elastischen Händen übermittelt hatten. Wie würde es das nächste Mal sein? Würde sie's ebenso deuten oder anders, würde ihr Puls den Rhythmus vorwärtsdrängen oder verhalten an jener Stelle, die sie manchmal derb, beinah brutal empfand, wie eine Herausforderung, wie die Gebärde eines breitspurigen, degenrasselnden Bravos, und manch andres Mal in sich gefestigt, abgemessen, unerbittlich wie einen Schiedspruch?

Und würde auch das nächste Mal dies einzige, unbeschreibliche Gefühl sie überkommen, wie es sie heute überkommen hatte: als ob all die krausen schwarzen Noten erst in ihr den Lebensfunken empfingen, dann aber in beinah schmerzhaft atemloser Wonne unter ihren Händen zu leben und zu erobern anfingen, daß sie ganz blaß wurde vor Seligkeit? Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut — das sie mitriß, wie tollende Kinder ihre junge Mutter mitreißen im Spiel? Es war ja auch ein aufregendes Gefühl, wenn es schien, als ob das Publikum selbst zur Klaviatur wurde und unter ihrer Hand zu schwingen begann — wenn sich das Fell der großen, lauschenden Katze knisternd sträubte —

aber das dauerte doch nur Minuten; bald starrten die Augen der Spielenden ins Weite: es erschienen träumerische Wölbungen über ihren Brauen, der ausdrucksvolle Mund öffnete sich ein wenig: sie war weit fort, in einer andern Welt und trank die Luft, die ewiges Heimweh zurückläßt.

Mucki spürte es wohl, daß ihre Gedanken nur halb bei ihm waren, ob sie auch ganz weich, beinah kleinmädchenhaft in Stimme und Gebärde wurde, so als wollte sie sich entschuldigen, daß sie sich doch ein bißchen fremd geworden in der kurzen Zeit. Ein- oder zweimal, wie sie nach diesem und jenem in Arventhal fragte, erschien auch die eigentümliche zuckende Bewegung in ihren Wangen, die ihrem Gesicht den beklemmenden Ausdruck eines todunglücklichen Pierrot verlieh; wenn sie dies Gesicht machte, erfolgte meist irgendein Gefühlsausbruch, Ströme von Tränen oder auch Gelächter, oder irgendeine ganz unglaubliche Grobheit. Heut aber überwand sie sich; sie sah sich ja nur einmal noch all ihr Spielzeug an, sie wollte nicht häßlich sein, es alles ganz nett und ordentlich einwickeln und wegtun.

Mucki spürte förmlich, was sie dachte, er hatte ja noch viel feinere Fingerspitzen als sie; dies Hineinlauschen in andre, das bei Kranken fast zu Hellsehn werden kann, war ihm geläufig. Es war gut so. Nun hatte Karen den ersten großen Erfolg gehabt, auch vor sich selbst, und sie selbst war ja ihr strengster Richter. Nun hatte sie den Rausch des Wagenlenkers gekostet. Arbeit und Gesundheit, und ein Ziel wie ein leuchtendes Tor, das sollte ihr nun werden, ach, Glückes genug. Und dies und jenes, was ihn an ihr verletzt und erschreckt hatte, war schon im Schwinden — Abfall, von dem man nicht mehr redet.

Aber tief in seinem Herzen blieb eine Stelle, von der seine Gedanken wegglitten, eine Tür, an die sie nicht rührten, denn dahinter, wie eine Kinderbescherung, schimmerte allerhand, das ihm nun auf einmal wehtat: die Photographierexpeditionen und ihre Ergebnisse, schiefe, verschwommene Bilderchen; die Schlittenfahrten zwischen tiefverschneiten Tannen die Straße hinab bis zum braunen, freundlichen Wirtshaus, wo der plumpe Kachelofen wie ein wohlwollender Riese Wärme ausstrahlte und unzählige Photographien der Wirtsfamilie über dem Sofa hingen; Bräute mit starren, verlegenen Gesichtern und Myrtenkronen und riesenhaften weißen Handschuhen, und Kinder in schottischen Kleidchen, die den Mund verzogen vor Todesangst. Karen hatte, auf dem Sofa kniend, ihnen allen klassische Namen aus Schillers Tell gegeben. Ach und der ausgestopfte Schneehase über dem Klavier, ein alter, spitzzulaufender Flügel mit fünf Pedalen und den schönsten Bronzebeschlägen, Gott allein wußte, wie der in diese Einöde geraten war. Karen spielte, süß und fein und vornehm, kleine Sachen von Mozart, die klangen so hübsch in den zittrigen Tönen; ein Andantino besonders, traurig, behutsam, wie auf den Fußspitzen, Scheiden und Sichbescheiden, Lächeln und zarteste Güte. O, er war froh, daß sie's nicht im

Konzert gespielt hatte — einen Augenblick hatte das Herz ihm qualvoll gepocht, weil er dachte, sie würde es als Zugabe spielen, als der Applaus gar kein Ende nahm. Aber nein — und es blieb nun in seinem Herzen aufbewahrt, ohne alle neuen Schattierungen.

Wie oft hatte er gedacht: „Ich hab' es nicht nötig, daß mich die Menschen lieben, ich will nur, daß sie mir gefallen." Aber jetzt lief ein Frösteln durch seine Seele. Er mußte plötzlich an Frauen denken, liebe, junge, gedankenlose Frauen, wie er sie in Süddeutschland, besonders aber in Italien, in kleinen verträumten Badeorten, oder in bescheidenen Villen der Vorstadt im Vorübergehen gesehn: schmiegsam und träge, vollbusig, in hellen, losen Kleidern, etwas schlampig, aber so unendlich wohlwollend; mit kleinen liebkosenden Bewegungen ihrer feinen, bräunlichen Hände, an denen silberne Armringe klirrten. Wie sie ihre Kinder abküßten, oder mit der Katze spielten, oder ernsthaft die Frisur im Spiegel prüften; wie sie auf den Balkon rannten und sich über die Brüstung beugten, abends, wenn die Stunde nahte, daß der Mann nach Hause kommen mußte, ein hübscher, sporenklirrender Offizier, oder ein kleiner Beamter auf seinem Fahrrad. Solche weichen, warmblütigen Frauen, mit kleinen, glatten Stirnen, hinter denen kein Platz war für viele Gedanken: ob das doch vielleicht die waren, welche am meisten Glück verbreiteten? Aber es durchzuckte ihn: nein, nein, nicht undankbar sein; was ihm an Karen wehtat, das war ja gerade, was ihn bezaubert hatte: das Zickzack, die eckige Grazie, das Unerwartete, wie blühender Heckendorn!

Und von einem Dornenzweig soll man nicht Rosen und Äpfel ernten wollen. Er gibt uns, was nur er geben kann, seine kleinen, launischen Blüten, die zart und keck an den scharfen Ästen leuchten, über dem Staub der Landstraße, schneeweiß, sorglos — aber sie freuen die Augen, und der Weg scheint kürzer, der an ihnen vorbeizieht. Ja, so war's, was konnte er Besseres verlangen! So fein, so furchtlos, so ganz sie selbst war Karen heut abend; das Leben brachte nicht oft solche Geschöpfe hervor. Und er — ja nun, er war ein armer, kranker Junge. Das war nun wieder eine Sache für sich. Ohne eigentlich Abschied zu nehmen, mit ein paar scherzend nichtssagenden Worten ging er von ihr.

Als Mucki die Tür hinter sich geschlossen hatte, blieb Karen mit gerunzelten Brauen mitten im Zimmer stehen, und einen Augenblick war's, als wollte sie ihm nach; dann lachte sie ärgerlich. Dummer Junge, er hätte ja dableiben können. Aber so war er nun: mokant und frostig, und dann war sie die Herzlose, weil er Tugendanwandlungen hatte. Ja, und er war doch bisweilen auch scheußlich beleidigend. So kuriose Gleichnisse machte er, man mußte erst lange nachdenken und dann war's gewiß etwas Spitziges. Oder er warf einem plötzlich so einen Blick zu, mit etwas hochgezogenen Brauen — das sollte heißen „Kindchen, Sie flunkern" — oder „Kindchen, ist das nicht eigentlich etwas

unfein" — ah, sie sagte dann nur „Rembrandt als Erzieher" — und dann kroch er gleich ins Schneckenhaus — das war auch langweilig. Ob es nicht vielleicht recht ausruhend wäre, eine Zeitlang ausschließlich mit Philistern zu verkehren, die nie etwas andres meinten, als was sie sagten, die nicht, wenn sie von Kartoffelsuppe sprachen, irgendeinen Seelenzustand damit bezeichnen wollten? Freilich auf die Länge auch unerträglich. Ach, was war schließlich auf die Länge nicht unerträglich, außer der Arbeit? Denn eigentlich waren doch die langen Morgenstunden am Klavier — dieser Kampf mit tausend Teufeln, dies Lauschen und Erjagen, das Einzigwahre. Besser als Ruhm und Applaus und die schönsten Kritiken. Ja mit der Kunst, das war ein Ringkampf, und sie wollte ringen, das war ja, als hätte man drei Leben; und wenn es auch schien, daß sie sich von den Pferden schleifen ließ, so war auch das ihr freier Wille; die Zügel glitten ihr nie ganz aus der Hand. Unmerklich zog sie sie kürzer und kürzer, und dann stand sie wieder da, blaß und beherrscht. Durch flammende Tore war sie gefahren, in die rote Sonne hinein, und nun kehrte sie heim, mit ruhigen Händen, ob auch ihre Pulse klopften und ihr Gesicht den Widerschein trug der flüssigen Glut: Sie war die Stärkere . . .

Aber wenn sie liebte — da wollte sie selbst die Zügel fühlen, getrieben oder gebändigt sein. Und es war einmal dies und einmal jenes, dem sie sich unterwarf, das über sie kam, wie eine große, heiße, überwältigende Welle. Es konnte Künstlerschaft sein oder ein scharfgeschliffner, erbarmungsloser Verstand; aber Mut und Geistesgegenwart konnten sie ebenso gut in die gewünschte Stimmung versetzen, oder auch die ruhevolle Sicherheit sehr praktischer, etwas phlegmatischer Menschen. Rhythmus, das war's, was sie lockte und besiegte; dem gab sie sich — o wie gerne — gefangen.

Pah — man war nun einmal, wie man war. Es konnte keiner aus seiner Haut heraus, oder über seinen Kopf wegspringen. Alleinstehend von klein auf, hatte sie sich durchbeißen müssen, durch enge Verhältnisse und stumpfsinnige Tyrannei zuerst, und später dann durch Armut und Kränklichkeit. „Unfein, Kindchen" — ah, was wußte er, wie man wird, wenn man im Gewühl gehen muß — die harte Haut, die man an den Ellenbogen bekommt. Und mit der Kunst — da ist nicht zu spaßen. Da muß man eben der Stärkere sein, oder man ertrinkt. Aber wenn sie liebte, das war eine Luxussache, da wollte sie sich's gönnen, schwach zu sein, und sich weich fühlen in allen Gelenken. Der andre sollte die starke Flut sein, die sie davontrug.

Sie trat ans Fenster. Der langweilige Hotelgarten: so im Dunkeln, mit kleinen Lämpchen im Rasen, wie Glühwurmleuchten, das sah ganz verlockend aus. Es rauschte in den wohlerzogenen Bäumen: in der Nacht wurden sie sehnsuchtsvoll und redeten im Schlaf. Sie dehnte die Arme. Das dumme Kranksein! Sie hatte sich heute doch stärker verausgabt, als es eigentlich be=

greiflich war. Sie klingelte und bestellte heiße Milch und Kirschwasser. Das war eine Erfindung von Herrn Brinkmann, für die sie ihm ewig dankbar sein wollte; es schlief sich so herrlich darauf. Ach das Leben war gut; sie freute sich schon auf das Getränk, und dann hatte sie sich heute eine Flasche Pariser Toilettenwasser gekauft, das roch göttlich, sie wollte jetzt gleich noch ein heißes Bad nehmen, um es zu probieren. Ja, gut war das Leben; sie fühlte ihre erregten Nerven — oder waren's die Adern? — bis in die äußersten Fuß- und Fingerspitzen; wie ein lebendiger Korallenbaum war wohl solch Nervengeflecht. Ach, wenn man doch fünfhundert Jahr leben könnte! ... Das Leben war ja grausig kurz; schade um jede Minute, die man verschlief ....

Aber das hinderte nicht, daß sie dann, als sie in ihrem Bette lag, neun Stunden fest und traumlos schlief wie ein sattes, gesundes Kind.

— —

Britta erwartete den Bruder an der Station, und die Wagenfahrt in dem ersten zitternden Frühlingsflor wäre trotz alledem schön gewesen; denn oft tut sich das wunde Herz der Schönheit dieser Erde besonders weit auf. Aber Mucki fühlte sich auf einmal sehr krank. Sein Kummer selbst schien blaß und unwichtig geworden, und er hatte nur den einen Wunsch: endlich angelangt zu sein und nicht mehr fort zu müssen aus seinem Turmzimmer dort oben.

Es war alles licht und luftig in Muckis Balkonzimmer. Keine Nippes, keine unnötigen Möbel, ja, fast keine Photographien mehr an den Wänden. Ihm war, als atmete es sich so besser. Und überhaupt meinte er, die Asketen seien eigentlich die wahren Lebenskünstler. Auf dem Tisch an der hellgetünchten Wand ein Krug mit feinen, sprossenden Zweigen: wie schön ihr Schatten auf der Mauer — ein kleines, japanisches Gedicht! Ja, hell und zart und gleichsam scharf umrandet war alles auf einmal, als säh er's plötzlich durch eine Brille, ganz deutlich, nahe gerückt. Und dazu summte ihm ein lächerliches Lied durch den Kopf, wie eine eigensinnige Abendmücke; junge Künstler, mit denen er in München befreundet war, hatten es damals oft gesungen:

„Da liegt er nun, der holde Knabe,
O Freunde, weint an seinem Grabe,
Und singt mit lautem Klaggetön:
Der gute Alfred war so schön, so schön,
Der gute Alfred war so schön! ..."

Er mußte über sich selbst kichern. Eigentlich paßte das, was bevorstand, gar nicht recht zu ihm ... denn es hatte, wie alles Endgültige, einen kleinen Stich ins Dramatische; und dem war er doch zeitlebens aus dem Wege gegangen.

Wie gut, daß er sich Britta beizeiten gezogen hatte. Ah — nur alles hübsch ruhig. Gotische Übertreibungen ... er haßte das. Man nahm sich eben zusammen. Da gab es andre — die auch jung gewesen! Er dachte an Mozart.

Wo war da je in seiner Musik dieses rüpelhafte, aufdringliche Westenaufreißen, diese Wundenparade, wie es heut Mode war, wo ihn die Musiker und Dichter an die Bettler im Orient erinnerten, die sich förmlich brüsten mit ihren scheußlichen Beulen und Verkrümmungen, ihrem Aussatz und Elefantiasis . . . Ah! Mozarts Schmerz . . . Wie ein schöner, einsamer Vogel über dem grollenden Meer, wie leuchtende Blüten im Dämmergarten: heute nacht noch, o solch Zittern und Schimmern, morgen frühe seid ihr dahin! . . . Aber das ist nun so, und die sind wahrhaft königlich, die für sich keine Ausnahme begehren.

Flötentöne — wehmütig, ja; aber dennoch: rühr' mich nicht an. Nicht die schluchzenden Geigen Beethovens, ihr Mitleid, ihr unerbittliches, wenn sie den letzten Schleier wegziehen, in den sich die zuckende Seele einhüllt.

Nein — Fassung, das war das Köstlichste. Wie auf griechischen Totensteinen: Eurydike, die ganz weich, ganz einfach, von Orpheus scheidet und dem Todesboten sanft und verständig die andre Hand läßt . . . „ja ja, ich komme schon, nur ein Augenblickchen noch". Ist's nicht, als gäbe sie dem Zurückbleibenden Rat, wie er's mit allem halten soll, nun sie nicht mehr für ihn sorgen kann, weil sie fort muß in die grünliche Dämmerung? . . . Ombre felici . . . Ist's nicht ein wenig wie Heines arme Kitty, die auch so besorgt ist, weil sie weg muß:

„Sie verlangt, daß ich die Strümpfe
Diesen Winter tragen solle,
Die sie selber mir gestrickt hat
Aus der weichsten Lämmerwolle . . ."

Ah, und Lord Chesterfields letztes vernehmliches Wort: „Please, give Mr. Coningsby a chair . . ." und Marie Antoinette, die dem Henker auf den Fuß tritt: „Pardon, Monsieur, j'espère que je ne vous ai pas fait mal" . . . O ihr Besiegten, die ihr Sieger bliebt, durch die zarte, unbezwingliche Waffe des Geschmacks! . . .

— —

Ein paar Wochen später sagte Mucki: „Es ist sonderbar; früher fand ich so viel auszusetzen an allem. Im Sommer hatte ich immer Heimweh nach dem Winter. Und wählerisch war ich, du lieber Himmel! Ein häßliches Haus konnte mir den schönsten Platz verleiten, und wenn irgendein Baum abgehackt wurde, der mir lieb war, mocht ich den Weg nicht mehr gehen. Und mit den Menschen war's ebenso. Wenn einer, den ich liebte, etwas tat, das mir nicht gefiel, gleich war ich abgekühlt, ja meist war's dann überhaupt zu Ende. Auf der Universität ging's mir schon so, und dann später . . ."

„Und doch" — sagt Britta leise — „hat man nicht eine ganz andre Geduld, wenn man jemanden liebt? Sucht man nicht immer noch zu verstehen, wo man sonst mit seinem Urteil längst fertig wäre?"

„Ja — das tut man wohl auch — man flickt und stützt und macht sich selbst

was weis, weil man feige ist und sich nicht eingestehen will, daß das Götterbild Fehler hat. Wenn man aber recht innig liebte, sollte es solcher Kunststücke nicht bedürfen. Was hab ich an den Menschen gekrittelt, ich armer Wurm. Und die mir die liebsten waren, — am wehesten taten sie mir. Siehst du, was du mir vorhin gelesen hast, das brachte Licht in die Sache. Da," — er suchte in einem Buch — „lies es nochmal, hier oben, auf der linken Seite."

Und Britta las: „Jamais ce ne sont des intérêts personnels qui me blessent, mais le tort que mes idoles se font à elles-mêmes. Je leur en veux de se déprécier; c'est là que ma bouderie commence et ma rancune ne va pas plus loin."

„Das ist es eben", sagte Mucki. „Wir machen uns Götter und verbieten ihnen Menschen zu sein. Und die armen Götter müssen die Ehre schwer erkaufen, auf einem goldnen Sockel zu stehen. Denn wir können so krittlig und empfindlich werden, daß wir nur noch die kleinen, dunklen Flecken sehen. Und da hat Jacobsen ein schönes Wort geschrieben: ‚Du sollst nicht gerecht sein gegen deinen Freund, sondern denken sollst du an ihn, wie er in der Stunde war, da du ihn am tiefsten geliebt hast.'" —

„Aber ich — ich sah mit meinen scharfen kurzsichtigen Augen Flecken über Flecken. Und konnt' es nicht verwinden. Es beleidigte meinen Geschmack — und ich glaube, der ist wohl immer die Tür zu meinem Herzen gewesen." Und mit noch leiserer Stimme setzte er hinzu: „So ging mir's auch mit Karen. Aber nun glaub' ich, es kommt nicht so sehr drauf an, was einer tut — sondern darauf, was er bewundert; denn unsere Bewunderung ist unsere Sehnsucht — und die ist doch unser tiefstes Ich. Und bewundert hat sie immer nur das Auserlesene, auf Zweitbestes ließ sie sich nicht ein. In ihrer Kunst ging sie so haarscharf, da irrte sie sich nicht um einen Messerrücken, und die Kunst war ja doch ihr innerstes Sein. Siehst du, Britta, Musik ist ein großer Verräter. Ich glaube, es wäre möglich, daß ein eigennütziger, grausamer Mensch den herrlichsten Dom erbaute, Tausenden zum Trost und zur Andacht — aber eine niedrige Seele könnte nicht die Leonorenouvertüre geschrieben haben, diese Fanfaren — dieser vernichtende Jubel — nein. Und alles, was mich an Karen verletzte — ach wie durft' ich urteilen! Krankheit, Kämpfe aller Art — so ein einsames junges Geschöpf! Auch die Bäume wachsen nicht grade, an denen der Wind immerfort zaust."

Britta saß ganz still. Sie wußte, manchmal mußte er die Dinge im Geist auseinanderzupfen und wieder zurechtlegen, das Für und Wider mit sich auskämpfen; dabei konnte ihm niemand helfen.

Seine Gedanken weilten bei Karen:

Wie ein verzaubertes Geschöpf war sie ihm oft erschienen, das bei Vollmond zur Schlange wird und hinunter muß in den Sumpf. Mit den unheimlichen Blumen auf dem Meeresgrund hatte er sie verglichen, die in der Tiefe wachsen

und saugen und flimmern; lachend und doch nicht froh, zaubernd und selber im Bann — dann aber wieder herb und frisch wie ein Hirtenjunge, der die Quelle mit den Händen fängt oder auf dem Bergkamm steht und hinaufschreit zum Raubvogel hoch droben, in wildem, unschuldigem Glück.

Man sollte, dachte er, eine Menschenseele nicht wie ein einzelnes Bild beurteilen, an dem uns eine Verzeichnung, eine einzige falsche Linie verstimmen kann, sondern wie das ganze Lebenswerk eines Künstlers. Da ist Gutes und Mindergutes, Vollkommenes und Verfehltes, aber das Vollkommene verklärt das Unvollkommene, und die Erinnerung daran läßt uns überall sein leisestes Echo empfinden.

„Britta," sagte er sich aufrichtend, „was Karen betrifft, da drückt es mich wie eine Schuld . . . Du sollst nie und nimmer glauben, daß sie nicht rechtlich gegen mich gehandelt hat. ‚Man nennt das Meer treulos, aber das ist nicht wahr, denn es hat niemandem etwas versprochen'. Sie hat mir viele glückliche Tage geschenkt und vielleicht ein paar unglückliche Stunden. Aber waren die nicht im voraus schon hundertfach aufgewogen?"

Wie das donnerte da unten, der kleine Wildbach, der den Schnee vor sich hertürmte. Leben war's, hartes Wollen, mit allen Kräften arbeitend. So rang die schmächtige Karen mit ihrer Kunst.

„Ach," sagte er, „mach das Fenster weit auf, die kalte Luft ist gut. Hart und rein! Ich will nichts andres mehr!"

Seine Augen strahlten so groß und hell. „Britta, es heißt, die Liebe mache blind; nein, das hab' ich nie gefunden. Sie macht sehr hellsehend, sie sieht das Schlechte, aber o Gott, wie schmerzlich sucht sie nach dem Guten. Und wenn dann eines Menschen Zauber uns mehr gilt, als alle seine Fehler — ja, dann lieben wir ihn wohl tiefer als wenn er vollkommen wäre. Die verstümmelten Götterbilder, wie sie uns ansehen! Wer weiß, als sie noch kühl und glatt auf goldnen Giebeln standen, ob sie unser Herz so tief ergriffen hätten . . ."

Und dann kamen die kleinen Spottfältchen um den Mund, wenn er sich selbst verlachte. Britta mußte an Mercutio denken, wie der Bruder schlank und fein und biegsam, biegsam wie die dünne Klinge, die ihn so früh durchbohrt; mit der Spottlust in den Augen noch in der Todesstunde.

„Ja, nun hält der edle Ritter Mucki Reden nach vollbrachtem Turnier und salutiert mit zerbrochenem Degen . . .! Ne forçons pas notre talent — mein Motto, dem ich zum Schluß nicht untreu werden will. Also, genug davon. Komm setz dich her, lach mich aus. Wir werden gewiß noch verschiedene Jährchen auf diesem Schneeberg sitzen, wie Mamsells Glanzstück ‚Marrons en surprise.' ‚Schlachsahnenmiljöh' nennt es ja wohl Dr. Rönne. O Muttersprache, Heimatlaut! So, nimm mal dies entsetzliche Monstrum von Genickrolle weg . . . Tante Gundas ‚Wonnekloß'; sie kann nicht viel Wonnen in ihrem Leben gekannt

haben, die Ärmste. Lies mir was vor, was Ruhiges, wobei man tief atmen kann. Da den Zentauren. Weißt du noch, wie ich ihn dir zuerst las, das war zu Haus, im Boot; das Wasser gluckste so gegen den Kiel — Herrgott, wie warm es war, die Sonne flimmerte durch die Haseln und Ellern, und es roch moorig von den Wiesen. Nun lies, lies . . . ah, das verdammte Husten . . ."

Er deutete auf das Buch, voller Wasserflecken, mit lose hängenden Blättern, man sah's ihm an, daß es ein Reisekamerad war. Und Britta las von dem jungen Zentauren, der am Abend, nach Tagen ungefesselter Wildheit, die Felsen ersteigt:

„Wenn aber die Nacht, voll Götterfriedens, mich auf dem Berghang überraschte, lockte sie mich zurück nach dem Eingang der Klüfte und brachte mir Ruhe, wie sie Ruhe bringt dem tobenden Meer; nur das leise Wogen in meinem Innern zurücklassend, das den Schlaf verdrängt, ohne doch die Ruhe zu hindern.

Auf die Schwelle meiner Wohnung hingestreckt, die Schenkel im Dunkel der Höhle geborgen, das Haupt unter nächtigem Himmel, folgte ich dem Spiel der Schatten. In solchen Stunden schien sich das fremde Leben, das mich während des Tages durchdrungen, tropfenweise von mir loszulösen und in Kybeles friedlichen Schoß einzugehen, so wie nach überstandenem Regenguß die letzten Tropfen von den Blättern rollen und verrinnen ins große, ewige All. Man sagt, daß in dunklen Nächten die Meergötter ihre Wohnungen verlassen, um, auf felsige Vorsprünge gelagert, ihre Augen über die Wasser schweifen zu lassen. So wachte auch ich, und zu meinen Füßen dehnte sich ein Stück Leben, wie ein schlummerndes Meer. Dem vollen, beschauenden Leben zurückgegeben, schien mir's, als sei ich eben geboren und es hätten mich tiefe Gewässer, in deren Schoß ich erzeugt, auf dem Gebirge angespült, einem Delphine vergleichbar, von Amphitritens Flut auf felsiger Küste vergessen . . ."

„Wundervoll," sagte Mucki, — „lies weiter."

„Meine Blicke irrten grenzenlos umher und hefteten sich auf die fernsten Punkte. Droben, im letzten blassen Licht, ragten noch immer die kahlen, reinlichen Gipfel. Dort sah ich bald den Gott Pan, den ewig einsamen, bald den Chor der heimlichen Götter am Gebirg herabsteigen, oder eine Bergnymphe, nachtberauscht, stürmte vorbei. Dann wieder durchquerten die Adler des Olymps die höchsten Lüfte, um in den fernen Sternbildern zu verschwimmen, oder sie versanken in den Wipfeln heiliger Wälder. Und der aufgestörte Geist der Götter brachte plötzlich Aufruhr in den Frieden der uralten Eichen."

„Eine Bergnymphe, nachtberauscht —", Mucki wiederholte es, gleichsam kostend. „Siehst du das, wie ich es sehe, Britta, ihr feuchtes Haar, ihr Gewand, naß von den Büschen, die sie gestreift; der Geruch der Wildnis strömt von ihr aus, der Qualm der Kohlenmeiler, den sie durchquert, Kräuter, die ihr Fuß zertreten, der schmale, eilige Fuß, das schlanke, sehnige Bein! Sie rennt —

sie rennt — der Ruf hat sie erreicht . . . Und Pan, und die heimlichen Götter, wie sie den Abhang herunterstürmen, und hinter ihnen her ‚vom Gebirg herab, Kieselwetter ins Tal' —." Er legte sich zurück und schloß die Augen. Wie reich schenkten doch die Dichter; nicht nur ihre eignen Gaben, sie weckten auch die Erinnerung an andere, die ihnen auf irgendeine Weise verwandt waren, und schenkten sie uns aufs neue. Ein Ton klingt an drei, vier andre an, und jeder dieser andern bildet wieder neue Ringe. Es ist die höchste Brüderlichkeit.

Und dann wandte er sich im Geist von diesen kargen, grauen Felslandschaften, diesen Tälern, wo über dem Wasser, wie jammernd, die jungen Steineichen sich neigen, efeubekränzt, und war mit einem einzigen kleinen Schritt daheim. Dort auch war Tauwetter und Frühlingsgeruch; die Landwege liefen kohlschwarz aufgeweicht durch die Felder; in den Pfützen, in jeder tiefen Radspur spiegelte sich der feuchtblaue Himmel. Auf den Zäunen und in den kahlen Birken saßen Krähen; manchmal erhoben sie sich, dick und schwer, und flogen schreiend über die Äcker, dorthin wo gepflügt wurde. Die fette Erde legte sich in glänzenden, gleichmäßigen Schollen hinter der Pflugschar um, rotbraun, lehmig, die Pferde blieben beinah kleben mit den schweren Hufen. Der Knecht hatte seine alte blaue Dragonermütze auf dem Kopf, und auch der Himmel war blau mit weißen, fasrigen Wölkchen. Wie es roch nach Erde und Leben! Ach, das würde er nie wiedersehen, nie wieder riechen, und er wußte nun, er hatte es geliebt. Er hatte es zergliedert und hin und her gewandt, und sich oft fortgesehnt, als er dort war — nicht wie Britta, die das ganz unbewußt genoß und einsog und allerhand Tätigkeit damit verband, wie sich eine Biene vollpackt mit nützlichem Blütenstaub — nein er hatte es gekostet, wie man Wein kostet und seinen feinsten Aromen nachspürt — aber nun fühlte er's schmerzhaft, die Erde war überall schön auf die eine oder andre Art, aber es gab für jeden einen Winkel, wo man nicht mehr daran dachte — man liebte sie eben.

Britta neigte sich über ihn. Die sinkende Sonne, die hinter ihr zum Fenster hereinschien, wob ein Gespinst von Abendgold und flimmernden Härchen um ihren kleinen braunen Kopf, um den Umriß von Schläfen und Wangen und verlieh ihr auf einen Augenblick das warme, reife Weizenblond einer jungen Ceres.

„Du siehst aus wie Frau Holle" — sagte Mucki. Wenn man Märchen erwähnte, wurde vieles in ihr wach, süß und quälend. Sie sah den Bruder als ganz kleinen Jungen wieder, und es standen plötzlich allerhand Dinge vor ihren Augen, an die sie sonst nie dachte: ein Lampenschirm, der ein Giebelhaus darstellte, mit Dach und Schornstein und Fensterluken aus rotem Papier, ein Bilderbuch „Les aventures de monsieur Crépin", das sie abends beim Schein dieses Lampenschirms kolorierten, und dann das Märchenbuch, aus dem sie einander abwechselnd vorlasen; nur wenn es sehr herzzerreißend wurde, das las man allein, es war weniger genierlich, man wär ja seiner Stimme nicht mächtig gewesen,

wenn es hieß: „O Fallada der du hangest, o Königstochter die du gangest —“. Und auch jetzt, obgleich sie das Märchenbuch mitgenommen hatten, bestand das stillschweigende Abkommen, daß daraus nicht vorgelesen wurde.

„Du siehst mir nicht recht behaglich aus, willst du nicht höher sitzen?“ sagte sie. Er ließ sich aufrichten und dem Fenster zuwenden, gab aber ihre Hand nicht frei, ob er auch von ihr wegsah, in den blasser werdenden Himmel.

„Lies mir noch den Schluß,“ bat er, „die letzte Seite, wo der Zentaur ganz uralt geworden ist . . .“

Und Britta las stehend, das Buch zum Fenster gewandt, um das letzte Licht zu erhaschen: „Ich aber, o Melampus, gleite hinab ins Alter, friedlich, wie Gestirne vergehen. Noch immer bin ich stark genug, die Felsen zu erklimmen, wo ich verweile, sei's um den freien ruhlosen Wolken nachzublicken, sei's um am Himmelsrand die regnerischen Hyaden, die Pleiaden und den großen Orion aufsteigen zu sehen. Aber ich erkenne, daß ich zusammensinke und immer rascher mich auflöse, gleich halbgeschmolzenem Schnee, der die Flüsse hinabtreibt. Bald werd ich mich mit den Strömen vermengen, mit ihnen dahingehen durch der Erde mächtigen Schoß.“

Muckis Hand öffnete sich:

„Gleich halbgeschmolzenem Schnee, der die Flüsse hinabtreibt“ — sagte er leise . . .

Dörnberg, den 28. April.

Meine lieben Kinder!

Es ist mal wieder ein Schauderwetter, und ich habe mich nach dem Kaffee in die „Bücher“ versenkt und ein bißchen gerechnet, denn man soll sich von Zeit zu Zeit kasteien. Und siehe da, ich entdeckte, daß es mit dem Mammon besser steht, als ich geglaubt. Auch sagt Baumann, das Dach vom Schafstall ließe sich wohl noch mal überflicken.

Also steckt der fröhliche Landmann — welches greuliche Klavierstück mir seinerzeit manchen Fluch entlockt hat, als Brittchen es stundenlang übte und immer an derselben Hürde niederbrach — also — der fröhliche Landmann kann die Grüngehäkelte wieder in die Hirschlederne stecken, oder vielmehr ihren Inhalt zu etwas Besserem brauchen als den Schafen Paläste zu bauen.

Nämlich — dieses ist der langen Rede kurzer Sinn — ich will Euch demnächst besuchen, Ihr Haimons-Kinder, und sehen, wie Ihr haust.

Ich bin ja nur einmal, vor ewigen Zeiten, als mein grauer Schopf noch braun war — im Alpenland gewesen, sah mir den Löwen in Luzern an und kaufte mir daselbst einen geschnitzten Nußknacker, den ich noch habe. Aber er knackt nicht mehr. Auch ging ich auf verschiedene steile Aussichtspunkte, wo ein Mensch mit grünen Hosenträgern in ein Nebelhorn blies, um das Echo der Täler zu wecken. Und prächtiges Vieh sah ich dort, besonders ein junger Stier ist mir

unvergeßlich, mit einem krausen Fell auf der Stirn, den hätt ich am liebsten mitgenommen — und immer noch, wenn ich vom Baron von Ochsenstjerna lese, muß ich an das Vieh denken. Im übrigen war ich damals in eine wunderschöne englische Lady vergafft und sah nicht viel außer ihr. Sie saß so schwipp auf ihrem Maultier und hatte die schönsten Hände. Dann erschien ihr Verlobter, das war ein langer Schlaks, aber doch ein pickfeiner Kerl, und da ließ ich die Schweiz Schweiz sein und bin seither nicht mehr dort gewesen. Also ist's an der Zeit, meine Bekanntschaft mit dem Lande aller Bürgertugend aufzufrischen, und ich bitte Brittchen, mir bei Euch oder in einem Gasthof dichtebei eine Stube zu mieten, wenn möglich mit einem vernünftigen Kachelofen, denn die Zentralheizung benimmt mir die Luft.

Aus unserer Stille ist wie gewöhnlich nicht viel zu berichten. Die Kapitelsdame ist wieder mal an unserm Himmel aufgetaucht. Auch ihretwegen scheint mir die Flucht in die Berge geboten. Denn Johanna Lossow hat eine eigne Fähigkeit, den schlummernden Leuen in mir zu wecken. Ich weiß nicht, was in die Menschen gefahren ist. Meine gute Mutter war gewiß christlich gesonnen, und außer bei Mumps oder sonst was Ansteckendem mußten wir alle Sonntage in die Kirche, aber sie sagte immer: Von Religion und von Verdauung spricht man nicht. Aber Johanna mit den Plüschaugen muß uns immer was zu raten geben mit ihrem Seelenstoffwechsel, diesmal hat sie wieder was Neues, es heißt „mystische Bewegung" und soll aus Amerika herübergekommen sein, wie der Koloradokäfer.

Sie hatte ja immer so was von der heiligen Therese, das Asketisch-Glimmende möcht' ich's nennen; aber eins muß man ihr lassen; wenn sie in vollem Wichs ist, mit Schleier und Ordensband, alle Achtung, das hat Stil. Neulich bei der Silberfeier in Klein-Föhrde schoß sie doch eigentlich den Vogel ab.

Nun besitz' ich ja die alte verfledderte Bibel, aus der sich der gute Onkel Klaus, den Ihr leider nicht mehr gekannt habt, von seinem Kutscher vorlesen ließ, wenn er mit Hexenschuß zu Bett lag. Wenn dann das Kapitel zu Ende war, sagte Onkel Klaus: „Johann, gefällt dir das?" Dann sagte Johann manches Mal: „Nee, gnäd'ge Herr, dat gefällt mi nich so sehr." „Mir auch nicht," sagte Onkel Klaus, „reiß es raus, Johann." So ist die Bibel allgemach recht dünnleibig geworden; besonders in den Propheten sind viele Lücken. Na, das hat mir nun Johanna greulich übelgenommen, daß ich das in ihrer Gegenwart dem Pastor erzählt habe, der es aber ganz gut aufnahm und furchtbar lachte; und nun wollt' es das Verhängnis, daß ich beim Diner in Klein-Föhrde neben sie zu sitzen kam. Sie warf mir einen Blick zu — ganz sanfte Mondecar, überirdisch und ohne Groll; mir wurde trocken im Halse. Auf meiner andern Seite hatte ich Sibylle aus Briesen, aber die ist ja nur Ehrenstiftsdame und kommt gegen Johanna im Ornate nicht auf. Sie war in grauer Seide und hatte ihren

Häuptlingsschmuck aus Hirschhaken angetan. Ein famoses altes Mädchen; ziegelrot gebrannt, und macht nun alles selber; jeden Morgen um viere schon auf dem Felde; soll eine Musterwirtschaft sein. Ich unterhielt mich sehr gut mit ihr; wenn sie auch ihre Schrullen hat, aber ich hab' schon manchen guten Rat von ihr bekommen.

Zu der Feier waren übrigens Paulchens Braut und deren Vater gekommen. Paulchen strahlte, wozu er auch allen Grund hat. Sie sah reizend aus, schlank wie eine Weidenrute und prachtvolles Haar. Der alte Rennschmidt hat einen süperben Kopf; rassig, nicht ein Lot Fett am Leibe, alles Muskel und Stahl, und so ein Paar Augen wie Röntgenstrahlen; kein Wunder, daß er den Leuten ihre Krankheiten an der Nase abliest.

Aber Paulchens Verwandtschaft schritt einher wie die Götter Walhalls mit Kammerherrnschlüsseln. Besonders Leontine war zum Schreien, wie sie Rennschmidts begrüßte; so ein Flötenton, wie Serenissima bei der Denkmalsenthüllung.

Sonst hätt' ich heute nichts zu erzählen, man lebt so stillechen und wird nicht jünger. Die kleinen Begebenheiten sind's nicht wert, mit Feder und Tinte aufgespießt zu werden. Das ist, als ob man durch ein Hörrohr übers Wetter reden wollte. Da schweigt man lieber. Aber das alte Haus gefällt mir nicht ohne Mucki und Brittchen, und wenn oll Mieneken kommt, die Dielen zu scheuern, frägt sie immer nach Euch und sendet freundlichen Gruß. Übrigens hat es oll Mieneken mit Tante Gunda verschüttet, weil sie jung Mieneken zur Konfirmation ein Korsett gekauft hat; — jung Mieneken hatte sie wohl bis aufs Blut darum gequält. Ich mußte lachen, aber Tante Gunda war sehr ärgerlich, sie sagt, das sei wieder so ein Symptom, und überall schwankte der Boden unter unsern Füßen. Das mußt ich Euch doch berichten.

Ach Kinderchens, die Zeit ist mir recht lang geworden nach Euch. Mein altes Tafelklavier hat auch, seit Ihr wegfuhrt, das Maul nicht mehr aufgetan. Ich pfeif' mir manchmal des Abends Brittchens Allegretto vor — Tik — titititititik — tititik — aber sehr Allegretto ist mir dabei nicht zumute. Na, nun steht alles voll Leberblümchen im Park, und massenhaft Himmelsschlüssel — freilich noch zusammengekrullt — auf dem Rasenplatz. Jeder Frühling ist doch wie ein Geschenk — meist ein unverdientes. Und bis die große Linde summt, dann sitzt Ihr bei mir auf der Bank zwischen den Oleanderkübeln.

Feinen norwegischen Hafer haben wir gebaut, der wird so hoch wie Schilf, der Klein-Föhrder Inspektor preist ihn in allen Tönen. Die „Schwarze Kute" wollte Baumann durchaus dränieren, aber ich hab' um sie gekämpft wie um eine Königsbraut, Mucki soll seinen Sumpf und seine Libellen wiederfinden, ob mir's auch gegen mein landwirtschaftliches Gewissen geht.

In Klein-Föhrde hat sich übrigens noch eine schöne Geschichte zugetragen.

Nach der Einsegnung ging Henning — ganz Kammerherr und Johanniter — zum alten Puhlmann, der am selben Tag seine goldne Hochzeit beging, und wollt' ihm wohl recht was Leutseliges sagen über das eigenartige Zusammentreffen. Aber Puhlmann kam ihm zuvor, schüttelte ihm die Hand so recht verständnisvoll und sagte: „Ih Jott, gnäd'je Herr, ick weet et jo, wie ein tomut ist, wenn man so fünfundtwantig Johr tosammgehuckt hat — da wird man et so leid, so leid! . . ."

Nun lebet wohl, meine lieben Kinder, und Brittchen soll sich gleich nach dem Stübchen umtun, denn wenn ich reise, muß ich gleich reisen, in drei Wochen muß ich zurück sein, da ist Termin in Vormundschaftssachen für Heinzens kleine Bengels. Es ist alles drunter und drüber, und die Frau Mama unpraktisch und aufgeblasen — ich muß aufpassen wie ein Schäferhund.

Es sehnt sich recht nach Euch Euer alter Onkel Grahnstedt.

Eingelegter Zettel: Mein geliebtes Kind, ich wollte mich nicht telegraphisch ansagen, das hätte Mucki stutzig gemacht, darum reise ich auch nicht sofort. Aber ich denke, in drei Tagen. Der Sanitätsrat schreibt, es könnte sich wohl noch einmal geben, auf einige Zeit, wenn keine Komplikation käme, die er aber nicht erwartet. Darauf laß uns hoffen, ohne Hoffnung ist man schwach. Wenn er sich nicht quält, der liebe Jung, dann ist ja jeder Tag ein Geschenk. Was kann ich Dir sagen, mein Brittchen; beiß die Zähne zusammen, je ruhiger Du bist, desto besser für ihn. Na, mit Dir ist mir nicht bange, ich weiß, Du stehst Deinen Mann. So drücke ich Dich an mein altes kummervolles Herz. Ich hab' den dummen Brief geschrieben, damit Mucki nichts merkt und ein bißchen lachen soll — froh war mir nicht zumute. Aber was will man machen. — Stillhalten, wenn kämpfen nichts mehr hilft. Aber Dein Kummer ist der größte, darum will ich nichts weiter sagen. Also auf Wiedersehen, Donnerstag gegen abend denk ich, aber ich telegraphiere noch von Zürich aus.

Die arme Gunda ist ganz aufgelöst; sie dauert mich von Herzen.

Dein getreuer Onkel Grahnstedt.

Es war der erste Abend gewesen; nur wenig Stunden früher waren Britta und Onkel Grahnstedt angelangt. Der erste Abend; man war ziemlich spät auseinandergegangen. Die beiden Alten schienen sich wohl zu fühlen in Brittas Nähe. Wie sich verfrorne, verregnete Vögel die gesträubten Federn zu glätten beginnen beim ersten Sonnenstrahl.

Tante Gunda war recht alt geworden. Ihre Unterlippe zitterte nervös, und sie wiederholte den Schluß jedes Satzes, den Britta sprach, und hatte etwas Behutsames bekommen, wodurch sie sich sonst nicht ausgezeichnet hatte; denn sie verfiel wohl bisweilen in den alten Ton der Selbstüberzeugung, brach dann aber plötzlich ab, mit zuckendem Mund, als wollte sie sagen: „Ich kann mich ja auch irren". „Aber gewiß, Tantchen," sagte Britta weich, „morgen wollen wir das

alles zusammen überlegen, natürlich regt es dich auf. Aber vielleicht läßt sich's doch in Ordnung bringen, wenn ich dir helfen kann, ich tu's ja so gerne." Ja, sie würde neue Lasten zu tragen bekommen, und es war gut so. Die liebe, schmerzende Last war von ihr genommen, und es tat weh, wie wenn man sich aufrichtet nach langem Bücken. Aber nun würde sie sich dies oder das aufladen, o gerne, gerne.

Onkel Grahnstedt trommelte auf den Tisch, und nun pfiff er auch — ganz leise nur — den Hohenfriedberger zwischen den Zähnen. Das tat er immer, wenn er erregt war und sich zusammennehmen mußte. Tante warf ihm einen Blick zu und machte, was Mucki „das Gesicht der Herzogin von Olivarez" genannt haben würde.

„Ach Onkelchen, pfeif doch lauter, wenn es Tante nicht stört," sagte Britta. „Aber schwedische und finnische Märsche kann ich dich jetzt lehren, die sind wundervoll, ich will sie gleich kommen lassen." Und dann erzählte sie von Karen Sibelius' herrlichem Spiel. Darüber konnte sie ruhig reden, sie hatte es längst in sich verwunden, wie man Nesseln zerdrückt; das brannte sie nicht mehr . . . Da waren andre Dinge, vor denen ihr bangte; allerhand Unentrinnbares, das sie sich nicht auszudenken wagte: das Wiedersehen mit dem Boot am Fischkasten, der Blick auf die blitzenden Mummeln, der dunkle Weg zwischen den Haselbüschen, am Gartenzaun, wo es immer nach verfaulten Blättern roch, die alte Sitzbank oben auf dem Hügel, hinter der ein Haselbusch stand (Hähnchen und Hühnchen gingen zusammen auf den Nußberg, o still davon!). Und dann die Sattelkammer und der Stalljunge, der sechzig Jahr alt war und immer noch Stalljunge hieß; er war von Kind auf ein bißchen seltsam gewesen; was würde er sagen, daß sie nun allein zurückkehrte? So Kindische finden oft Worte, die einem durch und durch gehn.

„Herr Pastoohr ssteht draußen in der Halle, er will aber durchaus nicht sstöhren", sagte Ida mit der hannöverschen Klangfarbe. Britta war blaß geworden; sie fürchtete sich vor geistlichem Trost; sie hatte nun schon halbwege „Ordnung gemacht", nun sollte man nicht mehr daran zerren, ach, stille nur, stille!

Sie stand auf. Draußen in der Halle, im Halbdunkel, ging die erste Begrüßung leichter vonstatten. Aber der freundliche Mann war heute gar nicht pastörlich. Die stillen traurigen Augen, die sie zu ihm aufschlug, erschütterten ihn. „Sei getreu bis in den Tod" — das war alles, was ihm in dem Augenblick einfiel, und daß solche Treue ihren eignen Schmerz, aber auch ihren eignen Trost in sich schließt. „Gott helfe Ihnen, Gott helfe Ihnen, wir sind ja alle zu Tode betrübt", weiter sagte er nichts.

Dann war er hereingekommen. Britta hatte ihm Tee eingeschenkt, Kuchen und Erdbeeren gereicht. Dazu war von diesem und jenem die Rede gewesen, von der neuen Orgel, der Verlobung des Doktors, dem Kinderwaldheim, das

diesen Sommer eröffnet werden sollte. Sie sprachen ein wenig hastig, es sollte keine Pause entstehen, sie wollten sich weismachen, daß dieser Abend nicht anders sei als unzählige andre, die sie so oft bei der Teemaschine, mit dem Pastor schwatzend, verbracht. Aber durch die Worte regte sich das dumpfe Bewußtsein, daß unter dem allen ein großer Schmerz lag und wartete: einer von denen, die im ersten Morgendämmern aufwachen und sich einem auf die Brust setzen, schwer und trostlos.

Nun hatte Britta der Tante auf deren Zimmer Gutenacht gesagt, wo so viel Tischchen und Deckchen waren und kleine Porzellanhunde auf den Etageren, und über dem Sofa, unter dem Christus von Plockhorst, all die Bilderchen von ihr und Mucki. Sie, ein weiches, zutunliches Kind, mit großen zärtlichen Augen, runden Schulterchen, die sich aus dem weißen Kleidchen herausarbeiteten, und kleinen festen, treuherzigen Händen, die sich ein bißchen eifersüchtig um Mucki legten, der, klein und spitz, in Sammetkittel oder russischer Bluse neben ihr saß auf hohem Schemel, wie ein junges, verfrornes Vögelchen; oder später, als Schüler und Konfirmand, spillerig und immer etwas müde, und schon mit dem Ausdruck im Gesicht, als begriffe er nicht recht, wozu die ganze Anstrengung des Lebens nötig sei.

Tante begann in ihrer atemlosen Art von allerhand Häuslichem zu reden; plötzlich übermannte es sie und sie mußte sich setzen, gerade auf das Sofa unter die vielen Bilderchen, und kleine, spärliche Altweibertränen rannen ihr in die Mundwinkel herab. Ach Gott, wie klein und hilflos sie aussah — es wurde Britta leicht, sie zu umarmen und ihr tröstend die bebenden Schultern zu streicheln.

Dann war Ida mit dem Apfeltee gekommen, und sie hatten sich getrennt. Rasch und ohne sich umzublicken ging sie durch die verödeten Fremdenzimmer, durch den großen hallenden Gartensaal; da blieb sie stehen.

Das Mondlicht lag auf der Diele, eine breite silberne Lache, wie hingeschüttet, und von den Wänden blickten die weißen Götterbüsten, träumerisch, teilnahmslos. Da machte sie rasch und leise die mittelste der großen Glastüren auf und stand vorgebeugt und horchte auf das wohlbekannte Gesäusel in den Baumwipfeln.

Die Pfade durchschnitten silberweiß den fahlen Rasenplatz, die Büsche glänzten geisterhaft auf einer Seite und versanken mit der andern in Finsternis. Aber geradeaus, im Rondell, stand Fortuna über dem Gewirr scharfer dorniger Zweige, scharfer zackiger Schatten. Sie lächelte, sie wandte den schlanken Hals; es war, als ob sie Eile hätte; das rückwärts wehende Kleid spaltete sich über dem Knie. Und sie hielt das Füllhorn hoch empor über das Rosengestrüpp, das sich mit langen dornigen Trieben nach ihr reckte.

Britta schauerte: wann war sie fortgegangen? Wann war sie wiedergekehrt? Vor einem Jahr? Heute? Oder waren es hundert Jahre gewesen?

Lux aeterna luceat eis . . . die Worte hatten all die letzten Tage in ihr getönt und geschwungen wie Glocken; es war mehr ihr Klang als ihr Sinn, der sie getröstet; sie hatte sich daran geklammert wie an goldne Säulen. Lux aeterna . . . das klare Licht, das dort so früh kam und so spät schwand über den reinen Höhen! Dort war Mucki, dort hatten sie ihn gelassen, der immer ins Licht, nie ins Dunkel hatte blicken mögen. Dort knospten nun schon die Alpenrosen, die winzigen Rinnsale schäumten an den Grashängen herab, die dunkelblauen Glockenblumen blühten in tiefster Einsamkeit und raschelten, wenn der Wind über sie hinfuhr. Aber sie sah es wie durch ein Flimmern. Und die Gesichter auch, die sie dort täglich gesehn — verschwommen; die Stimmen — verklungen. Fremd geworden, jetzt schon?

Lassen . . . sie hatte zwei-, nein, dreimal von ihm gehört, zwei Karten erst und jetzt der Brief. Bisher ging es ihm gut. Das war genug; mehr wollte sie nicht. Nur bißchen Atem holen, aber recht viel Arbeit doch, recht viel friedliche Sorgen wünschte sie sich, so wie Mütter gesunder Kinder sie haben mögen. Aber würde das nicht zu still sein, zu sehr wie ein Hintergrund, auf dem die Gedanken allzu deutlich werden? Gedanken, Sehnsucht . . . wer weiß. Einstweilen war sie ja ganz ruhig, sie wunderte sich selbst, wie ruhig alles verlaufen war. Ein weicher Hauch fuhr durch den Garten. Sie kannte ihn wohl, den streichelnden Wind in den Laubkronen, den Linden und Pappeln und der schwarzen Allee rotblühender Kastanien. Sie kannte all das leise Klirren und Knarren in Stall und Scheune und den Geruch von Garten und Teich zu dieser Stunde. Der Flieder war verblüht, aber die Jasminbüsche trieben ihren Duft weithin in die Nacht — süß — durchdringend — es schnitt ihr ins Herz: hier überall war Mucki ein kleiner Junge gewesen!

Vom Hof her, kläglich, anschwellend, kam das Gebrüll einer Kuh — der hatte man wohl das Kalb genommen: sie kannte den dumpfen, verzweifelten Ton.

Da war's, als höbe sich der schwere Stein, mit dem sie alles versiegelt hatte; es flutete empor und quoll und quoll; ihre Hand umklammerte die Fensterklinke, und sie drückte die Stirn gegen den erhobenen Arm. So stand sie in der silbernen Nacht, durchrüttelt von Schmerz, in heißen, verzweifelten Tränen.

— —

Sie hatte sich wohl verschlafen, denn als sie aufwachte, saß Onkel Grahnstedt an ihrem Bett. Sie reichte ihm die Hand, und er fuhr darüber hin mit seinen roten, verschrumpelten Gichthänden.

„Kindchen," sagte er, ohne sie anzusehen, „das Leben hat seine Härten, daran ist nicht zu tippen; aber nun ist's einmal so. Man muß nur seinen Weg gehn und versuchen, möglichst wenig zu zertreten. Allmählich — ja es geht ein bissel langsam damit — renkt sich manches wieder ein, oder auch wir werden eingerenkt; es kommt schließlich aufs selbe heraus. Und dann — zuletzt — summa

summarum — war's doch wieder schön, wenn man auch nicht gerade von vorne anfangen möchte. Na — für solche Vogelperspektiven bist du noch zu jung, und wirst auch vermutlich eine ganz andre haben, wenn du mein liebliches Alter erreicht hast. Denn die Kirchtürme sind von sehr verschiedener Höhe, und jeder Mensch sitzt zuletzt auf einem andern und beguckt sich, woran nichts mehr zu ändern ist — und redet klug.

Willst du mir helfen, Kind? Hier ist alles ein bissel vor die Hunde gegangen in letzter Zeit; ich hatte keinen Spaß mehr an der Geschichte, seit ich ahnte, daß der liebe Jung nichts mehr von haben würde. Aber das war Schlappigkeit von mir, denn Heinzen seine kleinen Strohköppe werden's auch einmal brauchen können, besonders mit der Frau Mama, der aufgeblasnen Pute, die alles verlottern läßt. Hier soll es aber in Schick und Ordnung sein, wenn ich mal 's Buch zuklappe und die Schlüssel abgebe, und Tante Gunda mir Hortensien auf'n Kopp pflanzt und mich alle Abend begießen kommt mit der Grünlackierten. Na ja, ich geh nun runter zu ihr. Hast du gemerkt, wie fein wir jetzt miteinander auskommen? Ach Kindchen, wenn man sich so ums selbe grämt — das ist besser als Tischlerleim und die edelsten Vorsätze. Na, nu werd' ich dir Ida mit dem Kaffee schicken. Das Frauenzimmer geht mir fürchterlich auf die Nerven; immer nagt sie an einem heimlichen Familienschmerz und flötet. Wenn man sie doch in'n Vogelbauer sperren könnte und in die große Pappel hängen — sie hat 'ne Stimme wie'n Pirol, und dann sagt sie immer Nachtmahl für Abendbrot — wo sie das nur her hat — es klingt so schauerlich, ich muß immer an Hinrichtung denken. Also Brittenkind, du trinkst heute deinen Kaffee hier oben und faulenze erst noch ein bißchen — nachher hol mich ab und wir gehn mal nach der Schonung auf'n Voßberg, die kleinen Tannen strecken sich gehörig, du wirst auch deinen Spaß dran haben, und der norwegische Hafer — das ist eine Pracht." . . . Damit ging Onkel zur Tür hinaus.

Britta setzte sich im Bett auf und schlang die Hände um die Knie.

Die Sonne schien hell auf die verblichne großblumige Tapete, auf den abgenutzten Teppich, den alten, blankpolierten Hausrat; ach und wie süß rochen Reseda und Rosen auf dem Tisch.

Die Vase hatte gewiß Tante Gunda hingestellt, sie war aus rotem Glas und stand sonst, mit andern Heiligtümern, in ihrer Servante.

Im Hof wurden Leiterwagen hin- und hergeschoben, und die Kühe brüllten; die Stalltür stand offen, und sie rochen das frische Grünfutter. So ein blauer Frühsommertag, mit weichen, runden Wölkchen, und die Saaten standen alle gut und reichlich. Onkel Grahnstedt! Wie lieb er's doch meinte, ach von jeher, so lange sie denken konnte. Sie wollte tüchtig mit ihm arbeiten. Pflichttreue? Ach, ein dummes Wort; wenn man jemanden lieb hat, weiß man nichts von Pflichten.

Ja, nun wollte sie sich fertig machen und mit ihm nach der jungen Schonung gehn.

Henriette Feuerbach/ Briefe an J. V. Widmann



Als J. V. Widmann, damals ein jugendlicher Student von kaum zwanzig Jahren, Henriette Feuerbachs Haus in Heidelberg betrat (1862), war die schwergeprüfte Frau in hohem Maß dem Zusammentreffen unglücklicher Verhältnisse unterworfen. Nach grausamer Enttäuschung über den Ausgang der Verhandlungen mit Karlsruhe hatte sie ihren Anselm nach Rom zurückkehren lassen. Ungewiß über sein körperliches Befinden, voller Sorgen für der Stieftochter Emilie zarte Gesundheit, ängstlich auch für das Ergehen ihrer erkrankten Nichte und des ihr allein gebliebenen Bruders Christian, mußte sie solche Gedanken verschließen, um mit Musikstunden und kleinen schriftstellerischen Arbeiten, verzichtend sogar auf ein Dienstmädchen, sich durchzuhelfen. Während nun Anselm durch die Beziehungen zu Schack der Weg freier wurde, Emilie als Märchendichterin Anerkennung fand, schaffte die Mutter neben ihrem Haushalt an den Ergänzungen zu Oesers Geschichte der Poesie, bereitete ihre Arbeiten über Uz, Chronegk und Georg Forster vor.

Diese dunkle Zeit hat Widmann miterlebt. Seine Anhänglichkeit, die sich bis zu Henriette Feuerbachs Tode erhielt und noch später in der Widmung des Dramas Oenone („dem Andenken der deutschen Griechin") öffentlich aussprach, ist von der vielfach zurückgewiesenen Frau hochgehalten worden, und so muntert sie den Freund nach seiner Übersiedlung in die Schweiz an, ihr stets seine dichterischen Versuche vorzulegen. „Was meine früheren poetischen Versuche betrifft," schreibt J. V. Widmann dem Herausgeber, „so ist mir natürlich leid, daß gerade diese unbedeutenden Anfängersachen eines Menschen behandelt werden, der langsam, sehr langsam reifend, erst im späteren Mannesalter die Werke hervorgebracht hat, auf denen er gern mit seinem Namen steht. Aber diese freundlichen Urteile liegen nun einmal in der Natur des Verhältnisses der trefflichen Frau zu dem jungen Studenten, der in seinen Mannesjahren durch die Familie, für die er zu sorgen hatte und durch das Schulamt, das ihm übertragen worden, in seinem Schaffen lange gehemmt blieb." Das Drama Iphigenie in Delphi, die Dichtungen „Parcival" und „Buddha", die Manuskript gebliebene Komödie „die Maulwürfe", die Novelle „die geistliche Sirene", das später von Götz komponierte Libretto der oftmals aufgeführten Oper „der Widerspenstigen Zähmung" und andere Arbeiten wurden in Heidelberg durchgesehen und mit offener Kritik bedacht. Und neben dieser ernsten Aussprache stehen Äußerungen menschlicher Teilnahme, die mit besonderer Rührung ergreifen, wenn wir bedenken, wie schwer es der Schreiberin werden mußte, sich von den Stimmungen zu befreien, die ihr selbstloses Wesen nur einer Richtung — dem Schicksal des Sohnes — sich zuzuwenden zwangen.

Mein lieber junger Freund! Heidelberg d. 28ten Juni 1864.

Das Couvert wird Ihnen schon von außen sagen, daß alle Ihre schwarzen Befürchtungen kaum schwarz genug sind um die Wirklichkeit zu erreichen. Ich habe meinen einzigen Bruder und seine Tochter, meine einzige Nichte, innerhalb einer Woche verloren, den ersten nach kurzem, die andere nach langem qualvollen Leiden. Dann bin ich krank gewesen und habe mich auch jezt noch nicht ganz erholt, wenigstens gemüthlich nicht. Die Eindrücke waren so heftig und schrecklich und der Kummer ist so tief und nachhaltig, daß sich ein grauer Schleier vor meine Augen gezogen hat, durch den ich die ganze Welt mit allem Schönen Lieben Herrlichen nur halb und die Hälfte nur ganz getrübt anschauen kann. Gegenwärtig ist es nur der Verstand der zum Leben Hülfe leistet, und ich fühle diese Hülfe wohl schätzbar aber wenig tröstlich. Wie lange ich brauchen werde um diesen Sturm zu verwinden und innerlich zu verarbeiten, darüber bin ich noch ganz ahnungslos. Mir wills vorkommen als würde es gar nicht mehr anders, aber hoffentlich ist das nur krankhaftes Gefühl.

Nach dieser gründlichen und vollständigen Entschuldigung will ich Ihnen sagen, daß mich Ihr erster und der heute empfangene Brief troß allem Gram doch sehr gefreut und wohlthätig berührt haben. Ich habe nur nicht recht Kraft es auszusprechen, aber die Erkenntnis und das Verständnis und die Freude an Ihrem frischen jugendlich naiven poetischen Gefühl ist doch noch vorhanden, und es war recht lieb und gescheut von Ihnen, daß Sie mir in meine Dämmerung ein wenig von Ihrem Sonnenschein geschickt haben. Lassen Sie sich nun eben das Stückchen Schlagschatten nicht verdrießen, das Ihnen dieser Brief bringt.

Ihr Reisebericht ist ganz allerliebst und eigentlich zu gut um in einem Privatbrief zu stehen. Ich will ihn herausschreiben und zur Unterhaltung etwas abgerundet, Ihnen wiederschicken, dann kann er Ihr Reisecapital auf würdige Weise vermehren. Den Auffatz in der Gartenlaube habe ich nicht gelesen. Ich habe aber gleiches Schicksal mit einer Recension der Starkschen Niobe in den Grenzboten gehabt. — Sie haben den Kopf abgeschnitten und das Ding dann ganz vorbereitungslos mit der Pistole in die Öffentlichkeit geschossen. Ich freue mich über Ihre kühnen Pläne und kann Ihnen sagen, daß Sie ein recht glücklicher Mensch sind, wenn Sie es nicht schon von selbst wissen.

Was die Iphigenie betrifft, so hat Ihr Freund vom völlig antiken Standpunkt vielleicht recht, aber es kann sich doch kein Moderner denken, eine antike Tragödie zu schreiben. Er behandelt eben (im modernen Sinn auf entsprechende Weise) einen antiken Stoff. — Ich finde nach meinem Gefühl keinen Fehler in dem dramatischen Effect des Nichtwissens, der allerdings in der Realität nicht besteht, weil jedermann es weiß — was freilich, beiläufig gesagt, keine Entschuldigung für die Anlage des Drama sein dürfte. Ich freue mich Ihren Freund gesund zu wissen.

Emiliens Märchen sind im Gewande eines Schulkatechismus elendiglich erschienen, sie werden demnächst ein Exemplar von ihr erhalten, unter der Bedingung daß Sie wenn möglich zu dem unsterblichen Ruhm desselben beitragen mögen. Können Sie mir die Novelle nicht schicken, wenn sie gedruckt ist?

Rom! Ja — wenn ich so gute Erwerbsreisequellen hätte, wie Sie. Ich möchte wohl den Winter so etwas Großes brauchen — aber es geht nicht. Schreiben Sie mir recht bald wieder — Sie thun ein gutes Werk. Uz und Cronegk? Dreimal O. keine Zeile!

Mit den besten treulichsten Grüßen Henriette Feuerbach.

Heidelberg 8 t. Dec. 64.

Ich gehe ordentlich mit Sorge daran Ihren lezten lieben und reichen Brief nebst Beilage zu beantworten, weil in den kurzen Blättern ein so gewaltiges Stück verhängnisvolles Schicksal eingeschlossen ist. Meiner herzlichen Theilnahme sind Sie versichert und es wäre jedes Wort darüber überflüssig. So will ich Ihnen denn nach meinem besten Wissen und sorgfältigsten Einsicht in aller Wahrhaftigkeit antworten, was ich auf Ihren Brief zu sagen weiß.

Sie sind noch sehr jung, lieber Herr Widmann, um sich zu verloben, indessen kenne ich hier die Verhältnisse nicht, und es bleibt mir wirklich gar nichts übrig als Ihnen meine aufrichtigsten Glückwünsche zu sagen, die ich Ihnen vielleicht in einigen Jahren lieber und mit größerer Zuversicht ausgesprochen hätte, die aber deshalb nicht weniger treu und gut gemeint sind.

Auch der Iphigenie hätte ich wohl noch etwas Zeit gewünscht — ein so großer Stoff fällt schwer ins Gewicht und bedarf wohl einer reifen und treuen innerlichen Vertiefung. Auch dazu sind Sie noch sehr jung, mein lieber Freund — aber wie denn das Eine das Andere nach sich zieht, so muß man der antiken Brautjungfer denn auch seinen besten Segen geben zu ihren Auftreten in der Öffentlichkeit. Daß Sie meiner dabei freundlich gedenken wollen, ist sehr lieb von Ihnen, und ich nehme es auch sehr gerne an, wenn Sie mir dabei eine kleine, vielleicht capriziöse, demungeachtet aber für mich individuell wichtige Bedingung erlauben wollen. Es ist nehmlich für mich ganz unüberwindlich, meinen Namen ohne ein unangenehmes Gefühl, gedruckt zu sehen. Diese Abneigung ist so stark, daß ich das Ende der Biographie Feuerbachs deshalb nur immer mit Widerwillen ansehen kann. (Mein Name wurde damals ohne mein Wissen mit gedruckt.) Wollen Sie die Anfangsbuchstaben nehmen, so ist mirs recht. Außerdem aber habe ich Ihnen einen bessern Rath zu geben, der für Ihr Gedicht und für Sie ersprießlicher sein dürfte. — Dedicieren Sie die Iphigenie Ihrem Lehrer und Freund Wackernagel. — Was mich betrifft, so ist mir Ihre Absicht so werth und erfreulich, als es nur immer die Ausführung sein könnte.

— Thun Sie indeß wie Sie es für das Beste halten. Auf die eine wie auf die andere Weise werde ich Ihr Werk mit der lebendigsten Theilnahme empfangen und danke Ihnen einstweilen im Voraus für die Gesinnung in welcher Sie das Buch mir widmen wollen.

Nun die Novelle. — Der Anfang ist schön und echt novellistisch — die Ver- und Entwicklung aber scheint mir zu aphoristisch und flüchtig. Mich dünkt der Gegenstand hätte einer eingehenden innerlichen Verarbeitung bedurft, die Personen einer individuelleren Charakteristik. Daß Sie, als Sie diese Novelle schrieben, der Psychologie der Leidenschaft noch nicht gewachsen waren, wird Ihnen kein vernünftiger Mensch zum Vorwurf machen. Aber es ist doch ein wenig Schade um den pikanten Stoff, daß Sie ihn nicht breiter und tiefer angelegt haben. Sie sehen ich verläugne mein altes Amt nicht. — Es sei dies auch nur so beiläufig gesagt und wenn ich Ihnen für Ihre Poesie einen Rath zu geben hätte, so wäre es nur der: recht tief zu graben nach dem Schatz der menschlichen Wahrheit, um so tiefer und vorsichtiger, je leichter es Ihnen wird der dichterischen Empfindung Ausdruck zu geben. Es ist dies eine gesegnete und zugleich gefährliche Gabe. Indem ich dies in Zusammenhang mit der Novelle sage klingt es schwerfällig und pedantisch. — Als allgemeine Bemerkung mag es einige Richtigkeit haben. Sich schwer machen, was Einem der Himmel leicht machte, und umgekehrt, ist zuweilen heilsam und weise.

Und nun — mit Zögern und Widerstreben komme ich auf den Abschnitt Ihres Briefes, der von Ihrem unglücklichen Freunde handelt, und von dem ich nachhaltig schmerzlich erschüttert und ergriffen ward. Was soll ich sagen? — Mir erscheint der unselige junge Mann nach seinem Briefe vollständig erkrankt — ich finde kein gesundes Gefühl in diesen schmerzvollen Zeilen. Wie weit hier wirklich verhängtes oder krankhaft phantastisches Leid im Spiel ist, vermag ich nicht im Einzelnen zu unterscheiden, jedenfalls ist der Ausdruck mehr dem lezteren zugehörig. — Ein maßloser Ehrgeiz scheint die Hauptstimme zu führen — vielleicht auch eine tiefliegende sorgfältig versteckte jugendliche Leidenschaft. Ist es eine von diesen beiden menschlichen mächtigen Triebfedern, dann ist wohl noch zu hoffen, daß eine Abklärung eintritt, vielleicht nach langem Weg — im andern Falle wüßte ich nichts als absolute Geisteskrankheit zu prophezeihen. Welchen Beruf er sich auferlegt hat, vermag ich nicht zu enträtseln. — Die Ausdrücke weisen auf eine ganz außergewöhnliche Lebenslage hin — daß er als Wärter in ein Irrenhaus oder Gefängnis gegangen? (denn religiöse Mission ist es nicht). So etwas begreift niemand besser als ich, aber ich begreife es nur als einen Entschluß, der in der Reife der Jahre mit Ruhe und Klarheit gefaßt werden müßte. Für einen jungen Menschen ist der bloße Gedanke schon Wahnsinn. Ist er nach Amerika in die Spitäler — oder zu irgend einer Verbrechercolonie? Es müßten doch Spuren seines Weges aufgefunden worden sein.

Schreiben Sie mir ja was Sie hören — aber ich fürchte es wird nichts Gutes sein. Wie traurig auch die häuslichen Verhältnisse sein mochten — für ein junges gesundes Talent bleiben hundert Auswege. Hat es Lessing und haben es hundert andere besser gehabt? Aber freilich — was der klaren heitern Tatkraft zu überwinden gelingt, daran muß die düstere phantastische Schwärmerei im Mißverständnis des eigenen selbst scheitern. Ich kann nicht ausdrücken mit welch unsäglichen Mitleid ich an dies Schicksal denken muß. Schreiben Sie mir bald was man von ihm weiß.

Von mir ist nicht viel Gutes zu sagen. Ich bin immer ein wenig unwohl an allerlei größern und kleinern Übeln leidend, wie sie das Alter mit sich bringt, das mir gerade nicht sehr freundlich, aber trotzdem nicht unwillkommen entgegenkommen ist. Sagen Sie Frl. Kestner, wenn Sie sie sehen 1000 treue Grüße. — Ich schreibe in diesem Jahre noch. — Bisher ist es mir schwer geworden ausführlich zu schreiben. — Auch mit diesem Brief ist es mir so gegangen und ich habe auch nur ganz unvollkommen herausgebracht, was ich eigentlich sagen wollte. Es kommt mir fast unmöglich vor meine wenigen Goldstücke in kleine Münze umzusetzen was für den Verkehr doch nothwendig ist. Emilie dankt sehr für die Sorge die Sie ihren Märchen schenken. Es ist auch gut genug angewandt, denn der Verleger dreht sich fortwährend um ein tiefes Loch herum, welches Bankerott heißt. Schließlich fällt er doch hinein.

Ihre Reise, mit der ich hätte anfangen sollen, hat mich erfreut und vergnügt.

Grüßen Sie Ihre verehrten Eltern und Ihre Schwester. — Mit herzlicher Freundschaft Henriette Feuerbach.

Lieber Herr Widmann! Heidelberg, 7. Sept. 1865.

Kaum weiß ich wie ich anfangen soll, mich bei Ihnen zu entschuldigen und noch weniger ließe sich ein Ende finden, wenn ich nicht Ihrer Freundschaft zumuthen dürfte, die ganze schlimme Schuld durch einen großmüthigen Act zu vernichten. Der Sommer ist wie eine Sturmfluth über mich weggegangen und meine Kräfte sind vom täglichen Leben so völlig verschlungen worden, daß ich alles Andere vorübergehen und folglich auch über mich ergehen ließ — Jeder thut was er kann — nicht mehr.

Wie herzlichen Antheil ich an Ihrem Glück nehme, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern. Und man muß sich auch doppelt darüber freuen, weil Sie auf so gar seltene Weise begünstigt sind. Wenn ich dagegen die Kämpfe und schwierigen Lebenswege betrachte, durch welche so viele, ja fast alle mir Nahestehenden sich emporarbeiten müssen, so erscheint mir Ihre vom Glück getragene Jugend fast wundersam. Indessen mögen Sie das frühe Glück der Liebe und die Freude gelungenen Schriftstellerthums wohl vor vielen Andern

verdienen und durch Ihr reines kindliches Gemüth und warum soll es auch nicht einmal einem guten Menschen gut gehen dürfen?

Für Ihre Iphigenie habe ich Ihnen noch herzlich zu danken. Ich habe sie nochmals sorgfältig gelesen und kann Ihnen aufrichtig Glück wünschen zu der wohlgelungenen Arbeit. Im Ganzen ist der Eindruck derselbe geblieben, den ich schon das erstemal nach dem Vorlesen hatte. — Der Boden ist mir ein wenig zu kahl, auf dem die Gestalten statuengleich auftreten, und ich möchte, daß der Tempel durch die Bäume schimmerte, d. h. im geistigen Sinne. Der Erasmus ist ganz ergötzlich, einen eigentlichen Kunstwerth legen Sie ja selbst nicht darauf. Ich freue mich auf Neues.

Nun ein paar Wörtchen von mir, obschon ich wenig zu sagen weiß, denn ich bin mir im Gedränge der lezten Wochen und Monate beinahe ganz abhanden gekommen. Anselms Dasein war eine große und tiefe Freude, aber seine gewaltthätig liebenswürdige Natur zehrt alles auf, was in seine Nähe kommt. Man kann nichts thun als sich aufgeben und mit dem Strom schwimmen. — Denken Sie sich dabei meine enge Wohnung und Bedienungslosigkeit, so können Sie ermessen, wie ich mit Kopf, Herzen und Händen in Anspruch genommen war. Anselm will nächstes Jahr wiederkommen — dann wollen wir uns bequemer einrichten.

Emilie erlebt die Freude einer zweiten vermehrten Auflage und hofft sehr auf Ihre Posaune. — Bei mir schweigt Alles. — Ich bin vor lauter für Andere leben vollständig dumm geworden. — Ob ichs bleibe, das müssen wir erwarten. Grüßen Sie Alle die lieben Ihrigen, Eltern, Geschwister und Braut und seien Sie meiner herzlichsten Freundschaft versichert. H. F.

Mein lieber Freund! Heidelberg, d. 20. Nov. 67.

Ich will heute ausnahmsweise gleich antworten, weil ich in den nächsten Wochen schwerlich Zeit haben werde, da Anselm kommt, um dann für den Rest des Winters nach Rom zu gehen.

Ihre Nachricht über den Erfolg der Oper erfreut mich sehr, und ich kann mir die Botschaft von Levi jezt gut erklären. Ich habe etwas höhnisch geantwortet, wie es sich eben ergab. Brahms hat sein liebenswürdiges Urtheil meinem Sohne gesagt, und der Wortlaut ist so roh, daß ich ihn Ihnen nicht mittheilen mochte.

Was nun eben die Bezähmte betrifft, so treibe ich mich seit vier Wochen herum, ob ich es Ihnen sagen darf, daß ich zwei kleine Anstände, einen musikalischen und einen poetischen habe. Endlich ist es aber doch am Besten, herzhaft aufrichtig zu sein, und so will ich es wagen, Ihnen zu gestehen, daß:

Der Schluß der großen Petruchioarie im ersten Akt mich ein wenig gestört hat; und zwar schien mir die etwas materielle Art der Malerei im Biegen und

Brechen nicht ganz im Ton mit dem freien Geistesausdruck der ganzen Musik zu stimmen.

Zweitens hat mir die Schneiderscene nach der Arie Katharinens im vierten Akt wehe gethan. Ich hätte gewünscht, daß dieser unmittelbare und tiefste Seelenlaut ausklingen dürfte und einfach übergehen in die über alle Beschreibung schöne und feine Sonne- und Mondscene. Ich kann mir ganz gut die Reflexionsgründe sagen, welche Sie zu dieser Anordnung vermocht hat, demungeachtet aber über den Eindruck nicht hinauskommen.

Nicht wahr, Sie sehen in dieser Offenheit nicht eine anmaßende und voreilige Kritik, sondern nur die Liebe, die ich zu dem Werke habe, das mir eine Herzenssache geworden ist.

Über Ihre Amtsangelegenheiten bin ich beruhigt. An Heidelberg habe ich gedacht, gleich als Sie mir mündliche Mittheilung machten. Es käme darauf an, welche Stellung Sie eigentlich wünschen. Im Ganzen ist der gegenwärtige Moment ein schwieriger. Die Universität in voller Decadence, von der Zanksucht der Professoren unterwühlt. Das Lyceum, welches ganz verrottet war, wird von einem sehr strengen norddeutschen Director zusammengeflickt. Freie Religionsansichten und Demokratenhaß wären hier ganz am Platze, das würde nicht stören, wohl aber vielleicht der Gelehrten Hochmuth. Ihre Schule gilt in ganz Deutschland als Musterschule. Wenn Sie eine solche Stelle haben wollten, könnte ich höchsten Ortes anklopfen, wo man übrigens orthodox ist, was aber vielleicht zu überwinden sein würde. — Hier soll eine Töchterschule eingerichtet werden — aber wer weiß wann! Sie schreiben mir wohl gelegentlich darüber.

Ihre Demokratenseufzer habe ich gut verstanden. Ich habe noch nie einen Demokraten kennen gelernt, der das geringste Kunstgefühl besessen hätte. —

Und nun herzlichen Gruß an die lieben Ihrigen v. J. H. Feuerbach.

Lieber Herr Widmann! Hdlbg, 12. Jan 68.

So schwer mir in meiner gegenwärtigen Verfassung das Schreiben ankommt, so sollen Sie doch einen Brief haben, in welchem ich versuchen will, Ihnen von meiner Meinung oder von meinem Gefühl über Ihre neuesten poetischen Werke Rechenschaft zu geben, vorausschicken muß ich indeß, daß von einem maßgebenden Urtheil hier nicht die Rede sein kann. Ich selbst bin weit entfernt, mir ein solches zuzutrauen und wünsche auch gar nicht, daß Andere dies thun möchten, um so mehr, als ich in meiner Ansicht über Dinge solcher Art, die mir nahe liegen, leicht in eine ängstliche Wortklauberei verfalle. Was ich Ihnen schreibe, das ist, als wenn es mich selbst beträfe und bedarf zur Klarheit und Feststellung eine tiefere Einsicht und größere Erfahrung als ich besitze.

Daß der Parcival mir nicht gefallen will, hat Ihnen Ihr Freund geschrieben. Ich habe das Gefühl, als sei das Gedicht nicht aus poetischer Inspiration,

sondern aus einem Akt der Reflexion und des Willens entsprungen, die nicht ausgereicht haben, die menschlich höchste und größte Grundidee künstlerisch zu bewältigen. Die Erfindung scheint mir den gewählten Gegenstand nur oberflächlich zu berühren, darüber hinzugleiten, anstatt ihn in der Tiefe zu fassen. Obgleich sich Ihr poetisches Talent auch hier nicht verläugnet, so sind doch diese unsichern und etwas rohen Conturen nicht geeignet, die ganze Fülle von Leidenschaft und von Weisheit zu fassen, welche ein das ganze Leben der Menschheit umfassender Stoff erfordert. Ich kann die drei Schlösser für keine glückliche Erfindung halten — der dämonische Klingsohr erscheint nur als Libertin und der Schluß scheint mir besonders in so fern verfehlt als Parcival seiner Weltbeglückung gar kein Opfer zu bringen hat. Auch an der Form muß ich Anstoß nehmen. Das klassische Versmaß bedarf einer sorgfältigen Behandlung, und oft wollten mir Ihre Octaven wie eilig versificirte Prosa erscheinen. Wenn Sie mich also fragen, ob ich das Werk für den Druck reif halte, so muß ich „nein" sagen. Doch nicht bedingungslos und für immer. Idee und Stoff ist einer strengeren Bearbeitung werth. Ich würde Ihnen rathen, das Gedicht ein halbes Jahr ruhen zu lassen und wenn Sie es dann wieder vornehmen, werde ich Ihnen nichts mehr zu sagen brauchen.

Einen ganz andern Eindruck haben mir Ihre „Maulwürfe" gemacht, die ich sehr bedeutend finde, von großer Kraft und Innerlichkeit. Nur verliert sich Ihre Satyre zuweilen ins Pasquill und wird dadurch enge und unrein, was besonders im ersten Akt zu beklagen ist. So wie sich der Horizont erweitert und Sie sich zur zürnenden oder spaßhaften Ironie erheben, geht dem Leser das Herz auf und er freut sich, reine Geistesluft zu athmen. Ich glaube, daß Ihre Dichtung nicht verlieren würde, wenn Sie einige Stufen in der Ästhetik hinansteigen, persönliche Bitterkeiten verbannen, Derbheiten, die nicht durch die Erfindung des Stückes bedingt sind und deshalb als unliebsame Liebhabereien erscheinen, verschwinden machen, überhaupt Ihrer Komödie die Geistesweite gönnen wollten, die sie im Keim schon in sich trägt, und die Sie ihr durch willkürliche unschöne Zuthaten ein wenig verkümmern. Das kecke freie Spiel des Humors, welches an große unvergängliche Muster erinnert, wird dadurch nur um so größeren Raum gewinnen.

Nehmen Sie meine aufrichtigen Worte freundlich auf, lieber Herr Widmann. Sie kommen aus gutem Herzen und aus der herzlichsten Theilnahme. Was Sie davon brauchen können, müssen Sie selbst wissen. Der Dichter ist doch zuletzt der beste Kritiker seines Werkes. Habe ich mit meinem Tadel Unrecht, — desto besser! Ich würde die erste sein, die sich darüber freut, —. Im andern Fall denken Sie, daß es noch keinem leicht geworden ist, den Weg zur Kunstvollendung zu wandeln und werden Sie nicht müde und nicht muthlos!

Herzlich grüßt H. F.

Mein lieber Freund! Heidelberg 20 Mai 1869.

Wenn Sie meinen Dank und meine Freude über Ihren lezten Brief nach meiner späten Antwort bemessen, dann freilich gibt es ein kaum auszugleichendes Mißverständnis. — Damals wollte ich Ihnen den nächsten Tag antworten, weil Ihr Brief in meinen Gedankengang paßte, als wäre er die Antwort auf einen, den ich Ihnen in Gedanken geschrieben hatte. — Sie sehen der Leutnant war nicht ohne, wenn gleich die bairische Uniform sonst nicht eben das passendste Kostüm für irgend eine gemüthliche oder poetische Sympathie ist.

Meine Entschuldigung oder vielmehr Erklärung wird Ihnen als gültig erscheinen. Ich habe nicht geschrieben, obschon ich seit Monaten täglich wollte, weil ich ein wenig nerven- und gemüthskrank war. Es kostete mich eine furchtbare Anstrengung meine Gedanken zu sammeln und eine Art von verzweiflungsvoller Feigheit ließ mich vor dem Briefpapier fliehen, wenn es ein innerliches Zusammennehmen und nicht nur einen formellen Geschäftsbrief galt. Ich bin noch nicht ganz gesund, aber doch auf dem Wege zur Genesung. Denken Sie, daß ich sieben Monate beinahe schlaflos war, und die lezte Zeit ganze Nächte hindurch in meinem Kopfe sprechen hörte, zuletzt auch hinter den Wänden, auf der Straße u. s. w. Ich stehe jetzt unter ärztlicher Controlle und hoffe mich dem Leben wieder zuwenden zu können. Eines der ersten Zeichen dieser Umkehr zum Lichte ist, daß ich Ihnen, bester Herr Widmann, schreibe und Ihnen recht aus tiefstem Seelengrund sage, daß wir Freunde fürs Leben sind.

Die Wendung Ihres Schicksals zum weiblichen Erziehungsamt hat mich ganz außerordentlich interessiert und erfreut. Ihr Beruf ist gerade jetzt doppelt wichtig und einflußreich und wollte man sich Zeit nehmen, so würden sich eine Menge Fragen daran knüpfen, die jedoch für heute außerhalb des Zweckes dieses Briefes liegen, weil ich doch nur für Sie selbst Zeit haben will. Eigentlich sind Sie ein merkwürdiges Glückskind, die Fluth trägt Sie bequem, da wo Sie hingehören, und Sie brauchen weder zu rudern noch zu schwimmen, viel weniger mit dem Ertrinken zu kämpfen wie Andere. — Sie haben nie nöthig gehabt etwas gewaltsam zu erstreben, es bietet sich Alles von selbst. Vielleicht liegt das Gelingen aber doch nur in Ihnen selbst, und Sie sind einer von den Wenigen die von Natur aus sagen können, was der Dichter sagt:

Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da. —

Wers lernen muß — für den ist es aber schwer und man kommt mit grauen Haaren aus der Schule.

Wie anders geht es meinem Sohne! Der zappelt und wehrt sich und läuft Sturm und verzweifelt und ermannt sich wieder. Fast dürfte man sagen das Unglück ist überall da. — Übrigens steht Anselm jetzt an einem ganz verhängnisvollen Punkte. — Das große Gastmahl wird diesen Sommer in München

erscheinen. Ich glaube, daß dieser Moment über Leben und Tod entscheidet, denn wenn ihn dieses Werk nicht aufwärts trägt und seine Existenz auch äußerlich auf den Gipfel hebt, dann liegt der Abgrund der Hoffnungslosigkeit sehr nahe.

Mit Emilie ist es beim Alten — Es geht leidlich.

Ich habe den Winter wenig arbeiten können. Eine neue Oeserauflage — das ist alles für das lezte Jahr. Ich will Ihnen das Unglücksbuch schicken, wenn es erschienen ist. Forster zappelt im Kasten und will heraus — ich bin kraftlos. Bei Gelegenheit bitte ich Sie, die Forsterschen Papiere auf der Berner Bibliothek anzusehen und mir zu schreiben, was es eigentlich ist. Ich denke daran zu gehen, so wie ich mich ein wenig wohler und muthiger fühle. Der böse Nervendruck hat die Gedankenarbeit völlig in Verwirrung gebracht. Vor vier Wochen noch hätte ich Ihnen nicht schreiben können wie heute. Hoffen wir!

Was macht Ihre Dichterfeder? Neulich habe ich Ihre Iphigenie wieder gelesen, wobei ich fand, daß sie wie edler Wein jedes Jahr besser und reiner wirkt. Es ist das edelste Erzeugnis der neuen Literatur in dieser Gattung, sollte ich denken. Ich möchte so gerne wissen, was aus dem Lustspiel geworden ist, welches Sie mir mittheilten. Ich hatte viele Hoffnung darauf gesetzt und nun weiß ich — freilich durch meine Schuld seit lange nicht mehr, was Sie treiben und schaffen. — Ist der Parcival gedruckt, das Buddhagedicht vorgeschritten? Bitte, lassen Sie mich nachkommen. Ich bin vielleicht manchmal ängstlich und engherzig in der Kritik, aber meine Theilnahme ist doch die herzlichste und wärmste, die Sie finden können.

Nun habe ich noch etwas auf dem Herzen. In Arolsen — ehemals fürstl. Waldeck schmachtet ein verdienter geistreicher Mann unter pietistischer Direktion an der Bürgerschule. Neuere Sprachen und Literatur sind sein Fach. Sie kennen ihn aus den Blättern für literarische Unterhaltung, er hat auch viel Selbständiges geschrieben. Italienisch ist wie seine Muttersprache. Wissen Sie keine Stelle für ihn in der Schweiz?

Und nun bin ich auf der achten Seite. Der erste Brief seit vorigem Herbst, der so lange gediehen ist. —

Ach — lieber Herr Widmann, ich habe recht viel gelitten. Die Spuren werde ich doch schwerlich verwinden können. Wer weiß ob ich zu einer Geistesarbeit je noch fähig bin!

Grüßen Sie Ihre liebe Frau auf das Herzlichste von mir. — Schließlich ist sie doch die Summe Ihres Glückes. Ich sehe das sehr ein und freue mich dessen.

Leben Sie recht wohl und bitte, vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichem.

In herzlicher unveränderter Freundschaft Henriette Feuerbach

Sehen Sie sich doch das Requiem von Brahms an. Mich dünkt das größte musikalische Werk der Gegenwart.

Heidelberg 20 Okt. 69.

Mein lieber sehr werther und mir stets gegenwärtiger Freund!

Wie müssen Sie sich plagen, bis Sie ein armes Wörtchen aus mir herauspressen und doch möchte ich Ihnen so von Herzen gern alles Liebe und Gute anthun, lange Briefe schreiben, eine Recension des Buddha in die Allgemeine und was sonst noch thunlich wäre!

Ich habe einen sehr schrecklichen Sommer verlebt, der mich völlig absorbirt hat. Das große Gastmahl, welches nahezu Leben und Kräfte seines Urhebers zerstörte, hat mirs in zweiter Linie nicht viel besser gemacht und ich bin alt, ich habe die Fähigkeit nicht mehr mich über dem Wasser zu erhalten; die Wellen schlagen über mir zusammen, daß mir gleich Sehen und Hören vergeht. —

Seit drei Wochen bin ich allein und gestern von einer achttägigen Reise nach Freiburg zurück, wo mich der gesollte und gewollte Brief an Sie stündlich in Gedanken begleitete. Vorerst muß ich Ihnen freilich sehr verspätet meine herzliche und freudige Theilnahme ausdrücken über Ihre herrliche und segenbringende Wirksamkeit. — Frauen erziehen ist doch wichtiger als predigen und Lyceums Schule halten. Sie sind zu bewundern und wirklich dankbar zu verehren wenn Sie hier den rechten Weg in anspruchsloser Praxis gehen. Was noth thut ist so einfach und doch so schwer — Individualitätsentwicklung im Großen, Allgemeinen, die die einzelne nicht verletzt. — Ich freue mich daß Sie singen lassen. Die Kunst hilft für alles Schlimme, oder wenigstens für vieles, was im Sinne der neuen Zeit herangezogen werden muß.

Und nun Dank für Ihre liebe Besorgung der Forstersachen und Dank vor Allem für den Buddha, der mir nahe zu außerordentlich gefallen hat. Es ist ein edles frisches ideales Werk voll schöner Bilder, Gedanken, Gesinnungen, ursprünglich, mühelos wie frisches Quellwasser dahinströmend. — Wenn ich nicht überall mit gleichem freudigem Verständnis Schritt halten kann, so ist das meine vielleicht fast krankhaft ausgeprägte Sucht nach stets fester greifbarer Plastik, die mir die tiefste und heiligste Grundidee nicht ganz ersetzen kann. So kommt es, daß einzelne Scenen oder Stellen in mehr nebelhafter Verhüllung an mir vorbei gezogen sind, während ich andere habe ganz und fest und tüchtig anfassen können — das aber bester Freund — ist meine Schuld, und nicht die Ihre. Ich verknöchere allmählich — wenn auch nicht im schlimmsten Sinne, in meiner vielfach gehärteten und vernarbten Individualität, bei der es zur ferneren Entwicklung zu spät ist. — Ihre Iphigenie ist, was mir vom ersten bis zum lezten Wort zugänglich ist — Ich vermag es nicht anders als für ein ächtes vollkommenes Dichtungswerk zu halten und muß mich immer wieder aufs Neue und immer mehr an dieser wunderbar einfachen und graciösen Gestaltung erfreuen, was jedoch kein Vorwurf für Ihr Epos sein soll, sondern nur Beleg für mein Gefühl.

Sie werden glaube ich nächstens eine Bitte um einen Operntext von Brahms erhalten. Ist es Ihnen recht?

Die Forsterphotographien schicke ich Ihnen in den nächsten Zeiten dankbarlichst zurück und werde in aller Bescheidenheit den neuen Oeser beilegen, der abermals das weibliche Geschlecht beglückt. — Wenn Sie die Vorrede lesen, bitte ich dabei für meine Demuth ein Vaterunser zu beten. Diesen Winter will ich anfangen den Forsterberg Handvollweise abzutragen und somit genug von mir und meinen Geistesprodukten.

Anselms Bild ist nun Gott sei Dank glücklich an eine hanövranische Familie verkauft, die den Muth hat der Kritik zu trotzen und sich über die vielfach getadelte Farbe hinwegzusetzen, indem sie den edeln herrlichen Zug einer vollkommenen Composition in vollendeter Modelierung und Zeichnung als genügend für ein Kunstwerk erachtet.

Es ist in Wahrheit ein wunderbares Bild. Die Kölner Zeitung hat Recht, die es ein blaues Wunder nennt; denn graublau ist der Lokalton des Bildes — graublaue Dämmerung aus der die Gestalten frescoartig in voller wirklicher Gegenwart vortreten. — Auf den ersten Blick erschrickt man, dann vertieft man sich und sogleich beginnt der Zauber zu wirken. Die Gestalten athmen, bewegen sich, sprechen, gehen, man vergißt das Gemälde, es ist ein Stück wirkliches Leben, in das man sich versenkt, die Personen sind gegenwärtig — lebendig persönlich, und wenn man dann aufschaut, so sind die andern Bilder mit all ihrer Farbenpracht lakirte Theebretter geworden.

Ich schicke Ihnen eine Photographie, so wie ich selbst welche haben werde. Sie soll in den Kunsthandel; nur weiß ich nicht wo und wie.

Die Vollendung des Bildes, und nachher die Ungewißheit des Erfolges, der schmerzliche Zwiespalt der künstlerischen Begeisterung mit einer internationalen Ausstellung, dann eine Menge unfreundlicher Kritiken, die mir begreiflich, dem Künstler aber ganz unfaßbar schienen, hat seine Nerven dergestalt iritirt, daß ich drei Wochen lang jeden Tag den Ausbruch eines Nervenfiebers erwartete. Die Aufregung dauerte Tag und Nacht fort und selbst der endliche Verkauf schien viel weniger Eindruck zu machen als man hoffen konnte. Schließlich reiste er, ein klein wenig besser geworden, ab um in neuer Arbeit die schlimmen Folgen der alten zu begraben. Hoffentlich nimmt er die frühere koloristische Kunst nun wieder aus ihrem vergessenen Winkel heran um sie mit der neugewonnenen Formvollendung schließlich zu vereinigen. Wenn ihm dies gelingt, dann wird wenig zu wünschen übrig bleiben. Nur fürchte ich, daß er den Gipfel der Kunst auf Kosten des Glückes seines Lebens erreichen wird — der Mensch in ihm ist nicht groß genug für den Künstler. —

Lieber Herr Widmann, ich habe auch eine schwere Aufgabe. Nur die völligste rückhaltloseste Entäußerung des eigenen Selbst kann mir zur Erfüllung helfen,

ich hoffe, daß es meinem guten Willen gelingt, dann habe ich, glaube ich, doch das Recht denken zu dürfen, daß ich nicht umsonst gelebt habe.

Diesen Winter bin ich allein und kann schreiben. Es soll kein Brief unbeantwortet bleiben. —

Grüßen Sie herzlich Ihre liebe Frau Ihre H. Feuerbach.

Mein lieber Freund! Hdlbg. 21 Nov. 69.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, der mich sehr beschämt, weil ich so großartige Anerkennung nicht verdiene. Auch will ich von Zauberkünsten nichts wissen, weil die alten Feen Hexen sind — sonst aber ist alles recht und gut und lieb.

Hier haben sie den unglücklichen Oeser, mein enfant terible. — Möge er Ihnen nicht so schauderhaft erscheinen als er mir in Wahrheit ist. Nichts peinlicher als gezwungen sein etwas zu thun was man eigentlich nicht kann.

Was Brahms betrifft, so kenne ich ihn freilich und er hat diesen Sommer sehr um einen Operntext gejammert wobei Sie mir natürlich gleich einfielen. Nachträglich erfuhr ich, daß einer seiner Freunde an so was stoppelt — ich weiß nicht ob mit oder ohne Brahms Wissen. Indessen habe ich ihm die Iphigenie, d. Buddha und Ihr Märchen mit nach Wien gegeben und die letzte Briefstelle abgeschrieben und gleichfalls nach Wien spedirt. So denke ich wird sich die Sache anbahnen, sei es früher oder später. Sein Requiem hat mir ganz großen Eindruck gemacht und ich mag auch die Lieder gern. Nur sein Concert und die Trios Quartett Sextett verstehe ich nicht. Er ist eigentlich von Grund aus gut einfach und leichtlebig — aber auch hochmüthig wegwerfend, rücksichtslos im Exceß.

Mit dem Gastmahl haben Sie, glaube ich nicht ganz recht, oder vielmehr Sie würden nicht so sagen, wenn Sie es gesehen hätten. — Die Farbe ist künstlerisch berechtigt, weil die wunderbar feine Modellirung die wirklich etwas Überwältigendes in ihrer Wahrheit und Diskretion hat, nur durch diese Lokalfarbe möglich war und es ist sicher, daß nur ein Kolorist ein solches Bild so ohne Farbe hat malen können. Die wirklich Kunstverständigen sagen, daß gerade darin der eigenthümliche Zauber des Ganzen liegt. —

Das Bild kommt nach Hannover in Besitz einer älteren Dame, die selbst Künstlerin ist und ein Drittheil ihres Vermögens darum gibt. Sie meint nur wer in Griechenland gewesen sei und in Rom die griechische Kunst von Kind an studirt, könne die Herrlichkeit des Bildes begreifen. — Adresse „Fräulein Marie Röhrs.“ Schiffgraben Nr. 1.

Ihr Freund hat mir einen wunderbaren Examina erfüllten Brief geschrieben und ich will ihm auch antworten, denn er hat mich sehr gefreut. Ich wünsche recht von Herzen, daß er bald in einen ordentlichen Geisteszug des Schaffens kommt, sei es in Schrift oder im Leben. Nur kann ich mich in seine Theorie vom Genie durch Charakterstärke und Willensakte nie und nimmer finden d. h.

in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst. Für geschichtliche That — ja — das ist was anders. — nun wir werden sehen. — Schließlich sage ich mir — wäre der junge Mann nicht so eigenthümlich von der Weihe und Würde seiner Person durchdrungen, einfacher, natürlicher, sich gehen lassend, und spränge er mit beiden Beinen von seinem selbstgezimmerten Kothurn herab um lustig zu sein wie andere Leute, so würde er glücklich im Leben und im Schaffen sein. —

Ich habe eigentlich ziemlich viel ausgestanden durch ihn und um ihn. Es war mir eine Art Mission und dann hatte ich doch nicht die Kraft es durchzuführen weil — Ach Gott — verzeihen Sie — weil er mir zum Sterben langweilig wurde. Und dann kam Anselm dazu, der sagte aufs erste mal: er trinkt Milch und ist ein heimlicher Courmacher! — Kurz es ging eben nicht mehr. —

Und nun berühre ich ungern das Schicksal der in Ihrem Briefe erwähnten Dame. Haben in der Schweiz die Väter noch eine so römische Gewalt? — Läßt sich nichts thun, nichts gut machen? Ja wohl ist die Poesie noch nothwendig in der Welt und wenn sie zerrissene Herzen nicht heilen kann so legt sie doch Blumen darauf. — Aber im tiefsten Sinn heilt sie doch alles.

Herzliche Grüße an Sie Alle. v. Ihrer H. Feuerbach.

Wollen Sie eine Gastmahlphotographie? Sie kommt jezt in Handel.

Lieber Herr Widmann! Hdlbg. 12 Oct. (1872).

Ich hätte Ihnen auf Ihren lezten Lieben Brief nebst Sendung gleich schreiben mögen, aber es ging nicht aus innerlichen und äußerlichen Gründen. Nun aber nach Empfange Ihres zweiten, will ich keine Minute zögern, um so mehr, als ich Sie bitten möchte, mir jezt öfter ein paar Worte zukommen zu lassen, weil Ihre Art zu denken und zu schreiben mich erfrischt und mir wohlthut, denn ich bin dumm geworden bis zur Krankheit oder dumm aus Krankheit oder krank aus Dummheit, dies leztere vielleicht noch eher. Die lange Kriegszeit und viele andere sorgenerregende Zustände und Verhältnisse haben mich so heruntergebracht, daß ich mich fühle, als sei das was übrig geblieben ist, ein leerer Raum und ich aus mir selber herausgekehrt und gebürstet. Ich bin geisteshungrig und kann nichts genießen, noch weniger etwas schaffen, weil mir die Kraft, mich zu concentriren fehlt, die ich sonst besaß. Das Alles macht mich traurig, zu der willenlosen Verwirrung, die ohnedem so quälerisch ist, weil die Gedanken keinen Herrn fühlen und die Kreuz und Quer fahren, was wehe thut — nun die Wahrheit mit einem Wort zu sagen: ich bin ein wenig gemüthskrank, und daß ich es mit Bewußtsein bin, das ist noch der einzige Trost dabei.

Sie sehen, daß Ihr Herr Strauch jedenfalls Unglück hat jezt zu mir zu kommen. Ich will aber alles thun was ich kann und vielleicht thut er mir auch wohl und bringt mir etwas zu was ich brauchen kann; etwas Seelen Chinin und Morphium was ich auch in materieller Weise einnehme. Es gibt ja edle Sträucher

und man kann eben so gut eine Silbe vor als nachsetzen. Ich werde Ihnen schreiben, was für einen Strauch ich an ihm finde, da ich als rechte Pflanzenfreundin es jedenfalls mit der Vorsilbe halte.

Plagen Sie sich nicht zu viel mit dem Frl. B. Sie ist nicht bedeutend genug dazu. Ich habe auch keine große Hoffnung auf Erfolg. Das Factum der kleinen Augen hat mich immer genirt. Ihre Theorie ist so richtig, daß ich ganz verwundert bin, nie daran gedacht zu haben. Es gibt ja keinen gütigen geistesinnigen seelenvollen Menschen mit gekniffenen Augen. In der Musik wird bei der kleinen Sophie die Sache auch zutreffen. Sie haftet immer am Kleinen und vermag das Ganze nicht zu fassen, weil die kleinen Tacteffecte sie zerstreuen. Sie singt ganz hübsch im Zimmer. Auf der Bühne habe ich ihr Debut gehört, das war eben für ein Debut anständig. Aber nachher wollte es nicht mehr zünden. Deshalb möchte ich nicht, daß Sie sich irgend etwas aufladen und ich habe sie Ihnen nur als hilfloses Mädchen, nicht als Künstlerin empfehlen wollen. Wenn es mit der zweiten hapert, bedarf es das erste um so mehr. Frl. B. hat auch schon ein wenig die Theaterart genommen mit ihrem Persönchen und Interessen die ganze Stube auszufüllen. Das Beste was an ihr ist, bleibt, daß sie die Wahrheit hören kann und annimmt. Wenn es mit der dramatischen Laufbahn nicht geht, dann muß man sie erinnern, daß sie ein wirklich vorzügliches Lehrtalent hat, was ihr immer eine Existenz verschaffen wird. Sie ist für Klavieranfänger ausgezeichnet und singen hat sie auch gelernt. Dies also über die Pflegbefohlene, wobei ich nicht genug bitten kann, des Guten nicht mehr zu thun als eben behaglich ist, nie zu viel. Nun versetzen wir uns — nicht? Und was abfällt soll fallen.

Nun habe ich Ihnen noch zu danken für Ihren mir werthvollen Bericht und die Grenzboten. Was den Nibelungendichter betrifft, so glaube ich mich schrecklich schämen zu müssen. Ich kenne ihn nicht, will mich aber bessern.

Ein einziges Mal habe ich Jordan gehört. Sein Organ und seine Sprachweise hat mich frappirt, der Inhalt der Stunde, Siegfrieds Kindheit auf angenehme Weise die Phantasie durchströmt, die Einleitung und der Epilog aber ans Publikum in stabgereimter Sentimentalität hat mich so durch und durch verstimmt durch die angreifende und wie mir vorkam für einen Dichter nicht würdige Art die Seelen stimmen zu wollen, daß ich mich von da an im Stillen abweisend verhielt. Ich will mich aber daran machen, und was gedruckt mit bestem Willen mir aneignen. Ich werde dann wohl über den bösen Eindruck Herr werden. Wenn ich aber Jordan einen nationalen Dichter um seines Stoffes willen nennen kann, dann müssen Sie zufrieden sein. „Den" werde ich vielleicht nicht sagen können eben weil er es nur durch seinen Stoff geworden ist.

Ihr Aufsatz hat mir sehr gefallen, weil er schön und warm und klar geschrieben ist. Die Hauptsache muß ich nun eben erst lernen.

Daß ich mich Ihres Glückes herzlich freue, wissen Sie. Grüßen Sie die liebe Frau, deren feine Erscheinung mir noch treu im Gedächtnis ist. — Wie wünschte ich meinem Sohne ein solches Glück! Er wird aus seiner himmelstürmenden Lage wohl nicht zum Genuß des Erdenlebens kommen und doch ist es ein so kindlicher einfacher Mensch. Ich suche immer nach einer Frau für ihn und finde nichts. Sie muß schön und gut und lustig sein, dabei geduldig und einiger Idealität fähig. Zu wissen braucht sie nicht viel, Geist und Humor würden besser passen. Helfen Sie mir doch mit Ihrer großen Erfahrung. Es würde sich wohl der Mühe lohnen dieser wundersamen Existenz aufzuhelfen, denn Anselm ist wirklich vom Himmel gefallen und wie man sagt von Gottes Gnaden. Seine lezten Sachen machen ihn zum ersten Künstler, aber die Welt wehrt sich gegen ihn, solange sie kann — vielleicht so lange er lebt. Es muß zuviel fallen wenn er steht und so ist es eben ein Kampf auf Leben und Tod.

Ich werde von diesen Stürmen auf- und ausgezehrt. Wenn ich eine Stunde des festen Auftretens auf eigenem Boden für meinen Sohn erlebe, soll mirs genug sein. Ich habe in seines Vaters Todesstunde dem Sterbenden versprochen zu sorgen wie ich vermag. Bis jetzt habe ichs gehalten. — Allmählich übermannt mich die Müdigkeit des Alters.

Beste Grüße H. Feuerbach.

Denken Sie ich bin 3 mal decoriert, und das vierte wirds kaiserlich. Sie werden glauben, wie viel ich mir daraus mache!

Lieber Herr Widmann! Heidelberg 23 Oct. (1874)

Ich muß Ihnen ein paar Zeilen schreiben, um ihnen, erstens, für Ihren Besuch zu danken, der mir wohler gethan hat, als ich sagen kann und dann, zweitens, um Ihnen zu melden daß ich die Bezähmte gehört habe. Es ließ mir lezten Sonntag keine Ruhe und da sich einige bekannte Familien anschlossen, so kam ein ganz respektables Heidelberger Contingent zusammen.

Der Eindruck war ganz so wie Sie ihn schilderten und Niemand konnte ihm wiederstehen. Es ist eine Tiefe, Innigkeit, Gewalt, Leidenschaft, ein tragischer Ernst in diesem Werk, der erschüttert, niederwirft und zu gleicher Zeit erhebt und drüber hin spielt der Humor wie Champagnerschaum und knattert und sprüht, wie ein lustiges Feuerwerk. Die Spannung nimmt einem den Athem, und ein wirkliches, warmes Entzücken füllt die Seele.

Ich dächte, Ihr Freund wäre derjenige der da kommen sollte. Er faßt die Errungenschaften der modernen Periode zusammen, nicht als Zweck für die Zukünftigen, sondern als Mittel, durch die der Genius die Musik der Gegenwart erschafft. Er ist kein Übersetzer, der erst die musikalische Reflexion braucht um menschliche Ideen in die Kunstform überzutragen, er redet seine Muttersprache. Daß er sie mit allen Finessen studirt hat, versteht sich natürlich von selbst. Ich

freue mich sehr, das Werk noch einmal mit Anselm zu hören, dem Brahms gesagt hat, daß Götz nicht die Spur von Melodie und Talent hat. Bis jezt habe ich aber vorerst den Eindruck. Ein Urtheil muß ich mir durch öfteres Hören erwerben. Ich wollte noch etwas sagen, aber es ist noch nicht reif und deshalb habe ich es wieder ausgestrichen.

Das Libretto ist so ausgezeichnet, mit solchem musikalischen Verständniß, und so poetisch und bühnenrichtig gemacht, daß ich außer Don Juan und dem Fidelio keinen Operntext wüßte, der ihm den Rang streitig machen könnte.

Nehmen Sie mit diesen Andeutungen vorlieb. Das Publikum war, so wie Sie es in der ersten Vorstellung erfahren haben, auch in der zweiten ganz außer sich. Man begreift das eben nur, wenn man selber im Theater sizt und mitfühlt.

Anselm läßt Sie grüßen. Ich habe ihm geschrieben, daß Sie hier waren und von der Oper. Hansen hatte sich in der Deckenconstruction geirrt, und nun ist Anselms anfängliches Project, der Titanenkampf als Culturidee vom Ministerium bestätigt worden. Über den Preis verhandeln sie noch. Anselm will 70000 M, sie wollen 50000 — so wird man in der Mitte zusammen kommen. Wir wollen daran festhalten, daß wir uns nächsten Sommer in der Schweiz sehen.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau von Herzen und Ihre Kinder.

Ihre H. Feuerbach

Mein lieber Freund! Ansbach 27 Juni 82

Ich habe Ihnen zweimal nach Ihrer vorigen Adresse — ich glaube — Stambach oder so Etwas — geschrieben (den Brief habe ich gerade nicht zur Hand) und auch das Vermächtnis unter Kreuzband geschickt, aber keine Antwort erhalten. Nun senden Sie mir von Bern ein so schönes rührendes Erinnerungszeichen und ich hörte auch in Heidelberg durch Frau Prof. Holsten von Ihnen, so daß ich Ihnen jezt wieder mit einiger Aussicht auf glücklichen Empfang schreiben und danken kann.

Ich bin in meiner Freundschaft und Anhänglichkeit ganz und voll die Alte sonst aber ist so ziemlich Alles in mir zerrissen und zerbrochen. Ich habe keinen Lebensinhalt mehr und bin doch verurteilt fortzuleben. Damit ist eigentlich Alles gesagt, das Übrige ist Illustration.

Ich wohne noch hier in Ansbach in großer Geistesöde, was ich nach und nach anfange zu empfinden, da ich aber nicht weiß, wo anders ich hin soll oder will, so bleibe ich ruhig und lebe mich im Stillen aus, leider recht langsam, denn krank bin ich nicht und muß wahrscheinlich steinalt werden. Es wäre doch sehr gut, wenn ich Sie einmal wiedersehen könnte. Das Alter flieht vor Ihnen und ein wenig Erfrischung thäte gut. Wäre ich in Nürnberg, so würde ich Sie zur

Ausstellung einladen, hier aber ist nichts zu holen, als eben die Nähe von Nürnberg 55 Minuten Eisenbahn, Sie könnten selbst in einem Nachmittag hin und zurück. Das sind so Phantasien, denn Sie kommen doch nicht, wenn ich auch ein schönes großes Zimmer mit Schreibtisch für meine Gäste habe und verspreche.

Ja — lieber Freund, mein Leben ist sehr sehr arm geworden. Ich habe gar nichts mehr zu thun. Mit dem Vermächtnis ist all mein bischen Talent fortgeschwommen und ausgelöscht. Leben nur um zu leben ist sehr langweilig und ein undankbares Geschäft. Ich kann es eben nicht verwinden, was mir auferlegt ist, es wird jeden Morgen neu und ist jeden Abend alt.

An Anselms Nachlaß und Nachruhm zu denken und nach Kräften dafür ein wenig förderlich zu sein, ist das einzige was noch Interesse für mich hat. Ich bin in Unterhandlung wegen Verkauf des „Urteil des Paris". Wenn es glückt, dann möchte ich etwas, wozu Sie mir vielleicht helfen könnten. Es muß in der Schweiz — ich meine in St. Gallen noch ein Bild von Anselm sein, die balgenden Buben, der Eigenthümer sei Maler, wurde mir vor Jahren gesagt. Ich möchte wohl wissen, ob es noch vorhanden ist, und wenn es mit dem Urtheil gut geht, möchte ich es so sehr gerne als Trost für meine alten Tage kaufen. Wissen Sie etwas von dem Bilde, oder könnten Sie erfahren, wo es steckt?

Ich hätte eigentlich noch viel zu sagen, aber das Schreiben wird mir schwer. Lassen Sie bald ein Wort von sich hören und grüßen Sie Ihre liebe Frau.

Ihre alte treue Freundin H. Feuerbach.

Mein lieber Freund! Ansbach, 31, 7 82. morgens 5 Uhr.

Ihre Karte und Ihr: „Ich frage nur" ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich eine innerliche Antwort darauf geben muß. Glauben Sie nicht, daß ich die Macht und Schönheit von X. Gedicht nicht fühle. Ich kann es nur nicht fassen. Es ist zu früh, vielleicht auch zu spät für mich. Es steht in der Ferne vor mir über der Erde schwebend und von lichtem Glanz durchleuchtet. Den Segen des Genius unter dem Baume habe ich behalten können und ich höre ihn wie leise Musik, sonst nicht viel. Wie das kommt, will ich Ihnen jetzt mit kurzen Worten sagen. Sie halten mich für frisch; es ist dies aber nur wegen der Gewohnheit des knappen Schreibens. In Wahrheit ist mein Kopf krank. Alles Schöne und Erfreuliche verkehrt sich mir in Schmerzen. Voriges Jahr habe ich den blauen feuchten Glanz der Ostsee unerträglich gefunden. Er hatte für mich nur geschliffene Messer. Ich habe ein unheimliches Dröhnen im Kopfe, das mir die Gedanken lähmt. Meine Briefe kann ich nur morgens nach dem Aufstehen schreiben, eine oder zwei Stunden lang, nachher ist jeder lebendige Ausdruck unmöglich. Ich schlafe sehr wenig und bin die langen Nächte von Gewissensbissen gequält, denn ich glaube durch Mangel an Einsicht durch

Ungeschicklichkeit und Feigheit alle die Meinigen langsam um Glück und Leben gebracht zu haben. Meine große Einsamkeit im Leben, für welche ferne und nahe Freunde nicht Ersatz geben können, weil sie ihr eigenes Leben haben, und mich nicht brauchen, macht mir mein Dasein nicht wünschenswerth. Ich sehne mich nach dem Tode und dämmere so hin von Tag zu Tag. Zuweilen kann ich mich ein wenig aufraffen, dann sinke ich wieder zurück. Ein eigentlicher Lebenskern und Vorrath ist nicht mehr vorhanden. Was an Lebensäußerung so aussieht, ist Wiederschein vergangener Kraft. . . . . . (Der Schluß fehlt.)

Lieber verehrter Freund!

Ich will gleich auf Ihre Frage antworten.

Was ich von Anselms Sachen noch besitze, ist nicht für Ihren Zweck passend, entweder Gekritzel, das kein Geschenk für Brahms gilt, oder Skizzen für 1000 m. mindestens. Eine liebe römische Landschaft oder vielmehr Felsenstieg und Waldskizze, die ich einst zum Geburtstag bekam, habe ich Brahms testamentlich verschrieben. Ich rathe entschieden zu der neuen Edition, die Brahms sehr erfreuen wird, da er Anselms Handzeichnungen gar nicht kennt. Es sind 33 Zeichnungen in 27 Blättern großes Format Studien zu den Hauptbildern von 1859 bis 1878, ausgewählt. Den Preis weiß ich nicht. Ich denke aber es wird so um 80 M. herum sein oder 100. Wenn statt der gewöhnlichen Albumkartonage eine stylvolle Mappe mit schönem Verschluß gemacht würde so wäre der Preis wahrscheinlich erreicht. Brahms würde ein Geschenk erhalten, das ihm lieb wäre wie kein zweites.

Über die Reise freue ich mich von ganzem Herzen. Sie wird für Sie beide unvergeßlich werden, in dem was sie wirkt und unvergleichlich für das Leben.

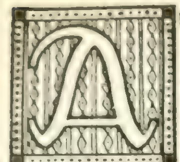
Uber einen weltlichen Oratorientext will ich recht nachdenken. Aber was soll ich finden, das Sie und Brahms vergeblich suchen? Bei einem Göthischen Gedicht meine ich immer ferne Musik zu hören, es wäre aber nur eine Cantate. Ich denke, Sie würden mich auslachen da es jedermann kennt. Deswegen nenne ich es nicht. So wie ich glaube annähernd etwas gefunden zu haben, schreibe ich.

Ich schließe nur zum Überfluß die Bitte an, die Anonymität der Vorrede strengstens zu wahren. Brahms können Sie meine Autorschaft anvertrauen, sonst Niemand Fremdem.

Mit herzlichen Grüßen an die lieben Ihrigen Ihre H. F.

17. 1. 88.

Moderne Bildersammler / von Emil Waldmann


Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 hatte die deutsche Malerei einen sehr schweren Stand. Die Gemälde, die man dort sah, waren nach derart kleinlichen und persönlichen Gesichtspunkten ausgewählt und gehängt, daß von einer wirklichen Repräsentierung deutscher Kunst keine Rede sein konnte. Vom Besten, was in Deutschland vorhanden war, konnte man dort nur sehr wenig kennen lernen, und eigentlich nur ein Bild hat damals die Ehre Deutschlands gerettet: Leibls Katasterleser, die sogenannten „Dorfpolitiker".

Das Bild, damals ein Vierteljahrhundert alt, wurde dann von einem Amerikaner erworben, ging darauf in die Hände eines französischen Händlers über und führt heute, zusammen mit einigen Liebermanns in der Sammlung Arnhold zu Berlin das deutsche Aufgebot gegen die französischen Garden, gegen Manet, Renoir und Monet, ins Feld.

Daß ein Gemälde von solchem Weltruf auch nach jenem Siege noch wieder in Privatbesitz übergehen konnte und nicht gleich Eingang in eine öffentliche Galerie fand, trotzdem Leibls von dieser Art damals in den Museen noch fehlten, kennzeichnet die Situation: Die monumentalen Werke moderner Malerei müssen erst eine Zeit lang historisch gewesen sein, ehe sie galeriefähig werden. Wer heute eine Geschichte der modernen Malerei seit 1860 schreiben und für seine Studien nur die Museen besuchen wollte, würde nicht die Hälfte des allerwichtigsten Materials zu sehen bekommen. Auch Ausstellungen und Besuche bei Kunsthändlern würden ihn nur wenig vorwärts bringen. Das Wesentlichste und Unentbehrlichste von moderner Malerei befindet sich einstweilen noch in den Privatsammlungen.

Gegenüber der alten Kunst ist heute wohl das Umgekehrte der Fall: Hier bieten die Museen das Hauptsächlichste und die Privatsammlungen geben nur Ergänzungen. Es gibt nur wenige alte Meister, die man in öffentlichen Galerien nicht ausreichend kennen lernen kann, so ausreichend wenigstens, daß sie ihre menschliche Wirkung auszuüben im Stande sind. Wenn heute auch zwei Fünftel des ganzen gemalten Oeuvres von Rembrandt in Privathänden sind und wenn auch diese Werke die Vorstellung, die man sich von dem Künstler macht und die Kenntnis, welche die Wissenschaft über ihn sucht und braucht, in erwünschter Weise bereichern — die Welt weiß doch, wer Rembrandt war und die Menschen stehen unter der Wirkung dieses Genius, alle, auch die, denen nur einige Dutzende seiner Gemälde aus dem Museumsbesuch bekannt sind. Je weiter man zurückgeht, desto mehr ist dies der Fall — man braucht, als Mensch, Tizian nicht in Privathäusern aufzusuchen und Rafael auch nicht. Die Öffentlichkeit hat von ihnen längst Besitz ergriffen, die alten Meister sind so gut wie „aus-

verkauft". Wären sie es nicht, wären beispielsweise Bilder von Tintoretto oder von Grünewald heute wirklich zu haben, welcher Händler würde Cézannes kaufen, da doch das Geschäft mit Tintoretto und Grünewald viel sicherer wäre? Für sie braucht man keine Reklame zu machen, das haben die Zeit und der Ruhm schon getan.

Es ist nicht immer nötig, die Beschäftigung mit Bildern von diesem kommerziellen Standpunkt aus anzusehen, aber vielleicht ist es manchmal förderlich, dies zu tun. Denn auf diese triviale und unidealistische Weise wird wenigstens das Eine ganz klar, was nämlich im günstigsten Falle das Ziel und der Erfolg eines Sammlers sein kann, der alte Bilder kauft: Der Besitz eines Miniaturmuseums, die (schwächere) Wiederholung einer der großen Galerien, der Pinakothek in München, der Nationalgalerie in London oder des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin zum Beispiel. Ganz gewiß ist dieses Ziel der Arbeit eines Amateurs würdig. Indessen, der wahre „Amateur" im alten Sinne, der Liebhaber und Kenner, Dilettant und Gelehrter, Historiker und Kulturhistoriker, Forscher und Schriftsteller in einer Person war, der in den alten Dingen immer lebte und sich aus ihnen langsam, Stein für Stein, eine Privatwelt aufgebaut hatte, die für ihn die wahre Existenz bedeutete, dieser Typus wird notgedrungen immer seltener und dieses Tun, der Gegenwart abgewendet, hat schon heute fast einen Schimmer von Romantik. Die Saltings, Lannas und Monds sterben aus und in der jüngeren Generation ist wenig Lust zur Nacheiferung. Ganz begreiflich. Einmal haben die Preise für gute alte Bilder seit einem Menschenalter eine ungeheuere Steigerung erfahren; dann aber wurden in der gleichen Zeit Gebiete des Sammelns erschlossen, die kunstwissenschaftliches Neuland bedeuten und daher die frischen Kräfte vornehmlich anziehen — ich erinnere hier nur an die Kunst des nahen und fernen Orients.

Man sollte meinen, daß angesichts dieser Tatsachen das Sammeln alter Bilder von seiten der Privatpersonen abnehme. Das ist nicht der Fall. Trotzdem die Amateurs immer weniger werden, tauchen bei jeder Auktion neue Käufer auf. Ohne von den Amerikanern und ihrem sehr verständlichen Hunger nach alten Kunstwerken zu reden — auch und gerade in Deutschland sind in den letzten Jahrzehnten Sammlungen entstanden, deren Gründer und Eigentümer ihrem Beruf und ihrer Tätigkeit nach nicht zur Klasse der „Amateurs" gehören können. Geht man durch eine Ausstellung von Kunstwerken aus solchem Privatbesitz und liest man die Namen der Aussteller, Namen, die in der Welt der Industrie, des Handels und der Börse einen guten Klang haben, so fragt man sich, wie wohl das Verhältnis sein mag, in dem diese Kunstfreunde zu ihren Schätzen stehen. Denn zunächst ist es doch nicht das Natürliche und Angemessene, daß ein Mensch, der den ganzen Tag über telephoniert und telegraphiert, der keine Briefe schreibt und kaum Bücher liest, der mit Kohlen und Kabeln,

Hartgummi, Stahl und Maschinen zu tun hat, ein Mensch also, dem Zeit und Gewöhnung fehlen, um sich innerlich in die Kunst einer fremden längst vergangenen Kulturepoche zu versenken — daß ein solcher Mensch tatsächlich ein intimeres Freundschaftsverhältnis zu Ridolfo Ghirlandajo hat als zu einem Porträt, das Slevogt von ihm malen würde oder zu einer Strandlandschaft von Liebermann. Daß ein solches Verhältnis besteht, ist doch merkwürdig, zunächst einmal ganz allgemein genommen, noch abgesehen von dem volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt, daß ungeheuere Mittel, die für solche Altertumszwecke aufgewendet werden, der Kunst unserer Zeit nicht zugute kommen; daß also der gegebene Kreis von Konsumenten moderner Bilder lahm gelegt wird.

Noch etwas anderes fällt dem Besucher einer solchen Leihausstellung alter Gemälde auf: Das ist das Hauptthema der Gespräche, die dort geführt werden, der Gegenstand der Diskussionen, die man dort hört. Die Frage lautet nicht „gut oder schlecht", sondern „echt oder unecht". Es hat den Anschein, als ob diese Frage alles andere in sich schließe. Dies ist doch bedenklich. Wohl ist höchst wichtig zu wissen, ob das Porträt Giuliano dei Medicis von Rafael, das nach Berlin verkauft wurde, wirklich von Rafael gemalt ist, oder von Sebastiano del Piombo oder von Giulio Romano. Das möchten wir alle gern wissen. Aber für einen Privatmann, der kein Gelehrter und Kenner ist, kommt es doch zunächst darauf an, ob das Bild sehr gut ist, oder nicht. Manches Porträt von Sebastiano ist ebenso gut wie manches von Rafael. Das sollte man immer bedenken. Heute aber sieht man vor lauter Wissenschaft oft die Kunst nicht mehr und vor lauter Echtheit die Schönheit nicht, man sollte manchmal an Shakespeare denken, der da sagte: „What's in a name!" — —

Seltsam, so wichtig die Frage nach der Echtheit auf der einen Seite genommen wird, auf einer anderen scheint sie nicht zu existieren. Ich meine die Frage des Restaurierens, die besonders in deutschen Privatkreisen zu leicht genommen wird. Wer die internationalen Leihausstellungen, die von Sammlern aller Länder beschickt werden, besucht hat, weiß, daß sehr oft die Bilder aus Deutschland durch Restaurierung unkenntlich gemacht und daher als Fälschungen zu betrachten sind. Es ist nun doch belanglos, ob man nachweisen kann, daß auf einer Holztafel früher einmal Grünewald gemalt hat und daß davon mit der Lupe noch Spuren zu entdecken sind, wenn man doch weiß, daß die Oberfläche des Gemäldes im vorliegenden Zustande von Herrn Meier von der Karlsruher Galerie stammt. Niemand wagt heute mehr, antike Statuten zu ergänzen, wie Canova und Thorwaldsen es taten, ja, wie noch Schaper es mit dem Hermes von Olympia tun durfte. Wir scheuen uns davor wie vor einer Lüge. Bei Bildern aber ist man hiergegen unempfindlich! Ehe man sich dazu entschließt ein Gemälde dem hoffnungslosen Vernichtungsprozeß zu überlassen, in dem es sich unglücklicherweise befindet — eher verfälscht man es durch Übermalung. Das Seltsame

aber ist, daß eine solche Entstellung in den Augen vieler Sammler kaum eine Verminderung des Wertes bedeutet. Was bei einem modernen Gemälde unfehlbar die Unverkäuflichkeit im Gefolge haben würde, wird bei einem alten damit entschuldigt, daß ja fast alle alten Bilder übermalt seien.

Trotzdem erfreuen sich die alten Bilder einer noch steigenden Wertschätzung. Die Gründe hierfür sind verschiedener Art. Einmal gilt es heute immer noch als vornehm und elegant, alte Bilder zu haben — wohl, weil es ehemals der Adel und die großen Herren waren, die das Sammeln in großem Stile betrieben. Dann aber spricht noch eine andere Ursache mit, eine geschäftliche: Bilder von alten Meistern sind vor Preisrückgang viel sicherer, als neue. Wer einen alten Meister ersten Ranges hat, kann an ihm — so geht der Glaube — kein Geld verlieren, wenn er einmal in die Lage kommen sollte, verkaufen zu müssen; bei einem Menzel dagegen könne man nie wissen. Diese Überlegung ist einigermaßen stichhaltig, solange es sich wirklich um Meister ersten Ranges handelt. Da nun die meisten heutigen Sammler aus der Geschäftswelt stammen, wiegt dieser Grund sehr schwer. Alte Meister haben ihren Preis; daher sind sie so beliebt.

In der Beschäftigung mit Kunstwerken handelt es sich darum, Werte zu erkennen, Werte festzustellen und neuen Werten zu Ansehen zu verhelfen, wenn anders diese Beschäftigung geistig fruchtbar sein soll. Die Aufgabe und die Wirkung solcher Sammler, die moderne Bilder kaufen, greift also ungleich viel weiter, als die der alten Sammler. Ihr Tun ist in gewissem Sinne persönlicher. Um einen neuen Wert zu propagieren bedarf es nicht nur der stillen bewundernden Liebe, sondern des Einsetzens der ganzen Persönlichkeit, nicht nur im Handeln, sondern auch im Reden. Dies erfordert Unabhängigkeit des Urteils und der Gesinnung. Wer einen Rembrandt erwerben will, ist nie allein mit sich. Er kann Bode fragen, ob das Bild gut und echt ist; oft hat es einen Stammbaum und einen Platz in der Fachliteratur und fast immer hat es, wie gesagt, einen kalkulierbaren Preis. Niemand aber kann einem beweisen, im strengen Sinne des Wortes, daß gerade der eine Studienkopf von Leibl, den man gerne haben möchte, gut ist. Das können einem nur die eigenen Augen und der an höchster Qualität geläuterte Instinkt sagen. Und ferner gehört noch Mut dazu, moderne Bilder zu kaufen, einen Degas vielleicht. Der steht noch nicht, wie ein alter Meister, jenseits von Gut und Böse, um seines Namens willen. Ihn sieht jeder kritisch und als Gegner an, während auch dem bedenklichsten Rembrandt noch ein günstiges Vorurteil entgegengebracht wird.

Immer, wenn eine neue Kunst in die Welt tritt, ein Genie, oder das Schaffen einer neuen Richtung — immer sind es wieder Künstler, in deren Kreisen das erste Echo vernommen wird, die Verständnis und Zustimmung für die neuen Werte haben. Unabhängige, große Qualität als solche zu empfinden vor

Werken, die naturgemäß selbstherrlich sind und ganz anders aussehen als andere Werke: und doch dies unterscheiden können von falscher Originalität und genialischen Äußerlichkeiten, dies setzt eine starke künstlerische Disponiertheit und eine feine Kunstbegabung voraus. Man weiß, daß es Hans Thoma war, der als erster, aus Paris zurückgekehrt, auf Edouard Manet hinwies. Wenn er auch von diesen Bildern keine erwerben konnte — er hatte damals ja selbst noch nichts — sein bloßer Hinweis hat sehr genützt und den Anstoß dazu gegeben, daß Deutschland heute neben Amerika das Land ist, wo man die Werke des Impressionismus aufsuchen muß. In Amerika tat die Malerin Mary Cassat auf ihre Weise das Gleiche. Andere Künstler, die in glücklicheren Lebensumständen waren, als Thoma, haben rechtzeitig selbst gesammelt. Noch heute ist die Kollektion von Werken der Schule von Barbizon, die der holländische Marinemaler Mesdag zusammengebracht hat, eine der glänzendsten Repräsentationen dieser Malerei überhaupt. Daubigny, der noch in reifen Jahren die Impressionisten kennen lernte und sogar von ihnen gewisse Einflüsse erfuhr, war einer der ersten in Frankreich, der den Impressionismus begriff. Besonders Claude Monet liebte er sehr und er hängte eine Anzahl seiner Landschaften neben die Corots, die er besaß. Das war damals, in den siebziger Jahren, tatsächlich ein Akt persönlichen Mutes. Von Monet Bilder zu kaufen, galt als Wahnsinn und wir wissen aus einem Briefe Edouards Manets, der seinem Freunde helfen wollte, wie schwer, wie unmöglich es im Jahre 1875 war, jemand zu finden, der für zehn dieser Landschaften die Summe von 1000 frcs. riskieren wollte. Jedenfalls war Daubigny mutiger, als seine Erben, denn als er 1878 gestorben war und sein Nachlaß unter den Hammer kam, fehlten zum Erstaunen der Eingeweihten die Monets — die Erben hatten diese nicht in der offiziellen Versteigerung haben wollen, aus Besorgnis, der Besitz von Monets könne den Ruhm Daubignys in den Augen der Welt diskreditieren! Eines dieser damals so geschmähten Werke hängt jetzt in der äußerst gewählten Sammlung von Impressionisten, die der Maler Max Liebermann besitzt. Der war seinerseits unter den Deutschen einer der allerersten, der diese Kunst zu Ansehen brachte. Wieviel die deutsche Malerei der von hier ausgegangenen Anregung verdankt, kann man leicht ermessen; ehe die Nationalgalerie zu ihren Franzosen kam, waren dies ja die einzigen impressionistischen Bilder, die in Deutschland erreichbar waren. — Ohne die Sammlertätigkeit von Malern wären heute auch die großen öffentlichen Museen Frankreichs sogar um die wenigen Bilder dieser großen modernen Schule ärmer, die sie jetzt besitzen. Nur John Sargent und Claude Monet verdankt man es, daß jener amerikanische Sammler, der die „Olympia" schon halb gekauft hatte, sie nicht bekam, sondern daß sie auf dem Wege der Subskription erworben und dem Luxembourg geschenkt wurde, von wo aus sie durch eine Verfügung Clemenceaus, auf Betreiben Claude Monets, in den Louvre wanderte.

Und ohne die Sammlung des 1894 verstorbenen Malers Caillebotte, der schon 1876 für den Staat sein Testament gemacht hatte, wäre noch vor zehn Jahren, vor der Erwerbung der Malersammlung Thomy-Thierry, dieser Staat sehr in Verlegenheit gewesen, wenn die Franzosen gekommen wären, um Manet, Monet, Renoir, Pissarro, Sisley, Cézanne und Degas in den öffentlichen Galerien zu sehen. Man hätte sie nicht zeigen können, wäre nicht dieser junge Maler schon so früh von dieser Kunst begeistert gewesen, daß er soviel davon erwarb, wie in seinen Kräften stand, und daß er den unerschütterlichen Glauben hatte, dieses sei die Art von Kunst, der die besten Plätze in den Museen des 19. Jahrhunderts gebührten.

Wenn auch in Deutschland die Museumsverhältnisse nicht so im Argen lagen, wie in Paris, so ist dennoch nicht zu vergessen, daß für die Erkenntnis der großen deutschen Malerei, die um 1870 in München erblüht war, die Sammlertätigkeit eines dieser Künstler, Wilhelm Trübners, von großer Bedeutung war. Ohne sie wäre heute vielleicht nur Leibl (und Trübner) als ein hervorragender Maler von damals bekannt und von den Sternen zweiter Ordnung gar wüßte man wenig. Denn für diese Art von Malerei gab es keine Mäzene.

Es gibt ja auch heute keine Mäzene mehr, Mäzene im alten Sinne des Worts, Leute, die soviel Wagemut haben, jungen Künstlern Aufgaben zu stellen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie mißlingen. Graf Schack war wohl einer der letzten dieser Art. Mochte er gelegentlich versagen, wo das ganz Große von ihm erwartet wurde, es war doch ein Mäzen im großen Stil und wenn man in der Sammlung steht, die er zum Teil durch seine Aufträge geschaffen hat, in dieser trotz mancher Unbegreiflichkeiten so charaktervollen Sammlung, so fragt man sich oft, was aus dieser Malerei jener Tage ohne ihn geworden wäre, im Guten wie im Schlimmen. Bei Konrad Fiedler, der unsterbliche Verdienste um die deutsche Kunst hat, stand das Grandseigneurhafte, das für unsere Vorstellung zum Mäzenatentum gehört, ganz im Hintergrunde. Er war mehr aufopfernder Freund und stiller Förderer als Mäzen. Für sich wollte er fast nichts, ihm lag nicht daran, eine Sammlung zu bekommen, sondern was er für „seine" Künstler, für Hans von Mareés und seinen Kreis der Deutschrömer auch tat, immer fühlte er sich ihnen verpflichtet dafür, daß sie ihn teilnehmen ließen am Schaffen. Vielen Kunstfreunden, die neuen Dingen zur Existenz verhelfen, fehlt in diesem Sinne das Fordernde, Heischende, das der Mäzen hat und vielleicht haben darf. Trotzdem Dr. Max Linde in Lübeck die Bresche für die Kunst Edvard Munchs geschlagen und ihm unmittelbare Aufträge gegeben hat, gehört auch er mehr zur Gattung des Sammlers. Er war nicht von vornherein fertig, als er sich dieser Kunst näherte, sondern wuchs selbst erst hinein in diese Rolle.

Unsre Zeit hat keine großen Aufgaben mehr für die Maler, so wie sie für Bildhauer noch immer da sind. Höchst selten einmal, daß ein Mensch soviel

Mut hat, wie Dr. Neißer in Breslau, der sich von dem damals ganz jungen Erler seinen Musiksaal mit Bildern ausschmücken ließ. Man weiß auch nicht, ob man diesen Zustand allgemein gültig wünschen sollte. Da wir keine Monumentalmalerei mehr haben, da die Fresken von Marées für seinen Freund Dohrn in Neapel nun einmal ein herrliches Ausnahmewerk bleiben müssen und da nun einmal zwischen der hohen Kunst und der dekorativen der unheilbare Riß besteht, trotz aller Vertuschungsversuche, so ist man tatsächlich verlegen um das Thema der Aufgabe. Das Porträt ist erst langsam wieder im Begriff, monumental zu werden. Auf diesem Gebiete ließe sich noch am ehesten die Tätigkeit des großen Auftraggebers entfalten, nicht allein dadurch, daß jemand sein und seiner Familie Bildnisse bestellt, sondern vielleicht so, wie es früher gelegentlich war, daß sich einer eine Sammlung bedeutender Zeitgenossen oder schöner Frauen im Bilde anlegt. Aber der einzige, der Ähnliches tut und durch geschickt erteilte Aufträge die Bildniskunst unserer Zeit auf ein höheres Niveau hebt, ist bezeichnenderweise kein Privatmann, sondern der Leiter einer öffentlichen Galerie (in Hamburg): Die Verantwortung des großen Auftraggebers, wie Lichtwark sie trägt, übernimmt heute so leicht kein einzelner, weil die persönliche Freiheit des Künstlers, die zum Beispiel im Falle Schack doch bisweilen heftig mit den Wünschen des Bestellers zusammenstieß, sich heutigen Tages der Öffentlichkeit, dem Museum, eher zu fügen bereit ist, als dem Mäzen. Der einzelne, der die Malerei seiner Zeit fördern will, vermeidet lieber das Äußern von Wünschen, und der Mäzen von heute ist tatsächlich der Sammler.

Bei der Situation des modernen Ausstellungswesens gegenüber einer Malerei, die wesentlich für Ausstellungen schafft, ist der Bilderkauf das naheliegendste Mittel zur Kunstförderung. Wer für das vorhandene starke Angebot an Bildern eine Nachfrage schafft, wenn auch erst nachträglich, bringt die Sache, die ihm am Herzen liegt, am besten vorwärts. Dies mag bedauerlich und im Vergleich mit andern produktiven Kunstzeiten ungesund erscheinen — aber die Tatsachen liegen so. Hätte der Sänger Faure, der Bariton der Pariser Oper, der berühmte „Hamlet" und „Don Juan" seinem Freunde Edouard Manet große bestimmte Aufträge erteilt, so hätte er ihn, abgesehen von ein paar Porträts, vielleicht in größere Verlegenheit gebracht und seiner Kunst am Ende eher geschadet als genützt. Besteller und Maler hätten, obwohl befreundet, sich vielleicht nicht verstanden. So aber, da Faure eine große Zahl von fertigen Werken seinem Freunde abkaufte, ganz gleich welches Inhalts (war doch z. B. das vom Dargestellten abgelehnte Porträt Rocheforts darunter), war dem Schaffen Manets gedient. Ob Faure ohne die Freundschaft zum Sammler geworden wäre, ist nicht auszumachen. Tatsächlich aber hat sich sein Sammeln als förderndes Mäzenatentum erwiesen. Ähnlich erging es Renoir mit seinem Freunde Chocquet, der vom Porträtbesteller größeren Stils zum Sammler wurde, ähnlich van Gogh mit

Dr. Gachet, — ähnlich noch vielen anderen, und manche der besten Sammlungen verdanken ihre Entstehung solchen Künstlerfreundschaften.

Bei Theodor Fontane, in den Poggenpuhls, kommt ein Bankier aus der Behrenstraße vor, Herr Bartenstein. In dessen Hause verkehrt das jüngste Fräulein von Poggenpuhl. Als diese junge Dame einmal ihren Geschwistern von dem Luxus und der Kultur ihrer jüdischen Freunde erzählt, führt sie als comble den Besitz von zwei Menzelschen Gemälden an, einem „Ballsouper" und einer Studie zum Krönungsbild. „Ja, wer hat das?" fügt sie hinzu und will damit sagen, daß die Leute, die sowas haben, auf den Höhen des Lebens wandeln.

Aus welchem Grunde der Bankier Bartenstein sich diese beiden Menzels gekauft hat, sagt der kluge Fontane nicht. Vielleicht haben sie ihm Freude gemacht, vielleicht glaubte er, sie würden seiner Familie oder seinen Gästen Freude machen; möglich, daß er damit einem Bedürfnis nach einer geistigen Art von Luxus schlechthin Genüge leisten, oder auch nur seinen Reichtum und seine Kultur dokumentieren wollte — es gibt ja genug Gründe dafür. Aber wie dem auch sei, dieser Mann aus der Geschäftswelt, der das Wertvollste an modernen Bildern kauft, stellt einen neuen Typus des Sammlers dar, den, mit dem unsere Künstler und unsere Kunsthändler vornehmlich rechnen. Der Typus ist in den wirklich modernen Kunstländern schon sehr verbreitet, in Deutschland und Amerika, auch in Frankreich. Es ist in Deutschland üblich geworden, über diesen Typus des Sammlers, zumal wenn es sich um Ausländer, um Amerikaner handelt, etwas geringschätzig zu denken, besonders bei denen, die den Amateur im alten Sinne kennen. Oft wird die Meinung laut, diese Kaufleute und Fabrikanten, Gründer und Spekulanten könnten doch der ganzen Art ihrer Bildung und Tätigkeit nach kein intimes Verhältnis zu Kunstwerken haben: Die Lehre vom Kunst-Snob. Nun ist es vielleicht denkbar, daß solche Menschen in ihren wenigen Mußestunden oft nicht die seelische und geistige Disposition besitzen, um einen Filippino Lippi aufrichtig zu lieben. Möglich. Aber weshalb ein solcher Mensch am Bildnis seiner Frau, von Liebermann gemalt, nicht wahre künstlerische Freude haben soll, ist nicht recht einzusehen, und daß er sich nicht nach Seelandschaften von Trübner sehnt, ebensowenig. Denn die Kunst ist doch nicht nur für „Kenner" da, sondern für Menschen (wenn auch nicht für alle). Und die moderne Kunst wendet sich an die Menschen des modernen Lebens. Die Aktivität unsrer Gegenwart, die gründliche und angestrengte Beschäftigung mit neuen Werten materieller Art scheint auch die Fähigkeit, neue geistige und künstlerische Werte aufzunehmen, erhöht zu haben. Denn fast immer sind die Besitzer der modernen Sammlungen nicht Leute, die einfach nur reich sind, von irgendwoher, sondern Leute, die noch mitten im Leben stehen, deren Intelligenz, Arbeitskraft und Energie die neuen kommerziellen Werte erst schaffen.

Väter, nicht Söhne. Wohlstand allein und Muße, scheint es, sind der Lust an modernen Gemälden nicht günstig, die Muße verlockt nicht dazu und schafft keine Leidenschaft, wie das Leben. Die Söhne derer, welche die großen heutigen Vermögen verdient haben, besitzen viel weniger moderne Kunstwerke, als man ihrer glücklichen Situation noch erwarten würde. Sie pflegen unverhältnismäßig viel mehr Geld auszugeben für die schönen Dinge der sinnlichen Verfeinerung und den kunstgewerblichen Luxus, als gerade für Gemälde. Und wenn sie es tun, geschieht es oft nicht mit dem sicheren und starken Instinkt, wie beim Manne des tätigen Lebens. Manchmal ist der Charakter einer solchen Sammlung dann etwas unrein und auch ungleichmäßig an Qualität; neben guten Dingen gibt es andere von schwächlichem Wesen, Preziösentum und extravagantes Raffinement, und hinter einer solchen Sammlung vermutet man als Urheber oft einen Ästheten oder Bibliophilen, einen Untertan des „Roi Bibelot".

In diesem Zusammenhang muß man die Geographie der modernen Sammlungen skizzieren. Die besten befinden sich ausnahmslos nicht an Stätten, die von sich aus eine besonders künstlerische Atmosphäre besitzen, sondern in Zentren der Industrie und des Handels, im Lärm der Großstadt, dort, wo die Menschen dem Alltag und der Gegenwart leben. Voran stehen in Deutschland natürlich Berlin, Dresden und Frankfurt, dann die Hansestädte und die Orte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Der alte Kultursüdwesten regt sich dagegen noch wenig. Auch in der Schweiz, wo doch eine starke junge Kunst lebt, fehlt der Zusammenhang mit dem Leben vorläufig noch fast ganz. Die Ostschweiz allerdings, die in allen Kulturdingen etwas fortschrittlicher erscheint als der Westen, fängt langsam an, zunächst mit ausgesprochener Vorliebe für das modernste Frankreich. Das reiche Basel, eine der deutschesten Städte, ist durch Tradition der alten Kunst verhaftet; nur einen Sammler gibt es dort, der neben guten Schweizern aus der vorigen Generation, z. B. wie Stäbli und Koller, auch gute deutsche Bilder besitzt, wie Thoma und Trübner.

Selbst in Amerika, wo doch fast alles Industrie und Tätigkeit ist, kann man dieselbe Beobachtung machen: In jenen wenigen Städten, die nicht nur von diesen Dingen ihre Signatur bekommen haben, sondern sich stolz als Hochburgen des Geisteslebens und amerikanische Athens bezeichnen, Washington und Boston, befinden sich wohl bedeutende Kollektionen alter Bilder, aber keine hervorragenden modernen. Die muß man an dem großen Tauschplatz Newyork suchen, oder im rastlosen Chicago oder im rauchenden Philadelphia, sowie vor allem in den kleinen Stahlplätzen in den Tälern Konnektikuts, in Hartford und Naugatuck.

Natürlich spielt bei der Geographie der modernen Sammlungen auch die Tatsache eine Rolle, daß eben in diesen Stätten auch der Reichtum am größten ist. Aber dies allein ist nicht ausschlaggebend; daß die Residenzen des alten Reichtums so gar nicht beteiligt sind, bleibt doch auffallend. Wie sehr tatsächlich

diese Dinge zusammenhängen, die Aktivität des modernen Lebens und die Lust an moderner Kunst, das zeige kurz das Beispiel der drei Hansestädte, in denen doch der Reichtum relativ genommen ungefähr der gleiche ist. — In der von uns aus gesehenen langsamsten, in Lübeck, steht Dr. Max Linde, der Arzt, mit seiner sehr avancierten Sammlung von französischen und deutschen Impressionisten, von Leibl und Böcklin, von Munch, Whistler und Degas, ganz allein: die Stadt versteht ihn nicht, sie ist nicht mehr aktiv genug, um dies alles zu begreifen. Hamburg, die bedeutendste aus der Trias, hat neben den älteren Sammlungen Eduard Behrens und Amsinck mit ihren Bildern aus Fontainebleau in Theodor Behrens einen hervorragenden Sammler, der sich mit Erwerbungen aus den Verkäufen Faure und Pellerin dem Impressionismus zuwandte und von den Deutschen besonders Liebermann und Leo von König sammelt. Ein andrer Hamburger, H. Simms, kauft ausschließlich deutsche Bilder mit Einschluß der jüngeren Gruppe der Berliner Sezession. Neben Corinth, der bei ihm unbedingt dominiert, stehen Habermann und Slevogt; dann Beckmann und Theo von Brockhusen. — Die dritte der drei Städte, Bremen, hält die Mitte. Hier ist das Zusammenarbeiten der einzelnen Sammler stark entwickelt. Neben denen, die der Lokalschule der Worpsweder ihre Tätigkeit angedeihen lassen, stehen, mit sehr gewähltem Besitz, einige Freunde der deutschen Malerei um 1870 und des Impressionismus wie H. Wolde, L. Bermann und A. W. v. Heymel.

Daß man bei den Sammlern dieses modernen Typus oft soviel wahre Leidenschaft und soviel glühende Begeisterung findet, wogegen beim „Amateur" meistens die still entzückte Kennerfreude vorwiegt, liegt zum Teil an diesem innigen Zusammenhang mit dem modernen Leben, das noch in ewiger Bewegung ist und vorwärts schreitet und die Zeit erobert. Sammler dieser Art entwickeln ihre eigene Persönlichkeit in dieser Tätigkeit und diesem Verkehr mit Bildern. Sie wachsen mit ihrer Sammlung. Ihr Geschmack pflegt sich in einem Tempo zu läutern, wie es bei einem Mitgliede der Bruderschaft vom beschaulichen Leben sehr selten ist. In mancher berühmten Sammlung, die nur erlesene Perlen birgt, gibt es auch abseits, meist in Kinder- oder Fremdenzimmern, Stücke von ganz unreinem Wasser, Banalitäten, Süßigkeiten oder Virtuosenprunkstücke. Der harmlose Besucher, der diese Raritäten zufällig sieht, hält sie für ererbten Besitz, noch vom Vater her. Aber meist stellen sie die ersten Anfänge der Sammlung dar, vom Besitzer einst mit ebensoviel Freude erworben, wie später die Böcklins und Menzels. Wer wirklich mit Augen und Gefühl begabt ist, hält es nicht jahrelang bei Wachsperlen aus, und der braucht sich auch nicht zu schämen, mit Enrique Serra angefangen zu haben. Mr. Auguste Pellerin, der heute Cézannes besitzt, an hundert Stück, ging von Henner aus, damals, als er seine Margarinefabriken in Skandinavien, Frankreich, Deutschland und England eben gegründet hatte. Die Henners hat er bald verkauft. Als er Corot kennen lernte,

genügte ihm das Surrogat in der Kunst nicht mehr. Aber auch Corot mußte wieder wandern — Pellerin hatte Impressionisten gesehen. Nach einigen Jahren trennte er sich von ihnen und blieb allein bei Manet. Und da, als dieser eine Zeit lang als Alleinherrscher gethront hatte im Hause von Neuilly, schlug auch seine Stunde und der Nebenbuhler zog ein. So heißt der Weg eines der größten modernen Sammlers: Von Henner bis Cézanne.

Als Mr. Pellerin Henners und Vollons verkaufte, zugunsten von Corot, wunderten sich seine Freunde. Er könne doch Henner und Vollon behalten, meinten sie, er sei ja reich genug. Aber er behielt sie nicht, er wollte ja kein Museum gründen, sondern mit seinen Bildern zusammenleben. „Sein" Maler, das war damals Corot, so wie heute „sein" Maler Cézanne ist. Stark in Haß und Liebe. Die Leute, die ihm damals den guten Rat gaben, Henner zu behalten, hatten keine Leidenschaft für Kunst, und sie verstanden nichts vom wahren Wesen des Sammlers, sie verkannten die Haupteigenschaft der modernen Sammlung: Die Einseitigkeit.

Sie ist der Charakter jeder sehr guten modernen Sammlung. Auch dies ist wieder ein Punkt, in dem sie sich wesentlich von der öffentlichen Galerie unterscheidet. Wo diese zur Objektivität und zur Gerechtigkeit verurteilt ist, ist ihr schönstes Recht, ungerecht sein zu dürfen. Ein Museum dient nicht nur der Kunst und dem Leben, sondern auch der Wissenschaft. Auch wenn es fast ganz der Tätigkeit und dem Geschmack eines einzelnen, des Direktors, seinen Charakter verdankt, braucht es nicht notwendig einseitig zu sein. Dieser einzelne hat den Willen, allen Erscheinungen des Kunstlebens gerecht zu werden, sofern sie ein bestimmtes Qualitätsniveau innehalten. Der Sammler aber kauft dort, wohin ihn seine Neigung treibt, und wenn diese Neigung aufrichtig und stark ist, wird sie ganz sicher bestimmten Richtungen und bestimmten Künstlern zugewandt und andren feindlich abgewandt sein. Denn Bilder vertragen sich oft noch sehr viel schwerer untereinander als Maler. Fontainebleau und Paris liegen weiter auseinander, als man ausrechnen kann und die Generationen, die einander am nächsten sind, stehen sich oft am fernsten. Wenn auch Daubigny und Claude Monet einander schätzten, so gibt es doch heute nur sehr wenige Sammlungen, in denen sie friedlich nebeneinander existieren, und man kann oft die Beobachtung machen, daß die Impressionisten mit den Leuten von Barbizon heute nicht mehr unter einem Dache wohnen wollen. Der Rest von Altmeisterlichem, das in Rousseau, Dupré und Diaz steckt, wirkt neben der konventionslosen Frische Monets und dem Jugendglanz Pissarros ein wenig antiquiert. Man weiß, daß Sammler alter Meister noch bis Fontainebleau mitgehen und dann plötzlich Halt machen. Manche haben dies erst nach längeren und wiederholten Versuchen getan, wie P. A. B. Widener in Philadelphia, der heute, nächst Pierpont Morgan, wohl die wertvollsten alten Gemälde besitzt. Er wollte Ruhe im Hause haben. Selbst John Johnsohn,

der vorwiegend nach kunsthistorischen Gesichtspunkten sammelt, kauft keine Impressionisten mehr. Manets „Alabama" und Monets Klippenbilder hängen bei ihm im Dunkel; aber Daubignys Flußlandschaft steht beim Eingang gleich im hellsten Licht. — Dieselbe Erfahrung macht neuerdings auch der Berliner Sammler Gerstenberg, der neben alten Bildern besonders Franzosen aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat, darunter einige der schönsten Stücke der Sammlung Chéramy: Er besitzt auch ein paar Bilder von Monet und Sisley; aber sie hängen nicht mit in seiner Galerie, sondern in der dunkleren Wohnung.

Jene Sammlungen, die sich auf bestimmte Gebiete erstrecken, sind an Qualität fast immer die besten. Gelegentlich haben Kunstfreunde gegen diese stille Erkenntnis protestiert und gekauft, was ihnen erste Qualität überhaupt schien. Es ist natürlich schwer, gegen eine Anhäufung von Kostbarkeiten, wie sie Colonel Payne in New-York besitzt, etwas einzuwenden. Die „Demoiselles de Village" von Courbet und Manets herrliche „Jeanne"; die Balletprobe mit der Estrade von Degas und die über alle Begriffe schöne Bacchantin mit dem Panther von Corot; und ein Fest in Venedig von Turner und einige bedeutende Landschaften von Constable sind gewiß in ihrer Art etwas Vollkommenes, jedes ein Glanzstück des betreffenden Meisters. Und doch, es ist fast zuviel der Vollkommenheit. Man fühlt sich wie in einer sehr vornehmen, sehr kultivierten Gesellschaft von bedeutenden Persönlichkeiten, die sich nichts zu sagen haben und ihren eigenen Ruhm verwalten; und man sehnt sich fast nach einem Manet zweiten Ranges, und sei es auch nur, um die „Jeanne" noch mehr zu lieben. Was man vermißt, ist dies: Bilder, an die man noch Hoffnungen heften kann, Individualitäten, von denen man nicht weiß, ob sie einst, nach längerem Verkehr, noch für treu befunden werden. Denn dies ist ja der Vorzug, den der Sammler vor dem Museum hat, daß er Experimente machen darf. Von einem Galeriedirektor verlangt das Publikum jene Unerschütterlichkeit des Geschmacks, an die er selbst am allerwenigsten glaubt. Wenn ein Privatmann aber sich anders entwickelt, als seine Anfänge erwarten ließen, so kann er immer den Charakter seiner Sammlung reinigen, durch Verkauf oder durch die bewußten Fremdenzimmer.

Die Einseitigkeit auf gute Qualität, die das Hauptmerkmal der vorzüglichsten Privatsammlungen ist, schließt nun natürlich andere Gesichtspunkte nicht aus, zum Beispiel historische oder gar museenmäßige. Die Sammlung Arnhold gibt so, wie sie heute ist, doch einen ausgezeichneten Überblick über das Beste, was in Deutschland und Frankreich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gemalt wurde. Sie ist dabei keine Kopie eines öffentlichen Museums — ein solches gab es damals, als sie in ihren wesentlichen „Etagen" schon fertig war, noch nicht — sondern umgekehrt viel eher ein Vorbild für eine moderne Galerie. Wenn in München nicht die Sammlungen Deutsch und Knorr wären, so könnte man gewisse

Phasen der Münchener Malerei nicht vollkommen kennen lernen. Ebenso wäre man ohne die Sammlung Rothermundt in Dresden verlegen um eine gute Repräsentation des deutschen Impressionismus, und die Sammlung von Rothermundts Schwager Schmitz, vielleicht die gewählteste aller Privatgalerien, erfüllt für Dresden die andre wichtige Aufgabe, den französischen Impressionismus in der Stadt der Sixtinischen Madonna zu vertreten.

In jeder Stadt, in der die öffentliche Kunstpflege in guten Händen ruht, bestehen unterirdische Verbindungen zwischen den Privatsammlungen und dem Museum. Dies ist meist ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit, mit oder ohne Vereinbarung, und wer dabei den größten Vorteil hat, ist schwer auszurechnen. Eine gute Galerie regt an, sie wirkt geschmacksbildend und kann den Privatmann beraten oder ihm vermittelnd auf dem Kunstmarkt helfen. Anderseits sind die Sammler von großem Wert für die Arbeit eines Museums. Abgesehen davon, daß am Ende sie es sind, die durch Stiftung von Gemälden oder von Geldmitteln im Notfalle die Opfer bringen, (weil sie die Not besser verstehen als andre, die noch nie ein Bild geliebt haben) — auch rein durch ihr Sammeln können sie ein Museum fördern. Sie können eine Galerie entlasten. Fast jedes Museum ist gehalten, durch Statuten, moralischen Druck oder politische Rücksichten, bestimmte Teile seines Ankaufsbudgets für Produktionen einer Lokalschule aufzuwenden. Wenn ein Sammler, der Lokalpatriotismus besitzt, hier einspringt und eine Privatgalerie in dieser Richtung anlegt, so ist damit dem Museum viele Sorge abgenommen. In der Kunst ist es kein Leichtsinn, wenn einem der Rock wirklich näher ist als das Hemd. Es ist für einen Norddeutschen ungeheuer angenehm, eine teure frühe Landschaft von Thoma erwerben zu können ohne die beständige Angst vor der Begehrlichkeit und den Intrigen irgendwelcher Halligpinsler. Und sicher wäre beispielsweise die Entwicklung der Kunsthalle in Bremen in den letzten zehn Jahren nicht so glänzend verlaufen, wenn nicht ein Sammler, Konsul Theodor Melchers, das Zustandebringen einer hervorragenden Kollektion von Bildern der Worpsweder für seine Person übernommen hätte. Ob der Gemeinsinn eines solchen Sammlers soweit geht, daß er diese Spezialgalerie dem Museum nachher einfach überweist, oder ob das Museum dann später einmal vor die Eventualität gestellt wird, sie en bloc zu erwerben, ist theoretisch gleichgültig: das Entscheidende ist, daß ihm in vielleicht kritischer Zeit die Ruhe geschaffen wurde, die ihm zur Erfüllung seiner großen Aufgabe nötig war. Wie es auch kommen mag, Tatsache ist daß die beiden erwähnten Impressionisten-Sammlungen in Dresden heute die Bestände der dortigen Galerie auf das glücklichste ergänzen. In solchen Fällen treten die Privatsammler halb in die Öffentlichkeit hinaus. Denn es gibt heute kaum noch Sammler, die ihre Schätze ängstlich verbergen und nicht dem, der ein ernsthaftes künstlerisches oder wissenschaftliches Interesse nachweist, ihre Galerie zugänglich machen. Auch auf diesem

Gebiete ist heute der Begriff „Privat-Eigentum" gegenüber früheren Zeiten anders geworden, relativer, sozialer.

Dies ist im Grunde nicht ganz ungerechtfertigt. Denn das letzte Ziel fast aller Privatsammlungen ist, ob mit oder ohne Absicht, doch die Öffentlichkeit, das Museum. Mag ein Sammler noch so sehr an seinen Bildern hängen — sie entgehen der Galerie nicht. Selten bleibt heute, bei dem schnellen Wechsel des Reichtums, eine Privatgalerie länger im Besitz ein und derselben Familie, als durch zwei Generationen hindurch. Es liegt im Wesen moderner Bilder, daß sie wandern. Die Söhne derer, die sie erworben, pflegen andere Dinge zu wollen, als ihre Väter, und wenn Gallimard père auch mit einem Corot aufhörte und Gallimard fils mit einem Corot anfing, die neue Zeit siegt doch. Oft gehen moderne Sammlungen schon nach einer Generation ins Museum über, wie die Beispiele Thomy-Thiérry und Caillebotte beweisen. Wenn die einzige große Leibl-Sammlung in Berlin unter den Hammer kommt, werden die Museen unbedingt in der ersten Reihe der Käufer sitzen.

In Amerika ist das Gefühl, daß „Privatbesitz an geistigen Werten" nur relativ zu verstehen ist, noch stärker entwickelt als bei uns. Dort fordert die Kommune gelegentlich ganz unverhüllt. Als vor einigen Jahren in Hartford (Konnektikut) ein Museum gegründet wurde, ersuchte das Komitee den Sammler Pope im nahen Farmington um Überlassung seiner Gemäldesammlung, als ob das etwas Selbstverständliches sei. Dies geschah aus der Erfahrung heraus, daß sehr oft Sammler in ähnlichen Fällen dies getan haben, zum Beispiel beim Metropolitan-Museum in New York. Dann wandert die ganze Kollektion geschlossen ins Museum, bekommt dort einen eigenen Saal, in dem dann an allen vier Wänden steht: „Vanderbilt-Gift" oder „Hearn-Gift" oder „Wolfe-Kollektion". Aber — Mr. Pope wollte nicht. Er ging auf Reisen nud sah sich um. Ja, es verhielt sich so, wie das Komitee ihm gesagt hatte; es gab in allen Museen Privatsammlungen, die van der Hope-Kollektion in Amsterdam zum Beispiel, die Peel-Kollektion in London. „Man" pflegte dies zu tun. Aber Mr. Pope konnte nicht, er konnte sich nicht trennen von seinen Manets und von seinem herrlichen Renoir. Er nahm einen frühen Whistler von der Wand herunter und versteckte ihn, um zu probieren — aber nein; es ging nicht. Er hat seine Bilder noch alle, und zu Weihnachten hat sein Freund Wittemore in Naugatuck, der so schöne Degas hat, ihm einen geschenkt. Gegenüber der Öffentlichkeit hat Mr. Pope sich mit einem großen Mädchen-college aus der Affäre gezogen, das er ganz aus seinen Mitteln erbaute, ausstattete und der Gemeinde schenkte. Nun kann er sich ungestraft seiner Bilder freuen. Aber voraussichtlich war die Gründung des Mädchen-colleges nur ein „Aufgeschoben", kein „Aufgehoben", und wer in 30 Jahren das einstweilen ziemlich belanglose Museum in Hartford besucht,

wird dort ganz sicher eine große Zahl französischer Bilder aus der ehemaligen Sammlung Pope finden.

Erwägt man diese Tatsache, daß alle guten modernen Bilder oft schon nach Verlauf von zwei Generationen der Öffentlichkeit gehören, so legt man sich die Frage vor, ob der Staat nicht, beim großen Überschlag zur runden Summe, am Ende doch besser täte, viel mehr moderne Bilder gleich nach ihrer Entstehung zu kaufen, solange sie noch billig sind. Aber dies erscheint bei gründlicherer Prüfung doch nicht ratsam: Der wahre Wert eines Bildes enthüllt sich erst mit der Zeit und das Experimentieren ist nicht Sache der Museen, da das breitere Publikum bald nicht mehr aus und ein wüßte und seinen letzten Maßstab verlieren würde. Das Abwarten, selbst auf die Gefahr hin, daß gute Bilder inzwischen um hundert Prozent im Preise gestiegen sind, ist immer noch das kleinere Übel. Wer nur von jungen Künstlern kauft, ist gezwungen, sehr vieles wieder abzustoßen. Das kann, wie gesagt, ein Museum sehr selten und nur mit großen Schwierigkeiten; meistens ist es sogar dazu verdammt, das einmal Erworbene auch gegen bessere Einsicht zu bewahren.

Ebensowenig wie das Experimentieren ist das Spekulieren Sache der Galerien. Wie den Privatsammlern die Pionierarbeit des Aufsuchens neuer Werte überlassen ist, so mag ihnen auch das Vergnügen des Schaffens neuer Preise bleiben. Wirklich reich werden beim Bilderspekulieren aus dem Nichts, kann ein Privatmann doch nur, wenn er von umstrittenen Künstlern und unklassierte Werke kauft, zu Zeiten, wo eine wirklich neue Malerei in die Welt tritt. Wer Kunstgeschichte kennt, weiß, daß dies nicht oft der Fall ist, und daß dann nur ganz wenige Menschen imstande sind, die neue Qualität auch zu erkennen. Wenn eine solche Künstlergruppe dann klassiert ist, können sich an der Spekulation doch nur Leute beteiligen, die ohnehin schon sehr reich sind und ebensogut in Kupfer spekulieren könnten und in allen anderen Dingen, bei denen sich der Geldverkehr vom Warenverkehr getrennt und ihn vergewaltigt hat. Da niemand am Aufkommen neuer Werte so interessiert ist, wie das Konsortium der großen Händler, ist es für den einzelnen nahezu unmöglich, große Überraschungen zu verursachen. Heute glaubt fast jeder, daß in zehn Jahren Akte von Corinth relativ teuer sein müssen. Aber niemand spekuliert in Corinth'schen Akten, weil in Anbetracht des immerhin vorhandenen Risikos der Gewinn nicht genügend lockt.

Vom Standpunkt unseres ganzen Kunstlebens ist es erfreulich, daß die Situation auf dem Kunstmarkt und im Kunsthandel sich so geklärt hat. Man weiß, woran man ist, und wenn man sich einmal an den Gedanken gewöhnt hat, daß gute Bilder teuer sind, wird man sich damit abfinden. „Occasions" sind schon für den Händler, der nach ihnen sucht, ungeheuer selten, noch viel seltener natürlich für den Privatmann. Und oft ist ein Bild, das für den Händler eine „occasion" wäre, für den kleinen Spekulanten wegen seines Mangels an

Geschäftsverbindungen am Ende ein Stück Ballast. Der wahre Sammler, der die Bilder um ihrer selbst willen liebt, läßt seine Hände aus der Spekulation. Wenn er teuer kauft, weiß er, daß es die Nachfrage ist, welche die Preise bestimmt und daß man eben nur den Preis, nie den Wert bezahlen kann. Und er weiß auch, daß das weitverbreitete Märchen von den Händlern, welche einen Künstler erst „machen", eben ein Märchen ist; es läßt sich heute kein Künstler „machen", der nicht wirklich bedeutend ist. Sonst wäre eine Menge, von denen man es nicht annehmen würde, längst „gemacht".

Die Händler heute, auf die es ankommt, sind nicht so unklug, mit schlechten Bildern große Geschäfte machen zu wollen. Sie wissen genau, daß gerade hier, wo es sich zum Teil um imponderabile Werte handelt, die geschäftliche Tüchtigkeit besonders nötig ist, und daher wird man finden, daß nicht diejenigen Sammler, an deren Tätigkeit große Prozente verdient werden, an der in manchen Kreisen verbreiteten feindseligen Haltung gegen den Kunsthandel beteiligt sind, sondern jene kleinen Geizigen, die auf „occasions" laufen und derweil von guten Freunden, schlechten Malern und unehrlichen Ateliergehilfen betrogen werden. Gewiß kann man ohne Händler sammeln und zwar sehr gut sammeln, wie das Beispiel Gerstenberg zeigt. Dann kauft man eben nur auf Auktionen oder läßt Bilder kaufen, die man persönlich schon länger kennt. Daß man dabei auf das Feststellen neuer Werte verzichtet, mag dem Sammler unwesentlich erscheinen gegenüber der Tatsache, daß er wirkliche Qualität bekommt. Doch ist ein Bilderkaufen auf diese Weise sehr zeitraubend und, gegenüber der zeitgenössischen Produktion, nur in sehr beschränktem Umfange möglich. Das weitaus fruchtbarere Sammeln ist doch wohl das Ergebnis einer Vertrauens- und Interessengemeinschaft von Liebhaber und Händler.

Friedrich der Große schrieb einmal seinem Agenten nach Paris, er brauche zwei Bilder für einen Salon, Pendants über Sofas, Querformat, so und so groß und möglichst mit den und den Sujets. Er bekam zwei Watteaus auf diese Weise, und am Ende ist er schuld, daß man die große französische Kunst des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland besser kennen lernen kann, als in ihrem Ursprungsland — genau so wie es heute mit der großen französischen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts auch ist. Nur besteht der Unterschied, daß, als Friedrich der Große sammelte, es keine wirklich gute deutsche Malerei gab, wie wir sie heute haben. Aber während in Deutschland es immer nur ein paar große Künstlerpersönlichkeiten sind, an denen die Größe der Kunst hängt, geht in Frankreich die Bewegung fast immer in viel breiteren Bahnen. Wenn Herr Bartenstein jr. einem Freunde nach Paris schriebe, er brauche zwei Landschaften für einen Salon, und wenn dieser Freund zufällig keine Monets bekäme, sondern einen Pissarro und einen Sisley, so wäre noch nichts verloren, (vielleicht sogar gewonnen). Wenn aber Herr Hugo Reisinger aus Newyork

zwei Landschaften in Berlin bestellte und empfinge statt Liebermannscher Strandbilder ein paar von Oppler, so würde er voraussichtlich die Annahme verweigern.

Dieses Thema rührt an die viel, allzuviel erörterte Frage, ob nationale Kunstpflege oder internationale für ein Land das Wünschenswertere sei. Die Unterscheidung ist reine Theorie. Das eine schließt das andere nicht aus. Wem es wirklich um die Kunst zu tun ist, ohne alle Nebengedanken, wer in ihr geistige Werte edelster Art sucht, der vergißt sehr bald alle andren, außerkünstlerischen Gesichtspunkte; religiöse, pädagogische, soziale, nationale. Der sieht nur das Kunstwerk, ein Ding, das in sich selbst beschlossen ist. Im übrigen gilt auch für die Kunst jene weise Einsicht Jakob Burckhardts, die sagt: „ . . . Vollends im Reiche des Gedankens gehen alle Schlagbäume billig in die Höhe. Es ist des Höchsten nicht so viel über die Erde zerstreut, daß heute ein Volk sagen könnte, wir genügen uns vollständig, oder auch nur: wir bevorzugen das Einheimische, hält man es doch nicht einmal wegen der Industrieprodukte so, sondern greift bei gleicher Qualität, Zoll und Transport mitberechnet, einfach nach dem Wohlfeileren oder, bei gleichen Preisen, nach dem Besseren. Im geistigen Gebiet muß man einfach nach dem Höheren und Höchsten greifen, das man erreichen kann."

Richard Dehmel / Ballade von der wilden Welt

Schöne stille Seele
hatte einen Garten,
rings um den Dornheckenwerk
und Urwalddickicht starrten,
einen Blumengarten.

Schöne stille Seele
saß in ihrem Zelt,
bebte vor den Häßlichkeiten
oh der wilden Welt,
in ihrem seidnen Zelt.

Schöne stille Seele
sah gern Kolibris
durch die Blütenbüsche huschen
überm warmen Kies,
die goldnen Kolibris.

Und die bunten Schmetterlinge,
und die blanken Schlangen;
schöne stille Seele
sah sie gern im Dickicht prangen,
die sonneblanken Schlangen.

Sah auch gern die blauen Blitze
über den Wäldern jagen
und die fernen schneebedeckten
Kraterberge ragen;
schöne stille Seele.

Schöne stille Seele
erschrak auf einmal sehr:
durch das Dornwerk drang ein hoher
wilder Fremdling her.
Seele bebte sehr.

Fremder Weltumsegler,
ich saß so schön allein;
du wirst mich Schlange schelten,
dann werden wir häßlich sein.
Und stehst so schön allein.

Schöne stille Seele
konnt alldas nicht sagen,
sah den Fremdling vor sich höher
als die Berge ragen;
konnt kaum Willkomm sagen.

Konnt ihn nur empfangen endlich,
ihn — o wilde Welt —
Blitze, Blüten, Kolibris
jagten um ihr Zelt —
schöne wilde Welt! —

Bismarck und seine Welt / von Paul Harms

Dankbarkeit ist keine objektive Geschichtschreiberin. Schon während sie zu schreiben beginnt, läßt sie uns vorahnend schauen, was wir noch gar nicht ahnen dürften: die eine große Tat, um derentwillen wir ihren Helden lieb gewinnen sollen. Hat sie den Höhepunkt dieser Tat endlich erreicht, so verweilt sie nicht nur bewundernd; sie schaut im Weiterschreiten auch wieder und wieder bewundernd zurück. Und so wirft die eine Tat des Helden ein so strahlendes Licht auf seinen ganzen Lebenslauf, vor und zurück, daß die Kritik geblendet die Augen niederschlägt.

So hat die zünftige Wissenschaft uns Otto von Bismarck gezeigt, als den überlebensgroßen Baumeister der deutschen Einheit, vor dessen Lebenswerk der Durchschnittsmensch und Zeitgenosse nur in Demut bekennen müsse: alles, was der Große gemacht habe, sei gut gewesen, so wie er es gemacht habe. Bei dieser Betrachtungsweise kommen zwei zu kurz. Einmal der Mensch, der menschlich mit den Mächten seiner Umwelt rang, oft sie meisterte, öfter von ihnen bewegt ward, während er sie zu bewegen meinte. Und zum andern die treibenden Kräfte dieser Umwelt selbst, die neben der Prachtgestalt des ringenden Helden doch auch ein Recht aufs Dasein hatten, auch wenn sie ihm entgegenwirkten und von ihm niedergerungen wurden. Je weiter aber der Glanz der blendenden Einigungstat in geschichtliche Ferne zurückrückt, um so lebhafter empfinden wir die gegenwärtige Umwelt mit ihren ungelösten Problemen, und wenn wir nicht den festen Boden unter den Füßen verlieren wollen, müssen wir die Fäden aufspüren und verfolgen, die von den Nöten unserer Tage zurückführen in die heroische Bismarckzeit, und wir dürfen die Frage nicht scheuen, welche Bedürfnisse in den Tagen der Erfüllung unbefriedigt darben mußten, welche hoffnungsvollen Keime vom Kürassierstiefel des Siegers niedergetreten wurden, zum Schaden zukünftiger Entwicklung.

Die deutsche Geschichtschreibung hat dem lebenden Bismarck gegenüber etwa die Stellung eingenommen, wie die internationale Diplomatie, deren Gefühle einer aus der Zunft einmal dahin charakterisiert hat: „Wenn Bismarck eine Dummheit macht, so fragt zunächst alle Welt — was bezweckt er damit? Bis er selbst die Dummheit bemerkt und den Schaden längst ausgebessert hat." Doch sind wir schon seit einigen Jahren im Besitz einer Biographie, die auch vor diesem Überlebensgroßen auf das Recht voraussetzungsloser Kritik nicht verzichten mag. (Oskar Klein-Hattingen: Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie. Berlin, bei Ferdinand Dümmler.)

Natürlich geht auch diese kritische Analyse von gewissen gemeinverbindlichen Voraussetzungen aus. Man wird mit niemand mathematische Probleme erörtern, der nicht damit einverstanden ist, daß zweimal zwei gleich vier sei. So ist auch diese Biographie nur geschrieben für Leute, die als gegeben anerkennen, daß die deutsche Einheit ein Ziel gewesen sei, aufs innigste zu wünschen, und daß mithin der Mann, der es in einem genialen Zug auf seine Art verwirklicht hat, niemals ein Gegenstand des Hasses und des Abscheues werden könne, mögen die kritischen Vorbehalte gegenüber seinen anderen Taten so groß werden, wie sie wollen. Die Hauptsache ist, daß wir auch einem Bismarck gegenüber die Scheu vor unbefangener Kritik überwinden lernen, ohne den Respekt zu verlieren; daß wir keinen Halbgott mehr im olympischen Siegerschritt auf ein a priori feststehendes Ziel losschreiten sehen, sondern daß wir einen Menschen begreifen lernen, dem ein Großes wundersam gelang, der sich in manchem anderen mit einem halben Gelingen selbsttrügerisch beschied, und der an etwelchen Problemen, die schwer auf der Gegenwart lasten, völlig scheiterte, weil auch er nicht über seinen eigenen Schatten springen und die Grenzen seiner eignen Natur nicht durchbrechen konnte.

Der vormärzliche Bismarck war nichts weniger, als ein Mann der Zukunft und des Schicksals. Die Schmach von Olmütz — wo der Sieger von Leuthen, Leipzig und Waterloo sich vor den Erben Metternichscher Staatskunst in den Staub warf — erschien dem Junker vom Kniephof in durchaus sympathischer Beleuchtung, als ein Sieg der Autorität über die Demagogie. Erst am Frankfurter Bundestage wurden seine Augen aufgetan für die Möglichkeiten und Notwendigkeiten preußisch-deutscher Entwicklung. Da trat er selbst ein Erbe an, und zwar um so energischer, je mehr er den historischen Gegensatz zwischen Preußen und Österreich begriff. Denn auch Bismarck ist nicht als ein Fertiger in die Weltgeschichte hineingesprungen, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus. Er mußte sich durch Irrungen und Wirrungen, und über innere Widerstände hinweg durcharbeiten zu dem Wege, der für Preußens deutsche Politik vorgezeichnet war — seit dem bayrischen Erbfolgekriege. Dieser Krieg — den König Friedrich als solchen gar nicht zählte — ist als geschichtliche Tat von größerer Bedeutung, als das kriegerische Heldengedicht der sieben Jahre. Indem Friedrich der Große Österreich endgültig daran hinderte, so tief in Deutschland hineinzuwachsen, daß für eine Großmacht Preußen fortan kein Platz mehr gewesen wäre; zwang er seinen eigenen Staat zugleich auf die Bahn, die in den Spiegelsaal von Versailles führte. Nie hat Josef II. so tief in die Zukunft geblickt, als da er den Preußenkönig seinen heimlichen Gegenkaiser nannte.

Es ist entscheidend geworden für Bismarcks ganze weitere Lebensarbeit, daß er in der dynastischen Tradition des Hauses Hohenzollern das Betriebskapital entdeckte, womit ein europäisches Geschäft aufzumachen wäre. Mit der

feinen Menschenkenntnis, die ihn sein Lebenlang nicht verlassen hat, witterte er in dem Prinzen von Preußen — der dem schwächlichen Bruder nach Olmütz seinen Degen zerbrochen vor die Füße geworfen hatte — den Mann, der das neue Welthaus ausgezeichnet repräsentieren würde. Unter Friedrich Wilhelm, dem kranken Romantiker, mochte Bismarck nicht Minister werden. Wilhelm dem Ersten, dieser ehrlichen und vornehmen, wenn auch eigensinnig-beschränkten Soldatennatur, stellte er sich zur Verfügung, als Vorkämpfer für die Hausmacht der Hohenzollern.

In diesem Kampfe stieß Bismarck sogleich mit jener anderen Macht zusammen, die das geistige Leben der Zeit beherrschte und — wenn auch auf anderen Wegen — dem nämlichen Ziele zustrebte: mit dem Liberalismus. Das Preußenvolk war längst nicht die Herde von „Sklaven" mehr, über die zu herrschen der alternde Friedrich müde geworden war. Sein Staatsgedanke — der Gedanke, daß der Einzelne nicht um seiner selbst willen, sondern nur um des Staatsganzen willen da sei — war im Jahre des Völkerfrühlings von 1813 mächtig in die Breite und in die Tiefe gedrungen. Dies Volk, das dem Staate seine Unabhängigkeit zurückerobert hatte, hatte dabei sich selbst mit den Staatsidealen einer neuen Zeit erfüllt und begehrte auch für sich das Recht auf Mündigkeit und Mitbestimmung. Diese Bestrebungen waren Bismarck zwar völlig wesensfremd, aber er war einsichtig genug, sie als gegebene Größen in seine Rechnung einzustellen und sie zu benutzen, soweit es seinen Zwecken dienlich war. Ja, man wird annehmen dürfen, daß seine Neigung zum Entgegenkommen ursprünglich größer war, als er sie nachträglich betätigte. Er hat die Widerstandskraft des Gegners überschätzt. Der Liberalismus aber beging den weit schwereren Fehler, den Gegner zu unterschätzen. Er glaubte sich den Luxus des Widerspruchs auch da leisten zu können, wo es die eigne Tradition erfordert hätte, mit dem Vertreter der dynastischen Tradition Hand in Hand zu gehen.

Eine alte Schwäche des Liberalismus ist seine Polenschwärmerei — während die Polen nur so lange für den Liberalismus zu schwärmen pflegen, als sie sich vom Absolutismus bedroht fühlen. Zehnmal schlimmer als der Widerstand, den die liberale Kammermehrheit in der Konfliktszeit Bismarcks Polenpolitik entgegensetzte, war der Hohn, womit sie seine Pläne zur Bundesreform überschüttete. Als er Österreich dadurch zu übertrumpfen suchte, daß er ein deutsches Parlament auf Grund allgemeiner gleicher Wahlen forderte; da hätte der Liberalismus dreist mit beiden Händen zugreifen müssen! Denn dies war vielleicht die letzte Gelegenheit, sich zu dem kühnen Reiter in den Sattel zu schwingen. Die Scheu des Liberalismus, mit dem wilden Junker an einem Strange zu ziehen, erleichterte es diesem, die deutsche Frage nach dem alten Friederizianischen Rezepte von Blut und Eisen zu lösen. Daß er dabei, mit steigendem Erfolge, den Respekt vor seinen liberalen Gegnern mehr und mehr verlor, ist begreiflich.

Aber der erfolgreiche Vorkämpfer der Dynastie schob nicht nur den Liberalismus beiseite; er war auch darauf bedacht, sich die Dynastie nicht über den Kopf wachsen zu lassen. Zu dem Zwecke suchte er es vor allem zu verhindern, daß die beiden zusammen kämen. Das erreichte er, in bewunderungswürdiger Weise, dadurch, daß er zwischen das Haus der Hohenzollern und das preußisch-deutsche Volk die Kollektiv-Souveränität der deutschen Fürsten, den Bundesrat, einbaute. Ein Ausbau des Reichs auf wesentlich anderer Grundlage, als sie von Bismarck gelegt wurde, wäre 1870—71 durchaus denkbar gewesen. Allerdings nur auf einer Grundlage, worauf die Wünsche und Interessen der Hohenzollern sich mit denen der liberalen Strömung im Volke hätten begegnen müssen. Auch der alte Wilhelm wollte lieber „Kaiser von Deutschland" als „deutscher Kaiser" werden. Der Sohn und Erbe vollends erträumte sich eine zentralistische Reichsgewalt, getragen von konstitutionellen Einrichtungen nach englischem Muster. Er machte seine Rechnung ohne den Majordomus, der die ahnungslosen Hohenzollern in den Krieg hineingerissen hatte, nicht um beim siegreichen Ende die Reichsgewalt zwischen ihnen und dem Volke zu teilen, sondern um die neugeeinte Macht fest in eigenen Händen zu behalten. So gründete er das Reich nicht auf die liberale Tradition der Freiheitskriege und der Paulskirche; und wohl oder übel auch nicht auf die brandenburgisch-preußische allein, sondern — nach dem altbewährten Grundsatze divide et impera — auf die Tradition des deutschen Fürstenbundes.

All das natürlich nicht aus abgründiger Bosheit eines verderbten Charakters, sondern einfach deshalb, weil es seinem innersten Wesen gemäß war, so zu handeln, weil er gar nicht anders konnte. Politische Fragen waren ihm — und das ist der bedenklichste Mangel seines Wesens — nur Machtfragen. Er war eine Herrennatur — aber keine in Purpur geborene. Er kannte — wie jeder Emporkömmling der Macht — nur Kräfte, die ihm dienstbar waren, und Kräfte, die ihm widerstrebten. Jene benutzte er, solange sie sich benutzen ließen; diese bekämpfte er auf Tod und Leben, darin dem großen Korsen näher verwandt, als dem größten Hohenzollern. Daß es die Aufgabe des Staatsmannes sei, alle Kräfte eines Volkskörpers zur denkbar größten Leistungsfähigkeit im Dienste des Ganzen anzuspannen, kam ihm nicht in den Sinn. So erlebte er, bald nach seinem größten Erfolge auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, seine schwersten Mißerfolge in der inneren.

Das Mißtrauen des katholischen Teils der Bevölkerung, gegenüber den Erfolgen der protestantischen Dynastie Hohenzollern, führt zum Kulturkampfe. Bismarck kennt, gegenüber den ultramontanen Widerständen, von Anfang an kein anderes Mittel als Gewalt. Daß die Überwindung der Reibungen und Widerstände nur gelingen könne, indem man die konfessionell gemischte Bevölkerung des Reiches zu geistiger Freiheit erziehe, ist ihm ein völlig fremder Gedanke. Der Liberalismus, bestochen durch die charaktervolle und nach Bildungs-

zielen strebende Persönlichkeit des Kultusministers Falk, begeht die größte Dummheit seiner Geschichte und leistet dem Kanzler bei dieser Gewaltpolitik bedingungslose Gefolgschaft. Das Ende vom Liede ist: der Liberalismus reibt seine besten Kräfte in diesem fruchtlosen Ringen auf und der eiserne Kanzler — geht nach Kanossa.

Und schon erhebt eine neue geistige Bewegung ihr Haupt. Der vierte Stand arbeitet sich zu politischem Selbstbewußtsein empor, organisiert sich, fordert geräuschvoll, wie neue Bewegungen immer auftreten, erweiterte Rechte und bessere Lebensbedingungen. Und wieder kennt der Kanzler den Widerständen und Ungeberdigkeiten gegenüber kein anderes Mittel als Gewalt. Ja, die in rednerischem Überschwange sich austobende, ohnmächtige Wut der Unterdrückten dünkt ihn ein treffliches Mittel, einerseits die deutschen Fürsten, andrerseits das liberale Bürgertum in Schrecken zu setzen, und dadurch die Diktatur der eignen Persönlichkeit dauerhafter denn je zu befestigen.

Zwar reicht er den Opfern des Sozialistengesetzes das Almosen der sozialen Versicherungen, in der ausgesprochenen Hoffnung, sie dadurch von ihrer Standesorganisation abzuziehen und sie an der von ihm vertretenen Staatsgewalt zu interessieren. Er beweist damit, daß ihm der Industriearbeiter, als Vertreter eines neuen Standes, eine völlig fremde Erscheinung ist. Er betrachtet und behandelt ihn vom Standpunkt des auf seine Art wohlmeinenden adligen Gutsherrn gegenüber seinen Instleuten und Tagelöhnern. Das Ergebnis ist auch hier ein völliger Mißerfolg. Aber zweierlei hat Bismarck erreicht: die Kollektiv-Souveränität der deutschen Fürsten, in Gestalt des Bundesrats, ist ein allzeit gefügiges Werkzeug in seiner Hand geworden, und dem deutschen Liberalismus ist das Rückgrat gebrochen. Den alternden Hausmeier aber — den das Schicksal nicht so hart bis in seinen innersten Kern geschmiedet hat, wie den königlichen Philosophen von Sanssouci — beginnt in seiner Vereinsamung zu frieren, er freundet sich mehr und mehr wieder mit seinen Standesgenossen vom Grundadel an. Der Heros des deutschen Volkes wird im Nebenamte zum Heros jener Kaste, die ihn auf der Höhe seiner weltgeschichtlichen Erfolge bis aufs Messer bekämpft hatte.

Das allein wäre schon eine Tragödie. Aber sie hat noch einen zweiten Teil. Am Abende seines Lebens wendet sich sein Lebenswerk gegen den gewaltigen Schöpfer. Ein Vorkämpfer der Fürstenmacht war er gewesen, nicht nur gegenüber den Interessen fremder Dynastien, sondern auch gegenüber aufstrebenden Schichten des eignen Volkes. Und ihn — der Throne umgestürzt und Kronen verschenkt und Parteien zertrümmert hatte — beraubt ein junger Anfänger im dynastischen Handwerk mit einem Federstriche seiner ganzen Macht! — Im Organismus des Reiches klafft eine gewaltige Lücke. Die Kollektiv-Souveränität der deutschen Fürsten rührt und regt sich nicht. Der junge Kaiser versucht zu-

nächst, mit seiner Persönlichkeit die Lücke auszufüllen, versucht, sein eigner Kanzler zu sein. Wer zweifelt noch ernstlich daran, daß dieser Versuch mißlungen ist? Wer möchte behaupten, daß er nicht mit Notwendigkeit mißlingen mußte? Schon das kleine Preußen Friedrichs des Großen brach zwanzig Jahre nach dem Tode seines Schöpfers in seinen erstarrten Lebensformen zusammen. Wie sollte es heute noch möglich sein, die Verfassung eines Reiches von 60 Millionen dauernd auf Personen, statt auf Institutionen zu gründen?

Bismarck „rechnete meisterlich mit dem Augenblick, aber schülerhaft mit der Zukunft". Seine gewaltige Arbeitskraft, die unerschöpflichen Hilfsmittel seines Geistes konnten die Mitwelt über diesen Rechenfehler hinwegtäuschen. Uns, die wir unter der Last dieses Teils von seinem Erbe seufzen, ziemt es, uns zu vorurteilsfreier Erkenntnis des Fehlers durchzuarbeiten.

Andacht zum Leben/ von Paul Mongré

Das Sein gönnt dem Denken keine behagliche Minute. Unbequeme Tatsachen zerstören die wünschenswerte Einfachheit. In der Mathematik ist die Existenz der Zahl Null außerordentlich zeitraubend. Für die Moral bedeuten die Triebe des Menschen eine Erschwerung, jene „Neigungen, von denen gänzlich frei zu sein der Wunsch jedes vernünftigen Wesens sein muß". Aber die unangenehmste aller Komplikationen ist und bleibt das Leben. Wie wird man mit dem Leben fertig? Das Ratsamste wäre, zu beweisen, daß es das Leben nicht gibt. In Ermanglung dieses eleatischen Ausweges verrenkt sich der Gedanke zu verzweifelten Posen. Spiritualismus und Materialismus, Vitalismus und Mechanismus, Dualismus und Monismus geben ihre Lösungen des Rätsels, deren manche nicht mehr ist als die Weigerung, eine Lösung zu suchen. Nur die Dichter, diese andächtigen Seelen, helfen sich mit verhältnismäßig einfachen Mitteln: mit Anbetung! Sie beten das Leben an, das Weltgeheimnis, das Unerforschliche, das Mysterium der Zeugung, sie, die Erben tausendjähriger Frömmigkeit, die nur den Fetisch wechselt und auf die Altäre der alten Götter neue Symbole stellt, die nicht ganz so kompromittierend göttlich sind. Hier wird das Ignoramus zur Geste der Verehrung, zu hochgezogenen Augenbrauen und öligen Blicken, zu weichen, feuchten, von Tiefsinn dampfenden Worten priesterlicher Lyrik, und kein Peitschenknallen Zarathustras kann das Girren dieser pathologischen Liebhaber übertönen, die sich gerade am Irrationalen, Grausamen, Dämonischen der vita femina berauschen.

Ein Mann der Wissenschaft, theoretischer Physiker seines Zeichens, versucht den Abgrund des Lebens mit einem Gedanken von überraschender Einfachheit und Leuchtkraft zu erhellen. (Felix Auerbach, Ektropismus oder die physikalische

Theorie des Lebens. Leipzig 1910, Verlag von Wilhelm Engelmann.) Er wirft sich nicht in agnostischer Demut vor der Sphinx nieder, aber ohne einige dichterische Aufregung und Andacht zum Leben ist es doch nicht abgegangen.

Energie kann weder geschaffen noch zerstört werden, sondern sich nur verwandeln, bei gleichbleibendem Betrage. Das ist der Artikel Eins der Weltverfassung, das Gesetz von der Erhaltung der Energie, das die Bilanz des Weltgeschehens regelt, aber keinen Aufschluß über die Richtung der tatsächlich stattfindenden Transaktionen gibt; es würde unverletzt bleiben, wenn sich, wie in jener Ballade vom großen Krebs, die Weltgeschichte rückwärts abspielte und in der Mühle das Mehl zu Getreidekörnern zusammenwüchse. Im wirklichen Weltverlauf herrscht eine gemeinsame Tendenz, die man als Entwertung, Zerstreuung, Vergeudung der Energie bezeichnet und zum zweiten Hauptsatz der energetischen Physik erhoben hat. Die Körner werden zu Mehl, Gebirge verwittern und werden von den Flüssen ins Meer gespült, Niveau- und Temperaturunterschiede gleichen sich aus, die Sonne strahlt ihre Wärme in den ungeheuren Weltraum, Dinge und Menschen altern. Alle diese und hundert ähnliche Erscheinungen lassen sich auf die Formel bringen, daß die Energie, obwohl sie konstant bleibt, an Wirkungsfähigkeit, an Arbeitswert, an Konzentration immer mehr einbüßt; sie wird nicht weniger, aber sie wird weniger zugänglich, weniger nutzbar, weniger praktikabel. Man kann auch sagen: die Energie entordnet sich, verwirrt sich, wird chaotisch. Das typische Bild dafür ist die Temperaturmischung. Heiß und Kalt gibt Lau, während von selber, ohne äußeren Eingriff, das Laue sich nicht in Kaltes und Heißes spaltet. Die durchschnittlich langsam fliegenden Molekeln des kalten Gases und die schnell fliegenden des heißen, in gemeinsamem Gefäß sich überlassen, geraten durcheinander und geben einen Molekelschwarm von mittlerer Geschwindigkeit, den wir nicht wieder zu zwei getrennten Schwärmen verschiedener Geschwindigkeit entwirren können (es sei denn unter Zuführung neuer Energie, die sich immer wieder mit Vergeudung bezahlt macht). — Also: mit jedem Energieumsatz wächst die Unordnung, das Chaos, die Gebundenheit der Energie, ihre Unlust zu weiterer Verwandlung, es wächst die Entropie, worunter man eben ein Maß für die entwertete, außer Kurs gesetzte Energie zu verstehen hat. Eine berühmte Abhandlung von Clausius schließt mit den emphatischen Sätzen: Die Energie der Welt ist konstant. Die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu. Nach der üblichen Auffassung strebt damit das Weltgeschehen der Ruhe vollkommenen Gleichgewichts zu: wenn alle Intensitätsunterschiede sich ausgeglichen haben und alle Energie in Form lauer Wärme gleichmäßig im Weltraum zerstreut ist, so kann nichts mehr geschehen. Und entsprechend scheint die Welt einen Anfang gehabt zu haben, indem sie mit der Entropie Null, das heißt mit einem Maximum von Ordnung, Verdichtung, Spannung der Energie ins Dasein trat, als vollständig auf-

gezogenes Uhrwerk, das seitdem nur abläuft und unerbittlich dem Stillstande entgegenläuft. Hierfür das gute deutsche Wort Schöpfung zu verschmähen wäre allerdings ein Vorurteil.

Welche Rolle spielt in diesem Weltverlauf das Leben? Die Biologen entwerfen ja ein ganz anderes Weltbild als das eben gezeichnete mit seiner einsinnigen Tendenz zu Verwüstung und Versandung, zu Schwächung und Ausgleichung: bei ihnen herrscht Entwicklung, Differenzierung, Wertsteigerung, und ihre Prognosen, die das allgemein naturwissenschaftliche Entwertungsprinzip in der Regel vollständig ignorieren, sind ebenso triumphierend optimistisch wie jenes trostlos und verzichtend. Wie verträgt sich das physikalische Abwärts mit dem organischen Exzelsior? Unser Verfasser bringt beides in Zusammenhang, indem er eben der organisierten Materie die Fähigkeit zuschreibt, ektropisch, das heißt entropievermindernd zu wirken, also das Monopol des Entwertungsprinzipes zu durchbrechen. Wie sie das anfängt, kann man wenigstens schematisch begreifen, wenn man an die höchste Form des Organischen, an den menschlichen Intellekt denkt, der vermöge seiner ordnenden und auslesenden Tätigkeit die Verwirrung der Energie hemmen, aufhalten, sogar rückgängig machen kann. In jenem Molekelschwarm, der ein laues Gas darstellt, müßte etwa eine Scheidewand mit verschließbarer Öffnung und an dieser Öffnung ein intelligenter Wächter, ein Maxwell'scher „Dämon" aufgestellt werden, (beide freilich, Tür und Wächter, von molekularer Kleinheit), der die rascher schwirrenden Molekeln nur von rechts nach links, die langsameren nur von links nach rechts passieren ließe: dann würde ohne Zufuhr äußerer Energie eine Spaltung des Lauen in Heiß und Kalt, eine Entmischung, Entwirrung, Differenzierung, kurz eine Entropieverminderung eintreten. Das ist nur ein Bild, ein Gleichnis; aber die hohe Komplikation der organischen Molekeln, der Zellenbau, die Eigenwärme der Organismen sind Tatsachen, die wirklich auf eine ektropische Fähigkeit des Lebens schließen lassen. „Das Leben ist die Organisation, die sich die Welt geschaffen hat zum Kampfe gegen die Entwertung der Energie." „Der ordnende, auslesende, befreiende Sinn fängt an, dem verwirrenden und bindenden Sinne ebenbürtig zu werden. Die Hoffnung aber spricht: dermaleinst wird er den Sieg davontragen, und die Welt wird ektropisch werden."

Mündet auch die Physik in eine Religion des Lebens, die Biologie in eine Biolatrie? Das Pathos der Andächtigen reizt zum Widerspruch. Ich kann eine blasphemische Anwandlung, einen Verdacht nicht unterdrücken: wenn wirklich das Leben die Welt vor dem Entwertungsprinzip schützt, so fürchte ich, daß das Heilmittel schlimmer ist als die Krankheit.

Was ist das Schreckliche einer Welt, die unter ausnahmeloser Herrschaft des Entwertungsprinzips steht? Das drohende Weltfinale? Dieser Konsequenz entgeht man mit Leichtigkeit, wenn man den Energievorrat des Universums als

unendlich betrachtet, eine Annahme, gegen die schlechthin kein vernünftiger Gegengrund spricht. Jene rhetorischen Sätze von Clausius verlieren dann zunächst ihren Sinn und müssen vorsichtiger formuliert werden, jedenfalls aber — um es handgreiflich auszudrücken — kann man eine unendliche Energiemenge unendlich lange verwüsten, ohne sie zu erschöpfen. Aber selbst bei endlicher Weltenergie ist der Schluß auf ein Weltende, nebst dem weniger bedrohlichen, aber philosophisch ebenso fatalen Schluß auf einen Weltanfang, noch vollkommen unberechtigt. Die Entropie kommt von einem Minimum Null her und strebt einem Maximum, sagen wir Hundert, zu; daraus folgt nicht im mindesten, daß sie das Minimum je erreicht haben noch das Maximum je erreichen müsse, sie ist nur der unteren Grenze einstmals beliebig nahe gekommen und wird einstmals der oberen Grenze beliebig nahe kommen. Das Uhrwerk war nie vollständig aufgezogen und wird nie vollständig ablaufen. Damit ist sogar die Möglichkeit gegeben, daß das Weltgeschehen, dessen Intensität äußerlich betrachtet unter jede Grenze sinkt (ohne aber völlig zu erlöschen), den hinein verflochtenen Bewußtseinsträgern mit ungeschwächter Spannung weiterzuarbeiten scheint; die gedämpfte Objektswelt kann, von Subjekten mit gedämpftem Gehirnprozeß betrachtet, ihr Zeit- und Kraftmaß unvermindert beibehalten. (Diese relativistische Auffassung hat der Psychologe W. Stern eingehend begründet.)

Aber geben wir auch dieses Benefizium preis: in der anorganischen Welt herrsche die Energiezerstreuung, das Wachstum der Entropie, das zugestandenermaßen in endlicher Zeit zum Welttode führe. Nun bilden sich ektropische Inseln, Teilsysteme, die ihre Entropie vermindern (und zwar hoffentlich nicht auf Kosten fremder Energie, die sich dabei entwertet). Das gibt dann wirklich ein verringertes Wachstum der Gesamt-Entropie, eine Verzögerung der Katastrophe. Aber wie winzig sind diese Inseln verglichen mit dem Ozeane! Wie sparsam ist das Leben inmitten der energieverwüstenden anorganischen Welt verteilt! Während auf der Erdoberfläche die Organismenwelt einen Pfennig nutzbarer Energie rettet, strahlen Millionen in Form irdischer Wärme, Billionen in Form von Sonnenwärme in den uferlosen Weltraum hinaus. Nein, das ist kein Profit, der den allgemeinen Bankrott aufhalten könnte. Zu diesem Zwecke wäre ein sphärischer Raum, eine strahlenreflektierende Begrenzung des Weltäthers oder was man sonst in dieser Art an Sammel- und Sparvorrichtungen gegen Energiezerstreuung ersonnen hat, bei weitem vorzuziehen.

Und zum Schluß: was veranlaßt denn die Natur, sich der Energiezerstreuung entgegenzustemmen? Daß Zerstreuung Entwertung ist? Aber Entwertung ist sie erst, wenn man die Wertkategorie hinzubringt, wenn ein Intellekt mit Werten und Zwecken, wenn ein organisches Wesen mit Lust- und Unlustgefühlen da ist. Der anorganischen Natur könnte es recht gleichgültig sein, ob geordnete oder ungeordnete, verdichtete oder zerstreute Molekelschwärme im Raume tanzen; dem

mit Hautnerven ausgestatteten Menschen ist es nicht gleichgültig, ob er mit dem linken Bein in heißem und mit dem rechten in kaltem Wasser, oder ob er mit beiden Beinen in lauem Wasser steht. Wenn das Leben wirklich eine Abhilfe gegen den Übelstand des Entropiewachstums sein soll, so ist leider zu sagen: der Übelstand ist erst da, seitdem die Abhilfe da ist! Die Arznei hat erst die Krankheit erzeugt, das Pflaster die harmlose Wunde vergiftet. Nun ist das Leben da, diese kostspieligste Daseinsform, nun ist der Schmerz da, diese unsinnigste aller Verschwendungen, die jedes Ding tausendfach zu teuer bezahlt — und die grandiose Selbstübertölpelung der Natur hat es zuwege gebracht, daß der Schmerz als Reaktion nicht nur auf Energieentwertung, sondern auch auf ihr Gegenteil erscheint, und daß der ektropischste aller möglichen irdischen Vorgänge, die Aufspeicherung der gesamten ausgestrahlten Sonnenenergie auf der Erde, die irdische Organismenwelt mit einem Schlage vernichten würde. Nein, ihr Anbeter des Lebens: das Leben ist eine heillose und rätselhafte Sache, auf die man keinen dithyrambischen Toast ausbringen soll! und der Ektropismus mag eine physikalische Theorie des Lebens, ein wertvoller Beitrag zum Verständnis des Lebens sein, aber eine Biodizee, eine Rechtfertigung des Lebens ist er nicht.

Zu Geijerstams Werken/ von Ernst Heilborn

Er schrieb das Buch vom Ehebruch, ohne des Dazwischentretens eines Dritten, ohne irgendwelcher sinnlichen Verirrung zu bedürfen; er ließ in einem anderen Roman die schuldige Frau das Glück mit ihrem Gatten wiederfinden. Er ließ Freunde aneinander zugrunde gehen, ohne daß sich der eine am andern in greifbarer Weise versündigt hätte, er ließ ein andermal verfeindete Jugendgenossen nur durch eine Aussprache von seelischem Siechtum genesen: das ist das Wesentliche, was über Geijerstam gesagt werden muß. Tatsachen galten ihm nichts. Das Glück, das er verstand, ruhte im Nichtsgeschehen.

Draußen in der Schärenwelt liegt die einsame Insel. Auf dem armseligen Bauerngehöft, dem einzigen, das sich findet, mietet sich ein junger Schriftsteller ein. Es ist anfangs der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, und die soziale Bewegung hat eben die gläubigen Herzen entflammt. Der junge Schriftsteller will das niedere Volk in seinen Nöten und bei seiner Arbeit suchen, es vergehen Monate, bis er sich ein geringes Vertrauen zu erobern vermag. Dann aber setzt er sich hin und schreibt nieder, was er erfahren, immer in dem ängstlichen Bestreben, nichts aus seinem Eigenen hinzuzutun. Das sind die Anfänge von Geijerstams Schriftstellerlaufbahn.

Der Novize, dem ein erster Erfolg zuteil geworden, tritt in den Dienst der

Tagesliteratur. Die Jahre der harten Mühen und des kargen Lohnes setzen damit ein. Er hat ein Weib genommen und sieht seine Kinder aufwachsen. Wie aber die Jahre schwinden, die von der Jugend trennen, gewinnt die Stadt, in der er lebt, ein anderes Ansehen. Wo einst Freundschaft einte und Begeisterung verband, tritt nun Vereinsamung zwischen die Genossen besserer Tage. Und wie diese Jahre dahingehen, denen die holdesten Illusionen zum Opfer fallen, tritt auch Vereinsamung in das eheliche Leben. Es stirbt das jüngste Söhnchen, und die Mutter stirbt ihm nach. Schwer zu sagen, welches Wirklichkeitsaussehen diese eheliche Vereinsamung für Geijerstam annahm, — seine Neider und Widersacher haben das häßlichste Pasquill daraus gemacht, er selbst sein innigstes Gedicht „Das Buch vom Brüderchen", — schwer zu sagen, was an autobiographischen Momenten in seinen Ehebüchern überhaupt vorhanden ist, denn: Geijerstam hat es nunmehr gelernt, aus seinem Innern heraus die äußeren Geschehnisse zu belichten. Das Leid der Vereinsamung machte ihn zum Dichter.

Und der Dichter zog seinem Leide wie einer Sehnsucht nach! Aus der Stadt hinaus auf die alten Herrensitze, inmitten der weiten, schweigenden schwedischen Wälder, aus der Gegenwart in ein flüsterndes Vergangenheitsleben hinein. Als könne Vereinsamung nur in tiefster Einsamkeit genesen... Und dem scheint wirklich so. Gewiß hatte ihn die Seelenwundheit, die ihm aus den bösen Erfahrungen seines Lebens anhaftete, befähigt, die Empfindungen moderner, reizbarer Naturen hellseherisch zu deuten — das Beste seines eigenen Menschentums und damit seiner Dichtung gab er doch erst, als er sich wiederum zur Objektivierung zwang, in seinen Herrenhofsgeschichten, seinen letzten und reifsten Büchern.

Ein Dichter, der von geradezu ängstlicher Objektivität zu reiner Lyrik und von ihr aus zu neuer, lyrischer Objektivierung übergeht: immer aber der Dichter der Vereinsamung und damit des nach der Empfindlichkeitsseite gesteigerten Empfindungslebens.

Alle Vereinsamung ebbt nach dem Schweigen und flutet nach der Aussprache hin. Wie bei Ibsen sind Schweigen und Aussprache die Grundmotive der Geijerstamschen Dichtung. Und wenn der Schwede auch jenes Maeterlincksche Liebkosen der Seelen bei verstummenden Lippen kennt — er macht nur selten Gebrauch davon — fast immer werden im Schweigen die feindlichen Dämonen geschäftig, die rachsüchtig sind und die so lange in die Asche blasen, bis die Funken zu heller Zornesflamme aufglimmen. Wie bei Ibsen gilt Aussprache als die eine notwendige Tat, auf die es für vereinsamte Seelen ankommt. Nur in der Aussprache ist Erlösung.

Nun Geijerstam gestorben ist und man sein Lebenswerk in dieser neuen zusammenfassenden Ausgabe seiner Schriften überblickt (Gustaf af Geijerstams

Gesammelte Romane in fünf Bänden. Berlin 1910. S. Fischer, Verlag), wird man sich klar darüber, daß er dazu berufen war, Ibsens literarische Sendung in seiner Weise fortzuführen.

Zunächst ganz im Banne des Meisters. Auch bei Geijerstam kommt es vor allem auf das „Zwischen den Worten" an. Auch für ihn wird die Gefühlsnuance entscheidend. Auch seine Gestalten bekunden diese Gewissenszartheit, die wohl eine Folgeerscheinung des modernen sozialen Mitleids ist.

Wie ein Richter steht Ibsen zwischen den selbstgeschaffenen Menschen, und dieser Richter hat immer die eine Frage auf den Lippen, die nach der Wahrheit. Ibsens Drama ist Jüngstes Gericht, und die Wahrhaftigen werden zur Rechten, die Unwahren zur Linken entboten. Auch in Geijerstams Werk vollzieht sich eine eigentümliche Scheidung, es ist aber durchaus kein ethisches Moment, das den Ausschlag gibt, vielmehr ein rein gefühlsgemäßes. Geijerstam scheidet die empfindsamen von den unempfindsamen Menschen. Den ersteren gehört sein weiches Herz, die anderen — richtet er nicht. Es tut sich bei ihm kein Forum auf. Seine Abneigung ist zugleich ängstlicher Respekt vor den Unempfindsamen, den „Zahlenmenschen".

Doch tritt auch in die Geijerstamsche Welt ein Richter, und dieser Richter ist das Kind. Es hat immer eine scheue Bitte auf den Lippen, es drängt und schmeichelt an Vater und Mutter heran: „Gib mir die Wahrheit." Zu einer Kindesbitte also ist Ibsens harte Frage geworden, und wenn das Kind somit auch Richter ist, so ist es bei Geijerstam letzt allerletzt Erlöser. Es erbettelt und erzwingt die Aussprache von vereinsamten Herzen . . . Darum ist es bei Geijerstam jedesmal das Allertraurigste, wenn ein Kind hinsterben muß.

Über das soziale Mitempfinden hinaus gibt es kaum irgendwelche ethischen Normen für Geijerstams Menschen. Sie sind innerlich viel freier als die Ibsenschen Gestalten, sie wären völlig frei zu nennen, wäre nicht ein eigenes Spiel der Ahnungen in ihrer Seele. Die aber gehen durchaus nicht vom Gewissen aus. Vielmehr stellen sie einen eigentümlichen, begrifflich nicht zu umschreibenden Zusammenhang zwischen dem Einzelnen und dem Menschheitsganzen dar, sie lassen die Verstorbenen zu Zeugen der Empfindungen werden, sie rufen zukünftiges Geschehen wach. Ich wüßte nicht, daß Geijerstams Menschen — immer abgesehen von dieser angeborenen Scheu, die Gefühle anderer zu verletzen — sonderlich nach „Gut" und „Böse" fragten. Von ihren Ahnungen geängstigt und geleitet, suchen sie nach einem „Sinn des Lebens". Der muß für jeden naturgemäß ein eigener sein, auch sind es nur die wenigsten, die ihn zu finden wissen. Das Kind kennt ihn stets. Darum sollten Kinder nicht sterben dürfen . . .

Bei Ibsen lautet die Antwort immer Ja und Nein. Das muß auch so sein, denn er ist Ethiker und besitzt in der „Wahrheit" das entscheidende Merk-

mal; auch bedarf das Drama der bündigen Entscheidungen. Bei Geijerstam, der sich freilich bei manchen Werken der mittleren Periode zum Theoretisieren verleiten ließ, ist die letzte Antwort trotzdem eine völlig individuelle. Die Frau hat die Ehe gebrochen, und findet doch in Liebe und Geliebtwerden zu ihrem Mann zurück. („Komödie der Ehe.") Die Frau hat vor ihrer Heirat ein Kind von einem anderen Manne gehabt, dies Kind kommt in ihr glückliches Heim, sie hat um ihr Geheimnis zu kämpfen, sie wahrt es und bleibt doch in innigster Gemeinschaft mit ihrem Gatten. („Frau Gerdas Geheimnis.") Und in „Karin Brandts Traum" begreift es der Vater als seine „Pflicht", nicht wieder zu heiraten, und geht darüber zugrunde; Karin Brandt selbst aber empfindet es als „Pflicht", um des Vaters willen einem ungeliebten Mann ihre Hand zu reichen, und ihr Leben rechtfertigt ihre Entscheidung. Sagt, was ihr wollt: wer den hergebrachten Normen so vorurteilsfrei gegenüber zu treten wagt, wer das Schicksal einzig aus den Menschenseelen herausliest, der ist ein Dichter. Den wird man eines Tages unter den wenigen nennen, die an den Gesetzen der Zukunft mitgeschrieben.

Er lernte von Ibsen, aber er war Künstler genug, sich bewußt zu sein, daß er sich als Epiker im Gegensatz zu dem Dramatiker eine ganz eigene Technik schaffen mußte. Wählte er zuerst die Form der lyrischen Beichte, so gelang es ihm in seinen letzten Werken, den alten Herrenhofsgeschichten, den seelischen Vorgang derart in einem äußeren Handlungsvorgang transparent werden zu lassen, daß er völlig objektiviert erscheint, daß die Motivierung eine rein empfindungsgemäße wird und damit jene Zartheit des Eindrucks ersteht, die für ihn, den Empfindungszarten, das Wesentliche ist. Er schildert die Beerdigung der alten Gnädigen in „die alte Herrenhofallee". Schildert sie äußerlich mit dem Aufbahren des Sarges, dem Kommen und Gehen der Bauern, dem Heranrollen der Gutsequipagen, dem Gottesdienst in der Kirche. Maja, die Enkelin der Verstorbenen, wohnt dem bei. Über Majas Gefühle werden kaum Worte verloren, nur natürlich, es geht ihr nahe. Man empfindet aber ganz zwingend, daß Maja während all dieser äußerlich geschilderten Vorgänge irgendwie die Kraft gewinnen muß — ihre Ehe zu lösen: es ist Stimmungsverdichtung; es ist Motivierung aus der Gefühlsatmosphäre heraus. Und wenn in den „Brüdern Mörk" längst erstickte Bruderliebe und zischender Bruderhaß dahin ausgetragen werden, daß der Major anspannen läßt und auf den Hof des sterbenden Bruders fährt, sich heimlich ein abgelegenes Zimmer öffnen läßt und stumm in das Kaminfeuer starrt, bis ihm plötzlich die Gewißheit wird: jetzt hat er den letzten Atemzug getan —, so ist das wiederum jene divinatorische Symbolisierung inneren Erlebens in äußerem Geschehen, so ist das Epik großen Stils. Und ich erinnere mich: als ich das zum erstenmal las, kam es mir zum Bewußtsein, daß dieser sehr Zarte zugleich ein Großer ist.

Bei der Einkehr in die neue Ausgabe hat sich der Eindruck verstärkt. Nicht nur, daß die Auswahl mit sicherem Verständnis getroffen ist, so daß man nichts hinzu- und gewiß nichts fortzuwünschen hätte, die Ausgabe besitzt auch in Friedrich Düsels Einführung eine Analyse der Geijerstamschen Persönlichkeit und seines Werkes, wie sie heut, da briefliche Bekenntnisse noch nicht veröffentlicht worden sind, schwerlich exakter und empfindungssicherer gegeben werden könnte.

Uns, die wir Geijerstam nahe standen, bedeutet diese Ausgabe seiner Werke mehr. Man war ihm von Buch zu Buch gefolgt, aber es dauerte doch recht lange, bis er sich selber fand. Er hat auch nachher, aus diesem Arbeitsbedürfnis des fleißigen Schriftstellers heraus, manches geschrieben, was eben nur die erlangte Fertigkeit bezeugte. In dieser Ausgabe seiner Werke schweigt der Schriftsteller, es spricht der Dichter. Den wir nahe zu kennen glaubten, sehen wir gleichsam monumental. Als hätte die Zeit selbst gesichtet. Als hätte diese kurze Spanne Zeit bereits erhöht.

Neue Bücher/ von Hans Kyser

Innerliche Zusammenhänge zwischen einzelnen Büchern, die zufällig in einem naheliegenden Zeitraum erscheinen, gibt es meist nicht, darum will ich keine konstruieren. Alles selbständig Geschaffene wird in irgendeinem Sinne das Gepräge seiner Zeit tragen, doch die Zeit prägt viele Menschen auf ihre vielen Münzen. Jene Kunstwerke, die das Gesicht der Zeit selbstherrlich umbilden, werden nicht alle fünfzig Jahre geschaffen; das übrige sind Persönlichkeiten, die sich darstellen, die man liebt, mit denen man streitet, die man verbraucht. Wir haben keine Schulen: jeder lernt von jedem, und das unendliche Leben spricht alle an. Viele schreiben, um zu unterhalten, weil sie Kunst und Leben unterhält; andere schaffen aus Sehnsucht: hin zur Welt, hin zu sich; manche wollen belehren, Richtungen zeigen, Wegweiser sein; einzelne ringen es sich in schwerstem Ringen mit Gott und Welt ab. Aufmerksamkeit, Sympathie, Liebe werden geweckt, — so greift man zu den Büchern, um zu neuen Kräften Verhältnis zu gewinnen, um den geistigen Gesichtern derer, die man kennt, neue Züge, Lichter, Tiefen zu geben.

Da ist: Hermann Hesse. Er bringt einen neuen Roman „Gertrud". (Verlag Albert Langen, München.) Hesse gehört zu denen, die man von ihrem ersten Werk an kennt. Man hofft auf keine Überraschungen in seltene Tiefen und Weiten: sein Talent ist bescheiden; sein Wesen schlicht. Seine Menschenbetrachtung, — kaum kann man sagen: Menschengestaltung, — kommt aus dem Grunde einer Natur, die von den leichteren Schatten des Daseins umschleiert

nach der Sonnenseite Ausschau hält. Er ist kein Optimist, er ist ein gütiger Mensch. Ihm fließen die Quellen des Lebens lauter zu, er schöpft weniger aus ihnen, als daß er ihre Musik belauscht. Und er gibt oft feine und graziöse Variationen darüber. Weil er ein Poet ist, schreibt er eine gute Prosa. Sie ist nicht weichlich, sie ist eher zu allgemein. Sie klagt nicht auf aus den donnernden Stürzen des Daseins, sie ringt mit keinem Gott, mit keiner Wut und keinem Haß, sie weiß nichts von den Qualen der verdammten Seelen, die an unserem Blute saugen, um zu ihrem Leben und zu ihrer Lust zu kommen, und darum tönen niemals die Welten und die Sterne in ihr auf. Sie ist zuweilen und besonders in diesem letzterschienenen Buche von einer Anmut, die in Deutschland selten ist. Beileibe darf man nicht Mozart sagen, denn Mozart bleibt ein rätselhaftes Phänomen: seine Harmonien haben um Gott musiziert, und dazwischen tauchen immer wieder unterirdische Klänge voller Erdenleid und Heimweh auf, die ihm ewig wie den neun Musen im „Tanzlegendchen" den gleichmütigen Himmel verschließen. Da wir hier an Keller rühren, muß es einmal gesagt werden, was Hesse gewiß besser weiß als alle jene kritiklosen Köpfe, die sich durch ihn an Keller erinnert fühlen: Hesse hat nichts von der knorrig-deutschen Art dieses Schweizer Meisters, der mit jeder seiner Novellen eine Welt überblickt, dessen Humore voller Sonne, Mond und Sternen, dazu allerlei teuflischen Lieblichkeiten sind. Durch Kellers Prosa schwebt die Erde mit ihren Menschen und Dingen, Hesse schwebt höchstens in den Menschen und Dingen so mit. Jener schafft allerlei kurioses Menschengetier mit seinen sonderlichen Stimmungen, dieser noch nicht einmal s o n d e r l i c h e menschliche Stimmungen. Eher schon erinnert der Hessesche Klang manchmal an eine gewisse Innigkeit Stormscher Träumereien, obwohl dieser ein dreimal stärkerer Künstler ist. Will man Hesse gegen seine nächsten Landsleute abgrenzen, etwa gegen Paul Ilg, so ist dieser kräftiger, bäuerischer, schollennäher, — oder gegen Schaffner: dieser ist jünger in seiner Art, durchpulst von einem ungemeinen Willen zum Leben und zu all seinen Erscheinungen, strotzend von Zukunft, zumal er in seinem „Konrad Pilater" den Weg zu sich zurückgefunden hat (ohne allerdings vorwärts gegangen zu sein). Auf Hesse kann man sein Wort sagen: „Ich bleibe für mich, ich schaffe meine Musik." Und das ist das Beste. Man freut sich im Herzen, daß seine großen Erfolge dieses zarte Talent nicht verdorben haben, ja man weiß, daß sie schlechtweg keinen Teil an dieser Seele gewinnen werden. Das ist sein Vorbildliches für jeden. Seine Lyrik wird noch manche wundersamen Töne finden, seine Menschenbetrachtung sich nicht ändern. Die protzige Biederkeit, die bei manchen seiner früheren Werke verstimmte, scheint er zu seinem Heil überwunden zu haben. Seinem redlichen Herzen steht jede Fälschung fern, und so sind seine Bücher berufen, gute Volkskunst zu werden, die zu wichtigeren und schwereren Werken heraufbildet. — Den Inhalt seines Romanes zu erzählen, reizt mich nicht.

Man weiß, daß er gelesen wird. Sein Fehler ist, daß er die Entwicklung eines Künstlers nicht recht künstlerisch entwickelt. Das Buch dichtet sich mehr, als daß er es dichtet. In der Erinnerung bleibt ein Klang zurück, zwischen den Tiefen und den Oberflächen des Lebens schwebend, und ein Gedicht, das bleiben wird:

Daß bei jedem Föhn
Die Lawine rollt
Mit Sausen und Todesgetön
Hat das Gott gewollt?

Daß ich ohne Gruß
Durch der Menschen Land
Fremd wandern muß,
Kommt das von Gottes Hand?

Sieht er in Hungersnot
Und Qual mich schweben?
Ach, Gott ist tot!
Und ich soll leben?

Vor einiger Zeit habe ich hier über Karl Borromäus Heinrich gesprochen. Sein neues Buch „Menschen von Gottes Gnaden" (Verlag Albert Langen, München) vertieft das Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit, das man aus seinem „Asenkofer" gewonnen hat, nur wenig. Die Episode, die dort wie der Blitz eines karikaturistischen Genies — so charakterisierte ich es in meiner Kritik — die Tendenzen eines ganzen Lebens beleuchtete: die Gegenüberstellung eines Aristokraten aus zwölfhundertjähriger Zucht, die Absurdität der Kultur, das kultivierteste Unglück der Welt, das keine Ziele mehr hat, mit seinem Stiefbruder, einem Kretin, — diese Episode ist hier zu einer Entwicklungsgeschichte ausgedehnt. Danach scheint das darstellerische Talent Heinrichs sich stark erzieherischen Tendenzen zuzuneigen, sein Naturell mehr pädagogisch-künstlicher als menschlich-künstlerischer Art zu sein. Er will nicht nur unterhalten, — das ist anzuerkennen, er will Kulturgesichtspunkte auf eine artistische Art festlegen, — das ist nicht zu loben. So versucht er wie aus einem kuriosen Bilderbogen ein Stück unserer Zeitpsyche auszuschneiden. Er verzeichnet nichts zu einer Karikatur, — obwohl in ein paar Strichen des herrlichen Th. Th. Heine oft mehr Wahrheit steckt als in diesem scheinbar wahren Buche, — er läßt nichts auf entzückenden France'schen Sätzen schweben, er hängt sich keinerlei tendenziöse Mäntelchen um, — er will Dasein zeigen, er will ein Kulturdokument geben. Er zeichnet etwa einen Leutnant Miéville, nachmaligen Pater Bonaventura Societatis Jesu mit allen „Wenn und Aber" der göttlichen Güte gegenüber, mit seinem stets wachsamen und geschulten Gewissen, seinem „et ne nos inducas in tentationem", mit der Erbitterung seines romanischen Blutes vor den nordischen Nebeln, der Monotonie deutscher Landschaften, vor dem „abscheulichen Brenner", der ihn an Luther erinnert, mit all seinen begehrlichen Träumen von der Ekklesia triumphans. Oder einen alten mit den Bourbonen verwandten Marquis, der an der zerstörten Legitimität seines Vaterlandes, des pauvre France, bien-aîmee, untätig leidet, an dem

unaufhaltsamen Gang der modernen Ideen, an dem Zusammenbruch der Überlieferungen und der alten Autoritäten, und der in seiner Sterbestunde den jahrhundertealten Haß gegen die Deutschen überwindend die Sätze spricht: „Die katholische Kirche und die deutsche Armee, — das ist das Herrlichste, was wir heute haben". Und ein altadliger Knabe wächst zum Manne aus, den die Noblesse seines Geblütes unfruchtbar und einsamst macht, der nur lebt in dem Glauben an Gott und an seine gute Rasse, der Sokrates den indiskretesten, unkultiviertesten Schwätzer des Altertums nennt, der schließlich, von seinem Beichtvater beraten, ausgeht Werke der Liebe zu tun, von allen angewidert innerlich zerbricht und in den Wäldern seines Schlosses als der alleingebliebene, reingebliebene Mensch den unreinlichen Menschen den Anblick seines Todes entzieht. Das ist einheitlich durchgeführt, mit mancherlei stilistischen Feinheiten gegeben, von einer entzückenden, in mystische Tiefen streifenden Novelle eingeleitet. Aber diese Stichprobe in den Kulturzustand unserer Zeit hat einen Fehler, der ihre Wirkung aufhebt: das Buch bleibt ein artistischer Versuch. In dieser künstlichen Kaltschnäuzigkeit liegt kein Humor, fast eher ein: pater peccavi. Dieses „Menschentum von Gottes Gnaden" ist ja heute noch eine furchtbare Realität: da hat man Partei zu ergreifen; hat mit Witz oder gewaltiger Gestaltung Sturm zu läuten. Dieses Werk ist in seinen Qualitäten nicht stark genug, um parteilos sein zu dürfen. Wir erwarten von Heinrich eine Zusammenfassung, die diesen Kulturdurchschnitt als Versuch rechtfertigt.

Oskar Loerke hat unlängst sein drittes Werk herausgegeben: einen Roman „Der Turmbau" (S. Fischer, Verlag.) — Nur untergeordnete Köpfe können sich darüber aufregen, daß man das Buch eines Freundes kritisiert. Freundschaft ist Kritik und Kritik Freundschaft; wer sie aber mit einander verwechselt, hat von beiden keine Ahnung. — Dieses neue Werk Oskar Loerkes rückt ihn in der Kraft, die hier nach Gestaltung drängt, wie in einzelnen Teilen der Ausführung nahe an Hermann Stehr, den tiefsten Epiker unter den gegenwärtigen Deutschen. Noch hat Loerke freilich nicht die Reife und Ruhe einer sicher beherrschenden Technik, die mit viel Leben und Lebensbezirken einheitlich arbeitet, noch nicht den freien Überblick, der das Dasein rein aus sich steigen läßt: er zieht es auch hier noch zu stark in den Gesichtskreis eines einzigen absurtigen Menschen. Aber ein Dichter dichtet hier aus den Tiefen des Leben empor, einer, dessen Lyrik uns demnächst den Beweis liefern wird, daß er mit unserer heißen, starken, stürmenden Zeit auf eine großen, bleibende Art ringt. Ein seltener Menschengestalter, der etwa in seinem Zieglermeister Andreas Barth wie aus einer Hauptmann'schen Menschentiefe heraufschafft. Dieses Werk strotzt von unsichtbarem und sichtbarem Leben, beides zu seiner tiefen Symbolik — in Goetheschem Sinne — durchgeläutert. Aus dem Lande, dem ernsten Lande mit seiner weiten Verhaltenheit, seiner oft sandigen Herrlichkeit, dessen Herz nur einer

klingen hören kann, der von Liebe schwer ist, — es ist unsere westpreußische Heimat gemeint, und dieses Dichters Herz ist von Liebe zur Erde und zur Welt schwer, — aus diesem Lande steigen so die Sagen, so die Menschen auf. Sie ackern in seinen Schollen, sie bauen aus seiner Erde. Ein Stück Gutsgeschichte rollt sich auf und entfaltet sich von einem noch gewissermaßen patriarchalischen Zustand, da ein letztes Spinnrad — übrigens in einer entzückenden Szene — gedreht wird, in eine industriellere Tätigkeit hinein, die etwa statt der alten Ziegelbrennöfen mit modernen Ringöfen arbeitet. Das stellt sich alles in sicher gezeichneten Menschen dar, auf die das Handwerk einwirkt, von ihnen umgebildet, sie weiterbildend. Ein Architekt, Hermann Lichtwark, ward berufen, den schönen Torso eines Domes zu vollenden, zu dem rund die Stadt aufsteigt, ein Merkmal und Zeichen der weiten Stromebene und so der ganzen Landschaft. Er steht mit seiner Schwester, die auf dem nahen Gut Dreirüsen als Erzieherin wirkt, vor seinem Werk und fühlt seine Verantwortung in einer bitteren Abrechnung mit seinem bisherigen Leben, das ein ringendes Bemühen über Gottesglauben und Wissenschaft zur Kunst war. Und nun erleben wir nicht so den Bau des Turmes als den Ausbau alles inneren Strebens und all der Schicksale, die in seiner Nähe zu ihrer Erfüllung hindrängen. Vom Material an, das in der Ziegelei des Gutes gestochen und gebrannt wird, von den Menschen, die dort zu den geistigen Werten der Höherorganisierten verbraucht werden, steigen die lebendigen Kräfte auf, Kräfte des Hasses und der Liebe und wirken in allen tätig das Leben und die Werke. Da streicht und backt der Zieglermeister Barth seine Ziegel, gefangen in dumpfem Handwerk und dumpfer Ehe, ein Freudloser, Verbitterter, der in seinem Schuppen, während sein Weib schwer krank liegt, seinen Kontrabaß mit dem Wind nach dem Herrenhaus heulen läßt, wo ein klares, helles Mädchen, Mia, die Tochter seines Herrn, in frischer Tätigkeit herumlacht. „Was kann eins tun, wenn's über uns kommt!" Ein Kranker, von Liebe und innerer Einsamkeit Verwüsteter, den nach dem Tode seiner Frau Geisterstimmen umschweben, der im Tonschneider, ein halb irrsinniger Geck, Lehm pantscht, während drei Frauenbilder ihn umgaukeln; ein Hasser, der mit den Hörnern eines tollen Bullen gerungen, als ränge er „Gerechtigkeit heischend am Genick seines feindlichen Bruders". Und dieser: ganz ein Bild der Menschengüte, von reiner Vornehmheit des Wesens, mit innerster Seele an großen Ideen hangend, ein magischer Gottbekenner, der der „Gemeinde für entschiedenes Christentum" in der nahen Stadt vorsteht, dort wo der Baumeister seine erste heiligste Gotteswelt gefunden und verloren hat. Das erleben wir noch einmal in einer religiösen Weihestunde dieser Gemeinde, — und dieses Kapitel ist von hymnischer Gestaltung. Eine schleudernde Todesfahrt. Ein wahnsinniges Hirnfieber. Ein Auf und Hin aller zu einem einzigen sehnsüchtigsten Seelenwesen verschlungenen

Leben „wie das Hüpfen eines Gebirges einem magnetischen Glanz entgegen". Da redet der entzückte Gottredner Barth „als bliese ein Gott seinen Sturm durch die Waldschluchten, und es grunelten seine Gedanken an den Rändern, wo sie strichen." Schließlich verlieren sich die Menschen im Dunkeln, das breite Tor öffnet sich und „das Abendlicht springt herein wie ein fahles Gigantengesicht". Das ist etwas ganz Starkes und Seltenes. Oder wie der lebenstolle Christian Klingspiel, ein schöner Leichtsinn, mit seinem Hengst Aldebaran, einem gelben Hünen im Silbergeschirr, wie ein junger Lichtprinz und Siegsnarr in den Morgen reitet: da liegt schon 820 Tage lang eine alte backsteinerne Drainageröhre in einem verschneiten Loch auf der Wiese, gleichgültig, — „ein alter Storch ist von Ägypten gekommen und vorbeigestelzt, hat seinen Kot auf den Rand fallen lassen, niemand hat sich um das Stück gebrannten Lehms gekümmert" —, daran schlägt sich dieser Herr und Leichtfuß einen Blutstropfen in die Sehnerven, davon er in Jahresfrist durch die Welt irrend als ein Blinder zurückkehrt. Und die ihn liebt, Mathilde, des Baumeisters Schwester, findet in derselben Zeit, da ihm „der bunte Vogel Welt" fortfliegt, vor den unsichtbaren Mächten ihres Blutes Schicksal, Beruhigung, Duldung. Sie steht zwischen allen als eine Gestalt von herbster Tragik, (die mir allerdings noch nicht ganz bezwungen scheint,): schwerblütig wie der Ziegler, mit dem sie entfernt verwandt, sehnsüchtig ringend wie der Bruder, dem das Leben von nun an allfort als ein Gelingen zuströmt, im allgemeinen Tätigen sich unwirksam und überflüssig fühlend, dabei mit aller Feinhörigkeit der Seele begabt. Auch sie nährt hilflos den Bruderhaß, der doch eine Liebe ist, sie hetzt den Ziegler zu einem mörderischen Ausbruch hin, — wie fein, daß er nicht dem verhaßten Bruder, sondern dem Baumeister, für den er zu schuften hat und der seine Mia gewinnt, die Tuba über den Schädel haut, — sie bekennt in verworrener Hysterie und findet doch, eh die feurigen Schatten aus den heiligen Schauern ihres Persönlichsten im Staub der Enge zusammenschrumpfen, in dem erblindeten Geliebten die hohe Rettung ihres Lebens. So fahren sie alle, eines schmerzlichsten Glückes voll, von dem Ort, wo der schöne Aldebaran getötet, zurück: da taucht der fertige Turm auf als ein sonderbares Denkmal der Erfüllung aller Schicksale, und mit einer Erinnerung an die Sagen des harten Landes, „aus dessen Hufen fingerlange Muttergottesbilder geackert werden, bei deren Anblick Rinderherden die Knie beugen — und Blinde sehend werden", — schließt dieses reiche, seltene, großer dichterischer Schönheiten volle Buch. —

Es war nötig, andeutungsweise etwas von seinem Inhalt zu erzählen, damit viele gelockt werden, ihn mit dem Dichter zu erleben. Gewiß ist das Buch noch nicht ganz ausgeklärt: die unsichtbaren Welten schweben oft noch über den sichtbaren, ohne von ihnen umschlungen zu sein. Aber Technik ist schließlich Sache der Übung; es kommt auf die Kräfte an, die sich hier zur Gestaltung

ballen. Und da steht dieser Kamerad schon heute auf einer Stufe mit den Besten unserer gegenwärtigen Dichtung. Für den Kenner ist das Ringende immer wertvoller als das Sicher-Fertige. So begrüßen wir Oskar Loerke als einen aus der kleinen Schar, denen es schaffend um große Werte der Kunst und des Lebens zu tun ist.

Winters Erwachen/ von Alfred Kerr

I

Ich ließ Wedekind und Björnson, je sechzig Zentimeter hoch, von verschiedenen Seiten auftreten. In Branns Marionettenheim, von München zur Theaterausstellung hergebracht, nach Schluß.

Das Licht schimmerte fort, als die baskischen und die Märchenpuppen entfernt waren. Mittlings auf dem Thronstuhl saß, nackt, rund, wenig beschleiert eine frauenzimmerliche Docke, sehr hold.

Ich sprach zu Wedekind, welcher puppig-düster, starrbleich, mit gläubigem Blick sich von ihrem Stuhl abwandte (während Björnson mit Zinnoberbäckchen und lackiert-holzgeschnitzten Augenbrauen sich ihr näherte, fix einen Klaps versuchte) — ich sprach zu Wedekind: „Trotz allem unterlass' ich nicht, Sie zu lieben. Der Fürst Rogoschin und was mit seinem Trank in dramatischer Beziehung steht, ist unvergänglich, Sie bleiben ein Herr neuer Szenenhumore, ein Oberst von Cherubschwärmen der Ruhe wie des Kreischens, ein Erfasser von unerwarteten Gegensätzen, ein Mischer und Versteller menschlichen Dahinscharwänzens . . .

In dem Theodizeestück „Die Zensur" treten Sie jedoch eine . . . ja, eben eine gewohnte Bahn; seit den Romantikern kenn' ich sie. Die Mode reicht bis zu neuen Absynthgalliern. Nicht von Ihnen erfunden. Buridan bildet ein Glied in der Kette; mit Verlaine; mit Strindberg; mit Clemens Brentano; mit Oskar Wilde; mit wem noch! Es ist das, hierbei bleib ich, vorzeitige Nachlassen der besten Kraft. Als David kam ins Alter, da sang er fromme Psalter.

Zu Buridan, Ihrem Helden, sagt seine Kadidja mit Grund: er befasse sich nun mit geistigen Dingen . . . „nach dem wilden Leben, das er in der Welt geführt". Und mit geistlichen Dingen. Buridan träumt (wie der letzte Ibsen, welcher den Rubek dichtete) vom dritten Reich. Von einem, wenn ich es kurz ausdrücken soll, Bund zwischen Hellas und Juda. Oder zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit. (Auch er.)

Juda: das ist der Pfaffe Kajetan Prantl; oder die Sittlichkeit. Hellas: das ist Kadidja; oder die Sinnlichkeit . . . Brüderlein fein, — Brüderlein fein. Beide

nehmen Abschied; Juda über die Treppe; Hellas glatt über den Balkon. Vorher ein hubsches Bild — wie ein alter Stich. Ich aber weiß nicht, was soll es bedeuten. Vermutlich: daß der Künstler weder Innenwelt noch Sinnenwelt bei ewigem Schwanken in Besitz nimmt. Oder so.

Eine „Sünde" des Buridan wird recht absichtlich aufgeklebt . . . Mir fällt ein früheres Wedekindwort ein: „Sünde ist eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte". Jetzt heißt es „Gott versuchen". Nun? Gott versuchen ist eine mythologische Bezeichnung für das Nachlassen der besten Kraft . . .

Er solle Gott nicht versuchen, sagt der Pfaffe. Er werde noch einst erkennen, daß es nicht ungestraft bleibt! Hernach reizt Buridan die Kadidja, sie tötet sich, er ruft Gott an, in „Krämpfen", mit dem Schrei: „Er läßt sich nicht versuchen! — Gott! — O Gott, wie unergründlich bist du . . ."

II.

Das Ganze, scheint mir, Frank, ist aber nicht eine Grundangelegenheit des Daseins, sondern eine Zufallsangelegenheit für Buridans und Kadidjas von verschiedenen Jahren. Nicht „das" Weib ist so sinnlich, nicht „der" Mann ist so unsinnlich. Wenn beide jung, sind beide sinnlich. Sondern bloß dieser Buridan ist nicht sinnlich genug für diese Kadidja. Ist hierin was Tragisches? Vielleicht . . ."

Ich zuckte die Achseln. Wedekind marschierte halb gezogen ein paar Schritt, beugte eckig das Knie, hob ruckweis die Arme, neigte mit einem Klappen den Kopf, machte schlenkernde Abwehrbewegungen, die Augen wurden gen Himmel gerückt. Er zog stehend, rechtwinklig, ein Erbauungsbuch aus der Achselhöhle, hielt es in Zuckungen hoch, schlenkerte den Arm wider die Nackte, wich murmelnd rückwärts . . .

Ich sprach: „Statt dessen hätten Sie Stimmungen andrer Art geben sollen. Ohne sonst an Magisterwahn zu leiden, mach ich Vorschriften. Sie hätten (wenn ich ein Drama schriebe, tät ich das) den sachlichen Zusammenhang hinzaubern sollen. Die Untragik in diesem wildnishaften Durcheinander und Drumunddran der Vorgänge, der Gegenstände, der in unsrer Welt verbreiteten, aller dieser Glieder und Warzen und Drüsen und Flächen und Kieferfreßspitzen und Mantelhöhlen und Laiche und Ruten und Beutel und Kanäle und Vulven und Rogen und Täschchen und Saugnäpfe und Kuchen und Schläuche und Schöße und Muskeln — ha, und der komischen Schreie und der starren Männlichkeit noch des Hasen bei der Häsin, der Verbohrtheit des Frosches bei der Fröschin, seines schwachsinnigen Todesmuts, und des Heulquiekens der Katzen wissen Sie, und der fackelnden Verrücktheit von Hunden und des tödlich dummen Hineinfallens, Sterben des Spinnerichs . . . Alles das! Ich ließe den Zusammenhang fühlen. Damit schüf' ich das Untragische. Doch ich ließe keinen

sich auf den Teppich werfen und Gott anheulen, weil eine Kadidja nicht genug kriegt ... Und noch wenn ein Buridan sie mißhandelt, spräch ich nicht von Sünde, — sondern äußerte, weltbegreifend, zu diesem und allen ulkig ergrauenden Männchen: ihr lügt; in folgender Art. Ihr sprecht zur Kadidja: „Du bist es, vor der ich kalt bleibe" — statt zu sagen: „Ich bin es, für den die kalte Zeit begonnen hat." Ecco. Ihr seid Geschlechtslügner. Statt eines Bekenntnisses („Meine Eiszeit beginnt") macht Ihr einen Vorwurf („Du beginnst mich eisig zu lassen"). Feiglinge. Herr Buridan gebe Klarheit und Ehrlichkeit. Buridan rede nicht vom Schmerz der Welt, nicht vom dritten Reich, noch von Unbegriffensein. Sondern, Buridan, das alles sind Vorwände: für das Nachlassen der besten Kraft.

Gibt es Komischeres, als wenn Komisches tragisch genommen wird? Und gibt es nun schon gar überhaupt Komischeres, als wenn ein Tragikomiker dies Komische tragisch nimmt, das für einen Tragikomiker mehr komisch zu sein hätte? wenn er das heilig=heulig und zerknirscht anweint. Die Chinesen besitzen Apparate, die sie den Ehefrauen überlassen, so oft sie selber Ruhe haben wollen. Sie schlagen nicht ihre Brust noch winseln sie von Weltensünde" (— sprach ich).

Nach diesen Äußerungen kroch und rutschte der handlich starre Wedekind auf dem Teppich der Puppenbühne einher (nicht ohne Hupf= und Zupfschlenkerungen von oben), und sang: „Je=sus, mei=ne Zu=ver=sicht ..."

Der kleine Björnson aber schritt zwischendurch, eckig, um den goldenen Stuhl, auf dem die Nackte saß, er blickte so, als ob er sie mal eingesegnet hätte. Seine Wangen glänzten, die lackierten Brauen standen hoch, er wanderte gradlinig vorwärts, als man seinen Namen rief. Er machte da mit beiden Armen eine großmütige Bewegung (in drei Abschnitten) hoffnungsfroh, nicht kritisch. Ich sprach.

III.

Ich sprach achtungsvoll: „‚Wenn wir Toten erwachen' heißt auf björnsonsch: ‚Wenn der junge Wein blüht'. Ja, Sie haben bis zum letzten Moment keine Berührungen mit Ibsen gehabt ... Schön. Ist es ein Greisenstück? Es ist ein zur Hälfte leeres Stück. Doch in der anderen Hälfte haben Sie, trefflicher Björnstjerne Björnson, volkstümliches Genie, nützliche Ausgabe, vor dem Tod ein paar Daseinsregungen bekundet, argloser und stärker, unschuldiger, ursprünglicher, als vieles, was Sie so im Lauf eines wacker=glänzenden, gestenreichen und reichen, liberal und voll gelebten, nimmerleisen Lebens dichterisch bezeugt. Auf Wedekinds Klage folgt hier Wedekinds Trost — (sprach ich). Da stehn zwei Mannsleute, Arvik und Hall geheißen; ... da stehn zwei Ergraute; ... noch singen sie nicht, was der deutsche Waidmann singt:

Die Jagd ist geschlossen,
In Ruh' das Gewehr,

Das Pulver ist verschossen,
Der Hund . . .

Noch einmal bellt der Vorstehhund; ja welche Keckheit: von den zweien möchte jeder sein Schrot just an des andern junge Tochter verschießen. Just! Da stehn zwei Eiskandidaten — und bekennen einander . . . wie Kinder am Anfang der Zeugungsfähigkeit, so diese vor dem Ausgang der Zeugungsfähigkeit, ihre Wallungen, ihre Kitzel, ihre Triebe, ihre linde Pein, ihre Süchte nach dem, was jüngere Wesen anderen Geschlechts unter den Kleidern tragen. Halb heimlich. Wie alte Kinder. Das ist sehr gut. Aber sehr gut. Frank, das könnten Sie „Winters Erwachen" heißen. Sonst — ein verloschenes Familienstück (dessen schwatzhafte Punkte von einer herrlichen, seltenen Gestaltung durch Brahms Menschenbühne geadelt worden für immer.) Eines, der Bezirk des späten Triebs, offenherzig von wahrhaften Lichtern erleuchtet — das ist sehr, das ist aber wirklich sehr gut . . ." (— sprach ich).

Björnson hörte nur zu, so lang' ich lobte. Schon war er abermals beschäftigt; er schmiß den rechten Arm (daß er zu weit emporschnellte, dann etwas zurücksank), schob ihn hinter die Beschleierte, legte die linke Hand aufs Herz (auf ihr Herz) und war nicht wegzubringen. Lauteres Wohlwollen. Zuletzt unterhielt er sich doch, wie in einem vorgeschriebenen Duett, freundlich mit Wedekind. Er sprach: „Ihr Ab-glim-men ist nur vor-über-gehend — mein Auf-glim-men e-ben-so". — W.: „Hof-fent-lich!" — B.: „Lei-der!" . . . (So sprachen sie.)

Björnson, der immer ein guter Versöhnerich war, rief dann mit einer herzfrischen Versammlungsgebärde und etwas freundlicher Menschensalbung: „Die Lie-be hö-ret nim-mer auf!" Er packte den jüngeren Genossen, zog ihn mit sich vorn an die Rampe. Da standen sie, der eine zinnobrig, glänzig; der jüngere frommdüster, starrbleich.

„Die Lie-be hö-ret nim-mer auf!"

IV.

Als ich den Knopf bewegte, fiel der Vorhang.

Ich trat hinaus. Der Bahnhof Zoologischer Garten streckte sich (würde hier ein Novellenbold äußern) unter einem noch warmen Himmel.

Ich empfand in der Luft, nicht greifbar, die Wildnis — von allem, was lebt und untragisch ist, von Gliedern, Fäden, Saugern, Schleudern, Sporen, Fangarmen, Griffen, Höhlen, Flächen, Kugeln, Händen, Augen, Lippen, Romeo und Isolde . . .

Ein Bottich mit Turbanhut wankte vor dem Bahnhof auf und nieder. Sie sprach rasch: „Schätzchen, kommste mit?"

Ich ging davon — — während sie an Altersschwäche starb und ins Schauhaus gebracht wurde.

Scherzo/ von Oskar Bie

Endlich gibt es anständige Zigarrenkisten. Zigarrenkisten und Särge waren arg zurück. Bei Särgen versteht man es: Pietät gegen Althergebrachtes, alte Kultur des Sterbens, die das Neue als profan empfindet. Aber bei Zigarrenkisten? So schönes Holz verpflichtet. Man klebte geschminkte Weiber und Oswald Achenbachsche Landschaften darauf. Als Kinder träumten wir in diesen Paradiesen der Palmenhaine und hörten den freundlichen Buffobaß des Herrn Henry Clay. Aber, wie gesagt, wir sind keine Kinder mehr. Herr Osthaus in Hagen macht diesen Buffoporträts und blauen Golfgegenden den Garaus. Er gründet ein Wandermuseum für Kunst in Handel und Gewerbe. Er sammelt alle guten neuzeitlichen Kataloge, Reklamekarten, Briefbogen und Packungen, und stellt sie den rückständigen Kaufleuten unverdrossen vor das Auge. Die Kakespackungen der Leibnizmarke sind auf diesem Gebiete, was van Gogh für die Malerei ist: die sauberste Lösung der inneren Funktion des Gegenstandes, die Ästhetik der analytischen Lust. Ich stehe oft minutenlang vor Leibniz. Welche Gedankenverbindungen! Weil diese Kakesfabrik in Hannover und dort auch ein berühmtes altes Leibnizhaus sich befindet, heißen sie nach dem Monadenphilosophen. Aber sie haben mit der schweren Renaissance des Leibnizhauses doch gebrochen. Vor diesem Schaufenster überkommt mich eine seltsame Ruhe: alles wird weit und still und trocken. Als ob man die Lippen mit einem ganz leisen Knall öffnet und mit der Spitze der Zunge befeuchtet. So sind die Packungen, ein System sachlicher Vorbereitung, eine Kombination saubersten Aufmachungen, das Abbild einer rührend einfachen Methode. Man könnte über gute Packungen philosophische Systeme aufstellen, denn sie vermitteln die Willensäußerung der Person mit dem objektiven Bestand eines Produktes, verlängern, verkürzen, verfeinern diese Linie. Und so ist es auch mit der Zigarrenkiste. Die Schönheit des Holzes, die gelbe, leuchtende Farbe der Bänder, ruft nach einer Dekoration, die diesen Materialien angepaßt ist. Mit feinen, grauen Papieren um das Holz, mit phantasievollen Monogrammen und Zeichen auf dem Band erhielt man eine abgestimmte Harmonie, die die Zigarrenkiste würdig in das Ensemble der modernen Einrichtung einreiht. Solche Zigarrenkisten habe ich aus der Osthausschen Gründung gesehen. Sie waren leer. Ich legte mir die Frage vor: wird der Zigarrenkonsument das Gefühl haben, daß in einer solchen Kiste unbedingt eine schlechtere Zigarre ruhen muß? Ist der Rückschluß einer guten Packung auf einen minderwertigen Inhalt, einer modernen Einrichtung auf einen affektierten Menschen bindend? Ist Packung und Qualität Gegensatz? Es gibt Raucher, die erst an die Qualität der Zigarre glauben, wenn sie eine altmodische Leibbinde hat, die sie solange auf dem brennenden Körper der Zigarre lassen, bis sie sich erinnern, daß ihr Junge daraus Aschbecher klebt. Das ist Einredung. Ich bin

entschieden für das Leibnizsystem. Es erzieht zur Sachlichkeit. Schließlich wird die Zigarre gewinnen, wenn wir sie aus einem anständigen Kasten nehmen, und der Kasten, wenn er eine gleichwertige Zigarre umschließt.

Das Problem der Packungen, des Milieus, in dem ein Gegenstand dargeboten wird, will ich an drei Fällen erläutern: Arnold Schönberg in Berlin, Debussy im Opernhaus und Gregor in Wien.

Arnold Schönberg, der Komponist, Porträtist, Dichter, wird in Wien ausgelacht. Seine bizarren Tondichtungen erschüttern dort nicht das Herz, sondern das Zwerchfell. Wien ist alte Kultur. Alte Kultur nimmt niemals neues willig an. Wiens neue Musik und Literatur wären an Ort und Stelle niemals fruchtbar geworden, sie müssen erst durch Berlin durchgehen. In dieser Packung kehren sie dann erfolgreicher nach Wien zurück. Berlin ist keine alte Kultur. Hier hat alles Neue mehr Aussicht, teils weil es immer eine genügende Anzahl Snobisten gibt, die mit allem Neuen kokettieren, teils weil es wirklich eine Anzahl unverdorbener Gemüter gibt, die sich mit einer gierigen Begeisterung dem Neuen in die Arme werfen. Berlin ist in der Kunst die Vorprobe geworden, wie Amerika der Nachgeschmack. Es bringt nichts hervor, aber alles durch. Aus einem Gründungsgefühl hat sich die Gesellschaft der Musikfreunde gebildet, die Oskar Fried selbstlos dirigiert. Er war so mutig, Schönbergs schon acht Jahre alte Tondichtung „Pelleas und Melisande" aufzuführen: ein Stück, noch nicht sonderlich eigenartig, viel zu lang, viel zu stark instrumentiert, aber mit großen musikalischen Schönheiten in den Steigerungen, in den Grotesken und in der auffallend selbständigen Benutzung der Bläser, gegen die diesmal die Streicher ganz zurücktreten. Das Publikum zischte weniger und klatschte mehr. Es waren alle gekommen, die einen Funken Interesse für Musik haben. Schüchtern war nur der anwesende Komponist. Jetzt ist die Möglichkeit gegeben, daß Rosés eines seiner Streichquartette hier machen und daß er sich in Berlin gänzlich etikettieren läßt. Wie es auch sei und was es auch bedeute, hier ist wenigstens der Weg von Spöttern nicht verstellt.

Gleichzeitig mit ihm hatte Debussy seine Pelleas-Oper komponiert, die letzte mögliche Anwendung literarischer Logik auf die Musik. Sie ist durch die Welt gezogen und bei uns in der komischen Oper gelandet. Das königliche Institut hat sich ihm, als dem Impressionisten, fern gehalten. Jetzt stellt die Akademie Olbrich aus, den bewußten Neuerer, und Skarbina, der wenigstens die Anfänge der Revolution inaugurierte. Der inaugurierte Debussy zieht in die königlichen Opernkonzerte unter Strauß. Busoni, der Sezessionist unter den Musikern (im Geschmack und im Spiel) hatte einige dieser symphonischen Dichtungen uns schon vorgesetzt, aber sie wurden vergessen. Strauß mit dem vibrierenden Orchester der Oper wagt es: zuerst die „Wolken", schleichende alterierte Akkorde, dann die „Feste", ein aufrauschendes Bacchanal, endlich die „Sirenen", in

denen ein Frauenchor nicht Worte, sondern nur Töne mitsingt, als Instrumente. Der aparte, literarisch verfeinerte, in Farben und Nuancen schwelgende Stil Debussys hat die Hörer nicht so erschreckt, als man fürchten durfte. Die Andeutungen seiner Melodie, die nichts ist als der Atem einer Klarinette, seine Schlüsse, die wie mit den Fingerspitzen hingetupft erscheinen, die Ruhe und Länge seines Formats, übergedehnt in den Lockungen der Sirenen, seine fliegenden Harmonien, unter denen der Durdreiklang fast eine Perversität der alterierten Akkorde ist, alles das wurde für die Abonnenten möglich, weil es auf einem königlichen Programm stand. Strauß spielte an diesem Tage: Berlioz, Debussy, Till Eulenspiegel und die C-moll. Vom Fleisch in die Knochen hinein. Armer Radecke.

Gleichzeitig wurde Gregor nach Wien berufen. Dieser tatenfrohe Mann war hier in seiner komischen Oper nur zu zwei Erfolgen gekommen: Offenbach und d'Albert. Er hatte den neuen Stil der Bühne, sowohl den irrealen des Bildes als den realen des Lebens eingeführt, und hatte eine Summe neuer Anregungen versucht, die hiesigen Opernbesuchern (ich meine nicht Musikern) von ungewohntem Reize waren: den stilisierten Figaro, die realistische Carmen, Corregidor, Tosca, Lakme, Romeo und Julia auf dem Dorfe, Pelleas und Melisande, Lazuli, Toreador, den polnischen Juden, den Arzt wider Willen. Er hat nichts erreicht als ein häßliches Haus, ein elegantes Publikum und die allgemeine Teilnahmslosigkeit. Der Rahmen dieses Theaters schien jedes Bild zu töten. Als ob ein Fluch darauf läge. Er hätte Wunder tun können, und es wäre nicht gegangen. Die schönste Aufmachung zeigte schlechte Sänger und ein dürres Orchester. Die Kapellmeister fuchtelten sich die Seele aus dem Leibe, es half nichts. Die Suggestion, die Packung und der Inhalt stimmten nicht. Nur ein Wille war dahinter. Jetzt ist dieser Wille nach Wien berufen, wo das beste Orchester Europas und unbeschränkte Ausstattungsmittel seiner harren. Aber es steht dort die alte Kultur, an der selbst Mahler scheiterte: Jockeyklub-Interessen, Schauspielerkultus. Wien könnte ein Riesenglück mit diesem Manne machen, der sich der nur dort bestehenden Möglichkeit, daß ein einfacher Mensch mit Kunstwillen an die Spitze eines Hoftheaters tritt, würdig erzeigen würde. Man wird sehen. Schon unken sie. Hier wird Qualität in eine alte Schachtel gelegt. Werden sie ihm die neue Schachtel gönnen und zubilligen?

In alledem ist der Kampf, nicht mehr des Neuen mit dem Alten, sondern von Milieu und Wille, von Packung und Qualität. Ja, es ist lustig zuzusehen, was an einem einzigen Tage so passiert. Das Tempo dieser Ereignisse heißt bloß noch Scherzo, ein barockes Scherzo, es ist viel mehr, es ist die Entscheidungsschlacht. In den alten Symphonien war das Scherzo zuerst ein Tanz, dann wird es der wesentliche Satz, der Satz, in dem der neue Rhythmus mit der alten Tonwelt, die persönliche Wucht und die hergebrachte Disposition zusammen-

stoßen. Im Scherzo wurde die neue Symphonie geboren. Sieht man es von links an, ist es Humor und Befreiung, von rechts, ist es der ernste Durchschlag des persönlichen Willens durch Takt, Teil, Tanz, Tonart und alle verbrieften Rechte. Drei Schläge in der Oktave beginnen es.

Aber das Scherzo hat ein Trio: das liebliche unproblematische Auftauchen des alten, großväterlichen, holdselig-naiven Bildchens. Caruso singt mit alledem gleichzeitig seinen Nemorino in Donizettis „Liebestrank". Gregor hatte es mit Don Pasquale versucht, es verhallte. Am Liebestrank aber erwachten die unverstorbenen Buffogefühle — weil Caruso ihn sang und die Hempel, ausbrechende Manneskraft und glitzernde Kontur. Nicht an sich, sondern in dieser Form. Die harmlosen Arien, die reizenden Ensembles, die kichernden, flüsternden Chöre, die unsere Großväter entzückt hatten, beleben sich vor unseren Ohren. Nachdem wir an dem wahren Isoldetrank uns gesättigt haben, gestehen wir uns die Reize dieses parodistischen Isoldetranks wieder ein — die Frist des Trios zwischen Schönberg und Debussy nutzen wir aus, wir rufen nach amüsanter Naivetät, nach leichten Buffomanieren, nach den Scherzen spielender Stimmen auf dem Wiesengrund, und wissen doch, daß diese Töne nichts sind als Material von Organen — der Italiener komponierte nicht, er schrieb für Stimmen. Die Stimmen halten seine Noten lebendig, für alle Abende und für jeden Abend besonders, denn die Stimmen sind verschieden und ihr Temperament, ihre Farbe gibt jeder Aufführung eine andere Note — Wiederholungen sind Veränderungen. Jetzt blühen diese Noten in Carusos Kehle auf, ein Piano wie im Gesange der Vögel, die in der Luft leise zu klagen scheinen, eine Phrasierung, wie vom Atem gedichtet in den Versen, die eine unendliche Technik schmiedete, ein Forte von so auslösender Kraft des Herzens, so durchdringender Männlichkeit, daß wir den Helden in diesem Bauern aufsteigen sehn — einen, den Donizetti nie geahnt hat. Sind wir zu symphonisch geworden? Ich möchte Caruso jetzt einen Siegfried singen hören. Ich möchte diese eine Kombination noch erleben, einmal noch einen wirklichen Inhalt dieser für das letzte bestimmten Kehle anvertrauen, die noch nie so da war, in solcher vollendeten Einheit des Technischen und Seelischen. Es ist ein Wunsch ohne Hoffnung — das Trio geht zu Ende, wieder beginnt das alte Scherzo und die drei Paukenschläge.

Und ich bin, wo ich in der Musik war, in der Malerei, in der großen Van-Gogh-Ausstellung. Ich sehe die rasende Entwicklung eines Künstlers aus altem, dunklen Holländertum zu den letzten heruntergefegten Pinselzügen, in deren buntem Gekröse sich zerfließende Vorstellungen von Schluchten, Olivenbäumen, Zypressen, Landstraßen zu halten mühen. Es ist der Prozeß einer dämonischen Analyse. Die Stilleben werden sauber auf die Fläche gesetzt, die Möbel in ihrer nackten Existenz festgelegt, die Kontur des Mähers, der Schnitt unter der Eisenbahnbrücke, die mechanische Folge der Hospitalkranken scharf eingestellt, ein Uner-

sättlicher stürzt sich auf die Dinge, reißt ihnen Kleider und Duft und Lyrik und Stimmung vom Leibe (o einmal nur rührte ihn der graue Blick vom Montmartre) und nagelt ihre Nacktheit fest, ihre brutale Daseinslust, den Willen ihrer Existenz — welche Kraft immer wieder und immer noch! Es gibt eine mittlere Zeit bei van Gogh — da sitzt die ererbte Meisterlichkeit und die analytische Raubtierlust noch einträchtig beisammen. In dieser schönen Landschaft mit den pflügenden Bauern, wo über atmender Schollenerde der ferne Streif bunter Dorfkonturen sich zieht, und darüber drei weiße Frühlingswolken lächeln. Oder bei der Arlesienne, dieser blauen auf dem braunen Stuhl mit dem roten Schirm, den Handschuhen, eine Blume da vorn wie in einer vergessenen Lyrik, dies sauer-wütige Gesicht, wütig vom energischen Wurf des Meisters, der ihre Erscheinung in einer hellen Verzweiflung seines Genies herunterhaut, die Farben von dampfender Originalität, die Linie der Hand als rote Kontur hingeworfen, wie man eine Schnur wirft, die durch einen Zauber Form wird — die Teufel reiten uns. Wohin geriet mein Scherzo? Es ist so der Niederschlag einiger gesammelter Tage, die man in dieser alles bietenden, verschmelzenden, verschlagenden Stadt zwischen Kunst und Kunst erlebt. Kraft und Geschmack, Revolution und Kultur, Inhalt und Aufmachung durch den Rhythmus unseres Lebens zusammengehalten. Wenn man es kann. Wenn man die Ruhe hat, es auszuhalten und abzuwägen. Es ist in jeder Sekunde um uns, wir empfinden es in seiner ganzen schwierigen Gestaltungsekstase, in seinem leidenden Werden und Wollen — und sagen, daß es ein Scherzo ist. Bei Osthaus hängen die van Goghs und stehen die neuen Zigarrenkisten. Ringsum dampfen die Schlote. Ich bin überzeugt, daß es noch lange dauern wird, bis Henry Clay, der den Liebestrank noch von der Artot und dem Padilla hörte, sich zur modernen Kiste entschließen wird. Wir treten für sie ein. Snobs werden sie zuerst kaufen. Dann erst greifen wir alle hinein, jetzt ist sie voll und, wie es auch sei, nach der Arbeit hüllen wir uns in den Duft der blauen Havanna. Der letzte Satz kann beginnen.

Junius/ Chronik: Aus Junius' Tagebuch

Frankreich, dem klassischen Land der politischen und sozialen Experimente, war es vorbehalten, einen Sozialisten in der Rolle des Staatsretters zu zeigen und das dumme Märchen zu zerstören, als ob eine der kapitalistischen entgegengesetzte Wirtschaftsgesinnung den elementaren Willen zur Ordnung, die Staatsgesinnung entwurzle. Die Haltung Aristide Briands in dem Eisenbahnerstreik konnte überraschen, weil die Verwirrung der politischen Grundbegriffe so über alle Vorstellung hinaus vollkommen ist.

Über den Mann selbst wurde hier alles Wesentliche gesagt, noch ehe die Ver-

hältnisse ihn vor eine entscheidende Probe seiner politischen Einsicht und Tatkraft stellten. Er hat in kürzerer Zeit „als üblich scheint" den Weg vom Utopiker zum politischen Praktiker zurückgelegt. Noch vor acht Jahren bekannte er sich zu den Grundsätzen des Kommunistischen Manifestes ohne Abstriche. Die Revolution, der Bruch war die Pforte zur sozialen Republik. Er war kompromißfeindlich. Die Gesellschaft zerfiel in die zwei feindlichen Heerlager der Kapitalisten und der Enterbten, der Ausbeuter und der ewig am Existenzminimum nagenden Arbeitsverkäufer. Er hielt Brücken, Übergänge, Vermischungen, Grenzverschiebungen zwischen den Klassen für unmöglich und seinem jugendlichen Ungestüm, seinem Entladungsdrang, dem Überschwang seiner altruistischen Gefühle waren alle Wege der Allmählichkeit, die Taktik der Teilzahlungen und des Sicheinrichtens verfehlt oder gar mit dem Makel des Verräterischen behaftet. In dieser engen, psychologisch schiefen, haßerfüllten Atmosphäre einer unversöhnlichen Klassenkampfgesinnung kann es ein Mann von ungewöhnlicher Gehirnkraft und Gesinnungsreinheit ein Lebenlang nur aushalten, wenn eine übermächtige dialektische Anlage ihn zur äußersten Zuspitzung der Gegensätze treibt und der Zustand der Wirtschaftsverfassung, in der er atmet, die ausgleichende, verbürgerlichende Wunderwirkung der politischen, genossenschaftlichen und gewerkschaftlichen Organisationen des Proletariates kaum ahnen läßt. Das war der Fall Karl Marxens. Zudem war seinem revolutionären Temperament alle Harmonisierung als süßliche Apostelmilch so grundverhaßt, daß er als Politiker seiner Gemeinde den Satz einzuschärfen unterließ, der ihm als Denker so vertraut war: Das Gesellschaftswesen macht keine Sprünge, so wenig wie die Natur. Im Gefängnis so unversöhnlicher Gesinnung halten weichere, plastischere, ehrgeizige, zu unmittelbarem Tun und Wirken gedrängte Intelligenzen in der Regel nur aus, solange sie im süßen Rausch unreifer Jugend dahinstürmen — oder widrige Umstände den Zugang zu dem Betätigungsfeld im Großen verstopfen. Das ist so alltäglich und so tausendfach in den Annalen der Geschichte verzeichnet, daß dies Schauspiel nur die ewig Blinden überraschen kann. Bismarck, Gladstone (der als konservativer Staatskirchler in die Arena trat), Disraeli (der mit den Radikalismen seiner Frühzeit spielte, um als Zentralist und Imperialist zu enden), Crispi, Joseph Chamberlain (den unbewußt, von frühester Jugend an, das Ideal des konsequent ausgebauten größerbritischen Händlerstaates leitete), Bennigsen, Miquel: sie alle haben ihre Begriffe und Formeln mehr als einmal gewechselt, aber die Grundgesinnung, die sich auszuwirken trachtete, blieb die gleiche. Was ist nun am Falle Briand so überraschend? Er hat früher, als Gruppenführer, den Generalstreik vertreten. Der ist zweifellos als revolutionäres Mittel gedacht, als Mittel aller Mittel, um den kapitalistischen Klassenstaat aus dem Sattel zu heben und aus der Lüge der bürgerlichen Gerechtigkeit ins Paradies der wirtschaftlichen Gleichberechtigung überzuführen.

Wie lange innerlich Briand an die Heilkraft dieses Mittels geglaubt hat, weiß ich nicht; weiß vermutlich niemand. Ich glaube nicht einmal, daß das Anpreisen einer solchen Banalität eine wirksame Sprosse zur Macht war. Aber das ist im Grunde so gleichgültig wie die Frage, mit welchen Lügen und Zweideutigkeiten die erste Wegstrecke Bonapartes gepflastert war: seine politische Laufbahn kam in Schwung, er lernte politisch und wirtschaftlich determinierte Menschen ganz aus der Nähe kennen, bewährte sich im Organisieren zunächst von Gruppenwünschen (als Gewerkschaftssekretär), leistete in den Kommissionen des Parlaments wertvolle Arbeit, fand für den Drang seiner warmen, bei allem natürlichen Fluß künstlerisch gegliederten Beredsamkeit ein Ventil und hat auf dem Geschwindmarsch zum Ministersessel schnell und gründlich erfahren, daß selbst die radikalste Neuerung den Panzer alter Einrichtungen, materieller Gepflogenheiten und ideologischer Vorstellungen nur ganz winzig durchlöchert. Ein Staatswesen lebt in der und durch die Kontinuität, es ist nie ganz alt und nie ganz jung; wie ähnlich in der Seele eines großen Staatsmannes das Revolutionäre und das Reaktionäre dicht beieinander wohnen. Übernimmt also ein Politiker die Leitung der Staatsgeschäfte, so bejaht er, er mag sich radikal nennen oder sozialistisch oder wie immer, der Hauptsache nach die politische und soziale Verfassung seines Landes in der überkommenen Form; er darf nicht dulden, daß den selbstverständlichen Voraussetzungen seiner Existenz der Gehorsam geweigert wird. Daher bekommt jeder Radikalismus im Amte und im Gewande der Autorität einen konservativen Anstrich. Das zeigte sich auch an Briand und überraschte.

Natürlich. Denn Minister aus dem sozialistischen Lager, die berufen sind, den kapitalistischen und imperialistischen Bourgeoisstaat zu leiten und einen Schatz daher bestimmter Ideologien zu verwalten, sind noch selten und machen die ersten Versuche, in dieses alte Schema die neuen Massenideale aufzunehmen. Sie können keinen Schritt tun, ohne die Genossen von gestern zu enttäuschen. Die ehrlichen Wegbereiter scheitern und versinken, als Verräter stigmatisiert, in die Anonymität. Der Fall Briand? Leicht möglich . . Es wurde ihm vorgeworfen, daß er bei der Trennung von Kirche und Staat die Kongregationen und besonders deren Eigentum allzu sehr geschont habe: aber er hat den Bürgerkrieg vermieden, ohne den köstlichen Grundsatz der Unkirchlichkeit des Staates und der Freiheit des Gewissens zu verletzen. Die Reform der Verwaltung, der Justiz, der Besteuerung, der Finanzen sind Dinge, die Briand nach dem Gebot seiner sozialen, meinetwegen: sozialistischen Gesinnung unternehmen wollte, darin bisher der Unterstützung der Unentwegten um Jaurès und Guesde sicher. Aber schon die Ankündigung seiner festen Entschlossenheit, der Korruption der Parlamentarier, der quinze mille, zu steuern, die Exekutive von der widerlichen Mitregierung der parlamentarischen Schmarotzer zu entlasten und den Deputierten — durch die Listenwahl — aus einem auf Provision

arbeitenden Kommis von Lokalinteressen zum Vertreter der ganzen Nation zu machen, hat die Maulwürfe in allen Lagern mobil gemacht. Die geheimen Widerstände wuchsen. Nur Pläne bisher; aber schon solche Pläne tragen das Geschlechtszeichen des Staatsmannes. Dazu gehört freilich auch eine starke Hand, ein Wille, der Ziele zu packen und Widerstände niederzudrücken vermag. Es war Briands Schicksal, diese starke Hand zuerst gegen die früheren Streikgenossen und die revolutionär-anarchistischen Tendenzen der Pariser Arbeitsbörse zu wenden: denn sie gab, gegen den Willen des Gewerkschaftsbundes, die Parole zum Eisenbahnerstreik aus. Es war sein, des platonischen Revolutionärs, Schicksal, den bürgerlichen Erwerbsstaat mit den schärfsten Machtmitteln des Staates vor dem Bruch zu schützen und durch die Mobilisierung der militärpflichtigen Eisenbahner zu erproben, wie tief die Staatsgesinnung des Franzosen noch reicht und wie weit die Staatsautorität greift. Er will nun versuchen, die Kontinuität des Staates und der Wirtschaftsgemeinschaft zu schützen: durch Beschränkung des Streik- und Koalitionsrechts der Arbeiter in öffentlichen Dienstzweigen. Es ist über die Maßen lehrreich, daß ein Sozialist auserwählt war, die Elastizitätsgrenze für die Ansprüche des Proletariats, der Staat zu sein, experimentell zu entdecken. Über diesem Experiment wird Briand politisch zugrunde gehen. Er wird seine revolutionäre Vergangenheit büßen, obwohl sie der unreife Ausdruck seiner Humanität und seiner lebensvollen sozialen Wirtschaftsgesinnung war. Aber die Briands werden nicht aussterben, Männer, die in die Bresche springen, um zu verhüten, daß die neue Ordnung eingeleitet wird durch Begründung — des Chaos; Männer, die sich durch den brutalen Mut beweisen, die Demokratie vor dem Pesthauch der Demagogie zu retten.

Ist der Sieg der Demokraten über die Republikaner in den Vereinigten Staaten eine Niederlage Theodore Roosevelts oder nicht? Das interessiert uns Europäer heute mehr als die wichtigen objektiven Folgen einer demokratischen Mehrheit im Kongreß. Tausend beredte Zungen priesen ihn als den Typus des homo americanus, als das Prachtexemplar einer Rasse neuer Willensmenschen mit unbegrenztem Zutrauen zu sich und schicksalsmächtig, weil sie im Glauben an ihre Schöpferkräfte groß wurden. Er regierte unaufhörlich, bei Tag und bei Nacht, mit Lunge und Zunge. Kein von Eitelkeit geblähter Potentat Europas war so sichtbar wie dieser: er war der Polarstern am politischen Himmel. Gigantisch wie sein Leib, wie sein (extensiver) Fleiß, wie sein Mammutappetit, wie sein Jägerglück war sein Optimismus: ein Walt Whitman der Politik. Mit seinem starken Atem blies er die schwarzen Wolken hinweg, die auch am amerikanischen Horizont sich ballten; und wenn ein kluger Ausländer (etwa H. G. Wells, der die Episode in seinem sehr persönlichen Amerikabüchlein erzählt)

einige Zweifel äußerte, schlug der Präsident, rittlings auf einem Stuhle sitzend, mit der Riesenfaust auf die Lehne und schrie: Nein, Nein, Nein. Und dieser Mann, Friedensfürst und Imperialist und Soldat und Geschichtsphilosoph und politischer Techniker und Journalist in einer Person, dieser Mann, der wie ein Imperator durch die Welt zog und mit den ältesten, distanzbewußtesten Monarchen als frère et cochon verkehrte, dieser Übermensch, der den neuen Nationalismus erfand, den Drachen der politischen Korruption bekämpfte, den Riesen Trust anfiel, die Räuberwirtschaft der großen Monopolisten denunzierte und sich zum Anwalt der täglich lauter grollenden Mittelklassenunzufriedenheit machte: er erlebte den glatten Reinfall seiner Kandidaten für die wichtigsten Gouverneursposten. Ist Amerika nicht reif für Roosevelts Patriotismus, oder mißtraut es der Partei, mit der er trotz seiner Auflehnung gegen ihre korrupten Regierungsmethoden sein Schicksal als Politiker dauernd verknüpft zu haben scheint? Seine Aussichten bei der nächsten Präsidentenwahl sind gering geworden; und es wird ihm nichts helfen, daß er mehr als irgendwer beigetragen hat, das Prestige seiner eigenen Partei zu verdunkeln und die Eintracht unter den Parteigenossen zu schwächen, indem er die reine parteilose Vaterlandsliebe und Menschheitsgesinnung predigte. Es stellt sich heraus, daß Amerika urteilsreifer ist als wofür es sein freiwilliger Vormund gehalten hat. Es hört auf, in den ungehemmten Wortfluten eines vom Heroenkultus berauschten Menschen die Stimme des öffentlichen Gewissens zu erkennen. Es verzichtet darauf, in den aus den abseitigsten Denkern zusammengetragenen, unausgeglichenen Banalitäten des Expräsidenten das letzte Wort amerikanischer Lebensstimmung zu suchen, und fängt an, sich ein klein wenig der Harlekinaden zu schämen, die dieser Napoleon der Eitelkeit an den verwöhnten Stätten der europäischen Kultur aufgeführt hat. Seit seiner Rückkehr in die Heimat sind die Intellektuellen von ihm abgerückt: sie fanden seine Popularitätshascherei unerträglich. Und allgemein fühlt man, es sei sicherer, das Schicksal des sich sozialökonomisch rasend schnell vereuropäisierenden Landes der großen demokratischen Volkspartei anzuvertrauen, als Roosevelt ins Gestrüpp seiner persönlichen Politik zu folgen. Sind seine ursprünglichen so starken und reinen Instinkte noch unbeschädigt, so kann diese gründliche Abkehr nicht verfehlen, Eindruck zu machen. Es ist wohl möglich, daß die Zeit kommt, wo das amerikanische Volk und sein Gewissenswecker sich doch wieder finden.

Anmerkungen

Der Reichsbankpräsident

Kürzlich starb der Wirkliche Geheime Rat und mehrfache Ehrendoktor Richard Koch, der bis zum 1. Januar 1908 den ersten Platz im Direktorium der Reichsbank innehatte. Was über Richard Koch zu sagen war, haben die Nekrologe enthalten. Eins aber ließen sie unerwähnt: das Persönliche, die Charaktereigenschaften, die der Regent des wichtigsten Bankinstituts im Lande besitzen muß. Daß man das Bewußtsein hat, es könnten keine kleinen Qualitäten sein, die sich im Lenker des Goldes vereinigen, zeigte sich, als von der Nachfolge gesprochen wurde. Kochs Erbe war der Präsident der Preußischen Seehandlung. Da dieses Institut eine königliche Staatsbank ist, so wertete man seinen Vorgesetzten nach der Skala des Beamtentums und hatte Bedenken, ob seine Person genüge, um die Stellung im obersten Rat der letzten Instanz des Geldmarktes auszufüllen. Das war schon ein Urteil: der Reichsbankpräsident darf kein Geheimrat sein. Höchstens im Nebenberuf als Titularexzellenz. Aber der stärkste Teil seines Wesens mußte von einem freien, unbedingt sicher gehenden, Verantwortlichkeitsgefühl erfüllt sein. Die Reichsbank hat Währung und Kredit zu schützen. Je nach der Partei, der Einer zuschwört, legt er den Nachdruck auf die erste oder die zweite Aufgabe. Der Präsident aber muß über den Programmen stehen. Der Lokomotivführer kümmert sich nicht um Wesen und Art der Menschen, die im Zuge sitzen. Er sieht auf die Strecke vor sich. Das ist sein Programm. Ähnlich der Reichsbankpräsident: die Passagiere, die von der Reichsbank befördert werden, und die Leute, die vom Perron aus zusehen und kritische Bemerkungen machen, dürfen ihn nicht aus der Ruhe bringen. Vor ihm liegt die Strecke des Geldmarktes. Und wenn sich Hindernisse zeigen, muß er das Warnungsignal aufziehen; denn er ist Lokomotivführer und Streckenwärter zugleich. Dem Bewußtsein der Verantwortung benachbart ist der Sinn für Takt. Der Vorsitzende des Direktoriums der Reichsbank muß ein hohes Maß von richtigem Takt besitzen. Was ist Takt? Takt ist das instinktive Gefühl des richtigen Verhältnisses der eigenen Person zu Menschen und Vorgängen. Er setzt die Fähigkeit des Urteilens voraus; denn er kann ebensogut anerzogen wie angeboren sein. Aber gewisse Vorbedingungen müssen sich finden, sonst nützt alle Erziehung nichts. Die Reichsbank bildet den Mittelpunkt der Bankenrepublik. Es bestehen enge geschäftliche Beziehungen zwischen der Zentralstelle und der übrigen Finanzwelt. Im sogenannten Zentralausschuß der Reichsbank, der allmonatlich einmal zusammenberufen wird, sitzen Vertreter der Haute Banque. Die Notenbank muß die wirtschaftlichen Erscheinungen oft anders sehen, wie die eigentlichen Vermittler des Kredits sie erblicken. Wieviel Takt gehört dazu, um die Bankmänner ins Bereich der Anschauungen und Wünsche des Reichsbankpräsidenten zu ziehen. Sein Auditorium ist nicht abgeschlossen durch die Wände des Konferenzsaales im Bankpalast. Man hört ihn auch draußen und zieht die Denkerstirn in Falten, wenn im Saal sich Widerspruch gegen die Worte des Präsidenten erhob. Wie leicht kann solche Opposition Widerhall wecken, denn die Reichsbank muß sich gelegentlich mit der Börsenspekulation auseinandersetzen, die, im blinden Eifer, Währung und Diskont zum Teufel wünscht. Takt fordert auch die zwiespältige Natur des Noteninstituts. Die Reichsbank ist eine Aktiengesellschaft, die unter der Aufsicht des Reichskanzlers steht. Das

Garantiekapital befindet sich im Besitz von Privatleuten. Wer 1500 Mark hat, kann sich einen Anteil der Reichsbank kaufen. Aber diese private Eigenschaft wird von dem öffentlichen Charakter der Bank überschattet. Daß sie über den Umlauf des Papiergeldes wacht und den gesamten Zahlungsverkehr regelt, ist ein Ausfluß ihrer Stellung, die weit über die Fläche des Prozentehandels hinausragt. Der Reichsbankpräsident muß die Naturgeschichte des Geschäfts kennen, muß Konjunkturen zu beurteilen und abzuschätzen verstehen, darf aber selbst nicht in der Materie stecken. Dabei darf er nicht in die Fehler des Theoretikers verfallen. Das wäre das größte Unglück; denn die wirtschaftliche Entwicklung verträgt keine Experimente. Richard Koch galt viel als Publizist; nie ließ er sich jedoch verleiten, die Aufgaben der Reichsbank dogmatisch zu lösen. Im Gegenteil trat er stets den Parteigöttern entgegen, die, zum Besten ihrer Gemeinde, die Reichsbank neutralisieren und auf bestimmte, im Treibhaus gezüchtete, Disziplinen ausprobieren wollten. Nur wer im Besitz einer Überzeugung ist, die die Feuerprobe der Erfahrung bestand, darf sich stark genug fühlen, die wichtigsten Beziehungen des Wirtschaftslebens zu überwachen. Sein Auge muß die Welt umspannen; es muß den Goldstrom bis zu seinen Quellen und bis in den letzten Arm seines Auslaufes verfolgen; vor seinem Blick muß das Bild des Weltverkehrs sich ausbreiten, und Auge und Hirn müssen fähig sein, die ständigen Veränderungen des Bildes aufzunehmen. Was in London, dem wichtigsten Goldmarkt; in Paris, dem üppigsten Goldlager; und in New York, dem gierigsten Goldfresser, vor sich geht, darf dem ersten Bankmann im Reich nicht verborgen sein. Wie könnte Einer, der im Bann der hierarchischen Ordnung lebt, sich zum Kosmopoliten wandeln? Daß Richard Koch es gekonnt hat, dankte er nicht der Vergangenheit, die mit ihren Wurzeln im Beamtentum ruhte, sondern dem rückhaltlosen Aufgehen in den Wundern einer beispiellosen wirtschaftlichen Offenbarung. Der Reichsbankpräsident übersieht das Spiel der Kräfte von der höchsten Warte aus; und niemand sollte besser wissen, als er, wie diese Kräfte gesteuert werden müssen. Koch hatte stets die Auffassung, daß die Reichsbank sich nicht zur unbedingten Herrin über Handel und Wandel machen könne. Nur korrigieren darf sie; aber nicht gewalttätig den Ereignissen sich entgegenstemmen. Es wäre schlimm, wenn der Führer der Reichsbank sich als Herr über Wohl und Wehe der Wirtschaft fühlte. Rasch verlöre die Bank dann Ansehen und Glaubhaftigkeit ihrer Mission. So liegt auch der Ruf des Zentralinstituts selbst in den Händen seines Präsidenten. Denn die Welt fragt nicht nach den Grenzen der Stellung: sie sieht im Präsidenten die einzig verantwortliche Person. Macht nun die Summe aller Eigenschaften, die man im ersten Vertreter der Reichsbank finden muß, eine Persönlichkeit aus? Die Antwort ist wohl zu bejahen; denn die Individualität braucht nicht notwendig auch geräuschvoll zu sein. Richard Koch war also im Kern seines Wesens mehr, als die Nekrologe von ihm gesagt haben.

Daniel Ricardo

Eine Prophezeiung Leonardos

Leonardo da Vinci hat in seinem Manuskript „Leicester", d. h. in dem Notizenheft von 23 Blättern, das zu Norfolk in der Bibliothek des Grafen von Leicester auf Holkham Hall aufbewahrt wird, als erster unter den Sterblichen die Idee niedergelegt, daß in vorhistorischer Zeit das Meer der Adria alles Land von Venedig und Este bis Mantua — Monza — Biella — Turin — Cuneo — Piacenza — Parma — Ferrara bis Ravenna mit seinen Fluten bedeckt habe.

Diese Ansicht des großen Gelehrten, Technikers und Künstlers wurde als richtig er=

wiesen. In der Pliocänperiode stürzten auf der Nordseite von den Alpen die reißenden Bergströme, die heute Dora, Sesia, Tessin, Adda, Oglio, Mincio, Etsch und Brenta heißen, in jenen Meeresarm hinab, während auf der Südseite vom Apennin die Wildbäche Trebbia, Scrivia Tanaro und Reno in jene Bucht fielen. Diese Flüsse haben mit ihrem Geröll und Geschiebe den Meerbusen langsam aufgefüllt.

Professor G. Uzielli hat in seinem Buche „Leonardo da Vinci e le Alpi 1890" die Zeit ausgerechnet, die zur Auffüllung des padanischen Tales notwendig war, so daß aus der immer schmäler werdenden Meerbucht mählich der Po entstand, und ist zu der Annahme von 983000 Jahren gekommen. Am Ende dieser Periode von rund einer Million Jahre konnte man vom Stromgebiet des Po mit seinen Zuflüssen sprechen. Die Gesteinsmenge, das Erdreich, das Geröll und der Sand der Alpenberge, die erheblich über eintausend Meter hoch den ehemaligen Meerbusen von der Adria bis zum Monte Viso auffüllen, geben jenem Boden seinen hohen Wärmegehalt: die Poebene ist das einzige Land in Europa, wo der Reis reif wird; auf der vom Monte Calbiga zum Comersee niedergehenden Moräne, worauf die berühmte Villa Carlotta bei Tremezzo mit ihren exotischen Gartenanlagen errichtet ist, gedeihen sogar der Johannisbrotbaum, die Dattelpalme und das Zuckerrohr.

Derselbe Leonardo da Vinci hat sodann im gleichen Manuskript auf Seite 27 (vgl. The Literary Works of Leonardo da Vinci by J. P. Richter 1883. II, § 954) die für seine Zeit erstaunlich kühne Hypothese ausgesprochen: „Der Pofluß trocknet in kurzer Zeit das Adriatische Meer aus, wie er schon den größten Teil der Lombardei trocken legte."

Die Tiefenforschungen im Adriatischen Meer, welche während der letzten zwanzig Jahre auf gemeinsame Kosten von den Kriegsflotten Österreich-Ungarns und Italiens ausgeführt werden, haben auch die Richtigkeit dieser Prophezeiung ergeben. Das Geschiebe des Po hat das obere Drittel des Adriatischen Meeres, dessen ursprüngliche Tiefe mit ungefähr 1600 Meter jetzt noch durch die Lotungen in Mitte der Linie von Bari nach Durazzo mit 1589 Meter festgestellt werden kann, nahezu aufgefüllt. Die allzu tief eintauchenden Dreadnoughts Großbritanniens wie der „Lion" können heute nicht mehr vor Venedig oder Triest erscheinen; dort fällt nämlich die Küste nur ganz langsam auf 3—5—8—14—20 Meter Tiefe. Der Querschnitt von Ravenna zum österreichischen Hauptkriegshafen Pola (140 Kilometer Länge) weist als Tiefen 9—30—45—48—41 Meter auf; der Querschnitt Ancona — Sebenico (190 Kilometer Länge) meldet als Tiefen 18—50—78—81 Meter. Die absolute Tiefe (Talrinne) geht regelmäßig in nächster Nähe der dalmatinischen Küste entlang. Der Querschnitt von Ortona bis Cattaro (340 Kilometer Länge) bringt die Maße von 115—140—221 Meter, um sofort südlich jählings in Tiefen von 474—612—1189 und 1310 Meter hinabzustürzen.

Diese Auffüllung der Adria mit Millionen von Kubikmetern Erdreich, Gesteinsmassen und Sand ist das Werk des Po.

Das fortgesetzte Zurückdrängen des Meeres läßt sich aber auch in historischer Zeit nachweisen.

Ravenna besaß dort, wo heute die byzantinische Kirche San Apollinare in Classe steht, den Hauptkriegshafen des weströmischen Reiches; heute liegt jener Hafen für die Kriegsflotte („classis") beinahe sieben Kilometer landeinwärts.

Der ganze Meeresarm von Venedig und Triest bis Otranto und Valona wurde nach der Hafenstadt Adria benannt; nun — diese Hafenstadt liegt heute 27 Kilometer landeinwärts an einem dünnen Seitenarm des Po, der Meerschiffe zu tragen nicht imstande ist, d. h. Adria hat seit drei Jahrhunderten aufgehört, Hafenstadt zu sein.

Das Po-Delta, das durch den einströmenden Etschstrom und durch den südlichen Brentakanal verbreitert wird, reicht heute

von Chioggia bis Ravenna, ist im Laufe der Jahrhunderte von Lendinara und Occhio bello um volle achtzig Kilometer ostwärts hinausgeschoben worden. Alles Land nordwärts von Badia bis Caverzere und Chioggia und südwärts von Finale und Ferrara samt den Ufern des Haffs von Comacchio ist aus Anschwemmungen des Po gebildet.

Das ist ein seltsames Gebiet, wie es nur noch in der Marschlandschaft der Friesen und in Holland anzutreffen ist. Der angeschwemmte Boden hat sich im Laufe der Jahrzehnte langsam gesetzt, so daß er von starken Deichen vor dem Einbruch des Meeres geschützt werden mußte. Die Flüsse und Kanäle aber — der Po teilt sich dort in eine Unmenge von Mündungen — haben langsam und stetig durch das Material, das sie mitführen, ihre Sohle gehoben. Dadurch wurden die Flußanlieger gezwungen, die Dämme fortgesetzt zu erhöhen und zu verstärken, um ihre Häuser und Ländereien vor Überschwemmungen zu schützen. Es handelt sich also durchweg um ein Land — fünfundsiebzigtausend Hektar umfassend — das unter dem Meeresspiegel und unter dem Flußspiegel der Kanäle und Strombetten liegt, die von hohen Dämmen eingesäumt sind. Um dieses Land, wo seither nichts wuchs als Schilf, Sumpfpflanzen und Salzgras, der Bebauung zu gewinnen, mußte es entwässert werden. Das aber stellte eine technische Schwierigkeit ersten Ranges vor: man mußte für das gehobene Wasser einen künstlichen Abfluß finden; denn der natürliche nach dem Meere war unmöglich, weil auch das Sumpfwasser nicht den Berg hinaufläuft, um den höherliegenden Meeresspiegel zu erreichen. Es galt also, das Wasser erst zu heben, um es dann aus einem erhöhten Bassin nach dem Meere ablaufen zu lassen. Diese Aufgabe wurde gelöst durch Anlage einer Reihe von Pumpwerken, deren mächtigstes, das neue Pumpwerk von Codigoro, mit seinen technisch vervollkommneten Maschinen und als Zentralanlage eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges vorstellt, welches gleichzeitig den Ruhm deutscher Technik in Welschland verkündet: seine Erbauer sind die Gebrüder Sulzer in Winterthur und Eduard Züblin in Straßburg im Elsaß. Der Bau des neuen zentralen Pumpwerkes war ein Kunststück: es galt für das vierstöckige Haus, das die schwere Maschinenanlage in sich bergen sollte, in dem großen grünen Sumpf ein sicheres Fundament zu schaffen. Man schritt darum zur Anlage eines modernen Pfahlbaues mit starkem Rost, wie ihn vor tausend Jahren die Venetianer anwandten. Mehr als tausend starke eisenarmierte Betonpfähle wurden zwölf bis zwanzig Meter tief in die Erde gerammt. Sobald ein leidlich widerstandsfähiger Grund und Boden erreicht war, begannen die Techniker frisch und flugs das Mauerwerk emporzuführen; denn sie vertrauten, daß das Pumpwerk schon in den ersten Tagen seine Pflicht und Schuldigkeit tun werde, indem es zuerst das Fundament seines eigenen Hauses trocken legen müsse. Diese Voraussicht hat nicht getrogen. Seit mehreren Monaten läuft das Pumpwerk ohne Störung, und seine Leistung ist nicht gering; denn beide Werke vereint, das alte wie das neue, vermögen siebzig Kubikmeter Wasser in der Sekunde zu heben und zwar sechs Meter hoch. Diese Menge stellt den Inhalt eines mittelgroßen Flusses vor. Für die Kultur sind fünfundsiebzigtausend Hektar trefflichen Bodens gewonnen, der Weizen und Hanf in reicher Quantität und von vorzüglicher Qualität hervorbringt. So sind die Ödländereien von Ferrara, um deren Nutzbarmachung sich Fürsten und Völker jahrhundertelang vergebens abmühten, durch die Wunder der modernen Technik in fruchtbaren Ackerboden verwandelt worden — nach den weitschauenden Plänen des größten aller Wasserbautechniker, der im Nebenberuf gleichzeitig der genialste Maler, Architekt, Bildhauer, Geolog, Philosoph, Festungsbaumeister, Ingenieur und Kartograph war: Leonardo da Vinci.

Franz Lipp

Begegnungen mit Oscar Wilde

Von André Gide ist unlängst (beim „Mercure de France") ein kleines Buch erschienen, das sich „Oscar Wilde" nennt, — ganz als ob es eine entscheidende oder doch umfassende Darstellung verspräche, — aber schon in der Vorrede zugeben muß, daß es nichts hat als die Schilderung dreier noch dazu flüchtiger Begegnungen und schließlich einen — schüchtern verherrlichenden — Essay über „De profundis". Allein wer es dann doch gelesen hat, wird ergriffen gestehen müssen, daß hier Wildes ganzes Wesen und Schicksal für immer festgehalten ist. Das Triptychon seines Lebens ist hier aufgestellt, aufgerollt die drei Akte, in denen Sage zum Drama wird, die drei tragischen Etappen: Glanz, Hybris, Zusammenbruch. In diesen drei Begegnungen treten sie in Erscheinung ein; die Bildnisse Oscar Wildes, des namenlosen C. 3. 3, Sebastian Melmoths drücken sie dunkel allegorisch aus. Man wird bei ihrem Anblick immer an Gestalten des Griechentums erinnert und wenn es wahr ist, daß man die Größe eines Lebens am sichersten erkennt, indem man die Gesetze der antiken Tragödie darauf bezieht, so muß man diesem einen Rang zusprechen, der nur von dem der Heroen übertroffen wird. Was scheidet auch diesen englischen Edlen von Phaëthon, von Paris, von Alcibiades? Gleicher Glanz, gleicher Reichtum der Kräfte, gleicher müheloser Sieg an jedem Ziel zeichnen gemeinsam ihr Gedächtnis aus; gleiche Trauer um niederes Ende überflort es. Nicht an der Erhöhung — an der Entfaltung solcher Gaben scheint sich der göttliche Blitzstrahl entzündet zu haben. Aus „De profundis" erfährt man, was dieser Mensch besaß, — was das Gefängnis in ihm löschte, wird nie ein Dichter ganz erfahren. Aber so wie es seinen adligen Namen löschte, daß er ihn niemals wieder fand, nicht anders hob es seinen Besitz auf bis zu dem „Glanz und der Kühnheit des Gedankens", bis zu der letzten inneren Kraft, welche Gestalten oder Gesänge aus den Träumen herüberholt. — Und so mag man die Höhe dieses Sturzes ermessen, indem man das Leben des Alcibiades und das des heiligen Franz wie Beginn und Ende eines Daseins gegeneinander betrachtet.

Oscar Wilde hat diesen Vergleich in einem Gespräch mit Gide gezogen — aber Gides ganzes Buch ist diese Betrachtung selbst. Es setzt mit dem Jahre 91 ein. Wilde war damals tief im Ruhm. Er kam nach Paris und „sein Name lief von Mund zu Mund". Gide hört bei Mallarmé von ihm sprechen, man schildert ihm den „brillant causeur" und der junge Mensch brennt darnach, ihn kennen zu lernen. Ein Freund tut ihm die Liebe und lädt Wilde zum Diner. Und er kommt! Er spricht! Nein — „Wilde ne causait pas: il contait". Aber was er redet, ist Wunderbarstes: plötzliche Dichtungen, am Augenblick entflammt. Legenden, Parabeln, erleuchtet von Symbolen, am liebsten mit evangelischem Schein; selbst sein Witz entspringt der heiligen Geschichte. Man hat ein Gefühl, als wären überall die lachenden Landschaften persischer Dichter, aber wie Spiegelungen erlöschen sie schnell. Das Funkeln der Gedanken hat etwas Magisches, das Strahlen der Bilder etwas Entzückendes — und wäre nicht das Spielerische am Ton des Sprechenden so leicht herauszuhören: — der Begriff des Dichters selbst würde hier zur Erscheinung, der aus seiner Brust immer neue Schätze herausholt, sie an Lauschende zu verschwenden. Aber es sind nur die falschen Edelsteine der Paradoxe, die man daran erkennt, daß sie blenden statt leuchten. Und Wilde setzt aus ihnen — soll man sagen: aus ihnen allein? — das Mosaik seiner Legenden zusammen. (Keiner der Entzückten bemerkt, daß auch das Mosaik dieser Seele aus den gleichen geschliffenen Steinen besteht).

Nach drei Jahren — in Algier. Der Stern Wildes steht tief. Der Ästhet läßt seine Maske fallen und bekennt sich offen

zur Lust. (So beginnt – ihm selber nicht bewußt — die langsame Entschleierung seines Herzens) „Pas le bonheur! Surtout le bonheur! Le plaisir!“ Seine Gesellschaft: Verbrecher und Dirnen, an die er sein Geld verpraßt. „Ich hoffe, diese Stadt gut demoralisiert zu haben“, sagt er zu Gide und schauernd entsinnt sich dieser Flauberts, der eben jenen Ruhm am gierigsten begehrte. — Und immer höher wächst die Vermessenheit des verlorenen Menschen, die Verzweiflung, mit der er sich selbst aufgibt. Es hat etwas Erschütterndes, wie er sich so Stück um Stück verleugnet, endlich auch sein Dichtertum. „Ich habe mein Genie in mein Leben gelegt, mein Talent nur in meine Werke.“ Es war nicht seine Seele — nur sein Kleid. Er reißt es sich herab — das ist Größe. Es muß in ihm wie tödliche Flammen gebrannt haben. Da wird er plötzlich Herr aller dieser Dämonen, auch seiner selbst: — der Entschluß steht fest, nach London zurückzukehren. Gide beschwört ihn, von solchem Wahnwitz abzustehn. Aber er: „Es muß etwas geschehen, — etwas Neues!“ — und schifft sich andern Tages ein. —

Das dritte Bild. Ein Herr Sebastian Melmoth wohnt einsam in dem Dorf Berneval, hoch im französischen Norden. Es lebt sich gut dort. Nie wird Sebastian Melmoth Berneval verlassen, denn der Pfarrer hat ihm einen Sitz im Kirchenchor angeboten, die Pächter kommen, sich von ihm Bücher auszuborgen, — und dann die Kinder! Er hat ihnen ein großes Fest gegeben, am Thronbesteigungstag der Königin und sie sind gekommen, alle vierzig Schulkinder, mit ihrem Lehrer. Man sieht die Augen des Erzählenden aufleuchten — ah! der brillant causeur ist noch nicht erstorben! Gleich spricht er weiter: von Dostojewsky, von Flaubert. „Aber Flaubert ist nicht so groß wie die Russen, denn er hatte das Mitleid nicht. Und das Mitleid ist die Seite, an der ein Werk unendlich scheint.“ — Und Erzählungen aus dem Gefängnis beginnen.

Diese Erzählungen haben den Ton des „De profundis“: das Dunkle und Demutvolle und den leisen inneren Genuß daran. Wie die Gefangenen eine einzige Stunde des Tags im Hofe sich ergehen dürfen (o Fidelio), — aber ein hartes Verbot verwehrt, zu sprechen. Und wie einmal einer hinter ihm flüstert: „Oscar Wilde, ich beklage Sie, denn Sie müssen mehr leiden als wir“. Er aber erwidert: „Nein, mein Freund, wir leiden ganz gleicher Weise“. Aber von diesem Augenblick an verließ ihn die Lust nach dem Tod. — Nun sprechen sie Tag für Tag, heimlich. Bis es bekannt wird. Und jetzt ist es rührend, zu sehen, wie jeder die Schuld auf sich nimmt, bis sie sich endlich in die Strafe teilen dürfen. Aber nachher haben sie's doch wieder getan und auch die anderen alle. Und jedem hat er gesagt: „Wenn ihr herauskommt, ist das Erste, was ihr tut, zur Post zu gehen; da liegt ein Brief für euch und Geld.“ Und wie sie dankbar waren! „Jetzt sind es schon drei, die hierhergekommen sind. Ist das nicht ganz wunderbar?“

Man glaubt, den lächelnden Blick zu sehen, der den leisen Worten eine kleine Strecke zu folgen scheint. Schmerzlich erfährt man wieder: wie jedes Leben — und sei es noch so hoch geschleudert, mit derselben Parabel sich senken muß: auch Oscar Wildes letztes Symbol ist das Mitleid. Das Wrack seines Prachtschiffs landet am Christentum wie alle zerschellten königlichen Yachten. Was einstens Spiegelung war, wird nun Land. Daß er den dornigen Stirnreif wie einen goldnen trägt, daß ihn sein Märtyrtum beglückt wie damals Geist oder Schönheit oder Luxus, vermag nicht genug Zweifel an der inneren Erlebtheit solcher Wandlung aufzubieten. Aber vielleicht ist es gar keine Wandlung gewesen. Wer sich des Erzählers entsinnt, der aus der heiligsten Legende Gestalten beschwor, nie gesprochene Heilandsworte fand, eine weltliche Wahrheit (oder Lüge) zu verschleiern oder zu zieren —: der weiß, welche Küste dieses

Schiff immer wieder anzog; welche Gestalt dieses Leben von jeher — wenn auch durch immer andere Medien — dunkel beherrschte. Es kommt überraschend — aber es ist gleich klar: es war Jesus.

Felix Braun

Heilborns „Steile Stufe"

Das ist der Herbst . . .

Ernst Heilborn rührt in seinem Buch „Die steile Stufe"* mit vorsichtig leisen und sehr wissenden Bewegungen an nachdenksame Lebenssachen. Der Mann vor fünfzig Jahren ist sein Thema, auf der Schwelle zum Abstieg, und doch nicht wunschlos. Er erlebt ein letztes Glitzerndes, Schillerndes, er will es halten, es zerrinnt ihm und nun fällt wohl unwiderruflich eine Tür hinter ihm ins Schloß. Wie der Dichter dieses Erlebnisses sich zu ihm einstellt, und wie er seine Phasen in wechselnden Brechungen spiegelt, das scheint mir wertvoll.

Lyrik schwingt unter den Dingen; äußerlich aber werden die bürgerlichen Maße gewahrt, wie schon das Personenverzeichnis zeigt, das einen Justizrat Joachim, verwitwet, seine Klientin, Frau Doris Ehlert, gleichfalls verwitwet, und seine heranwachsende Tochter Julie nennt.

Wie nun in dem wohltemperierten Klima des bourgeoisen Haushaltes die Unruhkobolde des Gefühls erwachen, wie mitten in der korrekten Ordnung die Minen zu arbeiten beginnen, das wird von einem scharfsinnigen Diagnostiker beschrieben.

Heilborn schildert, wie es Lessing einmal ausdrückt, alle „die kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich ein Gefühl in unsere Seelen einschleicht, den unmerklichen Vorteil, den es darin gewinnt, alle die Kunstgriffe, mit denen es jede andere Leidenschaft unter sich bringt."

Gefühlschemie wird hier demonstriert in ihren Prozessen, ihren Zersetzungen, den sich bildenden Kristallisationen, den Hemmungen, Abflauungen, und Wieder-Neubildungen. Ein erfahrener Kenner der Vorder- und der Hintertreppen der Seele entlarvt hier die Selbsttäuschungen, die Rabulistiken, die Schliche, mit denen die Instinkte gegen die Überlegung intrigieren.

Leis humorhaft stellt sich das oft dar und immer mit jener zurückhaltend indirekten Charakteristik, die nicht kommentierende Aussagen über die Personen macht, sondern fruchtbare Momente und Situationen schafft, die sie zu unbewußtem Selbstverrat verleiten.

Kenner und sicherer Nachzeichner von Gefühlskurven ist Heilborn. Er weiß um die Unlust in der Lust, er weiß auch um alles Meteorologische der Stimmung, um die Witterungsumschläge, um das Frösteln aus heiterem Himmel; er weiß, daß man in der Ruhe die Unruhe sucht, und in der Unruhe Friedenssehnsucht spürt. Und er weiß vor allem, was sein Justizrat, von den gauklerischen Trugbildern verführt, nicht bedenkt, daß die innigste Nähe und das Dauerzusammensein auf der Reise eine gefährliche Prüfung ist und schon die Entfernung und den Verlust in sich tragen kann. Und, wie nun hier zwischen dem alternden Mann und der jugendlichen Frau, trotz augenblicklichen Beieinander-Glücks, das Nachgefühl, Enttäuschung, Peinlichkeit und Fremdheit wird, das läßt uns ein Dichter mit wortloser Melancholie fühlen.

Doch sie schwingt sich wiederum humorhaft aus. Heilborn kennt seine Menschen durch und durch; er schöpft das Gefühl einer Situation tief aus, er wird aber niemals selbst von dem Gefühl verlockt, in ihm poetisch weiter zu plätschern, sondern streng hält er sich in den Wesensgrenzen seiner Menschen. Sie sind ihm allein Bedingung, „nach dem Gesetz, wonach sie angetreten". So läßt er den Justizrat, bei aller Bitterkeit — auch eitel sind wir wohl ein wenig — mit einem gewissen Aufatmen fast zufrieden sein über Frau Doris Scheidebrief, daß er nun nicht zu

* Egon Fleischel & Co., Berlin.

heiraten braucht. Er kommt jetzt wieder zu sich selbst, zu seinem Amt und Würden, und vom lustigen Witwen-Cliquot zum gesetzteren Burgunder, und er findet ein neues Rollenfach als kleidsamer Vater der jungen Dame, die sich aus den — übrigens außerordentlich lebensecht erfaßten – Backfischkrisen allmählich herauszumausern anfängt. Humore, Illusionen, Melancholien und Resignationen klingen hier irdisch-einheitlich zusammen, und schließlich senkt sich über die kleine närrische Welt etwas Sänftlich-Beschwichtigendes: es geht vorüber, alles miteinander. So kann dies Buch in seiner scheinbar kühlen Temperatur und seinem Moderato doch „ein großer Tröster" werden.

Felix Poppenberg

Weltspuk

Und alle Jahre ein Versbuch Dauthendeys; das enthält hundert Gedichte oder mehr. Dies Jahr kam erst ein Jugendwerk, neugedruckt (in Ernst Rowohlts Verlag) „Schwarze Sonne"; dann ein starker Band neuer Gedichte „Weltspuk" (bei Albert Langen); und ein Epos großen Umfanges wird angekündigt, ein Drama dazu. Auch als Freund dieser reichen Begabung wird man ein wenig ängstlich angesichts dieser überquellenden Produktion. Man weiß, Max Dauthendey ist nicht der Dichter in seltener Feierstunde, in erhabener Überschau; er ist der Sänger aller Augenblicke, ein liedstarkes Gefühl füllt ihm alle Stunden, denn er braucht die Erhebung nicht; er dichtet nicht über den Dingen, nicht über die Dinge — in ihnen, aus ihnen heraus singt seine Seele. Aber mag dieses ganz naturnahe Dichterleben auch unversieglich hinströmen — muß es nicht im Kreislauf des Jahres immer das gleiche hertragen? Muß nicht das immergleiche Lied in aller Zartheit, allem Reichtum seiner Abtönungen uns auf die Dauer gleichgültig, reizlos werden?

Mit solchen Befürchtungen schlägt man die neuen Gedichte auf und liest die ersten Zeilen:

Jeder kommt einmal zu der Erde Rand,
Wo das Land aufhört, Wirklichkeit und Zahl,
Zur Versenkung, drinnen Jahr um Jahr verschwand;
Wo kein Wegmal und auch keine Wahl
Zwischen Nacht und Sonnenstrahl,
Zwischen Berg und Tal.

Da horcht man auf, betroffen fast vor Freude: was für ein dunkler Klang steigt da empor, welch gespenstische Hoheit, welch geisterhafte Größe? Eine neue Saite ist auf die alte Leier gespannt, anders läßt die Seele dieses Unerschöpflichen jetzt die Jahreszeit zurücktönen. Und man liest weiter, in diesem ersten Gedicht, dieser „Sommerelegie":

Sieh, das Sommergrün steht schon grob und groß,
Manche Ranke, derb und kühn, in den Himmel schoß,
Zuchtlos brüsten sich Unkraut und Gedanke.
Berge Laub sind aufgebaut, Wachstum ohne Schranke,
Als bringt nichts sie um, die sich aufgerafft vom Staube;
Strotzend gafft der Baum aus der Blätterhaube.

Hier sind alle Tugenden, die wir an Dauthendeys neuer Lyrik kennen, wohl zu finden: die ganz eingeborene, ganz freie Sprechmusik, die mit der Fülle ihrer schweren Reimverschlingungen so erschütternde Zäsuren schafft, — die starke Schlichtheit der Naturanschauung, deren symbolische Kraft die allegorisierenden Verstiegenheiten seiner Jugendwerke (der „Schwarzen Sonne" zum Beispiel) längst abgelöst hat – die sprachliche Tiefgründigkeit und Gradheit, die ganz vulgäre Wendungen wie „umbringen" und „sich trauen" in den Kreis der eingeborenen Musik zu ziehen und dadurch vornehm groß zu machen weiß — all diese Qualitäten, an denen etwas wie ein neuer Volksliederstil wachsen kann, sind wieder in diesen Vers-

zeilen. Aber noch eines mehr: noch eine Tiefe des Atmens, eine Größe des Herzschlags, Durchgeistigung der Welt, die sonst nicht war in Dauthendeys Singen. Und wir ahnen die Quelle dieser neuen Kraft, wenn wir dem Schluß der Sommerelegie lauschen:

Gib mir deine Hand, dran die Adern blauen,
Deine Hand,
Die ich nicht am Wege blindlings fand;
Deine Augen,
Die auf Augenblicke wie goldsuchend schauen
Und zum Sand. —
Gleich sind aller Dinge Endgeschicke,
Aller, welche sich zu leben trauen.

Was uns aus dem schweren tiefbeherrschten Fall dieser Verse anweht, das ist der Gang einer Seele, in die heiligste Macht eingezogen ist: amor fati. — Nach den wildverzerrten Leidgebärden seines Anfangs, dem sanft genießenden Verweilen der späteren Zeit sieht Dauthendeys Auge nun wieder den großen Gram der Vergänglichkeit, den Weltspuk, zu dem diese schöne Sinnenwelt immer der zugreifenden Hand zerrinnt. Aber jetzt sieht er es ohne Groll und Empörung, und auch ohne wehleidige Klage. Er sieht es mit der Größe einer Seele, die sich Teil weiß des Unvergänglichen, das durch alle Gestalt hindurch geistert, er sieht es ruhend an, über den Wassern — er zürnt und klagt nicht mehr, er sieht. „Reif sein ist alles." Zu einer letzten herben Süße ist Dauthendeys Menschlichkeit gereift, das gibt seinem Liede den neuen geisterhaft hallenden Klang. Das gibt seinem neuen Versbuch den eigenen Wert, wenn auch nicht viele Stücke darin sind von der hohen Vollkommenheit dieses einen, ersten, dieser Sommerelegie.

Julius Bab

Kellermann: Das Meer

Wie macht man eine bretonische Stadt? Man nimmt eine Kathedrale, klebt drei Dutzend enge Gassen an sie an, zieht eine Stadtmauer rundherum, in die Stadtmauer schneidet man Tore, draußen gießt man das weite Meer hin, das offene brandende und den zahmen Hafen. Daraus ergibt sich dieses: schaut man von der Kathedrale durchs Tor zur Stadt hinaus, so sieht man das Meer, schaut man vom Meer in die Stadt hinein, so sieht man die Kathedrale. Die Menschen der Bretagne haben ihre Städte so gemacht und der liebe Gott wird wohl die Menschen der Bretagne ähnlich gemacht haben, sonst wären ihre Städte anders ausgefallen. Will einer Bretonen schildern, so muß er das Meer draußen um sie herum fühlen lassen und die Kathedrale drinnen in ihnen.

Dieses Buch heißt kurz: „Das Meer"*, und das Meer tönt so laut in diesem Buch, daß man versucht wäre, die Menschen darin als etwas Nebensächliches in einer wilden Landschaft aus Klippen und Wasser anzusprechen. Doch wirft sich einem gleich die Frage hin: wie sieht die Kirche inwendig in diesen Bretonen aus, die auf der betrunkenen Insel des Buches hausen und in den kleinen Fischerkuttern, auf denen Kellermann ihr Leben geteilt hat? Einer von ihnen sagt: „Auf dem Lande glaube ich nicht an Gott, aber auf dem Meere!" und auf einmal höre ich in ihm den tiefen ausgehaltenen Orgelton schwingen, der die Kirchenpfeiler und die Trommelfelle im gleichen Takt erschüttert, in Wahrheit ist es die Windsbraut, die draußen Sturm und Lebensnot und schwer verdientes Brot singt. Ich sehe mir den Menschen, der so gesprochen hat, näher an, und ich erkenne in der vorsintflutlichen Wildheit dieses Bewohners des Finistère den Chouan-Nachfahren, dem sein Katholizismus sein Ein und Alles zusammen ist und der sich jeden Augenblick vorsagen kann: daß sein Tod in eine salzige Welle eingewickelt sein wird und nicht in den sanften Tropfen Öl, und vielleicht wird sein Tod sogar so jäh und eiskalt in ihn hinein-

* „Das Meer", Roman von Bernhard Kellermann. (S. Fischer, Verlag, Berlin, 1910).

fahren, daß die erfrorene Hand oder der zerbrochene Arm den Tod gar nicht mit dem Kreuzeszeichen wird bewillkommnen können, in der letzten Sekunde, vor der sich der Fischer aber nicht der Katholik fürchtet. Diese ständige Drohung des Meeres peitscht allmählich den letzten Rest von Heiligkeit aus den Seelen seiner Umwohner heraus, und wenn sie erst ihren mittelalterlichen Fanatismus von sich gegeben haben, dann bleibt das tiefe Untier da, zeitlos und schreckenerregend wie die Natur selbst.

Die Insel, auf der Kellermann seinen Roman erlebt hat, darf ich hier nicht beim Namen nennen, weil Kellermann das im Buch auch nicht tut. Auf meiner Weltkarte, auf der ich ganz Europa mit dem Handteller zudecken kann, steht ihr Name deutlich aufgedruckt, obzwar die Insel keine fünfzig Quadratkilometer groß ist. An ihr schlagen sich die atlantischen Stürme tot, ihre Ränder nach dem Offenen zu dürften ebenso zerhackt und zersägt sein von Wind und Wasser, wie die Ränder von Cornwall drüben sind, das ich gut kenne. Zwei Leuchttürme, die Marconistation und ein Rettungsboot, das ist die Zivilisation; Tiere weiden auf den mageren Wiesen; es gibt auch Gespenster dortselbst, rastlose Seelen von Menschen, die Menschen gemordet haben, und von Menschen, die vom Element ermordet worden sind. Da sind Fischer und Lotsen, da sind Mädchen, Weiber und Witwen, und da ist der Erzähler selbst, ein sonderbarer Mensch, wahrscheinlich Dichter, wahrscheinlich ein Gezeichneter, der durch „eine der offenen Türen Europas" hinausgeschlichen ist zu diesem wüsten Urvolk; jetzt haust er mit ihren Weibern, säuft aus ihren Flaschen, zieht mit an ihren Netzen, flucht ihre Flüche mit und hat Kultur und alles so gründlich vergessen, daß wir mit keinem Wort erfahren, was er ist und woher er kommt und was ihn eigentlich hierhergejagt hat, aber das ist gar nicht nötig.

Er fühlt das Meer wie die Wirkung eines Gebetes und das ist genug. Er wälzt sich abseits in der Sonne, läßt sich, den Tod in Liebe wie ein Weib verachtend, von der Woge schleudern, er belauscht das Inselgespenst, schwätzt mit Stein und Tier und hört aus den Winden wie ein Präzisionsinstrument heraus, mit wieviel Seemeilen Geschwindigkeit sie daherkommen, er ist ein Mensch nach meinem Herzen wie sein Autor. Ich verzeihe es ihm gut und gern, daß er aus seiner Geliebten Rosseherre eine Personifikation macht und ihre Seele so undeutlich von der Meeresseele lostrennt, daß alle Golfe und Funkenwellen durch sie hindurchlaufen und wir ihre Ufer ganz verlieren. Seine Freunde sucht er sich unter den Wildesten der Insel, Gesellen so aus Stein und so von den Leidenschaften zerfressen wie die Klippen hinter dem Rand. Und das ist das Wundervolle an dieser unsichtbaren, nur vernehmlichen Mittelgestalt: ich spüre, wie dieser aus der Kultur hervorsteigende Mensch das Leben derer um ihn miterlebt — er ahmt ihr Leben nicht nach, sondern es schießt vom Grund seiner Menschlichkeit das Primitive vom Anbeginn hervor, das immer und ewig jede chemische Verbindung zurückgewiesen hat; und jetzt sind sie eins geworden: der den gefangenen Fisch mit einem Schimpfwort empfängt und der sich vor sein Ingeborgtintenfaß setzen wird und schreiben.

Von einem Buch, an dem etwas ist, darf der Leser verlangen, daß es ihm zumindest das Bestreben, wenn nicht eine neue, positive Möglichkeit weisen soll, wie der Leser von sich selber loskommen könnte? Kellermanns Doppelgänger im „Meer" ist ein flüchtiger Gast und schlüpft bald durch die angelehnte Tür in dieses Europa zurück, in dem einer aussieht wie der andere. Aber wäre nicht das wehmütige Abstauben der Knie in dem Abschiedskapitel, wäre nicht das inbrünstige Mitsingen im Meereschor, das das Buch anfüllt, dem Leser in den Ohren zurückgeblieben, der Leser wüßte es doch genau, wo die Heimat eines Menschen von seinem Blut gelegen ist.

Arthur Holitscher

Revolution in Monaco

Vorsicht. Man darf nicht vom Fürstentum Monaco sprechen, wie vom Großherzogtum Gerolstein. Monaco, der Staat Monaco existiert. Mehr noch: er war bis vor kurzem ein völkerrechtliches Problem. Er bleibt eine Zukunft. Man überlege nur. Monaco hat einen Hafen. Sachverständige können sich nicht darüber unterhalten, ohne daß ihnen vor Rührung die Tränen in die Augen treten. So wunderbar ist dieser Hafen. Er mißt 470 Meter in der Länge, 410 Meter in der Breite. Die Einfahrt wird von zwei, 170 und 80 Meter langen Dämmen beschützt, deren Fundamente bis zu 38 Metern tief gehen. Dahinter befänden sich die gewaltigsten Kriegsschiffe in Sicherheit, zwischen der Rhede von Villefranche und der italienischen Grenze. Wir können nicht dulden, sagten die Franzosen, daß an diesem Ende unseres Landes ein neues Calais entsteht! Monaco hat auch eine Spielbank, eine ausgezeichnete Spielbank. Man darf sie ohne Zögern musterhaft nennen. Und sie bringt dem Beherrscher des Fürstentums jährlich 6 Millionen ein, oft mehr, nie weniger. In die übrigen Millionen teilen sich ein Rennstallbesitzer, ein prinzlicher Akademiker, eine griechische Fürstlichkeit und ein belgischer Bankhalter. Ist es vielleicht gleichgültig, wer in Zukunft dieses Geschäft macht? Aber in ernsten politischen Betrachtungen über Monaco spricht man nur ungern vom Spielhäuschen. Das völkerrechtliche Problem, das ist der Hafen. Man spricht nur vom Hafen. Er ist eine ernste Angelegenheit. Man kann sich um seinen Besitz balgen, ohne daß einem jemand schimpfliche Gewinnsucht vorwirft. Nun, und wer sollte den Hafen erben? Albert I., der zweimal verheiratet war, hat nur einen Sohn. Er ließ sich beidemal scheiden und hat dann nicht wieder geheiratet. Es bleibt also bei dem einen Sohn. Diesen Sohn, den Prinzen Louis, aus Alberts Ehe mit der Fürstin Alice, geborenen Heine, Witwe des Herzogs von Richelieu, kann der alte Fürst nicht ausstehn. Die Nähe der Spielbank soll auf die Erziehung des Jungen verderblich gewirkt haben. Er gab Geld aus, als wäre er ein Sämann. Er machte leidenschaftlich Schulden. Albert verbot ihm Haus und Fürstentum. Er wollte ihn nicht mehr sehn! Wer aber sollte nach Alberts Tod das landesherrliche Privileg ausüben, die Roulette an den Meistbietenden zu vermieten? Der Herzog Urach, Graf von Württemberg, Oberst des 26. württembergischen Dragonerregiments und Maltheserritter? Er war lange Favorit. Doch zog er, obwohl Vater von sieben Kindern, seine Kandidatur zurück. Als Prätendent folgte ihm Prinz Georg von Griechenland. Er hatte in der Kretafrage sein staatsmännisches Talent bewiesen und war zur Erholung Griechenlands auf Reisen geschickt worden. Aber seine Schwiegermutter ist eine Prinzessin von Monte Carlo, wie man die Damen des Spielpächters zum Unterschied von den legitimen Mitgliedern des Fürstenhauses Monaco nennt. Wer den Prinzen in den Nachtrestaurants von Montmartre unter großen Federhüten Champagner trinken sah, mochte in ihm den ausersehenen Erben des Fürstentums erkennen.

So stand es im vergangenen Monat Juli um Monaco. An die monegaskischen Bürger dachte bei der Erwägung des Problems niemand. Die waren glücklich. Sie führten ein leichtes Leben als Kroupiers, Detektivs und Feuerwehrmänner und brauchten keine Steuern zu zahlen. Man vermutete, daß sie, unbesorgt um politische Fragen und Budgetkünste, die letzten glücklichen Bürger der Erde seien. Zwei möblierte Zimmer, die sie an Ausländer vermieteten, sicherten ihnen eine gewisse Wohlhabenheit. Sie brauchten nicht viel zu arbeiten. In Monaco geboren zu sein, war ein Beruf, der seinen Mann nährte. Die einzige staatsrechtliche Garantie, die sie brauchten, war, daß ihr Fürst sie gegen Einwanderungsversuche und Konkurrenz schützte. Und das tat er. Im

übrigen legte er ihnen keinerlei Lasten auf ... Um so mehr überraschte die Kunde, daß die Bürger des Fürstentums neuerdings mit deutlichen Anzeichen von Unzufriedenheit zum Palais ihres Fürsten emporblickten. Der Gemeinderat von Monaco, den es also doch gab, erließ die Bekanntmachung, daß er unzufrieden sei und die Konstitution verlange .. Monaco sei der einzige Staat in Europa, der keine Konstitution habe. Es kamen Straßenumzüge zustande. An einem gewitterschwülen Sonnabend zählte man elfhundert und einige Demonstranten. Sie begleiteten gewählte Abgeordnete zu Albert I., und da sie gedroht hatten, die bevorstehende Einweihung des Tiefseemuseums durch Lärm und Aufruhr zu verderben, wenn der Tyrann sie nicht empfinge, so hörte der Fürst die Gesandten des Volkes an und versprach sie ihnen, die Konstitution.

Monaco schien wieder ruhig. Es war die Stille vor dem Sturm. Mitte Oktober brach in Monaco die Revolution aus. Die Bürgerschaft stand auf und schickte Abgeordnete nach Paris. Als sie in Paris eintrafen, reiste der Fürst ab. Die Abgeordneten fuhren ihm nach. Unterdessen war in Monaco ein Wohlfahrtsausschuß an der Arbeit. Er rief den Prinzen Louis ins Land und machte ihm ernsthafte Anerbietungen, die der verlorene Sohn leutselig annahm. Man wollte ihn sofort zum Fürsten ausrufen. Es sollte schnell gehn, wie immer bei Revolutionen. Louis mußte alle Stunde auf den Balkon seines Hotels hinaustreten und sich vom Volk akklamieren lassen. Er hielt dann kleine Ansprachen, worin er von der Freiheit und wohl auch von der Weisheit seines Vaters sprach, der sicher nicht zögern werde, die versprochene Konstitution herzugeben. Dann zog das empörte Volk zur Post und telegraphierte den Abgeordneten, was soeben wiederum an Begeisterung und Entschlossenheit in Monaco geleistet worden sei. Louis seinerseits ermahnte ebenfalls seinen Papa. Er verzieh ihm — um den Preis der Konstitution. Die Abgeordneten gaben die Depeschen aus der Heimat an den Fürsten weiter. Er sollte selbst lesen, der Tyrann! Albert hatte seinen Gouverneur, einen ehemaligen französischen Admiral, in Monaco zurückgelassen, damit der für ihn die Staatsgeschäfte führte. Man schnitt ihn. Niemand kümmerte sich um ihn. Er war gar nicht da. Wer regierte, das war der Prinz Louis auf dem Balkon seines Hotels. Daran war nichts zu ändern. Der alte Fürst mußte nachgeben. Aber der rote Schrecken herrschte in Monaco, bis die Abgeordneten mit der Unterschrift des Fürsten zurückkamen. Der Gouverneur verließ das Palais, Prinz Louis zeigte sich zum letztenmal auf einem Balkon — dem des fürstlichen Palastes! — und die Revolution war zu Ende. Die Bürger von Monaco haben sie jetzt, die Konstitution. Sie garantiert ihnen drei Prozent vom Reingewinn des Kasinos, was für den Anfang nicht übel ist. Sie dürfen wählen. Das Parlament hat das Budgetrecht ... Die befriedigten Sansculotten legten sich sofort eine Riesensparbüchse an, einen Reservefonds, der in fünfzig Jahren zu hunderten von Millionen angeschwollen sein wird. Das völkerrechtliche Problem ist gelöst.

Das war schon eine richtige Revolution. Ich bin nicht dabei gewesen und bedauere es sehr. Man kann heute das größte Zutrauen zu Revolutionen haben. Die schlimmsten fordern nicht mehr Opfer, als ein gewöhnlicher Zusammenstoß auf der Eisenbahn. Glaubwürdige Männer, die zur Revolution nach Portugal fuhren, versicherten mir nach ihrer Rückkehr, daß viele der zu vermerkenden Unglücksfälle von der ungewohnten Handhabung der Schießwaffen herrührten. In Monaco traten die Bürger nicht einmal unter die Waffen. Sie haben trotzdem drei Prozent von der Spielbank und die Konstitution erobert. Aber warten wir ab: die konstitutionellen Garantien werden wachsen mit dem Reservefonds .. Sie werden immer größer werden, bis zur völligen Befreiung, bis zum Tag, wo die Bürger

die Roulette in eigene Regie nehmen. Dann wird es nur noch Bankiers in diesem Land geben, und das ganze Land wird eine gemeinsam verwaltete Bank sein, mit einer Abteilung für Spieler, dem Kasino, und einer andern für weltumspannende Unternehmungen, dem Crédit monégasque. Monaco G. m. b. H. wird einen Aufsichtsrat wählen, der einen dekorativen Präsidenten bezahlt: den jeweiligen Fürsten. Es wird ein von jahrtausendalten Vorurteilen völlig befreites Land sein, mit einer wahrhaft modernen Gesellschaft, ein ganz vernünftiges Volk, ein Staatsgeschäft, das wirklich ein Geschäft ist.

Uns kann das gleichgültig sein. So lang die Spielbank besteht — und die Revolution hat sie geheiligt! — bleibt Monaco die Goldene Küste, wo schöne oder auch nur erfahrene Frauen Netze aus Liebenswürdigkeiten und strammeren Verlockungen auswerfen und die teure Last zwischen zwei Uhr nachts und zehn morgens mit einem kräftigen Ruck an Bord ziehn, wo Damen der Gesellschaft mit neugierigem Gesicht umhergehen, Hochstapler die guten Manieren lehren, geduldige Ehemänner sich angesichts des blauen Meeres inbrünstig nach ihrem Kontor sehnen, wo wir Elenden in den Hotels von englischen Ministern bedient werden. Mit dem Reservefonds und den konstitutionellen Garantien wird die Kultur steigen. Nichts wird die Bankiers hindern können, einen Phidias hervorzubringen.

René Schickele

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.